Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

alifornia
gional
cility

Digitized by Google

AP30
S94
v. 19
pt. 1

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

der Stadt Nürnberg
11. Nov. 1921

Das Buch eines Engländers

11. Nov. 1921

Das bessere Deutschland im Krieg

von

Harold Picton

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II

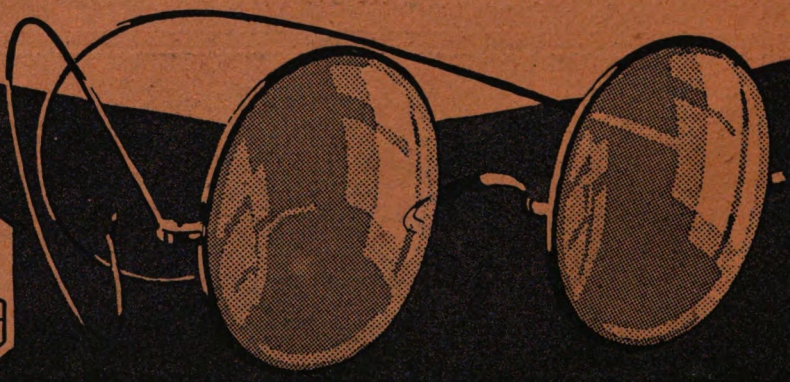
Süddeutsche Monatshefte
Preis M. 4.50
Verspätetes Oktoberheft 1921
Vierteljahrspreis M. 12.–
Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., Leipzig und München

Digitized by Google

Zeichnung von Th. Th. Heine.

ZEISS
Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete, für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser richtig zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen u. Kneifer Zeiss Punktalgläser ein.



Druckschrift
Punktal 5
kostenfrei
CARL ZEISS
JENA

Digitized by Google

AP30
S94
pt. 1

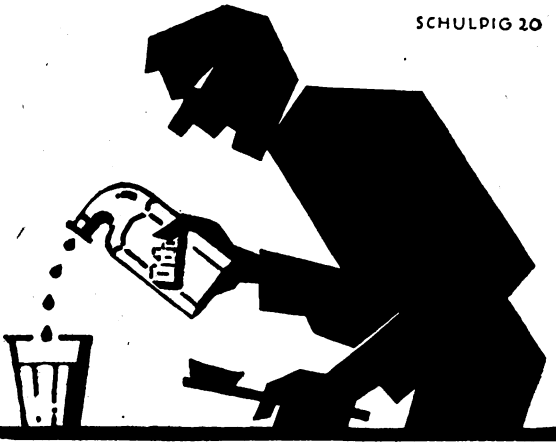
Es gibt nur ein Mittel, sich dauernd gesunde, kräftige und schöne Zähne zu erhalten: Odol!

Odol-Mundwasser wird seit 30 Jahren nach demselben Rezept aus reinstem Spiritus und edelsten Essenzen erzeugt. Es ist das einzige auf dem Markte befindliche Mundwasser mit einem derartig hohen Alkoholgehalt (83%). Wer Odol kauft, hat die Gewißheit, ein wirklich vollwertiges und preiswertes Produkt zu erstehen. Man bestehe auf dieser eingeführten Marke und lasse sich auf Anpreisungen minderwertigen Ersatzes nicht ein.

Neben dem Odol-Mundwasser empfiehlt es sich, zur mechanischen Reinigung der Zähne die

Odol-Zahnpasta

zu benutzen. Die Odol-Zahnpasta desinfiziert die Mundhöhle und löst den vorhandenen Zahnstein, dessen Bildung sie bei regelmäßiger Anwendung überhaupt hintanhält.



Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Oktober 1921

Vorwort der Süddeutschen Monatshefte

Lebenslauf von Harold Picton. Von Hauptmann Friedrich Wilhelm Utsch

Das bessere Deutschland im Krieg

Von Harold Picton

Übersetzt von Eveline von der Osten-Sacken

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Vorwort der englischen Ausgabe

Kriegsgefangene

Zivilgefangene

Repressalien im Guten

Wie die Deutschen sein können

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegen bei Halbjahrsregister und Inhaltsverzeichnis zu Süddeutsche Monatshefte, Jahrgang 1920/1921

Ein Verzeichnis der letzten Hefte der S. M. befindet sich auf Seite VI des Anzeigenteils.

Schrift- und Verlagsleitung: München, Königinstraße 103. Fernsprecher 30692
(nur von 8 bis 3 Uhr, Samstag 8 bis 1 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen)

Digitized by Google

Dieses Buch ist sehr verschieden von allem, was wir seit 1914 aus England gehört haben. Hier ist ein Engländer, der versucht, die Wahrheit über die Deutschen zu finden. Es ist von ihm nicht zu erwarten, daß er — noch dazu unter den Absperrungen des Krieges — alles in Deutschland so sehen konnte, wie es war. Wir beobachten mit Schmerz, wie ein Mann, so erfüllt von dem Streben nach Gerechtigkeit wie Picton, den deutschen wie den französischen Nationalcharakter in vielen Punkten verkannt hat. Aber wir waren ängstlich bemüht, bei den außerordentlich starken Kürzungen, zu denen uns die deutsche Wirtschaftslage genötigt hat, alles stehen zu lassen, was zu unseren Ungunsten spricht, und die Verteilung von Licht und Schatten für die verschiedenen Nationen so zu lassen wie im Original. Auch wollten wir dem Verfasser, da wo er irrt, nicht ins Wort fallen. Das ist ja die Bedeutung dieser Veröffentlichung, daß sie dem deutschen Leser ein englisches Buch bietet, so wie es von einem Engländer für Engländer geschrieben wurde.

Traurig, sagen zu müssen, daß viele Deutsche, besonders in Arbeiterkreisen, diesem Buch mehr Glauben schenken werden als unseren bisherigen Veröffentlichungen, weil es nicht von einem Deutschen stammt. Wir sind seit langem der Ansicht, daß die Wahrheit über den Krieg in Deutschland erst durchdringen wird, wenn sie den Deutschen von Ausländern gesagt wird. Aber auch dieses Buch, trotzdem es von einem Engländer stammt, ist von der deutschen Regierung bis jetzt nicht verbreitet worden.

Die Veröffentlichungen der Süddeutschen Monatshefte seit der „Gegenrechnung" leiden darunter, daß sie nicht von der Regierung ausgehen. Zahlreiche Zuschriften aus dem Auslande besagen, daß es einen ganz anderen Eindruck machen würde, wenn die deutsche Regierung fortgesetzt und überall jeder Lüge entgegentreten würde. Man glaubt im Auslande nicht, daß z. B. bei den Reichsgerichtsverhandlungen gegen die deutschen „Kriegsverbrecher" die deutsche Regierung die andern Länder nicht mit Noten und Veröffentlichungen überschwemmt hätte, wenn nicht wirklich die Anderen ihre Gefangenen gut, wir unsere Gefangenen schlecht behandelt hätten. Es muß nun ein Engländer kommen, um zu sagen, daß wir unsere Gefangenen gut behandelt haben. Die deutsche Regierung hat das bis heute nicht gesagt.

Der Punkt, der die deutsche Regierung seit Kriegsausbruch verhindert hat die Wahrheit zu sagen, ist die irrige Auffassung, daß man die Beziehungen zu anderen Völkern verbessert, wenn man das eigene preisgibt. So hat man in der letzten Zeit angenommen, daß die Franzosen wegen Oberschlesien nett sein würden, wenn man ihnen in der Lügenpropaganda nicht entgegenträte.

Ein so menschlich und unmilitaristisch denkender Mann wie Picton würde doch niemals zulassen, daß man seine Landsleute verleumdet und vergewaltigt. Diese Art von Internationalismus ist eine deutsche Eigentümlichkeit. Kein Ausländer kann sie sich vorstellen. Und dies ist die Eigentümlichkeit, durch die auch ein so wohlwollender Beurteiler wie Picton irregeführt wird. Der Inlandsdeutsche glaubt von seinen Landsleuten immer das Schlechtere, von Ausländern immer das Bessere; ihm sind Landsleute die eigentlichen Feinde. Die

Digitized by Google

Bekämpfung von Landsleuten, nicht das Wohl des Volkes, bildet bei uns den Inhalt der Politik. Das kann sich ein Engländer, auch ein englischer Pazifist, nicht vorstellen. Ebensowenig wie er sich vorstellen kann, daß eine Regierung wider besseres Wissen das eigene Volk der Schuld am Kriege bezichtigt, wie dies die deutsche Regierung durch Unterzeichnung des Friedens von Versailles getan hat. Wir würden es aber für kurzsichtig halten, unseren Lesern Stimmen des Auslandes vorzuenthalten, weil dieses und jenes nicht richtig ist, oder weil dieses und jenes zwar richtig, uns aber nicht angenehm zu hören ist. Jeder Deutsche muß Herrn Picton dankbar sein, daß er uns erlaubt hat, seine Stimme zu hören. Süddeutsche Monatshefte.

Ein deutscher Bekannter von Picton, Hauptmann Utsch, dem wir die Vermittlung des Übersetzungsrechtes verdanken, hatte auch die Freundlichkeit, nachstehende Biographie zu verfassen

In Harold Picton, dem Autor des „Better Germany in War Time" lernen wir einen aufrechten Vertreter des „Bessern Englands" kennen, der den Mut fand, als einer der ersten seiner Gesinnungsgenossen, aus Objektivität und Wahrheitsliebe dem deutschen Volke gerecht zu werden. Einige Daten aus seinem Leben:

Harold Picton wurde am 17. Juli 1867 in Leicester geboren. Sein Vater, J. Allanson Picton, langjähriges Mitglied des House of Commons, war ein energischer Verfechter der „Home Rule". Ebenso eifrig wie für die Freiheit Irlands trat er auch gegen den Burenkrieg auf, den er, als unabhängiger Denker scharf verurteilte. In gleichem Geiste wurde Harold Picton erzogen.

Er studierte an der Londoner Universität und wurde zunächst Chemiker. Mit seinem Freunde Ernest Linder veröffentlichte er eine Reihe von Forschungen über die Solutionsfrage, besonders über die Colloidlösungen, die auch in deutschen Fachkreisen großes Interesse fanden. (Solution and Pseudosolution: Transactions of the chemical society). — Später wurde er Lehrer und sammelte in siebenjähriger Tätigkeit große Erfahrungen und pädagogische Anregungen, die ihn veranlaßten mit seinem Freunde J. E. Bennet im Jahre 1900 ein kleines Internat zu gründen, in dem er seine Erziehungstheorien ausführen konnte. In Kameradschaft und Zusammenarbeit von Lehrer und Schüler erblickt er den Grundstein der Erziehung. „Vivit qui amat, vincit qui patitur" war das Motto seiner Schule. Durch einen Schülerrat prüften seine Schüler die Schulregeln, änderten sie ab, wenn sie es für notwendig erachteten und stellten neue auf, wenn ihnen dies wünschenswert erschien.

In der Freizeit beschäftigten sich Lehrer und Schüler zumeist mit Kunst und Archäologie und zwar mit solchem Erfolg, daß bedeutende Fachgelehrte aus London diesen Bestrebungen dadurch ihr warmes Interesse bezeigten, daß sie zur Besichtigung der Schulsammlungen kamen. Kurz nach seinem Rücktritt von der pädagogischen Tätigkeit brach der Weltkrieg aus. In einer Flugschrift: „Is it to be hate?" versuchte er 1915, obschon an die Gerechtigkeit der englischen Sache glaubend, gegen den Haß zu wirken. Es folgten ähnliche Mahnungen in den Zeitschriften „Cambridge Magazine", „Venturer", „Common Sense" usw. und schließlich 1919 das hier in deutscher Übersetzung vorliegende Buch: „The Better Germany in War Time". Die englische Presse schwieg sich aus.

Eine einzige Tageszeitung, der wohlbekannte „Manchester Guardian", welcher sich, wie in vielen andern Fällen, der blinden Kriegspsychose überlegen zeigte, trat mutig als Ausnahme hervor. Später auch einige unabhängige Zeitschriften, wie z. B. „Foreign affairs", die die Wichtigkeit des Buchs wohlwollend anerkannten. In jüngster Zeit hat Harold Picton ein einjähriges Studium der deutschen Kunstgeschichte abgeschlossen und beabsichtigt jetzt seine Arbeit durch Vorträge mit

Digitized by Google

Projektionsbildern in England zu veröffentlichen. Er will hiermit, wie er sagt, „einigen seiner Landsleute die Kunsttätigkeit der ‚Barbaren' klarer machen."

Picton will keine Politik treiben. Sein höchster Wunsch gipfelt darin, beizutragen an dem gegenseitigen Verständnis der Völker untereinander, um durch Zusammenarbeit und Liebe Streit und Haß zu verdrängen. Nach seiner Ansicht steht die Welt vor der Wahl zwischen Zusammenarbeit oder Vernichtung. In einem Artikel im Oktoberheft der „Foreign Affairs" verleiht er diesem Gedankengang folgenden Ausdruck: „The choice is between a world of ashes and a world of generous hearts." (Uns bleibt die Wahl zwischen einem Aschenhaufen und einer Welt großmütiger Herzen.) Der deutsche Leser lernt in Harold Picton einen Engländer kennen, der schlicht und recht seinen Landsleuten von uns erzählt, von jenem Deutschland, das er auf Grund unermüdlicher Forschungen mit „The better Germany" bezeichnet. Mit Genugtuung wird wohl jeder diese Tat begrüßen, die uns zeigt, daß auch in England die Objektivität noch lebt und uns voraussetzen läßt, daß dem „Better Germany" auch ein „besseres England" gegenübersteht. Mögen beide in der Arbeit sich treffen, in jener fleißigen Zusammenarbeit, damit, wie Harold Picton sagt, „eine Welt groß angelegter Herzen" uns vor dem Aschenhaufen bewahrt.

Friedr. Wilh. Utsch.

Vorwort zur deutschen Ausgabe.

Es ist mir persönlich eine große Freude, eine deutsche Übersetzung meines Büchleins begrüßen zu können. Verleumdung ist das schlimmste Kriegsmittel, denn sie vernichtet nicht nur den Körper, sondern auch die Seele, nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft. Die Tatsache, daß das Verleumdungsmittel jetzt als Kriegsmittel in den Vordergrund gerückt ist und zu einem „Sieg" sehr beitragen kann, ist mir persönlich ein Beweis, daß die alte Gewaltlösung der politischen Probleme nicht mehr gilt und daß ein Sieg von heute schlimmer ist, als eine Niederlage. Wir haben sieben Jahre der Gewaltpolitik erlebt, und was hat sie uns gegeben? — eine zermürbte und verdorbene Welt. Wir müssen es lernen uns gegenseitig die Hände zu reichen, sonst wird uns von unserem materiellen und geistigen Leben nur ein Aschenhaufen übrig bleiben. Das ist die deutliche Lehre der verwüsteten Jahre. Wenn Deutschland durch seine Großmut diese Lehre aufnimmt, dann kann es die Gewaltpolitik der ganzen Welt überwinden. Es vermehren sich in England (ja selbst in Frankreich) die Stimmen, die der leeren Gewaltherrschaft müde sind. Wir im „Feindesland", die wir nach einem wirklichen und gerechten Frieden streben, müssen auf Deutschland bauen. Wenn es uns als Gegner aller Gewaltpolitik vorangeht, gehen wir alle einer glücklichen Zukunft entgegen. Sonst wäre für uns, die Deutschland lieben, und für die ganze Welt, alle Hoffnung erloschen.

Harold Picton, 27. Oktober 1921.

Digitized by Google

Vorwort der englischen Ausgabe.

Ueber eine Art von Deutschen ist allzuoft geschrieben und nicht selten gefabelt worden. Ich beabsichtige hiermit, den anderen Deutschen zu beschreiben. In einem Militärlazarett sagte eine Besucherin zu den verwundeten Soldaten: „Wir besitzen eine Menge Bücher und Schauergeschichten über den Feind; könnte nicht einer von euch Leuten ein Buch über die guten Taten des Feindes schreiben?" Es entstand eine leichte Pause. „Ah," sagte einer der Soldaten, „das würde ein goldenes Buch sein." Trotz aller Hindernisse, die die Kriegsleidenschaften erweckten, habe ich, sehr unvollkommen, versucht, einiges Material zu einem Buche zusammenzutragen.

In jedem Streit ist es schwer, die guten Seiten des Gegners anzuerkennen. Jedoch um den Hader gerecht zu schlichten, ist die Erkenntnis dafür einfach unentbehrlich. Bloße Feindschaft ohne Anerkennung des Guten ist primitive Barbarei. Gegen den törichten Unverstand dieses alten Barbarismus (sicherlich nicht nur gegen die Gottlosigkeit desselben) erhob Christus Einspruch mit den Worten: „Ich aber sage Euch, liebet Eure Feinde!" Er erkannte die Torheit und Blindheit der ewigen Fehde um ihn her.

Ich habe die in den folgenden Seiten enthaltenen Zeugnisse gesammelt, weil meiner Ansicht nach solche Tatsachen einer weiteren Erkenntnis bedürfen, wenn wir jemals den Ausblick auf eine reinere und wahrere Welt erlangen sollen.

Sollte meine Friedensliebe unangemessen oder in irgend einer Weise kränkend für jemanden erscheinen, so bitte ich um Vergebung. Wenn der Friede einmal gemacht werden wird, so wird die Welt eines Friedens bedürfen, der auf allen Tatsachen der menschlichen Natur aufgebaut ist.*) Ich habe versucht, einige derselben zu veröffentlichen, die unvermeidlich durch die Kriegsleidenschaft verdunkelt werden. Das allein ist meine Aufgabe.

Kriegsgefangene.

Die Berichte über schlechte Gefangenenbehandlung in Deutschland haben weiteste Verbreitung gefunden. Ich glaube, niemand kann schlechte Gefangenenbehandlung (auch Kriminalgefangener) verteidigen, und fürchterliche Zustände, wie sie während der Typhusepidemie in Wittenberg herrschten, sind für die menschliche Gesellschaft eine Schande.

Mr. Lithgow Osborne sagt aber: „Der Gesamteindruck, den mir die Lagerbehörden von Wittenberg machten, ist demjenigen, den ich in anderen deutschen Lagern erhielt, gänzlich ungleich." (Misc. **) 16, 1916, p. 6.) Ich möchte einige Berichte über die anderen Lager wiedergeben. Gegenteilige Kritik werde ich nicht ausschließen, da das Publikum aber wenig anderes als nur eine solche gehört hat, so meine ich, daß es nicht unbillig ist, hauptsächlich die günstigen Berichte in Betracht zu ziehen.

Offiziers- und Mannschaftsbriefe

Der folgende Brief eines englischen Offiziers erschien am 30. Dezember 1914 in der Times. Er mag als Einleitung und Warnung dienen.

„Ich zweifle nicht an den erstaunlichen Erfahrungen, die der Soldat O'Sullivan als Gefangener erlebt hat, doch ist es an sich ein vereinzelter Fall und gibt nicht die gewöhnliche Behandlung, der britische Soldaten unterworfen waren, wieder. Ich darf aus Erfahrung sprechen, da ich selbst Gefangener gewesen bin (verwundet), später befreit, nachdem das Gebäude, in welchem ich mich mit mehreren deutschen Verwundeten befand, von den Engländern

*) Mit Ausnahme einiger weniger kleiner Stellen ist sowohl Inhalt als auch Vorwort dieses Buches vor dem Friedensschluß geschrieben worden. Eine frühere Veröffentlichung des Buches hätte schädlich wirken können. Ich hielt deswegen damit zurück, doch da der Text meine damalige Empfindung wiedergab, so habe ich denselben nicht geändert.

**) Miscellaneous: eine besondere Serie amtlicher Nachrichten des Kriegsamtes.

Digitized by Google

genommen wurde. Ich bin in der Zeit, die ich bei den Deutschen verbrachte, von ihnen mit aller erdenklichen Rücksicht behandelt worden. Die Nahrung war spärlich, aber die Zufuhrstraßen wurden von unserer Artillerie so stark bombardiert, daß der Transport nicht durchkommen konnte; sie teilten ihre Nahrung mit mir. Meine Wunden wurden ebenfalls mit der größten Sorgfalt verbunden, und man machte es mir so angenehm wie möglich. Da ich ein wenig deutsch sprechen kann, so konnte ich mit den anderen Verwundeten reden und erfuhr von ihnen, daß ihre Zeitungen ebenfalls fürchterliche Dinge über die englische Behandlung Kriegsgefangener veröffentlichten, was ich mit Genugtuung als unrichtig bezeichnen kann.

Ich empfehle mich Ihnen

Hochachtungsvoll!

Ein englischer Offizier, 27. Dezember 1914."

Auf die letzten Bemerkungen möchte ich besonders die Aufmerksamkeit billig denkender Leute lenken.

Der folgende Brief des Unterleutnants F. Philipp Pearce (18 Jahre) vom 2. Essex-Regiment, datiert vom 27. Oktober aus Krefeld, wurde am 19. November 1914 in der Times veröffentlicht:

„Wir werden hier wirklich gut behandelt. Wir haben gute Betten, geheizte Räume, täglich drei gute Mahlzeiten, einen französischen Soldaten für unsere Bedienung und diesen Morgen bekam ich ein herrliches heißes Bad. Wir haben zweimal am Tage Appell, um 8 Uhr morgens und um 9 Uhr 45 abends, 10 Uhr 45 Zapfenstreich, und zum Spazierengehen dient uns ein großer Hof. Wir haben hier eine Kantine, in der wir Kleider und alles, was wir brauchen, kaufen können. Die Gefangenenkost ist sehr gut — frische Semmeln, Kaffee und frische Butter. Nicht übel! Im Zug hatte ich eine anständige Bewachung; der Mann verschaffte mir Nahrung, und als einer der Leute mich anzugreifen versuchte, warf er ihn aus dem Zug hinaus. Ich befürchte, daß ich für die Zeit des Krieges der Front fernbleiben werde. (Eine schlimme Sache.) Eine Gefahr, erschossen zu werden besteht nicht für mich, außer wenn ich versuchen sollte, durchzugehen, was ich nicht tun werde. Ich schoß auf ihren Fahnenträger; er verlangte, ich sollte erschossen werden, doch zum Glück schien niemand ihm zuzustimmen. Das nächste Mal, als ich ihn wieder sah, war er verbunden worden; der Schuß war durch die Schulter gegangen; er sprang auf, schüttelte meine Hand und rief: ‚Mein Freund, mein Freund'."

Am 25. November erschienen in der Times andere Briefe ....

Ein englischer Kapitän schreibt:

„Um 1 Uhr zu Mittag erhalten wir Suppe, Fleisch und Gemüse, Abendessen ist um 7 Uhr und besteht aus Tee, Wurst oder Fleisch und Kartoffeln. Wir erhalten monatlich 5 Pfund Sold. Davon wird täglich 1 sh und 6 d für das Essen abgezogen. In unserer Kantine können wir alles, was wir brauchen, kaufen. Es ist somit nicht nötig, mir irgend etwas zu schicken, außer vielleicht einiger billiger Belletristik."

Eine englische Dame schrieb Anfang 1915 aus München:

„Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich die Erlaubnis erhielt, einen verwundeten englischen Offizier, einen Vetter von mir, zu besuchen und ich denke, es wäre für viele in der Heimat ein Trost, zu erfahren, wie warm er von der großen Freundlichkeit, die man ihm während der fünf Monate bewiesen hat, und der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit der Aerzte sprach." (Times, 17. März 1915.)

Folgender Brief stammt von dem Leutnant-Beobachter J. E. P. Harvey, Offizier der Bedfordshire Yeomanry, zum Fliegerkorps versetzt:

„Ich traf einen der deutschen Flugzeugführer, die uns angegriffen hatten. Er sprach gut Englisch und wir schüttelten einander die Hände, nach einem höchst lebhaftem Kampfe. Ich hatte mit meinem Maschinengewehr sein Flugzeug heruntergebracht. Er war gezwungen, ganz in der Nähe zu landen, wo ich auch gelandet war. Das Geschoß hatte seinen Kühler und Petroleumtank getroffen. Aber weder er noch sein Beobachter waren verletzt. Ich traf zwei deutsche Offiziere, die Leute aus meiner Bekanntschaft kannten und sie waren außerordentlich liebenswürdig. Sie bewirteten mich mit Sekt, Austern usw. Ich wurde wie ein geehrter Gast behandelt. Am nächsten Tage traf ich in Mainz ein, wo ich zwei Tage Einzelhaft in einem Zimmer hatte. Ich bin jetzt in ein anderes Zimmer übergesiedelt, mit acht anderen englischen Offizieren, wo wir

Digitized by Google

zugleich schlafen und essen. Wir werden gut behandelt und spielen im Gefängnishof Hockey und Tennis." (New of the World, 27. Februar 1917.)

Miß Cosenso erstattet folgenden Bericht, der in der Daily News am 28. Juni 1918 erschien:

„Ein Geistlicher, mit dem ich befreundet bin, erzählte mir die Geschichte eines schottischen jungen Kriegsgefangenen in Deutschland, ich entsinne mich nicht mehr, in welchem Lager. Der Junge erhielt eines Tages einen Brief von zu Hause. Man machte ihm Mitteilung von der schweren Erkrankung seiner Mutter und dem ärztlichen Ausspruch, daß diese nur noch wenige Wochen leben könne. Der deutsche Kommandant, der den Jungen in seinem Kummer fand, erkundigte sich nach der Ursache desselben und als er den Grund erfuhr, fragte er: ‚Hättest du Lust, zu deiner Mutter nach Hause zu fahren?' Der Junge sprang auf und rief empört: ‚warum verspotten Sie mich, da Sie doch wissen, daß es unmöglich ist.' ‚Aber du sollst fahren, mein Junge', erwiderte der Kommandant, ‚ich werde dir die Hin- und Rückfahrt bezahlen, mit der Bedingung, daß du mir dein Ehrenwort gibst, wieder zu kommen.' Und der Junge reiste nach Schottland, verbrachte drei Wochen bei seiner Mutter bis zu deren Tod und kehrte dann, seinem Worte getreu, nach Deutschland zurück."

Der Verfasser von „Under The Clock" meint, daß „gutverbürgte" Geschichten dieser Art veröffentlicht werden sollten. Es ist aber noch notwendiger, die Grundlage von den Geschichten der anderen Art zu erforschen, denn alle Urteile sind gegen den Feind gerichtet und die allgemeine Stimmung sucht immer wieder neuen Anlaß dafür. . . .

Briefe u. Pakete

Meine folgenden Dokumente beweisen, daß jede Partei der anderen die gleichen Vorwürfe macht. Telegramme vom 22. und 23. Dezember 1914, eingegangen bei der amerikanischen Botschaft in London und in Berlin:

„Bei dem Auswärtigen Amt laufen zahlreiche Klagen aus Deutschland ein, daß Geld- und andere Sendungen für deutsche Kriegs- und Zivilgefangene ihre Adresse nicht erreichten. Das Departement wird um Nachforschungen gebeten, ob die Sendungen den Gefangenen rechtzeitig und unversehrt zugestellt werden. Bryan, Washington."

Es besteht kein Zweifel darüber, daß viele Briefe und Pakete die deutschen Gefangenen in England nicht erreichten. Lord Robert Cecil hat es offen zugegeben. (Timesbericht 11. März 1915). Ich zweifle trotzdem nicht daran, daß die englischen Behörden ihr bestes getan haben, um die Zustellung zu erleichtern. Auf der anderen Seite wird das Gleiche der Fall gewesen sein, vermute ich. Späterhin werden wir zu einer endgültigen Klarlegung dieser Dinge gelangen. Einen sehr häufig vorkommenden Grund, warum die Pakete in Deutschland nicht ankamen, hat Mr. Jan Malcolm M. P. (Daily Mail 8. November, 1916) sehr überzeugend beschrieben:

„Ich war hierin nicht unerfahren. Ich habe verschiedene Postbureaus in England, der Schweiz und anderwärts besucht und habe die Tausende von Lebensmittelpäckchen gesehen, die für Gefangene in Deutschland bestimmt waren. Sie waren buchstäblich in Stücke gegangen und konnten nicht befördert werden. Es war ein Anblick, um Engel weinen zu machen, wenn man daran dachte, wie viele Opfer in kleinen Familien diese Liebesgaben ermöglicht hatten, um einen Sohn, einen Bruder, einen Geliebten in deutscher Gefangenschaft zu erreichen, jedoch so ungeschickt, wenn auch von liebender Hand verpackt, daß sofort bei der Beförderung Papier und Bindfaden zerrissen und der Inhalt, Brotstücke, zerbrochene Zigaretten, sich in einem unbeschreiblichen Wirrwarr auf den Boden ergossen."

Es wird natürlich leider in jedem Lande Leute geben, die solche Gelegenheit zu gemeinem Diebstahl benutzen. Das haben wir während des Krieges alle erfahren. . . . .

Da es leider nicht wenige gibt, die fähig dazu sind, ihre eigenen Kameraden zu bestehlen, so gibt es wahrscheinlicherweise nicht minder wenige, die es bei den Feinden tun. Die Zustellung der Pakete wurde jedoch auf beiden Seiten mit der Zeit viel geregelter. Die von deutscher Seite darin bewiesene Sorgfalt ist von Kapitän Gilbert Nobbs, der trotz Erduldung unsagbarer Mühsale und trotzdem er die schlimmsten Geschichten gehört hatte, fähig blieb, das Gute anzuerkennen, wärmstens gelobt worden. Die Moral im Kriege kann von den Soldaten besser bewertet werden als von der Zivilbevölkerung. In seinem Buch „Englishman, Kamerad" schreibt Kapitän Nobbs:

„Ich bekam einen außerordentlich guten Eindruck von der ehrlichen und syste-

Digitized by Google

matischen Zustellung unserer Briefe, Pakete und Geldsendungen. Briefe und Karten, die für mich ankamen, nachdem ich schon nach England zurückgeschickt worden war, wurden sorgsam umadressiert und nachgesandt. Eine Geldanweisung von 5 Pfund, die eintraf als ich fort war, wurde mir nach England nachgeschickt, anstatt für das dringende Bedürfnis der Kriegsanleihe verwandt zu werden." (Daily Mail, 25. Januar 1918.) ....

Altdamm

Am 31. Dezember berichtet Mr. Damm an Mr. Gerard über das Lager von Altdamm bei Stettin. Die allgemeine Einrichtung, bemerkt er, ist dieselbe wie in dem Lager von Stargard, über das er schon früher berichtet hat.

„Ich habe den Eindruck gewonnen, daß in beiden Lagern das Bestreben herrscht, die Kriegsgefangenen so menschlich als möglich zu behandeln. Trokkene, warme Unterkunft ist ihnen geboten, die Nahrung ist einfach und vielleicht einförmig, aber gut gekocht und aus guten Bestandteilen. Die sanitären Einrichtungen sind gut und die Gesundheit der Leute wird sorgfältig überwacht."

Gerüchte und Inspektionen

Die deutsche Regierung hatte einer allgemeinen Lagerinspektion noch nicht zugestimmt, und am 23. Februar 1915 beklagte sich Sir Edward Grey bei Mr. Page (amerikanischer Botschafter in London), daß über diese Angelegenheit keine endgültige Antwort zu erhalten sei. „Die Regierung seiner Majestät", schreibt er, „besitzt zur Orientierung nur unoffizielle Berichte und Gerüchte, welche wahrscheinlich die Tatsachen nur unvollkommen wiedergeben." Die „unoffiziellen" Berichte und Gerüchte hatten gleichwohl weiteste Verbreitung gefunden und verbreiteten sich späterhin noch mehr. Am 17. März stimmten die deutschen Behörden einer allgemeinen Inspektion der Kriegsgefangenenlager und Beachtung der Beschwerden zu. Die jetzt anzuführenden Berichte sind zeitlich nach diesem Datum gemacht worden. (Misc. 11, 1915.) Ich beabsichtige, Beispiele von fast allen früheren Berichten zu bringen, denn zu Beginn des Krieges war es höchst schwierig, den Kriegsgefangenen Erleichterung zu verschaffen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die frühesten Berichte unserer eigenen Gefangenenlager, welche von der englischen Regierung veröffentlicht wurden, im Februar 1916 beginnen.*)

Döberitz

Am 31. März berichtet Mr. Jackson über das Lager von Döberitz, ein sehr großes Kriegsgefangenenlager mit 3000—4000 britischen Gefangenen.

„Soweit ich ermitteln konnte, werden englische Soldaten nicht mehr als billig zu harter Arbeit herangezogen ....., soweit ich durch Befragen der Leute ermitteln konnte, war nichts über die Zurückhaltung von eingehender und versandter Post zu erfahren.... Das Lager von Döberitz befindet sich in gesunder Lage und die Baracken sind neu und dauerhaft gebaut.... Sie sind zum mindesten ebenso gut, wie die der Deutschen in der Nachbarschaft. Wie es nicht anders zu erwarten war, hörte man von den Leuten einzelne persönliche Beschwerden, aber keine allgemeinen Klagen, außer was die deutsche Art der Zubereitung des Essens betraf, und das war das genaue Gegenstück zu den Klagen, die ich von den deutschen Gefangenen in England hörte." ....

Drei ungünstige Lager

Am ungünstigsten sind die Berichte Mr. Jackson's über Burg bei Magdeburg, Magdeburg und Halle a. d. Saale. Es waren kleine Offizierslager: Burg hatte 75, Magdeburg 30 und Halle 50 englische Offiziere. In jedem gab es einige Anstände, hauptsächlich ungenügende Durchlüftung, ungenügende Bedienung für die Offiziere und, in den beiden ersteren, die Tatsache, daß die

*) Es ist hier hinzuzufügen, daß das Internationale Rote Kreuz im Januar 1915 die Lager von Hollyport, Dyffry, Dorchester, Southend, Portsmouth und Queensferry besuchte. Das Lager von „The Isle of Man", wo 4600 Zivilgefangene interniert waren, wurde nicht besucht. Anscheinend nahm man an, wenn auch unbegründet, daß die Gefangenen entlassen werden würden. Die Berichte sind, soweit sie gehen, zufriedenstellend. Die Delegierten sind der Ansicht, daß die Gefangenen, besonders die Militärgefangenen, gut behandelt werden. Die Nahrung wird gleichwohl in den Lagern von Portsmouth (beides für Militär- und Zivilgefangene) und in Queensferry (Zivilgefangene) ziemlich abfällig beurteilt. Die ewige Suppe, die anscheinend in allen Ländern das Schicksal der Kriegsgefangenen war, war natürlich entsetzlich einförmig. Die getrockneten Fische usw. der späteren Zeit waren vielleicht noch unerträglicher.

Digitized by Google

Wohnräume für alle Zwecke dienten, daß kein besonderer Raum zur Erholung vorhanden war. Ein Unterschied gegen die englischen Lager scheint jedoch nicht bestanden zu haben.

Göttingen

Dr. Page berichtet selbst über Göttingen, wo ungefähr 6000 Gefangene untergebracht waren.

„Der Lagerkommandant, Oberst Bogen, hat sein Möglichstes getan, um dieses Lager vorbildlich zu gestalten, er hat große Arbeit geleistet. Die einzige Klage galt dem Essen, dessen Menge allerdings vom Kommandanten nicht bestimmt werden konnte, der auf eine tägliche Aufwendung von 60 Pfennig festgelegt war. Alles war in schönster Ordnung. Die Dampfwäscherei und Trockenräume für die Wäsche sind vorzüglich. Die Bäder mit kalten und heißen Duschen, die Aborte usw. sind in sehr gutem Zustande und hygienisch eingerichtet. Das Lager besitzt fließendes Wasser und Elektrizität. Ein französischer Rechtsanwalt von Arras, namens Leon Paillet, der im französischen Roten Kreuz tätig war und durch irgendwelchen Umstand gefangen wurde, hat sich um die Einrichtung von Leihbibliotheken usw. verdient gemacht.

Ich kann auch zu meiner Freude berichten, daß die Professoren und Pastoren der Stadt Göttingen großes Interesse an dem Lager nahmen. Professor Stange hat viel für das Schicksal der Gefangenen getan. Das Y. M. C. A.*) Haus, das den Bemühungen des Mr. AC. Harte zu verdanken ist, welcher seit einer Reihe von Jahren in den Y. M. C. A. in Indien gearbeitet hat, wird eine große Erleichterung für die Kriegsgefangenen sein. Bei den Eröffnungsfeierlichkeiten wurden Reden gehalten von Oberst Bogen, Mr. Harte und Professor Stange. Die Reden wurden nachher ins Englische und ins Französische für die Gefangenen übersetzt. Es folgten kurze Ansprachen von englischen, französischen und belgischen Gefangenen. Darauf musikalische Aufführungen des Lagerorchesters, des Lagersängerchors und Rezitationen von verschiedenen Gefangenen." . . . .

Lazarette in Köln

Dr. Mitchelson besuchte im April 1915 in Köln die drei Lazarette, in welchen verwundete britische Soldaten lagen. Er berichtet wie folgt:

„Diese Einrichtungen sind so typisch für große, moderne und gutgeordnete Lazarette, daß über ihren Betrieb und die Verwaltung wenig zu sagen ist. Sie sind mit allen technischen und medizinischen Mitteln für Chirurgie im großen Stil ausgerüstet und entsprechen allen Bedürfnissen in bezug sanitärer Bequemlichkeit, Pflege der Kranken und werden in wissenschaftlicher, professioneller und humaner Weise entsprechend verwaltet. Die Namen der dortigen 49 verwundeten englischen Soldaten sind hier angeführt. Ich sprach mit jedem von ihnen persönlich und mit einzelnen hatte ich Gelegenheit, allein, ohne Zuhörer, zu sprechen. Mit einer einzigen Ausnahme hatte kein englisch sprechender Gefangener irgendeine Klage zu führen und eine ganze Anzahl von ihnen drückten ihre Anerkennung über die ihnen zuteil werdende Pflege und Aufmerksamkeit in wärmster Weise aus. Der physische Zustand der indischen Truppen ist besonders gut. Von 1000 Verwundeten, die im Lazarett Nr. VI verpflegt werden, starben nur 21 und in anderen Lazaretten ist die Sterbeziffer entsprechend niedrig. Die angestellten Aerzte sehen die Durchschnittszahl der Todesfälle, in Anbetracht der schweren Verwundungen, als bemerkenswert niedrig an. Zum Schlusse möchte ich bemerken, daß kein Unterschied unter den Kranken gemacht wird und daß einige Franzosen, mit denen ich sprach, ebenfalls ihre Anerkennung äußerten über die erhaltene Pflege und Sorgfalt."

Krefeld

In Krefeld besuchte Mr. Mitchelson das Lager für gefangene Offiziere:

„137 waren Engländer. Der Gesamtbericht des Kommandanten wurde später, unabhängig, von einem internierten, englischen Militärarzt, Kapitän Benjamin Johnson, bestätigt. Er sagte: ‚daß er als Arzt keine Klagen zu führen hätte und auch keine Vorschläge zur Besserung machen könne'. Er beklagte sich nur darüber, daß er als Gefangener gehalten wurde. Der Kommandant, der deutsche Militärarzt und ich sind jedoch ebenfalls der Ansicht, daß die Anwesenheit eines britischen Militärarztes in den Baracken wünschenswert sei. Das Bad, das ich sah, umfaßt eine Fläche von 1500 Quadratfuß; die Hälfte davon mit einigen zwanzig Duschen, in der Mitte der Ablauf. In

*) Young Men Christian Association — man gestattete also diesem englischen Verein, im Göttinger Kriegsgefangenenlager ein Haus einzurichten.

Digitized by Google

der anderen Hälfte befinden sich Porzellanbadewannen, und in der Mitte ist ein großer Ofen. Kaltes und heißes Wasser ist immer zu haben. Die britischen Offiziere sprachen ganz begeistert von diesem Baderaum. Was die Schlaf-, Waschräume und Latrinen anbetrifft, so entspricht ihre Einrichtung den allgemeinen deutschen Lagerbestimmungen. Ich sah mir eine ganze Menge von Schlafräumen an und fand nirgends Ueberfüllung, Unreinheit, ungenügende Wärme oder ungenügendes Licht. Die Ordonnanzen sind in verschiedenen Abteilungen in einem der Ställe untergebracht und auch für sie werden die allgemeinen deutschen Lagerregeln angewandt. Ihre Unterkunft machte einen ganz behaglichen und reinen Eindruck, und zwei oder drei von ihnen, mit denen ich sprach, sagten, sie hätten sich über nichts zu beklagen und seien zufrieden, in der Nähe ihrer Offiziere interniert zu sein. Ich besuchte ein anderes, von den übrigen abgeteiltes Gebäude, ebenfalls ein Stall, in welchem deutsche Soldaten untergebracht waren, und fand, daß Versorgung und Einrichtung um nichts besser waren, als bei den Ordonnanzen. Der Vergleich fiel sogar zugunsten der englischen Ordonnanzen aus, weil diese geringer an Zahl sind und nicht so gedrängt wie die deutschen Soldaten leben. Wenn auch keine Vorschriften über körperliche Uebungen bestehen, so ist doch auf dem mittleren Platz Raum genug für Rasenspiele aller Art und Spaziergänge. Keine angemessene Art der körperlichen Bewegung, Zerstreuung oder Vergnügen wird dem Internierten versagt und die Möglichkeit, sich innerhalb des Lagers Zerstreuung zu verschaffen, steht ihnen im weitesten Maße zu Gebote. Rauchen ist jederzeit erlaubt. Unaufhörlich hört man englische, französische und russische Lieder. Ein französischer Offizier hat die Wände seines Zimmers mit harmlosen Karikaturen bedeckt. Als ich mich bei dem Kommandanten erkundigte, ob es nicht möglich sei, den Leuten zu gestatten, sich unter Bedeckung außerhalb des Lagers zu bewegen, erwiderte er mir, daß die Baracken zu nahe an der Grenze gelegen seien und erwähnte, daß es einem englischen Offizier gelungen sei, zu fliehen und die Grenze zu erreichen.

Das Essen wird den Offizieren zum Preise von 2 ℳ täglich geliefert. Dieser Preis verschlingt den ganzen Sold eines Leutnants. Der Uebelstand wurde von dem Kommandanten anerkannt. Aber keiner der Offiziere wünschte eine Aenderung, wenn eine solche die Qualität, Quantität und Abwechslung der Speisen beeinträchtigen würde. Sie stimmten alle darin überein, daß die Nahrung, den Umständen entsprechend, vollständig befriedigend und der Preis nicht zu hoch sei. Der Offizier sagte mir, daß die Briefe und Pakete mit lobenswerter Schnelligkeit abgeliefert werden und der Kommandant sich sehr entgegenkommend zeige, wenn aus irgendwelchem Grunde einer der Offiziere gezwungen ist, mehr als zwei Briefe im Monat zu schreiben." ....

Güstrow, Münster (Lager) Soltau, Scheuen Schloß Celle

Dr. Jackson berichtet über die vier ersten Lager:

„Das Lager von Güstrow (Mecklenburg) enthält 6000 Gefangene, darunter 300 Engländer. Es liegt in einem Fichtenwald. Es sind neugebaute, hölzerne Baracken, elektrisch beleuchtet und beheizt. Die Bade- und Waschgelegenheiten sind gut und der Postdienst gut organisiert. Bekleidung wird auf Wunsch geliefert.

Es gibt verschiedene Werkstätten, und die meisten der Leute, die ein Handwerk verstehen, finden Beschäftigung und können etwas Geld verdienen.

Die meisten englischen Soldaten erzählten, daß sie gleich nach ihrer Gefangennahme schlecht behandelt worden seien — zu Beginn des Krieges und auf ihrer Reise nach Deutschland — und einige sprachen auch von schlechter Behandlung im Lager. Die anderen aber gestanden offen, daß alle diejenigen, die, seitdem sie im Lager waren, schlecht behandelt worden waren, es durch irgend etwas verdient hatten. Sie stimmten alle darin überein, daß ihre jetzige Behandlung gut sei und auch mit Engländern kein Unterschied gemacht würde. Britische Soldaten brauchen nie mehr als einen gerechten Anteil der schmutzigen Lagerarbeit zu leisten. Ein Teil der Russen verrichtet freiwillig die Latrinenarbeit gegen eine kleine Belohnung. Die Stimmung unter den britischen Gefangenen schien gut zu sein."

Der Bericht über Münster ist fast gleichlautend: „Gut gebaute Baracken, gute Badeeinrichtungen und gut gehaltene Lazarette." Bezeichnend für die Nervenüberreizung ist folgendes: „Die Beziehungen zwischen den Engländern und Belgiern sind freundschaftliche. Erstere nahmen an der kürzlich abgehal-

Digitized by Google

tenen Feier zu Ehren des Geburtstages von König Albert teil, während die Franzosen es ablehnten."

„In Soltau befinden sich 30,000 Gefangene (hauptsächlich Belgier und 400 Engländer). Die deutsche Kontrolle ist hier im weitgehendsten Maße ausgeschaltet, doch scheint das keine sehr guten Resultate gegeben zu haben.

In diesem Lager sind weniger deutsche diensthabende Soldaten als anderswo und die Verwaltung liegt tatsächlich in den Händen der Belgier. Sie haben Vorlesungen eingerichtet (von belgischen Professoren), haben eine katholische Kirche, Theater, Orchester und Chor. Die Engländer beklagten sich darüber, daß Parteilichkeit gegen sie herrsche (anscheinend geht diese mehr von den Belgiern aus, als von den Deutschen), daß sie an der Verwaltung nicht teilnehmen können und auch nicht in der Küche und bei der Post vertreten seien. Sie beklagten sich über das Essen, die Postzustellung und sagten, daß die Belgier ihnen nicht gestatteten, an den Fußballspielen teilzunehmen usw. Sie sagten auch, da sie mehr als gerecht schwere Arbeit bei den Latrinen zu leisten hätten. Alle diese Klagen wurden zur Kenntnis des diensthabenden Offiziers gebracht. Er versprach, ihnen von nun an nachzugehen, da bisher anscheinend wenig Aufmerksamkeit darauf verwandt worden sei, so lange das Lager ruhig blieb."

In Scheuen bei Celle herrschten ähnliche Schwierigkeiten. Von 9000 Gefangenen waren 118 Engländer.

„Die englischen Unteroffiziere mustern ihre Leute und üben über sie eine gewisse allgemeine Kontrolle aus, aber die französischen und die belgischen U.-O. haben die Aufsicht über die Baracken und bestimmen die Leute, welche die schwere Arbeit zu verrichten haben. Die Folge davon ist, daß englische Soldaten häufiger als die anderer Nationalitäten dazu kommandiert werden. Als ich mit dem Kommandanten darüber sprach, versprach er sogleich, für eine gerechtere Arbeitsverteilung Sorge tragen zu wollen. Sonst beklagten sich die Leute über keine Parteilichkeit gegen sie."

Zueder-Zollhaus Wahn

Der Bericht, der in der Misc. Nr. 14, 1915, erschien, bringt die Fortsetzung der Inspektionen bis Mitte Mai. Es ist kaum nötig, die weiteren Berichte ausführlich wiederzugeben, da fortwährend an Verbesserungen in den Kriegsgefangenenlagern gearbeitet wurde. Es folgen Berichte von 15 Kriegsgefangenenlagern. Zwei von diesen Berichten (über das Arbeitslager bei Zueder-Zollhaus und Wahn) klingen ungünstig, 13 günstig. In Zueder-Zollhaus waren 2000 Gefangene, darunter 479 Engländer. Das Lager sollte Kriegsgefangenen dienen, die Landarbeit verrichten. „Es wurde mir gesagt," schreibt Dr. Ohnesorg, „daß dieses Lager nur während der Sommermonate benutzt werden sollte. Der Inspektor findet die Lazaretteinrichtung ‚sehr unvollkommen'. Die 30 dort befindlichen Kranken hätten natürlich auch wo anders hingebracht werden können. Frühstück war, in Anbetracht der zu leistenden Morgenarbeit, ungenügend. Es bestand aus Suppe oder Kaffee mit 300 Gr. Brot. Verbesserungen schienen hier dringend nötig." Dr. Ohnesorg sagte gleichwohl: „Alle (englischen) Gefangenen schienen in gutem Gesundheitszustand. Die Arbeit ist nicht schwer und die Leute überanstrengen sich sicher nicht. . . . Sie teilten mir mit, daß die Behandlung gut sei, daß sie nicht überanstrengt würden und das einzige, was sie verlangten, war eigentlich nur ein kräftigeres Frühstück." In Wahn wurde auch über das Essen geklagt, das Schlimmste war, daß der Kommandant mit den Engländern auf schlechtem Fuße stand.

Blankenburg

Ueber das Offizierslager bei Blankenburg schreibt Mr. Jackson:

„Das Haus ist ebenso gut eingerichtet, wie alle Offizierslager, die ich in England sah . . . . Umgeben ist es von guten und hübsch gehaltenen Rasenflächen, auf denen ein Tennisplatz angelegt wurde. Sie haben mehrere bescheiden eingerichtete Offiziersmessen, Unterhaltungsräume und eine Terrasse, wo nachmittags Tee getrunken wurde. . . . Der Kommandant zeigt Liebe für seine Arbeit und tut augenscheinlich alles, was er kann, um die Verhältnisse angenehm zu gestalten." In Blankenburg waren 110 Offiziere, davon 9 Engländer. . . . .

Allgemeine Betrachtungen von Dr. Ohnesorg

Dr. Ohnesorg fügt den Berichten noch einige allgemeine Betrachtungen hinzu. In den folgenden Wiedergaben habe ich die abfällige Kritik nicht verschwiegen:

Digitized by Google

„Im allgemeinen ist die ihnen zuteil werdende Behandlung gut. Es kommen häufig Beschwerden über das Essen vor, weniger was die Qualität betrifft, als die zu geringe Menge und die Eintönigkeit. Jedoch schienen die Gefangenen alle bei guter Gesundheit und sahen gut genährt aus. Hinzugefügt sind die wöchentlichen Speisezettel. Ich hatte in den verschiedenen Lagern Gelegenheit, entweder das Mittag- oder das Abendessen zu versuchen. Ich fand die Kost schmackhaft und meiner Meinung nach nahrhaft. Wenn man in Betracht zieht, daß die Leute keinerlei schwere körperliche Arbeiten zu verrichten haben, so schien die Nahrung dementsprechend genügend. Jeder Mann erhielt pro Mahlzeit eine sich auf ungefähr 1½ Liter belaufende Nahrungsmenge. Die Behandlung der Kranken und Verwundeten ist vorzüglich. Es werden ihnen alle Erleichterungen in bezug auf Medikamente und Pflege geboten und wer es benötigt, erhält eine besondere Krankenkost. Der Küchenzettel ist angefügt. Nahrung, Betrieb usw. sind die gleichen, wie in den deutschen Militärlazaretten. Ich fand, daß zwischen den verschiedenen Nationalitäten kein Unterschied gemacht wurde. Mit Ausnahme von Limburg sind die englischen Gefangenen zusammen mit Russen, Franzosen und Belgiern untergebracht, was für die Engländer eine Quelle häufiger Klagen ist, besonders wenn sie unter der direkten Aufsicht der Unteroffiziere fremder Nationalität stehen. Sie beklagten sich, daß die verschiedenen Arbeiten, die Aufsicht über das Lager, nicht gerecht verteilt werden. Von den Behörden wird jede nötige Vorsicht angewandt, um die Verbreitung von Krankheiten zu verhindern. Alle Gefangenen werden gegen Pocken, Typhus und Cholera geimpft. Die Vorsichtsmaßregeln gegen Verbreitung der Ansteckungsgefahr sind im ganzen Lager angeschlagen und die Leute werden auf die Wichtigkeit persönlicher Reinlichkeit in eindrucksvoller Weise hingewiesen. Bäder sind obligatorisch. Jeder Mann erhält wöchentlich ein Brausebad. Die Wasserversorgung ist gut, meist aus der städtischen Wasserleitung; wo dies nicht der Fall ist, ist für artesische Brunnen gesorgt. Im ganzen Lager sind Wasserleitungen angebracht und der Wasserverbrauch ist unbeschränkt.

Die Leute sind meist gut gekleidet, wenn auch nicht alle in ihrer Uniform. Einige tragen französische Uniformen, andere zusammengewürfelte russische, französische und britische. In manchen Lagern werden die Gefangenen für die Landarbeit ausgeliehen. Sie arbeiten in den umliegenden Gehöften oder auch in verschiedenen Fabriken. Das hängt jedoch ganz von dem freien Willen der Gefangenen ab und meist sind es Franzosen, die sich für diese Arbeit melden. Kein britischer Freiwilliger. Diese Leute werden von einer Wache begleitet und ihre Arbeitgeber beherbergen und beköstigen sie. Sie erhalten 30 Pfennig am Tage. Es melden sich zu dieser Arbeit mehr Freiwillige als nötig, da sie eine angenehme Unterbrechung des einförmigen Gefangenenlebens ist."

Neue Vorschriften

Am 24. April 1915 erließ das preußische Kriegsministerium neue Vorschriften für die Kriegsgefangenenlager. Sie zeugen von größter Gründlichkeit und Umsicht. Ich fürchte jedoch, daß sich der Durchschnittsengländer nie von ihren guten Absichten überzeugen lassen wird, ebensowenig, wie der Durchschnittsdeutsche Vertrauen zu den guten Absichten der englischen Regierung fassen könnte. Ich bringe hier die Vorschrift Nr. 2, da sie mir von allgemeinem Interesse scheint:

„Die Selbstverwaltung der Lebensmittel ist Vorschrift für Zivil- und Militärgefangenenlager. Dieses System hatte sich als besser erwiesen, als die Versorgung durch Lieferanten. Fast alle Klagen stammen aus den Lagern, wo die Lieferanten die Versorgung in der Hand haben."

In Ohrdruf äußerte eine Anzahl von Leuten, die im Lazarett von Weimar verpflegt worden waren, ihre größte Anerkennung über die Behandlung durch die deutschen Aerzte und das Pflegepersonal . . . Einige Engländer beklagten sich (ebenso wie in Erfurt), daß sie von den französischen Unteroffizieren häufiger als die anderen zur Arbeit herangezogen würden. Sie äußerten im übrigen keine anderen Klagen über Parteilichkeit". Der Engländer liebt Suppe nicht, „doch machten sie ohne Ausnahme einen gesunden und frischen Eindruck".

Mr. Gerards Kommentare

„Die Nahrungsfrage," schreibt Mr. Gerard, (amerikanischer Botschafter in Berlin) „ist in einem Lande, wo die ganze Bevölkerung rationiert ist,

Digitized by Google

natürlich eine schwierige. Die meisten in England umlaufenden Gerüchte sind unbegründet und sehr übertrieben .... Kein englischer Gefangener in Deutschland benötigt Kleidung. Es ist mir gerade zu Ohren gekommen, daß englische Gefangene in Zossen, denen wir Kleider, Schuhe usw., geschickt hatten, dieselben an französische Gefangene verkauft haben und nun neuen Vorrat verlangen."

Münden, Friedberg, Torgau, Merseburg

Dreizehn britische Gefangene in Hannövrisch-Minden sagten aus, „daß sie keinerlei Parteilichkeit ausgesetzt seien ..... Sie schienen alle guter Stimmung." In Friedberg waren 13 englische Offiziere. „Der Kommandant lenkte meine besondere Aufmerksamkeit auf die Reihe der kleinen Gärtchen, welche von den Internierten angelegt und gepflegt werden. Er äußerte sich darüber besonders befriedigt. Er sagte mir auch, er würde den Offizieren gestatten, Hunde zu halten, fürchtete jedoch, daß das nicht möglich sei. .... Die Offizierszimmer sind mit allem Notwendigen ausgestattet ... Die beiden Eßzimmer und auch die anderen Räume würden jedem erstklassigen Hotel oder Klub Ehre machen." In Torgau „sprach der Kommandant mit der größten Anerkennung von den englischen Offizieren." In Merseburg „sind neue Nahrungsvorschriften in Kraft getreten. ..... Ich hörte keine Klagen über das Essen und die Leute machten einen gesunden Eindruck."

Ein billiges englisches Blaubuch

Am 14. Mai 1915 schrieb Viscount (damals Sir Edward) Grey an Mr. Page (amerikanischer Botschafter in London) und erwähnte, daß die englische Regierung „mit Genugtuung vernommen habe, daß auf Seiten der deutschen Behörden die Neigung bestehe, Vorschläge zur Verbesserung der Kriegsgefangenenverhältnisse anzunehmen."

Diese Worte ließen die Entwicklung eines versöhnlichen Geistes erhoffen und die Erkenntnis dessen, daß „es lohnender ist im Guten zu verhandeln, als mit Schärfe vorzugehen." Das Penny-Blaubuch, das bald darauf erschien und über die Behandlung der Gefangenen berichtete, war diesen Hoffnungen nicht günstig. In Bezug auf Deutschland enthielt es die veröffentlichten, fast ausschließlich unoffiziellen „Auskünfte und Gerüchte", welche, wie Sir Edward Grey im Februar 1915 äußerte „wahrscheinlich die Tatsachen nur unvollkommen wiedergeben." Das Resultat ist nicht glücklich. Der Inhalt des Blaubuches ist nach dem Titel auf „Die ersten acht Monate des Krieges" beschränkt und behandelt ausschließlich die Beschuldigungen, die vor Ende des Jahres 1914 gemacht wurden, als, wie man weiß, überall die größte Unordnung herrschte. Das künstliche Bestreben, die Aussagen ins rechte Licht zu setzen, erinnert zu sehr an das Verfahren eines Advokaten, der darauf aus ist, den größtmöglichen Effekt zu erzielen. So lesen wir z. B. auf Seite 6: „Der amerikanische Konsul in Berlin hörte am 16. Oktober, daß Mitteilungen über die Behandlung der Unteroffiziere und Mannschaften der englischen Armee, die sich als Kriegsgefangene in den anderen Lagern befinden, in Torgau begierig erwartet werden. ‚An der ganzen Front hört man Gerüchte, daß sie obdachlos sind, hungern und schlecht behandelt werden.'" Wenn wir die Misc. Nr. 7 1915 damit vergleichen, so finden wir, daß *dieselzteren Worte nicht von dem amerikanischen Generalkonsul*, sondern von einem internierten Offizier in Torgau stammen. Der amerikanische Botschafter Mr. Gerard schreibt: „Es ist zu bemerken, daß, wenn auch die englischen Offiziere in Torgau aussagen, daß sie von Fällen schlechterer Behandlung und Nahrung englischer Gefangener in anderen Lagern gehört haben, die Botschaft keinen Grund hat, anzunehmen, daß dies auf Wahrheit beruhe." *Diese Aeußerung ist in dem Penny-Blaubuch ausgelassen.*

Um dem Publikum einen Einblick in das Lager von Döberitz zu geben, werden später Auszüge aus einem Artikel eines ungenannten amerikanischen Journalisten gegeben. Ein früherer offizieller Bericht wird aufgeführt, der einen ganz anderen Eindruck ergibt. Jedoch wird er im Blaubuch erst auf Seite 18 angeführt, sodaß der Widerspruch sich nur bei sehr genauer Prüfung ergibt. Auf den Buchdeckeln der beiden Exemplare des Blaubuches, welche ich besitze, ist eine Liste von ausländischen offiziellen Berichten gegeben. Darunter (siehe Seite 9 und 10) Misc. Nr. 11, 1915, welche zwei amerikanische Berichte über Döberitz enthält. Der eine davon ist der von Mr. Jackson, der andere der von Lithgow Osborne, beide ausschließlich günstig. Der Inhalt des Blaubuches deutet das Vorhandensein dieser Artikel in keiner Weise an. Was die englischen Lager betrifft, so ist die einzige angeführte Aussage der Bericht des

Digitized by Google

Mr. Chandler Hale von der amerikanischen Botschaft, nach dem Aufruhr von Douglas im November 1914.

Ich bin mir völlig bewußt, daß die Leiden der Kriegsgefangenen, wie der Soldaten im Felde, in einem offiziellen Bericht nicht entsprechend wiedergegeben werden können. Aber die Sichtung der wohlmeinenden und menschlichen Zeugnisse, ist eine außerordentlich schwierige Aufgabe und es sollte selbstverständlich sein, daß wir uns nicht auf offizielle Zeugnisse berufen, um uns selbst zu verteidigen, während wir Gerüchte und unoffizielle Berichte zur Belastung der Feinde benutzen.

Es gibt so viele Kriegsgefangenenlager in Deutschland und der individuelle Charakter eines jeden hängt zum größten Teil von der Persönlichkeit und den Absichten des Kommandanten ab. Durch unglückliche Wahl der Persönlichkeit, durch einen einzigen Federzug kann ein Mann an eine Stelle kommen, wo er das Leben der ihm Unterstellten so unerträglich macht, wie es nur durch unbeschränkte Gewalt sein kann.

In dieser Beziehung sind die Worte Lord Newtons im Oberhaus am 31. Juli 1917 bemerkenswert. Ein Eindruck, den er von der Unterredung mit dem deutschen Delegierten im Haag hatte, war „daß trotz der deutschen Begabung für Organisation die Berliner Generalinspektion keine genauen Kenntnisse von den Vorgängen hatte. Da die Deutschen dreißigmal so viel Gefangene hatten als wir, so ist es nicht zu verwundern, daß sie nicht alles wissen, was bei ihnen vorgeht." (Daily News, 1. August 1917.) . . . .

Die Nahrungsfrage

Die bereits angeführten Berichte beweisen, daß ganz gleichartige Klagen von beiden Seiten gemacht wurden. Es ist ebenfalls ersichtlich, daß die Klagen über diese Dinge nicht allgemein waren. Ich nehme keineswegs an, daß die Nahrung im allgemeinen befriedigend oder nicht schrecklich einförmig ist. Appetitlosigkeit, Depression und Verdauungsstörungen verursachen in vielen Fällen ernsthafte Beschwerden. Alles dieses kommt vor, ohne daß dem eine überlegte Absicht der Aushungerung zugrunde liegt. Englische Frauen von internierten Deutschen haben sich auch vor der Rationierung über den Mangel, den ihre Männer litten, sehr bitter ausgesprochen. Ein anti-englisch gesinnter Journalist hätte solche Klagen benutzen können, um uns der Aushungerungsabsichten zu beschuldigen. Aber auch vollständig aufrichtige Klagen beweisen nur Einförmigkeit und als Folge davon Verlust der Kräfte sowie körperliche und geistige Leiden. Die Tragik solcher Dinge kann in der Tat sehr trübe sein. Mit absichtlicher Aushungerung hat dies nichts zu tun. Wenn man beide Teile vergleicht, so ist es nur billig, die besonderen Schwierigkeiten, mit denen man in Deutschland zu kämpfen hat, in Betracht zu ziehen. Im August 1915 betrug die Zahl der Kriegsgefangenen in Deutschland wahrscheinlich über eine Million. Während England und die Alliierten Deutschland blockierten, wuchs die starke Belastung der deutschen Nahrungsmittelvorräte mit der Zahl der Gefangenen. Ende 1917 hatte dieses ausgehungerte Land wahrscheinlich eine Ueberbevölkerung von zwei Millionen zu ernähren. Vor langer Zeit hat die französische Presse dieses als ein Mittel angegeben, um Deutschland auszuhungern; während auf einer amerikanischen Zeichnung die russischen Gefangenen als ein riesiges Tier dargestellt sind, das seinen Kopf in einen Speiseschrank steckt, mit der Ueberschrift „Deutsche Lebensmittelzufuhr". Diese Bemerkungen sind an die Gutgesinnten gerichtet und sie sollen daran erinnert sein, daß, sobald bei uns eine Nahrungsmittelknappheit drohte, eine Lebensmittelrevision der Gefangenenrationen, wie man sich offiziell ausdrückte, stattfand. Die Gefangenen haben es in ihrer Sprechweise wahrscheinlich anders ausgedrückt. Wir können uns daher kaum wundern, wenn die Gattinnen der Gefangenen sich darüber in bitteren und in traurigen Worten äußerten.

Daß Gefangene gleichwohl selbst zuweilen fähig sind, die Schwierigkeiten anzuerkennen, beweist ein Auszug aus der Daily News, der das Interview eines in die Heimat zurückgekehrten Korporals aus Münster wiedergibt. Dieser hatte sich über die Tatsache ausgelassen, daß viele der Leute mehr Päckchen erhielten als sie brauchen konnten, während andere nichts bekamen. Er sagte:

„Sehen Sie, ohne regelmäßige Sendungen von zu Hause könnte man in einem Lager wie Münster Hungers sterben. Wenn die Deutschen Lebensmittel gehabt hätten, hätten sie uns mehr gegeben, aber sie hatten nichts, sie

Digitized by Google

hungerten selbst. Alles, was wir erhielten, war Brot, Wasser und eine sehr dünne Suppe. Die Folge davon war, daß manche Leute bei ihren Kameraden betteln mußten, nur um sich aufrecht zu erhalten, aber meiner Erfahrung nach, tut es den Leuten nicht gut, daß Einige so viel erhalten und Andere nichts. Einige geizige Burschen stapeln alles auf für den Notfall. Sie sammelten einen ganzen Vorrat an, Andre freigebigere verkauften ihren Ueberfluß den Notleidenden und verspielten ihren Gewinn. Arme Teufel! Man kann sie dafür nicht tadeln."

Das Wort „Aushungern" ist so häufig gebraucht worden. Die Bemerkungen Lord Newtons im Oberhaus am 31. Mai 1916 sind in diesem Zusammenhang bemerkenswert:

[Bereits erwähnt in unserer „Gegenrechnung" (Juniheft 1921 der Süddeutschen Monatshefte). D. Schriftleitung.]

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Nervenanspannung und Einförmigkeit die Kritik in der Nahrungsfrage verschärften. Hier ist ein Auszug aus Mr. Jacksons Bericht über das Senne-Lager (11. September 1915):

„Man hörte wie gewöhnlich Klagen über das Essen. Ich traf gerade nach der Mittagsmahlzeit im Lager ein und während einige Leute behaupteten, daß das Fleisch sehr schlecht gewesen wäre und sie gewünscht hätten, daß ich es versuche, sagten die Anderen, daß es besonders gut gewesen wäre, weil die Offiziere von meinem Besuch in Kenntnis gesetzt worden wären. Keiner von ihnen wußte, daß ich in Wahrheit einen Teller Suppe gekostet hatte, daß ich sie nahrhaft und schmackhaft gefunden und daß mein Besuch im Lager nicht gemeldet war. Das Tagesmenu war schon anfangs der Woche zusammengestellt worden und konnte durch meinen Besuch nicht geändert werden. Ich aß einen Teller Suppe, der übrig geblieben war, nachdem die Leute ihren Anteil bekommen hatten." (Misc. Nr. 19, Seite 41, 1915.) . . . .

Es wird zu allen Zeiten schwierig sein, dem Geschmack der verschiedenen Nationalitäten gerecht zu werden. Im Kriege ist es unmöglich. Professor Stange berichtet, wie die Hauswirtin einiger russischer Gefangener dieselben mit einer Fleischmahlzeit ganz besonders gut bewirten wollte. Das Resultat war aber weniger zufriedenstellend, als wenn es ein guter Teller Suppe gewesen wäre, und die Russen bemerkten dazu: „Mutter gut, Essen schlecht." („Das Gefangenenlager in Göttingen", Seite 9.)

Englische Berichte

Eine sehr wichtige und verantwortungsvolle Aussage wurde von dem **Kaplan Benjamin O'Rorke M.A.** in seinem kleinen Buch „In der Hand der Feinde" gemacht. Ich empfehle dieses Buch allen denjenigen, welche Verlangen nach den zuverlässigen Aussagen eines Landsmanns haben, der tatsächliche Erfahrungen in einer großen Anzahl deutscher Kriegsgefangenenlager während des Krieges gesammelt hat. Da er im August 1914 gefangen wurde, stammt seine Erfahrung aus der Zeit, ehe in allen Ländern Verbesserungen vorgenommen wurden. Es werden schlimme Sachen mitgeteilt; z. B. die empörende Roheit einer Ordonnanz, die müßig zusah, wie ein verwundeter Offizier sich bemühte, seine Stiefelschnüre zu binden, ohne ihm zu helfen. Wir lesen von soldatischer Aufschneiderei, Gemeinheiten, Elend, Heimweh, Mut, aber nichts von Vorkommnissen, wie manche Journalisten sie hervorheben. Wir müssen eingedenk sein, daß ein neutraler Berichterstatter den deutschen Blättern den wunderbaren Bericht über den panischen Schrecken und die Vorschriften in London während der Zeppelinangriffe schickte. In Kaplan O'Rorkes Erinnerungen finden wir eine ganze Anzahl „Züge der Kameradschaftlichkeit". Auch die unerfreulichen können uns da, wo sie uns beweisen, daß die Fehler der Feinde auch bei uns zu finden sind, von Nutzen sein. Die Gefangenen wurden von Lanrecies nach Deutschland transportiert.

Leichtgläubigkeit im Haß

In Aachen waren wir die Veranlassung einer feindlichen Demonstration. Es traf sich, daß ein deutscher Truppentransport zu gleicher Zeit wie wir im Bahnhof stand. Ein Soldat unserer Bedeckung wies ein englisches Soldatenmesser vor. Er hielt es mit der Spitze nach oben und behauptete, daß mit diesem mörderischen Instrument die britischen Militärärzte den deutschen Verwundeten die Augen auszustechen pflegten und wies mit dem Messer auf einige englische Militärärzte, die im Zug saßen, wie um zu sagen: „Das sind auch einige der Schuldigen'." Es ist nicht zu verwundern, daß die unsagbar schlecht unterrichteten Soldaten, bereit, alles Ueble von den verhaßten Engländern zu glauben, wie die Bluthunde an der Kette tobten.

Digitized by Google

„Heraus mit ihnen,' sagte ihr wütender Oberst und wies mit dem Daumen über die Schulter zum Wagen, wo die blutdürstigen englischen Offiziere saßen. Der Oberst wartete jedoch nicht ab, seinen Befehl ausgeführt zu sehen, und ein deutscher Unteroffizier redete den Leuten gut zu, ihre Wagen aufzusuchen und uns in Ruhe zu lassen. Das einzige, was uns gleich Dolchen traf, waren die Blicke einiger Priester, Weiber und Knaben, welche sprachlos vor Entrüstung schienen, daß sich auch ein Geistlicher unter diesen verruchten Leuten befand."

Ich habe diesen Ausschnitt angeführt, da ich nicht im mindesten die Absicht habe, das Bild der Lage nur in rosigen Farben zu schildern. Die menschliche Natur ist überall die gleiche, und wenn die Leidenschaft einmal erregt ist, so traut sie gern den Gegnern das Allerschlimmste zu. In dieser Mitteilung wundert mich jedoch eines und das ist der Befehl des Obersten. Wenn dieser Offizier wirklich Oberst war, wie konnte der Subalterne es wagen, seinen Befehl zu widerrufen? Sollte hier nicht ein Irrtum über den Rang des Betreffenden vorliegen oder der ärgerliche Ausruf mißverstanden sein?

Torgau

Die Bevölkerung nannte die Leute Schweine in verschiedenen Variationen. Es ist leider genau dasselbe, was die Leute bei uns zu Lande getan haben. „Der Lagerkommandant von Torgau ist ein preußischer Reserveoffizier mit einem langen, dicken Schnurrbart. Die anderen Gefangenen teilten uns mit, daß er in jeder Hinsicht höflich und rücksichtsvoll sei und daß, wenn wir ihn sofort begrüßten, so oft wir ihm begegneten, wir ihn so anständig finden würden, wie man es vernünftigerweise erwarten könnte." Und später: „Allgemeines Bedauern herrschte, als der erste Kommandant seine Stellung aufgab."

Hunde

In England hat man vieles über die Verwendung von Hunden in den Lagern geschrieben.

Folgendes entnehme ich dem Bericht (Seite 41) von Mr. O'Rorke:

„Mit der Zeit nehmen wir immer mehr an Zahl zu, bis zu 230 englische Offizieren; 800 französische Offiziere aus Maubeuge kamen dazu, darunter 4 Generäle. Von den Letzteren war einer im Jahre 1870 Gefangener in Torgau gewesen und hatte es fertig gebracht„ zu entfliehen. Die Behörden waren bemüht, die Wiederholung eines solchen Vorfalls zu verhüten. Eine ihrer Vorsichtsmaßregeln, der sie große Sorgfalt schenkten, war die Dressur der Hunde zur Unterstützung der Wachsoldaten. Nachts war zuweilen Gebell zu hören, aber ihre Anwesenheit störte weder unsere Ruhe noch unseren Gleichmut."

Dr. Austin schreibt in: „Meine Erfahrungen als deutscher Kriegsgefangener": „Lange bevor wir nach Magdeburg kamen, hatten wir von den großen und sehr bösen Hunden gehört, welche der Wachmannschaft beigegeben sind.... Sie waren natürlich sehr böse, aber sie wurden stets von den Wachleuten geführt oder lagen angekettet in ihren Hütten und wurden nie gegen uns losgelassen." (Seite 141.)

Um zu Mr. O'Rorkes Erzählung zurückzukehren: „In der ersten Zeit hatte unser Wächter in seinem Benehmen die Art und Weise eines Kerkermeisters, aber allmählich wurde er höflicher und zuvorkommender und schließlich, als sein Sohn in Kriegsgefangenschaft geriet, tatsächlich mitfühlend. In Torgau waren die Mahlzeiten, wenn auch weit davon entfernt, großartig zu sein, immer schmackhaft und ausreichend." (Seite 43.)

Burg

In Burg in der Kantine „pflegten wir uns gegenseitig mit Butterbrot, Kuchen und ausgezeichnetem Kaffee zu bewirten" und, solange es nicht verboten war, auch mit Koteletten und Beefsteaks. . . . .

Es folgte eine lustige Geschichte über die Pedanterie des Kommandanten und O'Rorke fährt fort: „Es freut mich, hinzufügen zu können, daß in gewissem Sinne der Kommandant gerade der Mann war, den wir brauchten. Vom ersten Tage an begann er, das Lager trocken zu legen, den Schmutz fortzuräumen und machte es mit der Zeit ganz wohnlich.... Der Hof war in der Tat in der ersten Zeit ein Morast, durch den wir uns zollweise, über die Lachen springend, durchschlängeln mußten. Unter der Leitung des Kommandanten verschwand dies alles in wenigen Wochen. Der Sumpf wurde abgeleitet und die Straße verbreitert."

Digitized by Google

Auch britische Beamte wissen es, daß eine ordentliche Portion Energie dazu gehört, mit Dieck fertig zu werden, der von Tausenden von Füßen aufgewühlt wird. Der Kommandant schien jedoch eine noch wertvollere Eigenschaft als Energie zu besitzen, die Fähigkeit nämlich, von den Untergebenen zu lernen. Er war seinem Beruf nach Richter und war im Anfang ebenso streng und steif wie gründlich. Ihm erschienen Kriegsgefangene um nichts besser als gewöhnliche Gefangene, „aber mit der Zeit lernte er uns anders zu bewerten. Was mich anbetrifft, so bot er mir Gelegenheit, meine Arbeit außerhalb des Lagers fortzusetzen, was ihm ein Leichtes gewesen wäre zu versagen, und als wir uns 5 Monate später trennten, geschah es in gewisser Weise mit gegenseitiger Herzlichkeit." (Seite 74.)

Auch der Adjutant lernte mehr Herzlichkeit. Adjutanten wollen oft ihre Autorität mehr fühlbar machen als der Befehlshaber.

Zensor, der von einem Gefangenen mit Geldstrafe belegt wird.

Der Kaplan führte Geldstrafen für „unparlamentarische Ausdrücke" ein: „Ich hatte einmal einen deutschen Zensor damit zu strafen. An einem sehr heißen Tage mußte er eine Anzahl Postpakete durchsehen, bevor sie den Eigentümern überliefert wurden. In einem unbeachteten Augenblick ließ er die Bemerkung fallen, daß es ein Unfug sei, so viele Pakete zu öffnen und gebrauchte dabei den Ausdruck..., aber unglücklicherweise hörte ich es, und er mußte Strafe zahlen. Er tat es gutmütig."

Ein Zug wie dieser beweist, scheint mir, überzeugender als manche Reden, wie töricht es ist, sich gegenseitig als Scheusale anzusehen, die aus der Welt vertilgt werden sollten. . . . .

Die Nahrung in den deutschen Kriegsgefangenenlagern

Im Januar 1915 wurde Nationalrat Eugster nach Deutschland abgesandt, um die französischen Kriegsgefangenen zu besuchen. Im allgemeinen stimmen die Schweizer Berichte*) fast ganz genau mit den amerikanischen überein. Was die Nahrung betrifft, bemerkt Eugster, so ist die Summe von 60 Pfennig, die den deutschen Soldaten täglich zugestanden wird, die gleiche, wie sie Kriegsgefangene erhalten. In seinem zweiten Bericht vom März hebt er hervor, daß die Nahrungsfrage eine kritischere geworden ist und (soweit seine Erfahrungen reichten) Klagen häufiger sind. Die Schwierigkeiten darüber faßt er sehr vernünftig zusammen, besonders die der Brotfrage. Anfänglich erhielten die Kriegsgefangenen 500 Gramm täglich. Nachdem aber die Brotration der deutschen Bevölkerung von 250 auf 200 Gramm herabgesetzt worden war, war eine Herabsetzung der Brotration der Gefangenen auch zu erwarten. Sie wurde auf 300 Gramm festgesetzt. Die Gefangenen hätten anderenfalls zweieinhalbmal mehr Brot erhalten als die Deutschen. Das Fehlende sollte durch Kartoffeln ergänzt werden; dies führte jedoch zu keinem guten Resultat. Herr Eugster schreibt im März: „Deutschland hat augenblicklich 750—800 000 Gefangene. Die Verabfolgung von 300 Gramm pro Mann ergibt einen Verbrauch von 240 000 Kilo Brot täglich. Dies ist keine Kleinigkeit zu einer Zeit, wo die Einfuhr von Lebensmitteln unmöglich ist.**) Nach Artikel 7 der Haager Konvention sollten allgemeine Abmachungen aller Kriegführenden über die Gefangenen getroffen werden, und Eugster macht den Vorschlag, unter neutraler Aufsicht Mehl an die Kriegsgefangenenlager zu verschicken und Brot unter neutraler Aufsicht backen zu lassen.

Allgemeinergebnisse

Dr. Eugsters Berichte über die verschiedenen Kriegsgefangenenlager ergeben fast genau die gleichen Eindrücke, wie die amerikanischen Berichte. Im Senne-Lager lobt der englische Arzt wärmstens die Pflege der Verwundeten und der französische Arzt erkennt bereitwillig an, daß deutsche und französische Verwundete in gleicher Weise behandelt werden. Im Lager von Zossen war ein Bildhauer, der in seinem Atelier arbeitete, ein Maler, der Landschaften malte, ein Gärtner, der die Rasenplätze verzierte, und ein Musiker ließ seine Kompositionen durch einen Chor von 150—200 Sängern aufführen. Die bestgebildeten Gefangenen sind am zufriedensten, sagte der Deputierte. Die Eindrücke seiner ersten Reise zusammenfassend, sagt Herr Eugster:

*) Comité International de la Croix Rouge, Première Série.
**) Deutschland hatte jetzt im Oktober 1917 fast dreimal so viel Gefangene.

Digitized by Google

„Ich bin glücklich, versichern zu können, daß die französischen Gefangenen menschlich behandelt werden. In so außerordentlichen Zeiten kommen Fehler und Mißgriffe leicht vor, aber im allgemeinen kann man nicht anders sagen, als daß Deutschland seine Pflicht an den französischen Gefangenen tut."

Es ist nicht zu verwundern, daß Herr Eugster anonyme Schmähbriefe erhielt, die ihm zum Vorwurf machten, daß er in seinen Berichten die ungünstigen Tatsachen nicht hervorhebe, die dem Vorurteil des Schreibers recht gegeben hätten. Manche Leser seiner Berichte mögen durch seinen deutschen Namen mißtrauisch gemacht worden sein. Herr Eugster war sich dieses Mißtrauens bewußt. Er machte daher den Vorschlag, daß es zweckmäßig wäre, wenn Abgeordnete aus der deutschen und französischen Schweiz die Kriegsgefangenenlager zusammen besuchen würden. Der Vorschlag wurde ausgeführt, und bei seiner dritten Inspektionsreise begleitete ihn Dr. de Marval. Die Aussagen blieben die gleichen. . . . .

Takt

Hier ist noch etwas anderes in Betracht zu ziehen. „Wir dürfen nicht vergessen," schreibt Eugster, „daß die Tatsache, Gefangener zu sein, an sich schon schwer zu ertragen ist." Es bedingt einige Erfahrungen im Verkehr mit Gefangenen, um völlig zu erfassen, wie hart ihr Schicksal ist und wie leicht eine falsche Art der Behandlung die Leute verstimmen und verbittern kann. Ueber Halle bemerken Eugster und de Marval im Mai: „Die Beziehungen zwischen dem Kommandanten und den Gefangenen sind korrekt, aber ohne Herzlichkeit. Den Untergeordneten fehlt oft der nötige Takt." Ich muß gestehen, daß Aussagen, wie diese, mich mehr bedrücken, als Gerüchte über Hunger und mangelhafte Unterkunft. Jeder Mann weiß, daß Gewalt sich selten mit den Erniedrigten zu befreunden versteht. Militärisches Wesen ist, auch bei den Engländern, selten erfreulich, und ein Unteroffizier, der seine eigenen Leute brutalisiert, wird Gefangenen gegenüber nicht rücksichtsvoller sein. Wir wollen den nackten Tatsachen ins Auge sehen und nicht vergessen, daß Gefangenschaft immer unerträglich ist und jede absolute Gewalt, besonders bei Untergeordneten, leicht in Tyrannei ausarten kann. In den Kriegsgefangenenlagern aller Länder sind es die Beispiele blinden, militärischen Bureaukratismus, die das Dasein bitter und erniedrigend machen; hier in diesen Lagern kann nur der durch wahre Einsicht erlangte Takt die Herzen erweichen; das ist der einzige Weg, der zum wahren Frieden führt. Herr Eugster schreibt: „Diese Leute sollten mit Takt behandelt werden. Sie sollten nicht wie gefangene Feinde, sondern wie Männer und ritterliche Gegner behandelt werden. Eine kleine Rücksicht, die wenig Anstrengung erfordert, kann guten Eindruck machen. Ein freundschaftliches Wort von Mensch zu Mensch bricht das harte Eis der Unzufriedenheit und der ritterliche Geist der Vorgesetzten wird mit Dankbarkeit anerkannt."

Um diesen Standpunkt zu erlangen, müssen wir uns bemühen, von den Feinden das Beste zu denken. Milde ist weitherziger als Gerechtigkeit, und in ihren Händen liegt die Zukunft der Welt. Wir haben in früheren Zeiten Franzosen, Russen, Iren und Buren abwechselnd beschuldigt, aber diese Anschuldigungen haben der Zukunft wenig gedient, sondern nur die an ihre Stelle tretende weitherzige Nächstenliebe ist dazu imstande . . . . .

Spätere amerikanische Berichte

Alle Inspektoren gestehen zu, daß sich die Kriegsgefangenenlager fast überall im Laufe des Krieges verbessert haben. Gerard schreibt selbst unter dem 10. Juni 1915: „Es wird allgemein zugestanden, daß die Zustände in den Gefangenenlagern sich fortschreitend bessern. Es hat keinerlei Nutzen, Klagen nachzugehen, die auf Zuständen beruhen, wie sie vor mehreren Monaten herrschten." Indem ich die früheren amerikanischen und schweizer Berichte anführte, habe ich die für die Deutschen sprechenden Tatsachen in keiner Weise übertrieben. Die späteren Berichte sind sehr zahlreich. Es ist jedoch unnütz, mehr als kurze Beispiele wiederzugeben. Der Bericht Misc. Nr. 15 (1915) gibt einen günstigen Eindruck über die deutschen Bestrebungen in der Gefangenenbehandlung. Kanadische Offiziere in Bischofswerda beklagen sich über die Behandlung auf dem Wege von der Front: sie sagten, „daß sie zuerst gezwungen worden waren, ihre Wagenabteilung mit französischen algerischen (schwarzen) Soldaten zu teilen, daß aber darin im Laufe der Reise Aenderung geschaffen wurde". Es mag dies als eine interessante Bemerkung betrachtet werden, in Bezug auf die Verwendung algerischer und anderer farbiger Truppen.

Digitized by Google

Hunger während des Transportes

Die kanadischen Offiziere sagten auch, „daß sie während des Transportes wenig Nahrung erhalten hatten, ihre Behandlung jedoch nicht von der anderer Gefangener abwich." Indem ich dies lese, fällt mir unwillkürlich das Interview in den „Daily News" ein, überschrieben: „Die blauen Fräuleins. Freiwillige Arbeit an den Buffets von Euston" (24. Juni 1916): „Wir haben eben den Transport einiger deutscher Kriegsgefangener gehabt", schreibt eine dieser Damen. Wir geben den Gefangenen nichts. Wir haben genug damit zu tun, unsere eigenen Leute zu versorgen." Auch die Bemerkung einer englischen barmherzigen Schwester fällt mir dabei ein, welche in meiner Gegenwart sagte, indem sie mit den Fingern schnippte: „Wir haben auch nicht so viel Mitleid mit den deutschen Verwundeten." Ich möchte hoffen, daß bei der Mehrheit auf beiden Seiten die Stellungnahme eine andere ist. Aber was für eine entzweiende Wirkung hat kriegerischer Patriotismus! Wir müssen jedenfalls brüderliche Gesinnung auf einem anderen Wege erwerben.

Friedrichsfeld

Mr. Mitchelsons Bericht über das Lager von Friedrichsfeld lautet sehr anerkennend. Es werden alle Arten von Arbeiten gemacht. „Kein deutscher Aufseher war dabei zu sehen und nur indem ich nach ihnen ausschaute, fielen mir einige Wachsoldaten auf, die die Gefangenen im Auge behielten. Zweimal sah ich vollständig unbeaufsichtigte Gefangene bei der Arbeit." Einige Verwundete in Magdeburg sagten ohne Ausnahme, „daß sie auf dem Wege von der Front mit der größten Rücksicht behandelt worden waren." (Den 3. Juli 1915.) Die Lazarettpflege wird hier, wie auch in dem Mutterhause von Isighem, W.-Flandern, das von Dr. Ohneforg besucht worden war, gelobt.

Organisation und Gegenseitigkeit

Ich gehe zu dem Bericht von Misc. Nr. 19 (1915) über. Mr. Gerard gibt im Juni einen interessanten Bericht über die Lehrkurse und Vorlesungen für die deutschen Unteroffiziere und Mannschaften, um sie praktisch für die Feldküchen auszubilden. Dies ist ein charakteristischer Zug für deutsche Gründlichkeit. Mr. Gerard schließt: „Ich würde mich freuen, wenn Sie dies zur Kenntnis der englischen Regierung bringen würden. Die deutschen Militärbehörden haben sich über das Schicksal ihrer Gefangenen in England beruhigt (ausgenommen derer, die auf Schiffen interniert sind, was noch immer ein wunder Punkt ist). Sie haben daher die beste Absicht, die englischen Gefangenen (Offiziere und Soldaten) in günstigster Weise zu behandeln, ihren Wünschen Rechnung zu tragen, soweit es mit dem Grundsatz zu vereinen ist, daß Gefangene (von denen sie über eine Million besitzen) alle praktisch in gleicher Weise behandelt werden sollen." ...

Eine Schwierigkeit

In Neubrandenburg „durften die Offiziere bis vor wenigen Tagen außerhalb der Lagerumzäunung Tennis spielen, in einem See baden und in den benachbarten Wäldern spazieren gehen. Da 4 Offiziere (Engländer) einen Fluchtversuch gemacht hatten, war diese Erlaubnis zeitweilig aufgehoben worden, doch sagte mir der Kommandant, dessen Beziehungen zu den Gefangenen die besten sind, daß es sehr bald wieder eingeführt werden sollte." Die ausgezeichnete Badeeinrichtung in Friedberg wird häufiger wie in anderen Fällen hervorgehoben. In Gießen sprach Dr. Ohneforg mit einigen Gefangenen, die in den Arbeitslagern interniert worden waren. Sie sagten, „daß die Arbeit nicht schwer sei und sie, bevor sie den verschiedenen Lagern zugeteilt worden waren, ärztlich gründlich untersucht worden seien und die, die für eine solche Arbeit nicht tauglich schienen, ausgeschieden wurden. Beherbergt und beköstigt wurden sie von ihren Arbeitgebern, und ich begegnete nur einem Fall der Klage über ungenügende Nahrung."

Einige Offizierslager

In Bad Blenhorst befinden sich einige gefangene Offiziere, unter Aufsicht eines deutschen Militärarztes, zur Kur. In Clausthal „ist die Lage des Lagers ideal, mitten im Harzgebirge mit einer sehr weiten Aussicht und ich erhielt durch meinen Besuch einen sehr günstigen Gesamteindruck." In Küstrin: „Die deutschen Offiziere behandeln ihre Gefangenen wie Kameraden, die ins Unglück geraten sind." In Bischofswerda wurde darüber geklagt, daß Kniehosen beim Fußball verboten waren und daß mehr als ein Bad am Tage nicht erlaubt sei. Der Kommandant versprach diese Wünsche zu berücksichtigen. Der Bericht über Halle ist ungünstig. Das Lager war

Digitized by Google

überfüllt und der freie Raum für Spiele und Bewegung ließ viel zu wünschen übrig. Ueber das Essen wurde nicht geklagt, außer über Eintönigkeit *).

Berichte und Auskünfte

Fort Friedrichshafen bei Ingolstadt: „Diejenigen, die keine Ueberzieher hatten, sagten, daß sie, wenn nötig, welche von den deutschen Behörden erhalten könnten, aber daß sie lieber warten wollten, um zu sehen, ob sie nicht etwas von zu Hause bekämen. Sie sehnten sich alle nach neuen Stiefeln, da sie die gelieferten, holzbesohlten Stiefel nicht leiden konnten." Sir Edward Grey schrieb vor Eingang dieses Berichtes, sich auf Auskünfte berufend, „daß die wenigen englischen Gefangenen dieses Lagers sehr schlecht genährt seien, die Postpakete unregelmäßig zugestellt und häufig des Inhaltes entleert werden". In seiner eine Woche später datierten Antwort schreibt Mr. Gerard (amerikanischer Botschafter in Berlin): „Auf direktes Befragen sagten die Gefangenen von Ingolstadt, ohne daß irgendein deutscher Offizier oder Soldat zugegen war, daß sie keine besonderen Wünsche hätten. Die Leute waren in guter Stimmung und dem Augenschein nach nicht schlecht genährt. Sie standen alle mit ihren Freunden in der Heimat in Verbindung und beklagten sich nicht über unregelmäßige Zustellung der Postpakete."

Allgemeines über die Lage der Kriegsgefangenen in Deutschland. Günstiges und Humoristisches

Ueber das Offizierslager von Blankenburg i. d. Mark berichten die Herren Jackson und Russell: „Die Stimmung des Lagers ist ausgezeichnet." In dem Bericht über Merseburg finden wir einen humoristischen Zug (Seite 29). „Einer der Leute beklagte sich bei mir, daß er dafür bestraft worden sei, weil er, wie er sagte, ein Loch in seiner Hose hatte; aber durch Nachforschungen brachte ich heraus, daß er ein paar neue Hosen, die ihm von der deutschen Behörde geliefert worden waren, zerschnitten hatte, um daraus ein Paar Kniehosen zum Boxen zu machen. Einer der Leute hatte ein schwarzes Auge, der andere einen verrenkten Daumen, der dritte eine gebrochene Nase. Das alles kam vom Boxen **)." Die vier englischen Gefangenen in Königsmoor sagten, „daß keinerlei Unterschied zwischen ihnen gemacht würde und ihre Beziehungen zu den deutschen Wachleuten aufrichtig und freundlich seien. Sie besaßen alle genug warme Kleidung, einschließlich Ueberzieher, und einer hatte sogar außer dem Ueberzieher, den er von zu Hause erhalten hatte, einen vom Lager. Sie sagten alle, daß das Essen nicht schlecht sei." ... „Im Arbeitslager von Hackenmoor war die Mittagssuppe vorzüglich ... die Gefangenen sahen alle gesund aus, schienen zufrieden und in guten Beziehungen zu der deutschen Bewachung ... Einige von ihnen beklagten sich, daß die ihnen gelieferte Kleidung ihnen sehr bald zu eng werde, und beinahe jeder Mann im Lager hatte zugenommen, zwischen 10 und 30 Pfund. (Manchmal mehr.) Niemand sprach von schlechter Behandlung. Einer der Engländer sagte gleichwohl, daß gelegentlich Mißhelligkeiten mit dem Barackenkapitän (Belgier) vorkämen. Der Kommandant hat Liebe zu seiner Arbeit. Er kennt fast alle Leute beim Namen und scheint sein Möglichstes zu tun, um ihnen das Leben angenehm zu machen." ...

Deutsche Professoren

Die Aufmerksamkeit wird aufs neue auf die von Professor Stange in Göttingen geleistete, ausgezeichnete Arbeit gelenkt. „Er hat ein Bureau im Lager, in welchem er sich täglich zwei Stunden aufhält; während dieser Zeit kann er von jedem Gefangenen konsultiert werden. Er hat Lehrkurse eingerichtet, die sehr gut besucht werden." Gießen: „Professor Gmelin von der hiesigen Universität nimmt großes Interesse an den Gefangenen. Er besucht sie regelmäßig und trägt für ihren Unterricht Sorge."

Ein Dementi

Folgendes ist bemerkenswert, ich gebe es dem Wortlaut nach wieder. Mr. Osborne an Mr. Gerard (23. Februar 1916, a. a. O. Seite 62):

„In Uebereinstimmung mit Ihren Vorschriften und bezugnehmend auf den Artikel der London Times vom 7. Februar, welcher den Bericht eines ausgetauschten britischen Kriegsgefangenen wiedergibt, in dem es heißt, daß zwei englische Kriegsgefangene in dem Lager von Güstrow in Mecklenburg

*) Mr. Jackson schreibt am 9. März 1916, daß dieses Lager wegen seiner Beschaffenheit und Lage nie sehr günstig sein könne, aber daß schon Verbesserungen geschaffen seien (Misc. 16. 1916).

**) Als Gegenstück dazu kann das, was aus einem britischen Gefangenenlager geschrieben wird, dienen: „Während einer Sportwoche. In den Lazaretten liegen schon eine ganze Anzahl mit gebrochenen Armen und Beinen."

Digitized by Google

durch Bajonettstiche verwundet worden seien, weil sie verbotenerweise geraucht hatten, so daß der eine seinen Wunden erlegen und der andere sich noch im Lazarett befindet, habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich am 12. Februar 1916 das Lager von Güstrow besuchte. Ich hatte die Lagerbehörde nicht von meinem Besuche in Kenntnis gesetzt und wurde mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen; man bot mir Gelegenheit, die englischen Gefangenen allein zu sprechen. Ich sprach mit einer ganzen Anzahl Unteroffizieren und mit einigen Soldaten; alle ihre Aussagen stimmten in zwei Punkten überein. Erstens darin, daß wenn ein solcher Vorfall wie der oben erwähnte, vorgekommen wäre, sie sicherlich davon gehört hätten, und zweitens, daß ihnen nichts davon bekannt war. Ich besuchte die Lazarette in Begleitung des englischen Unteroffiziers, der bei der Krankenpflege behilflich ist, sprach mit jedem einzelnen der dort befindlichen Patienten, keiner von ihnen hatte einen Bajonettstich. Es scheint mir somit vollständig ausgeschlossen, daß der in den englischen Blättern erwähnte Vorfall in Güstrow stattgefunden habe. Ich hörte in der Tat anstatt Klagen nur Lobsprüche der englischen Kriegsgefangenen über das Lager und die Behörden. Die Leute waren mit aller Art von Kleidungsstücken gut ausgerüstet und schienen besonders guter Stimmung. Die Vorgesetzten bestätigten, daß sie in letzter Zeit niemals gezwungen worden waren, einen englischen Gefangenen einzusperren. Ich kann sagen, als Gesamteindruck schien mir das Lager dem Vorbild eines Kriegsgefangenenlagers so viel als möglich zu entsprechen."

Der Widerspruch, der zwischen Mr. Osbornes Bericht und dem Timesartikel besteht, ist auffallend. Dies sollte eine Warnung sein, unbegründeten Anklagen oder darauf basierenden Zeitungsnachrichten zu viel Glauben zu schenken. Wir vergessen oft, daß alle Vorurteile sich gegen den Feind richten und daß nur Geschichten, die zu dessen Gunsten sprechen, frei von Uebertreibung zu sein pflegen...

Bayerische Höflichkeit

Der Hochwürdige Erzdiakon Wm. E. Nies, der die Erlaubnis erhalten hatte, englische Kriegsgefangene in Bayern zu besuchen, schreibt: „Es ist nicht mehr als billig, das liebenswürdige Entgegenkommen, das ich bei der Ausführung meiner Mission erfahren und mit dem die Obrigkeit mich ohne Ausnahme unterstützte, besonders hervorzuheben."

Lazarettpflege

Ueber das Germersheimer Lazarett lesen wir: „Die Nahrung im Lazarett ist besonders befriedigend. Dr. Algeron, der diensthabende Chefarzt, ein weitherziger Mann und unermüdlicher Arbeiter, besorgt selbst die Lebensmittellieferung. Unter seiner Leitung haben viele der Patienten an Körpergewicht bedeutend zugenommen..." In Bayreuth war ein Soldat der schwarzen Garde in das Militärlazarett der Stadt versetzt worden, wo er in elektrischer Behandlung stand, weil man hoffte, dadurch von einer Amputation seines Armes absehen zu können..."

Urlaub

In Celle, wo Offiziere und Unteroffiziere interniert sind, hörte Mr. Jackson, daß einer der Engländer auf Urlaub sei und „mehrere andere die Erlaubnis erhalten hatten, Verwandte in Deutschland zu besuchen. Ein anderer war um die Erlaubnis eingekommen, eine Kur zu machen, weil sein Aufenthalt in Bad Blenhorst ihm nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatte, doch unterlag dieses Gesuch noch der Prüfung."

Limbau Güstrow

In dem Arbeitslager von Limbau bezeichneten die Leute den Kommandanten als einen Gentleman und sagten, daß „sie keine Schwierigkeiten bei ihm fänden, wenn es sich um die Berücksichtigung ihrer Wünsche handle. Niemand klagt über die Behandlung und nur sehr wenige fanden, daß die Arbeit schwer sei." Das Lager enthielt 500 englische Kriegsgefangene. In Güstrow „machten die Behandlung der Leute und die Zustände im Lager einen sehr günstigen Eindruck. Der Kommandant sagte aus, daß von allen Gefangenen, die unter seiner Aufsicht standen, die Engländer die besten seien." Im vergangenen Jahre waren 2 500 000 Briefe und 50 000 Päckchen im Lager verteilt worden.

Lazarettbehandlung

Die Lazarettpflege wird immer wieder als sehr günstig hervorgehoben. Ich führe hier das Urteil eines schweizer Arztes an, der fast während des ganzen Krieges in deutschen Hospitälern tätig war.

„Dem Schreiber dieses ist nie etwas zu Augen gekommen, was absichtlich

Digitized by Google

zum Schaden der Gefangenen und der Kranken hätte dienen können. Er ist im Gegenteil in der Lage, versichern zu können, daß die Kriegsgefangenen und Kranken die menschenfreundlichste Pflege erhielten. Wenn späterhin die Nahrung unzureichend war, so muß man in England nicht vergessen, daß ein großer Teil der deutschen Bevölkerung dem Hunger sehr nahe war. Aus tiefster Ueberzeugung kann der Schreiber dieser Zeilen versichern, daß die deutsche Bevölkerung und die deutschen Aerzte (meist) schuldlos an den ihnen zur Last gelegten Anklagen sind. Einzelne persönliche Ausnahmen können, wenn begründet, dieses Urteil nicht ändern." . . . . .

Die Heimgekehrten

Die Daily News haben sich darin ausgezeichnet, günstig klingende Berichte der Heimkehrenden zu veröffentlichen. Ein Offizier schreibt:

„Vor drei Tagen traf ich in England ein, nachdem ich 8 Monate in einem deutschen Gefangenenlager verbracht hatte. Wir waren unter den ersten, die über die Schweiz heimkehrten und amüsierten uns heimlich über unsere Freunde und Verwandten zu Hause. Denn sie schienen alle höchst erstaunt, daß wir so gesund aussahen und gut ausgerüstet waren und nicht wankenden Skeletten oder körperlichen Ruinen glichen. Nachdem wir aber die Zeitungen zu Hause gelesen hatten, verstanden wir es. Ich will nicht behaupten, daß diese Geschichten über unmenschliche Behandlung unwahr oder übertrieben seien, denn ich habe von vielen solchen Fällen gehört, ich kann aber behaupten, daß solche schlechte Behandlung nicht allgemein war und auch nicht allen Kriegsgefangenen zu Teil wurde.*) Ich schreibe deshalb das, was ich von den Kriegsgefangenen in Baden in Süddeutschland weiß und hoffe, daß dieser Artikel dazu beitragen soll, die Sorge derjenigen, die täglich ihre Lieben zurückerwarten und fürchten, sie von den überstandenen Leiden entsetzlich mitgenommen wieder zu sehen, zu mildern."

Der Offizier besagt, daß die Leute hinter der Front sehr viel mehr gelitten hätten; dies ist etwas im Widerspruch mit dem vorhergehenden. Der Schreiber fährt fort:

„Das Schicksal der Gefangenen in dem Dauerlager in Baden war sehr viel leichter. Ich berufe mich dabei auf einen alten katholischen Priester, Pater Nugent, gebürtig aus Lancashire, wie ich glaube, der bei Ausbruch des Krieges in Deutschland war. Er hatte freien Zutritt zu allen Kriegsgefangenenlagern und Lazaretten in Baden und hatte nichts von roher oder schlechter Behandlung gesehen. Zwei amerikanische Aerzte hatten Erlaubnis, das Hospital in Rastatt, Lazarett Nr. 4, und das russische Lazarett zu besuchen. Sie sagten, daß die Kranken zufrieden waren und gut versorgt würden, trotz der Knappheit medizinischer Vorräte in Deutschland. Einigen Leuten, die in Bauernhöfen in Baden untergebracht waren, ging es sehr gut. Eine Ordonanz unseres Lagers, die während der Obstzeit 14 Tage zur Pflaumenernte abwesend war, erzählte, daß er in einem Bauernhofe einen Bekannten aus seinem Regiment getroffen. Dieser Mann war gerade mit Roten-Kreuz-Paketen per Bahn angekommen und sagte, daß er bei einem alten deutschen Bauern und seiner Frau in Arbeit stände. Sie teilten miteinander, was sie an Lebensmitteln besaßen. Einmal wöchentlich besuchte der ganze Haushalt das Kino."

Seitens der Bevölkerung wurde den Gefangenen in Baden keine unfreundliche Gesinnung gezeigt. „Wir wanderten nach Gefallen in der Umgebung von Freiburg und im Schwarzwald. Jeder Mann wurde mit Höflichkeit behandelt. Fälle offener Feindseligkeit kamen nicht vor." (Daily News, den 18. Dezember 1918.)

Mr. J. J. Desmond diente im Alter von 46 Jahren freiwillig im englischen Heer. Er geriet in Gefangenschaft und veröffentlichte (Daily News, 10. Dezember 1918) die Gesamteindrücke seiner Gefangenschaft. Im Gegensatz zu den zu Hause Gebliebenen hatte er zum deutschen Volk Vertrauen, wie der Schlußsatz seines Artikels beweist:

„Die Soldaten und die Landbevölkerung in der Umgebung von Dülmen und später auch in anderen Gegenden zeigten keine Gefühle der Rache oder des Hasses wegen ihrer Niederlage. Sie schienen es vielleicht vergessen zu

*) Es ist erstaunlich, wie selten beglaubigte Mitteilungen schlechter Behandlungen sind, von solchen, die sie selbst erlebt haben. Solche Berichte stammen immer vom Hörensagen her.

Digitized by Google

wollen und freuten sich darüber, daß der Krieg aus war. Jeder Mann begrüßte einen damit und die Gesichter strahlten dabei. Einige sagten, daß die Bedingungen sehr hart seien, stimmten jedoch mit mir überein, wenn ich ihnen erklärte, daß sie hart sein mußten, um die alten Zustände gründlich zu bekämpfen und einen dauernden Frieden zu sichern. Ich wünschte, ich wäre heute noch ebenso sehr wie damals überzeugt, daß die Alliierten reiner Absicht waren. Ein Landmann kicherte, als er mir sagte, daß Deutschland 150 U-Boote abliefern müßte, weil, wie er sagte, sie gar nicht so viele hätten. Eine der politischen Parteien, ich weiß nicht mehr welche, veröffentlichte ein Manifest, worin es hieß, daß Deutschland durch die Militärpartei betrogen worden sei und daß diese an Belgien und den Alliierten großes Unrecht begangen habe. Ich zweifle nicht daran, daß dies Gefühl in Deutschland weit verbreitet ist. Sollten jedoch die Friedensbedingungen von Rachsucht geleitet sein, so setzten wir uns selbst damit ins Unrecht, und das neue Deutschland wird noch mehr Ursache haben, uns zu hassen. Indem wir den Kaiser bekämpften, bemühten wir uns, es den Deutschen klar zu machen, daß wir auch für sie kämpften. Wir kämpften in der Tat, um die sagenhafte gefangene Jungfrau aus den Klauen des Menschenfressers zu befreien. Ein Jammer war es, daß so viele unserer Schläge die Jungfrau und nicht nur den Menschenfresser trafen. Es wäre nicht nur ein Jammer, sondern ein Verbrechen und ein grober Irrtum, wenn wir jetzt, da die Jungfrau befreit ist, fortfahren wollten, sie für die Verbrechen des Menschenfressers zu strafen. Die Deutschen, von der alten Regierung abgesehen, haben nicht die Absicht, uns bei jedem Anlaß zu betrügen. Sie behaupten, von vorne anfangen zu wollen, und ich bin fest von ihrer Ehrlichkeit überzeugt. Bei allen Geschäften, wo es ihnen unter Umständen sehr leicht gewesen wäre, mich zu betrügen, habe ich während meines ganzen Aufenthaltes in Dülmen stets die Erfahrung gemacht, daß es die ehrlichsten Leute sind, mit denen ich es je zu tun hatte, und sie denken dasselbe von uns. Feldwebel und andere Leute, die mit Kriegsgefangenen verschiedener Nationalität zu tun hatten, versicherten mir, daß sie die Engländer als Kriegsgefangene anderen stets vorzögen, weil sie offen und ehrlich sind, das sagen, was sie denken, und an dem, was sie sagen, festhalten. Sicherlich haben die Deutschen von allen Nationen des Kontinents am meisten Aehnlichkeit mit den Engländern."

Schlußfolgerungen

Der Ueberblick über die augenblicklich zuverlässigen Beweise scheint davon zu zeugen, daß in Deutschland das ehrliche Bestreben herrschte, die Kriegsgefangenen gut zu behandeln. Das schließt aber nicht aus, daß ihr Schicksal hart war und die Verlängerung der Gefangenschaft ihr Elend nicht noch sehr vermehrt hätte. Greuel, wie sie in Wittenberg vorgekommen sind, sind nicht aus dem Gedächtnis zu verwischen, aber es ist klar, daß solche Zustände weit davon entfernt sind, als typisch gelten zu können. Wenn Militarismus zu weit geht, geht er immer viel zu weit. Wenn wir die besonderen Schwierigkeiten in Betracht ziehen, mit denen man in Deutschland bezüglich der Kriegsgefangenen zu rechnen hatte, und die Gefahren eines Militärstaates berücksichtigt, so muß man aus der Tatsache, daß die Behandlung meistens vernünftig und manchmal vorzüglich war, der deutschen Bevölkerung einen hohen Grad der Menschlichkeit zusprechen. Ich wünsche, in keiner Weise Ressentiment zu erwecken und, um zu vermeiden, daß diese Schlußfolgerungen dazu dienen könnten, führe ich hier das neutrale Urteil des wohlbekannten Norwegers M. T. E. Steen an, der die Erlaubnis hatte, die Kriegsgefangenenlager in England, Deutschland und Frankreich zu besuchen. M. Steen hielt am 15. Juni 1915 in der Queenshall einen Vortrag unter Vorsitz des englischen Roten Kreuzes. Sir Louis Mallet präsidierte: „M. Steen äußerte sich sehr anerkennend über die Zustände in den verschiedenen Kriegsgefangenenlagern in Deutschland und drückte die Hoffnung aus, daß seine Aeußerungen Besorgnis und Zweifel aus dem Wege räumen möchten. Sein allgemeiner Eindruck über die Kriegsgefangenenlager war, wie er sagte, sehr befriedigend." Wir müssen bedenken, daß auch in Deutschland alle möglichen Geschichten und Gerüchte über unsere Kriegsgefangenenbehandlung und der unserer Alliierten verbreitet waren. Solche Gerüchte sind anscheinend ein Teil des Krieges. Sie können das Wohlwollen nicht verstärken. Das wirklich sehr große Interesse, das Leute, wie Fürst Lichnowsky, Professor Stange, Professor Gmelin und die

Digitized by Google

Göttinger Pastoren an dem Schicksal der Kriegsgefangenen nahmen, ist bemerkenswert. Wenn wir bedenken, daß bei uns zu Lande es für Leute in hervorragender Stellung nicht leicht ist, öffentlich den deutschen Kriegsgefangenen Interesse zu beweisen, so müssen wir das umsomehr anerkennen.

Kriegsgefangenenlager in England

Es wäre von großem Interesse, die amerikanischen Berichte über deutsche und englische Kriegsgefangenenlager zu vergleichen. Leider ist ein gewinnbringender Vergleich unmöglich. Eine Anzahl Berichte über verschiedene Kriegsgefangenenlager in England sind in dem Weißbuch Nr. 30 (1916) veröffentlicht. Die frühesten Inspektionen datierten aber erst vom 21. Februar 1916. Da jedoch die Hauptschwierigkeiten überall zeitlich zurückliegen, so sind zum Vergleich natürlich auch die früheren Berichte notwendig. „Beweisen wir unseren Kriegsgefangenen ebenso viel Mitleid, wie unsere Vorfahren?", schreibt Daily Chronicle vom 29. Oktober 1914. „Aus den Berichten schließend, die uns über die Zustände in den Konzentrationslagern vorliegen, müssen wir leider schließen, daß dies nicht der Fall ist." Es ist überdies schwer, zu wissen, was Bemerkungen, wie die folgenden in Wahrheit besagen, wenn man keine früheren Berichte besitzt. „Sie machen einen glücklicheren und zufriedeneren Eindruck, als bei meinem ersten Besuch." (Offizierslager von Heyport.) „In den Schlafeinrichtungen sind keine Veränderungen getroffen worden, doch da die Zahl der Gefangenen abgenommen hat, ist mehr Raum." (Dorchester.) „Die allgemeine Stimmung im Lazarett scheint mir besser als bei meinem letzten Besuch." (Dartford, Lower Southern Hospital für verwundete Kriegsgefangene.) „Seit meinem letzten Besuch hat sich in den Schlafeinrichtungen nichts verändert. Durch die verringerte Zahl der Leute ist es geräumiger geworden. . . . Die Leute schienen glücklicher und zufriedener als das letzte Mal." (Offizierslager von Donington Hall.)

Die letzte Ausführung erinnert mich an den berühmten Angriff gegen den übermäßigen Luxus von Donington Hall. In allen Ländern wird Einspruch gegen zu üppiges Kriegsgefangenenleben erhoben, das als unzulässig in Anbetracht der unmenschlichen Politik des Gegners erklärt wird. Ueberall kann man Patrioten solchen Schlages finden, die alles für vergeblich erklären, wenn bewiesen werden kann, daß der Feind zu gut behandelt wird. Der Lärm, der um Donington Hall gemacht wurde, führte dazu, daß verschiedene Gefangenenlager durch Unterhausmitglieder besucht wurden, und ergab einen Bericht in der Times vom 26. April 1915. Donington Hall wird beschrieben „als ein leeres großes Gebäude, in einer Senkung gelegen. Die Einrichtung entsprach ungefähr der einer gewöhnlichen Unteroffiziersmesse. Das Klavier war von den Gefangenen selbst beschafft worden. Der Billardtisch und der andere von der Phantasie übereifriger Patrioten erdachte Zubehör erwies sich als frei erfunden." Das Offizierslager von Dyffryn Aled in North Wales wird in demselben Bericht als ein „unzugängliches, düsteres, modriges Gebäude" beschrieben. „Die Fenster haben eiserne Gitterstäbe. Es wurde früher als ein Asyl für Lungenkranke benutzt. Die Küche schien fast noch der beste Raum im Hause" . . . . „Badeeinrichtungen gibt es keine. Die Bedienung bringt aus der Küche heißes Wasser für Sitzbäder." Was die äußere Lage von Dyffryn Aled betrifft, so kann man den amerikanischen Bericht anführen: „Die Lage des Hauses in einem romantischen Tal des Gebirges von Wales ist schön und gesund." Aber noch im April 1916 ist hier die Badeeinrichtung sehr primitiv. „Jeder Offizier hat ein Blechbecken." Ohne die Absicht, irgendein besonderes Aufsehen daraus zu machen, ist es doch vielleicht nützlich, hierbei an die amerikanischen Berichte über Friedberg und Krefeld vom Mai und April 1915 zu erinnern (Seite 12 und 8).

Freundliche Absicht

Die „Stobsiad", die in dem Gefangenenlager von Stobs in Schottland erscheinende Zeitschrift, enthält in ihrer 17. Ausgabe (Januar 1918) einen freundlichen Vorschlag für die internierten Feinde in Deutschland. Die Y.M.C.A. teilt ihnen von dem immer dringender werdenden Bedürfnis an englischen Büchern in englischen Kriegsgefangenenlagern in Deutschland mit: „Sollte es nicht möglich sein," fährt der Verfasser fort, „daß unsere deutschen Leser englische Bücher, die sie entbehren können, englischen Kriegsgefangenen zur Verfügung stellen, so wie man es hier mit deutschen Büchern für uns getan hat. Nähere Auskunft darüber erteilt Kommittee Elisabeth Rotten (Ber-

Digitized by Google

lin Nr. 24, Monbijouplatz 3). Wir würden uns freuen, wenn viele unserer Leser unserem Wunsche entgegenkommen würden." . . . . .

Gefangene als Arbeiter

Wie sehr Haß der Unwissenheit zuzuschreiben ist, beweisen die Berichte über die Gefangenen, welche bei uns auf dem Lande arbeiten.

„Was die deutschen Kriegsgefangenen betrifft, so hat es einiger Zeit bedurft, um die Vorurteile bei den Pächtern und den Leuten der Ortschaft, wo sie einquartiert waren und von wo aus sie zur Arbeit fuhren, zu zerstreuen. Nach einiger Zeit der Bekanntschaft erloschen diese Vorurteile. „Bei uns in West-Sussex sind sie unsere Hauptunterstützung," sagte mir Mr. Herbert Padwick, Vorsitzender und Vizepräsident der Landwirte: „Einige von ihnen sind selbst Landwirte oder Söhne von Landwirten. Ihre Arbeit geht langsam vonstatten, aber ist gewöhnlich gründlich. Sie pflegten scherzend zu sagen, daß sie die beste Ernte, die England je gehabt habe, hervorbringen wollten, weil sie sicher seien, daß sie doch Deutschland zugute kommen würde. Es ist kein Zweifel daran, daß sie zeitweilig fest daran geglaubt haben, sie haben jedoch jetzt anscheinend diese Illusion aufgegeben." (Daily News, den 20. August 1918.)

Man hört meistens günstige Aussagen der englischen Landwirte über die deutschen Arbeiter. „Ich meine, sie haben famos gearbeitet", sagte einer derselben zu mir, „sie haben wahrhaftig Ermunterung verdient". Bei näherer Bekanntschaft schwand die Vorstellung, daß alle Deutschen Hunnen seien. Auch in Deutschland schwanden ähnliche Vorurteile und ich erinnere mich, von einem deutschen Pächter gehört zu haben, der seine englischen Arbeiter auf eine Landpartie mitnahm. Er hatte scheinbar die Erlaubnis, ihnen weiteste Freiheit einzuräumen. In der deutschen Presse erhoben sich Einsprüche gegen diese Landpartie. . . . . .

Zivilgefangene.

Im Lande sich aufhaltende feindliche Untertanen.

Als Einführung in den neuen Abschnitt mögen einige Auszüge aus Dr. J. M. Spaights bedeutendem Werke „Kriegsrecht zu Land" von Nutzen sein. Dr. Spaights Urteil (Seite 28) lautet: „Im Lande lebende feindliche Untertanen werden nicht belästigt." Er fährt im Text fort: „Die Behandlung im Lande sich aufhaltender feindlicher Untertanen hat sich in neuerer Zeit sehr zum Bessern geändert. Nach früheren Anschauungen galten sie als Feinde und durften als solche in Gefangenschaft genommen werden. Unter Napoleon wurde im Jahre 1803 diese harte Maßregel gegen britische Untertanen, die sich bei Ausbruch des Krieges in Frankreich befanden, zum letzten Male angewandt. Gegenwärtig ist es sämtlichen Staatsangehörigen gestattet, unbehindert abzureisen, auch wenn sie der Armee einer der kriegführenden Parteien angehören."

Die Regierung hat das Recht, deutsche Untertanen zurückzuhalten. Aber es entspricht nicht mehr der Sitte. [Picton zitiert Memoranda der amerikanischen Gesandtschaft, die es England vorschlägt, den deutschen Zivilisten dieselbe Freiheit zu gestatten, die englische Zivilisten in Deutschland genossen (17. Oktober 1911 usw.). Sir Edward Grey aber (9. November 1914) gab nicht nach. Er begründete die englischen Maßnahmen auf die hohe Zahl (etwa 50,000) der ansässigen Deutschen. 1870 aber, wie Picton erwähnt, gab es in Paris allein 30,000 Deutsche. Diese wurden August 1870 aus dem Departement der Seine ausgewiesen, doch *nicht interniert*. Picton fährt fort:]

Ich habe nicht die Absicht, hier ein Urteil für oder gegen die allgemeine Gefangennahme auszusprechen. Es hat dies nichts mit dem Zweck des Buches zu tun. Es berührt denselben nur insofern, als hervorzuheben ist, daß Gefangenschaft ansässiger feindlicher Untertanen (so sehr Einzelfälle auch entschuldigt werden können) der modernen Sitte nicht mehr entsprach und nicht Deutschland, sondern England damit den Anfang machte. Die öffentliche Meinung irrt darin Deutschland erließ diesen Befehl als „Gegenmaßregel". Nachdem er einmal erlassen worden war, wurde er mit größter Eile durchgeführt, konnte auch um so schneller durchgeführt werden, als die Anzahl der englische Untertanen verhältnismäßig gering war. . . .

Digitized by Google

Mr. Gerard an Mr. Page.

Amerikanische Botschaft, 8. November 1914.

Sir; wenn es auch schon fast zu spät ist, um praktischen Nutzen zu bringen, so halte ich es doch für meine Pflicht, der Menschheit gegenüber, Sie dringend um formelle Erklärungen der Englischen Regierung über die Organisation der Konzentrationslager deutscher Gefangener in England und Irland zu ersuchen. Es ist in Deutschland bekannt, daß viele der Internierten der Arbeiterklasse angehören und daß ihre gegenwärtige Lage sich durch die Internierung gebessert hat. Es wird ebenfalls anerkannt, daß die Englische Regierung das Recht hat, alle Personen, die unter begründetem Spionageverdacht stehen, in Haft zu nehmen. Oeffentliche Empörung hat dagegen die Nachricht erregt über Gefangennahme anderer deutscher Untertanen; die deutsche Obrigkeit sieht nicht ein, aus welchem Grunde deutsche Schiffsreisende in England nicht in Freiheit gesetzt werden, wenn auch unter polizeilicher Aufsicht, falls sie gezwungen sind, in England zu bleiben. Der Befehl der Internierung aller Engländer im Alter von 17 bis 55, welcher am 17. ds. in Kraft trat, war durch den von der öffentlichen Stimmung ausgeübten Druck veranlaßt. Dieselbe wird noch weiterhin durch Zeitungsberichte über zahlreiche Todesfälle in den Sammellagern in Erregung gehalten. Bis zum 6. ds. genossen die englischen Untertanen beträchtliche Freiheit und wie Sie aus meinem Telegramm vom 5. ersehen haben, sind zahlreiche Bittschriften eingegangen, worin die günstigen Umstände geschildert werden, in denen sie leben und ihren Geschäften obliegen dürfen und um die gleichen Zugeständnisse für deutsche Untertanen in England ersuchen. Ich glaube, daß Mißverständnisse, die wir, soviel in unserer Macht liegt, beseitigen sollten, Hauptschuld an dem englischen Vorgehen und den deutschen Wiedervergeltungsmaßregeln tragen. Ich bin der Meinung, daß wir unser möglichstes zu tun haben, um die wachsende Mißstimmung zu verhüten, die zwischen dem deutschen und dem englischen Volk in Entstehung ist, um es der Bevölkerung beider Länder zu ermöglichen, nach Beendigung des Krieges von neuem in freundschaftliche Beziehungen zu treten...

Berichte zweier entlassener Zivilgefangener über die Lagerzustände von Ruhleben vom 18. März 1915

Ich ziehe jetzt die Berichte über einzelne Zivilgefangenenlager heran. Das größte dieser Lager war jedenfalls das von Ruhleben.

Mr. John P. Bradshaw aus Ballymoney, Grafschaft Antrim, und Mr. William David Coyne aus Ballyhaunis, Grafschaf Mayo, beide englische Staatsangehörige kehrten aus dem Gefangenenlager von Ruhleben, nach ihrer Entlassung wegen militärischer Untauglichkeit, nach England zurück. Sie erstatteten an das Home Office folgenden Bericht:

Eine ärztliche Untersuchung hatte ihre militärische Untauglichkeit festgestellt. Alle, die sich für untauglich hielten, waren 14 Tage zuvor aufgefordert worden, ihre Namen und Näheres über ihren Gesundheitszustand einzuschicken. Eine Woche später waren sie aufgefordert worden, anzugeben, wohin sie sich wenden würden, falls sie das Lager verlassen dürften; nur wenige englische Untertanen äußerten den Wunsch, das Lager zu verlassen, falls man es ihnen nicht gestatte, nach England zurückzukehren, wegen der in Deutschland herrschenden feindlichen Stimmung. Seit dem 7. März waren bedeutende Aenderungen in der Nahrungsmittellieferung eingetreten; Dank den Erkundigungen Rittmeister von Müllers war der bisherige Lieferant seines Amtes enthoben worden. Man vermutete im Lager, daß die amerikanischen Behörden, die Nachforschungen beschleunigt hatten. Die tägliche Ration ist über ½ Pfund Brot, mehr als die deutsche Bevölkerung erhält, es wird jedoch vermutet, daß eine Beschränkung der Ration bevorstehe. Brot ist in der Kantine nicht mehr erhältlich. Für die übrige Nahrung hat die deutsche Regierung 60 Pfg. pro Kopf festgesetzt. Der Ausschuß kauft pro Mann täglich 100 Gramm Fleisch (Knochen inbegriffen), meist Schweinefleisch, auch Schaffleisch, seltener Ochsenfleisch. Es wird in der Suppe gekocht und mittags erhält ein jeder ein Stück Fleisch, in der Größe eines Koteletts zur Suppe. Der nachbleibende Rest wird in der Baracke, die bei der Essensverteilung zuletzt an die Reihe kommt, verteilt; die Baracken wechseln in der Reihenfolge ab. Einmal in der Woche besteht das Mittagessen aus Wurst und Reis mit Pflaumen, Wurst wird auch abends zum Tee oder Kaffee verteilt. Für die Ersparnisse bei der Lebensmittellieferung und den Gewinn in der Kantine werden

Digitized by Google

Kleidungsstücke für die Unbemittelten gekauft. Das Fleisch wird durch zwei der Gefangenen, einem Tierarzt und einem Metzger untersucht; es wird von Schiffsköchen aus dem Interniertenlager gekocht. Das Essen ist gut zubereitet, die Speisen wohlschmeckend. Die beiden oben Genannten haben alle aus der Heimat gesandten Pakete erhalten. Anfänglich dauerte es vier Wochen, bis die Pakete aus England das Lager erreichten, jetzt 10—12 Tage. Die Beamten sind in der Zustellung von Geldsendungen an die Gefangenen peinlich ehrlich. Sie zahlen jedoch Geldsendungen nur in Silber oder Papier aus. Gefangenen, die ein Konto besitzen, werden alle zwei Wochen 20 Mark ausgezahlt, eine Extraauszahlung von 20 Mark kann zur Anschaffung von Kleidern, Stiefeln etc. erlangt werden, wenn dies als notwendig bewiesen wird. Schreiben darf jetzt jeder wöchentlich eine Postkarte von 9 Zeilen, monatlich einen Brief von 4 Seiten, außerdem Geschäftsbriefe, wenn ihre Notwendigkeit genügend begründet werden kann. Es ist ein dramatischer Verein gegründet worden, der kürzlich seine erste Vorstellung veranstaltete „Androcles und der Löwe" von Shaw. Der Zutritt war frei. Die Sitze kosteten jedoch 20 und 30 Pfg., nicht nach dem Rang der Plätze, sondern je nach den Mitteln der Käufer. Baron Taube und Graf Schwerin halten es für ihre Pflicht, an allen von den Gefangenen ausgehenden Veranstaltungen teilzunehmen und begrüßen die Versammlung zum Schluß durch eine kurze Dankesrede. Seitdem die Verpflegungsschwierigkeiten behoben sind, haben sich die Beziehungen zwischen den Beamten und Gefangenen bedeutend gebessert. Vor einem Monat wurden alle englischen Untertanen aus den Kolonien von neuem interniert. (Misc. Nr. 7, 1915, p. 81.)

Offizielle amerikanische Berichte

Wir kommen nun zu den Begleitbriefen der offiziellen amerikanischen Berichte vom 8. Juni 1915. (Misc. Nr. 13, 1915.)

Mr. Gerard an Mr. Page.

Amerikanische Botschaft, Berlin, 8. Juni 1915.

Sir; ich habe die Ehre, Ihnen hiermit die dreifache Abschrift eines Berichts des Herrn G. W. Minot über die Zustände des englischen Zivilgefangenenlagers Ruhleben bei Spandau zu übersenden. Ich gestatte mir hinzuzufügen, daß die Pflichterfüllung und das Entgegenkommen der Lagerbehörden behörden bewunderungswert sind und ihre Beziehungen zu unserer Botschaft höchst angenehme. Bessere Lagerkommandanten als Baron Taube und Graf Schwerin könnte man sich gar nicht wünschen.

James W. Gerard.

Der letzte Satz ist besonders bemerkenswert. Kein Lob könnte eindringlicher lauten.

Mr. Minot an Mr. Gerard

3. Juni 1915.

Sir; ich habe die Ehre, Ihnen folgenden Bericht zu übersenden mit Mitteilungen über die verschiedenen Verbesserungen, wie sie im Zivilgefangenenlager Ruhleben bei Spandau seit November 1914 vorgenommen worden sind.

Von 4500 englischen Zivilgefangenen in Deutschland befinden sich 4000 in Ruhleben, 500 in anderen kleineren Lagern. Die deutsche Regierung hatte befohlen, daß alle kleinen Lager aufgehoben werden sollten, sodaß sich demnächst sämtliche englischen Zivilgefangenen in Ruhleben befinden werden. Um das Lager den neuen Bedürfnissen entsprechend zu vergrößern und die nötigen Quarantäne-Maßregeln zu treffen, waren längere Erörterungen vonnöten, doch ist anzunehmen, daß demnächst alles erledigt sein wird. Die Vermehrung der Gefangenenzahl bedingt den Bau neuer Baracken. Dieselben waren schon meistenteils zu Beginn des Krieges überfüllt. Es sind 6 neue Baracken zu je einem Stockwerk errichtet worden. In jeder Baracke können 120 Mann untergebracht werden. Diese Baracken sind aus Holz gut gebaut, kräftig gedielt, mit großen Fenstern. Die Dächer sind mit wasserdichter Teerpappe bedeckt und die Wände zum Schutz gegen Regen gestrichen. Bei den vier jetzt bewohnten Baracken sind kleine Räume für die Wächter angebaut. In den neuen Baracken wird dies unterlassen, da man die Nachtwache bald abschaffen wird. Die letzten neuen Baracken sind für Kranke und schwächliche Personen besonders eingerichtet. Die Baracken sind durch Seitenwände in kleinere Abteilungen eingeteilt und zwei Wasserklosetts sind eingerichtet. Ein neues Waschhaus ist errichtet worden nebst Duschenbad und Waschtrögen.

Digitized by Google

Durch die Errichtung der neuen Baracken, die Ueberführung von über 100 Personen in Dr. Weilers Sanatorium und die Entlassung von ungefähr 100 Gefangenen haben sich die Wohnungsverhältnisse gebessert, besonders in den überfüllten Speicherräumen. 20 Prozent der Bewohner der Speicher wurden versetzt, und man nimmt an, daß, sobald die neuen Baracken bewohnbar sein werden, andere 55 Prozent die Speicher werden verlassen können. Die bedeutendste Verbesserung der letzten zwei Monate war die Bewilligung, den Rennplatz vormittags von 8—12, nachmittags von 2—5 benützen zu dürfen, der gewonnene Raum bietet Gelegenheit zu allen möglichen Rasenspielen; das nötige Material wurde vom Lager geliefert, ein Fußballplatz und ein kleiner Golfplatz sind angelegt worden. Dieses Grundstück bietet allen Gefangenen Gelegenheit, an körperlicher Bewegung im Freien teilzunehmen. Andere können sich draußen hinsetzen und den Spielen zusehen. Die Erlaubnis, die Tribünen zu benutzen, wurde später von 8 Uhr morgens bis 8.30 Uhr abends ausgedehnt. Die Tribüne ist aus Ziegeln und Zement gebaut, unterhalb der Sitzreihen befindet sich eine Halle, in der ein ganzes Theater eingerichtet ist, mit Bühne, Orchesterraum, Szenerie, Garderobe etc. Aufführungen verschiedenster Art von Shakespeare bis zu Varietévorstellungen werden fast jeden Abend veranstaltet. Die kleinen Räume beim Totalisator werden zu Ateliers und Studienräumen benützt. In anderen Räumlichkeiten sind eine Tischlerwerkstatt, eine Schneiderwerkstatt, ein Barbier und ein Schuhflicker untergebracht. Die Sitzreihen der Tribüne werden zu Schulzwecken und Vorlesungen benützt, die sehr systematisch geleitet sind; die Behörden haben für Wandtafeln und anderen Zubehör gesorgt.

Es folgt ein günstig klingender Bericht über Dr. Weilers Sanatorium. Ueber dies Sanatorium sind die persönlichen Aussagen sehr verschieden gewesen. Mr. Minot führt darauf die verschiedenen Verbesserungen an, die im Lager von Ruhleben stattgefunden hatten, in folgenden Rubriken: Wäscherei, Weißwäscherei, Betten, Zahnarzt, Post etc., er fährt in seinem Bericht fort: Man ersieht aus obigem, daß bedeutende Verbesserungen im Lager stattgefunden haben. Graf Schwerin, Baron Taube und die anderen Lagerbehörden taten alles, was in ihrer Macht stand, um diese Fortschritte zu fördern. Sie wurden darin von den Lagerbeamten unterstützt. Ein allgemeiner Aufschwung der moralischen und physischen Zustände des Lagers ist das Resultat dieser Verbesserungen. Der Gesundheitszustand im Lager war im allgemeinen vorzüglich, eine leichte Masernepidemie ausgenommen, kamen keine anderen Infektionskrankheiten vor. Die Besserung in der Lebensmittellieferung und Verpflegung hat fast alle früheren Klagen beseitigt. Die Arbeit schreitet fort und die Zustände bessern sich zusehends und stetig. Ich übersende Ihnen den Plan des Lagers, auf dem alle genannten Gebäude und Plätze bezeichnet sind. Ich füge noch außerdem eine Anzahl Programme der in Ruhleben veranstalteten verschiedenen Veranstaltungen und Spiele hinzu...

Einige Vergleiche

In einer Note vom 28. Juni 1916 (Misc. Nr. 25, 1916) tadelt Mr. Gerard strenge noch einige in Ruhleben bestehende Mißstände. Der Brief klingt auffallend anders, als die anderen Berichte: „Es ist unstatthaft, daß gebildete Leute zu sechsen in einem Pferdestall zusammengepfercht werden. In einigen der Dachräume stoßen die Lagerstätten aneinander. Das Licht reicht nicht zum Lesen aus und Lesen ist eine unentbehrliche Beschäftigung für diese unglücklichen Leute, wenn sie noch einen ganzen Winter in Gefangenschaft verbringen sollen. Auf dem Speicher oberhalb der Ställe sind die Zustände noch schlimmer."

Der Bericht Bischof Burys (Mein Besuch in Ruhleben) lautet: „Ich weiß nicht, ob unsere Internierungslager in Newbury*) oder die Rennbahn von Reading, oder die Verwendung von Rennbahnen zur Ausbildung unserer eigenen Leute (wie dies in Kempton Park geschah), die Ursache davon war, daß Ruhleben im November 1914 als Internierungslager für Zivilisten bestimmt wurde. Ohne daß ich eigene Beschreibungen hinzufüge, ist leicht zu verstehen, was sie gelitten haben, ehe die notwendigen Einrichtungen getroffen waren .... Die gerahmten Ställe sind jetzt mit Schlafstellen ausgestattet. Der breite, steingepflasterte Korridor bietet Luft und Raum, und die Speicher sind für ihren jetzigen Gebrauch sehr geeignet. Ich ziehe die Speicher den

*) In Newbury beklagte man sich über den Mangel an Beleuchtung.

Digitized by Google

Ställen vor, weil sie Gänge haben, aus denen man hinaussehen kann, während die Fenster in den Ställen sehr hoch angebracht sind. Ich habe häufig Teebesuche in den Ställen gemacht. Einmal war wieder eine ganze Gesellschaft von 16 Personen beisammen zusammengedrängt, jedoch ganz bequem."

Bischof Bury kennt Gefangenenlager in Deutschland und England. Seine Eindrücke sind umso wichtiger. Wir müssen in Betracht ziehen, daß er eine ganze Woche lang unter den Gefangenen in Ruhleben verbrachte. Von unserer Seite ist niemand aufgefordert worden, eine ganze Woche in einem Gefangenenlager zu verbringen. Bischof Bury erzählt: „daß, als die Obrigkeit kürzlich den Vorschlag machte, ein neues Lager für 600 Mann in Havelburg zu errichten, um der Ueberfüllung abzuhelfen, die Leute sofort die Behörden baten, davon Abstand zu nehmen, da sie nach so langer Zeit es vorzögen, da zu bleiben, wo sie waren."

Vor etwas jedoch muß ich den Leser, der Bischof Burys Buch zur Hand nimmt, warnen. Die Zustände im Lager während der durch seinen Besuch verursachten Aufregung, waren sicherlich nicht die gewöhnlichen. Die fürchterliche Einförmigkeit des Lagerlebens drängt sich daher in diesem Buche nicht so augenscheinlich auf. Es besteht jedoch, fürchte ich, kein Zweifel darüber, daß das Lagerleben überall (nicht nur in Ruhleben) „unerträglich" werden muß. Jahrelang, Tag und Nacht, sich mit über 1000 Mitgefangenen in einer großen Halle wie Alexandrapalast zusammen zu befinden, muß auf sensible Naturen zerstörend wirken. Jedoch sollten wir daraus nicht schließen (um Dr. Sigmund Schulze anzuführen), daß wir in bezug auf Kriegsgefangenenbehandlung berechtigt sind, anderen Vorwürfe zu machen, sondern vielmehr, daß wir energisch an der Beendigung des Krieges zu arbeiten haben.

Dr. Cimino, der sehr natürlicherweise antideutsch gesinnt ist, schreibt: „Das einzige, worunter wir in Ruhleben wirklich gelitten haben, war die Kälte. . . . Tatsache ist, daß er (Graf Schwerin) ein so gutmütiger, alter Soldat war, wie nur je einer, der in eine englische Frau verliebt gewesen ist und seine englischen Gefangenen aufrichtig liebte . . . Bei den Konzerten war er regelmäßig anwesend, et pour cause: er liebte nämlich Musik leidenschaftlich. Zum Schlusse pflegte er eine kleine Ansprache zu halten. Aber eines Abends ließen wir ihn hoch leben, ‚denn er ist ein famoser, netter Kerl'." (Hinter Gefängnisgittern in Deutschland S. 95.)

Was die Nahrung betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Blockade und der von den Alliierten auf die neutralen Staaten ausgeübte Druck immer wirksamer wurde. Im Oktober 1915 schrieb Mr. Gerard über Ruhleben: „Die Nahrungsmittelversorgung ist vorzüglich, die Gefangenen kümmern sich selbst um die Küche; diejenigen, die in der Küche sind, werden vom englischen Fonds bezahlt, ausgenommen die 150 *M*, die von den deutschen Behörden als Gehälter an die Köche bezahlt werden. Auf Wunsch erhalten die Gefangenen Brotkarten und können sich Brot, Kriegsbrot, wie wir es alle in Deutschland essen und das ganz schmackhaft ist, zum Preise von 55 Pfg. für den Laib verschaffen. Sie erhalten auch zu sehr viel geringerem Preise, als es in Berlin möglich ist, Essen in der Kantine, unter den Herstellungskosten." (Misc. Nr. 3, 1916.)

Die billigen Preise waren gleichwohl durch die Beiträge der englischen Regierung zum Lagerfonds ermöglicht. Am 22. Februar 1917 sprach Lord Newton im Oberhause über die Kriegsgefangenenfrage. Folgender Auszug ist aus dem Daily Telegraph:

„Es ist von keinem Nutzen, die Zustände der Kriegsgefangenenlager in Deutschland oder anderwärts zu übertreiben. Es entspricht weder der Wahrheit, noch hat es irgendeinen Zweck, das Gefangenenlager von Ruhleben als eine Art Hölle auf Erden darzustellen, wie dies andauernd geschehen ist, und die internierten Lager in England damit als wahre Paradiese zu vergleichen. Redner beklagt das Elend der Leute. Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, daß die Zivilgefangenen in Ruhleben es schlechter haben, als unsere Militärgefangenen. Ohne Sympathie für Deutschland zu empfinden, kann man trotzdem vermuten, daß sich die Zustände in Ruhleben sehr gebessert haben. Diese Zustände haben sich nicht durch das Vorgehen der deutschen Regierung gebessert, sondern vielmehr infolge ihrer Inaktivität. Sie gestatten es den englischen Gefangenen, neue Einrichtungen zu treffen und die Zustände erträglicher zu gestalten. Es sind kürzlich einige Gefangene von Ruhleben nach Eng-

Digitized by Google

land zurückgekehrt. Von ihnen sind ausführliche Berichte zu erhalten, außerdem kann sich ein jeder nach den Aussagen Bischof Burys bis zu einem gewissen Grade ein eigenes Urteil bilden. Redner kann nicht begreifen, warum Bischof Bury in England so vielfach angegriffen worden ist. Er ging mit der Erlaubnis der deutschen Regierung nach Deutschland, besuchte Ruhleben, lebte im Lager und gewann einen Einblick in die Verhältnisse. Er berichtet genau das, was er gesehen hat und wurde daraufhin beschuldigt, unzuverlässig und prodeutsch gesinnt zu sein."

Urlaub

Von Interesse ist auch folgender Privatbericht:

„Einer meiner Neffen, der in Ruhleben interniert ist, erhielt einen 14tägigen Urlaub, um Bekannte in Deutschland zu besuchen, deren Sohn in England gefangen ist. Mein Neffe wurde geradezu mit überwältigender Freundlichkeit aufgenommen. Seine Briefe klingen höchst interessant und rührend."

Gegenmaßregeln im guten Sinn sind doch wohl die praktischsten Mittel, die es gibt.... Andere Gefangene erhielten ebenfalls Urlaub und eine große Anzahl wurde ganz entlassen. Zu Weihnachten 1916 erhielten die meisten englischen Lagerangestellten in Ruhleben einen dreitägigen Urlaub, um nach Berlin zu fahren.

Tätigkeit der Gefangenen

Wir können mit Recht stolz sein auf die organisatorischen Talente der englischen Gefangenen in Ruhleben und auf ihre Energie, mit beschränkten Mitteln das Möglichste zu leisten. Die Schwierigkeiten, die sie dabei zu überwinden hatten, forderten ihren Erfindungsgeist heraus .....

Sechs Studenten aus Ruhleben absolvierten im Dezember 1916 in London die Universitätsprüfung, einer später noch mit gleichem Erfolg in Edinburgh (Observer 26. August 1917). In Anbetracht dessen, daß andauernde Gefangenschaft die Konzentrationsfähigkeit benachteiligt, ist dies außerordentlich.

Daß so etwas in Ruhleben möglich war, gereicht der englischen Fähigkeit und ihrer Ausdauer zur Ehre. Wir müssen ebenfalls bedenken, daß so etwas nicht möglich gewesen wäre, wenn die Deutschen sich tatsächlich als Barbaren gezeigt hätten.

Ein gut gesinnter Feind

Als Bischof Bury während seines Aufenthaltes im November 1915 fragte, was er den Gefangenen in Ruhleben sagen dürfte, erwiderte General Friedrich: „Ich bitte Sie, Ihr Möglichstes zu tun, um Ihre Landsleute aufzurichten und zu ermutigen. Appellieren Sie an ihren Patriotismus und ihre Männlichkeit. Es wird Sie niemand stören. Sie werden keine Zuhörer haben und unbeaufsichtigt sein. Wir schenken Ihnen volles Vertrauen und haben keineswegs den Wunsch, das Nationalgefühl irgend jemandes, der sich in deutscher Gefangenschaft befindet, zu beleidigen." („Mein Besuch in Ruhleben", p. 21.)

„Diese Worte", sagte der Bischof, „machten mir den Eindruck, direkt aus dem Herzen des Sprechers zu kommen." Manche der Leser werden sich skeptisch dazu stellen, doch sind die Worte auch durch die Tat bewiesen. Der Bischof sprach zu den Leuten über den Krieg und die Truppen und erzählte von seinen Kriegserfahrungen. „Ganz so, als spräche ich zu meinen Landsleuten hier zu Lande." Darauf wurde die englische Flagge aufgezogen und man sang „God save the King". Der Bischof hatte dabei nicht die Zeit, die Auslassung des zweiten Verses zu veranlassen, und man ist stolz darauf, daß die englischen Gefangenen trotz ihrer patriotischen Erregung diesen Vers beim Singen von selbst ausließen. Die ganze Szene brachte auf beiden Seiten das heraus, was an den Leuten am wertvollsten war. Bischof Bury erzählte dem deutschen Stab, daß sie bei der Versammlung alle zusammen „Schenk ihm den Sieg" gesungen hätten. Man lächelte nachsichtig.

Kriegsterror

Viel Vorteilhaftes wäre noch anzuführen. Leider werden diejenigen, die von den Deutschen Gutes berichten, der Deutschfreundlichkeit bezichtigt. Dies ist eine traurige, aber wahre Tatsache. Einer der Leute sagte mir einmal: „Ich muß mir meinen Lebensunterhalt verdienen, könnte man meine Identität in meinen Aussagen feststellen, so wäre ich ruiniert, ich bin bereits materiell schwer geschädigt. Im Privatgespräch werde ich aber stets, was auch kommen mag, die Wahrheit zu berichten." Die Kriegsvorurteile verlangen in der Tat imer nur eine Art Geschichten zu hören und rächen sich an solchen, die

Digitized by Google

das sagen, was sie nicht zu hören wünschen, und so wird durch Unterdrückung die Wahrheit, deren wir so dringend zur Heilung unserer Wunden bedürfen, immer wieder aufs neue gedämpft. Eine Lehrerin schrieb mir: „Ich bin aufnahmefähig genug, um die guten Seiten des Feindes anzuerkennen, dies jedoch meinen Schülern mitzuteilen, ist eine andere Sache. Es wäre sehr unklug von mir, denn mein tägliches Brot hängt von der Schule ab." Der Herausgeber eines Provinzblattes schreibt ebenfalls: „Wenn man mit seinem Lebensunterhalt vom Publikum abhängt, so bedenkt man sich zweimal, ehe man seine Ansicht ausspricht."

Die letzten Tage in Ruhleben

Mr. Sylvester Leon berichtet uns einiges über die letzten Tage in Ruhleben (Herald, 4. Januar 1919):

„Die Soldaten sind auf Eurer Seite, sagte Mr. Powell zu den Internierten. Mit dem Siege der Revolution wuchs auch die Sympathie, die in den Tagen der alten Regierung zwischen Gefangenen und deutschem Militär bestanden hatte. Sie wurde im Lager allgemein; die Offiziere flohen oder kapitulierten mehr oder minder gutwillig; Soldaten- und Arbeiterräte regierten in den Städten des ‚Vaterlandes'. Ueber Mitteleuropa ging die Aera der Sozialdemokratie auf. ..... Es ist nur billig, zuzugestehen, daß die Ruhlebener Mannschaft in ihrer Pflichterfüllung loyal ausgehalten hat. Als man es ihnen nach Belieben freistellte, nach Hause zurückzukehren, machten sie keinen Gebrauch davon, sondern blieben bis zur Auflösung des Lagers freiwillig auf ihrem Posten. Von historischem Interesse ist, daß die rote Fahne, die als Symbol des revolutionären Sieges am Flaggenbaum des Lagers flatterte, aus der Zelle eines Internierten stammte. Sie wurde von einem anderen Internierten, Dr. phil. und Mitglied unserer kleinen Lagerschule, rot gefärbt und den Soldaten übergeben... Den ersten Eindruck, den man außerhalb des Lagers empfing, war der der furchtbar ernsten Lebensmittelfrage. Keiner, der es mit angesehen hat, wird den Anblick der hungernden Frauen und Schulkinder vergessen, die an den Pforten von Ruhleben standen und die Gefangenen mit Buten bestürmten, als diese hinauszogen. Denn nur die Internierten besaßen noch überflüssige Nahrungsmittel. Die Ruhlebener gaben, was sie konnten. Sie hatten die nackte Wirklichkeit vor Augen. Und die Bevölkerung Spandaus kam in noch größeren Massen heran, um uns glückliche Reise zu wünschen. Das Lebewohl, das sie uns boten, war erstaunlich in seinem Enthusiasmus, auffallend und zugleich rührend in seiner freimütigen und sichtbaren Aufrichtigkeit." ....

Englische Lager Bericht über Knockaloe

Die uns zur Verfügung stehenden Berichte über unsere eigenen Internierten-lager datieren erst vom März 1916.*) Im Mai 1916 waren die Lager noch immer etwas mangelhaft eingerichtet. In dem amerikanischen Bericht vom 18. März 1916 über Knockaloe lesen wir:

„Die Baracken werden jetzt wasserfest gemacht und durch Filz und Teerpappe vor Wind und Wetter geschützt **)." Und in Bezug auf Gesundheitsbedingungen heißt es: „Seit unserem letzten Besuch sind sanitäre Verbesserungen getroffen worden.... In dem Lazarett-Lager 4 ist für die Kranken und Rekonvaleszenten ein Aufenthaltsraum errichtet worden; zum Waschen der Wäsche ist ebenfalls ein neuer Ausguß gemacht worden, es sind neue Latrinen eingerichtet; man scheint im Lazarett daran zu gehen, die Zustände zu verbessern. Da das Lager 4 die größte Anzahl älterer Leute besitzt, so befinden sich im Lazarett auch mehr Kranke, als anderswo, und es war ziemlich überfüllt. ...In dem Isolierlazarett fanden wir nur ein Bad und eine Wasserleitung, für alle die Leute, die an den verschiedensten ansteckenden Krankheiten litten. Wir machten die Behörden darauf aufmerksam, man versprach uns Beachtung. Es sind in allen Lazaretten sanitäre Verbesserungen notwendig, ausgenommen vielleicht im Lager 1. .... Es gingen Klagen ein über mangelhafte Lazarettbehandlungen, besonders für Augen, Ohren und Zähne. Die Leute beschwerten sich, daß es an ausreichenden Behandlungsmöglichkeiten fehle." Die letzten Klagen stimmen merkwürdig mit einigen in Ruhleben überein. (Misc. Nr. 3, 1916, Seite 3, 15 und 16.) .....

*) Der frühere Bericht des Internationalen Roten Kreuzes bringt wenig Ausführliches.

**) Vergl. den Bericht über Ruhleben vom 3. Juli 1915 (Seite 26 ff).

Digitized by Google

Die Berichte über Knockaloe klingen keineswegs begeistert, doch waren mannigfache Verbesserungen in Angriff genommen worden und es wurden noch mehr von dem neuen Kommandanten erhofft. „Der neue Kommandant, der erst seit zehn Wochen da ist, scheint das Vertrauen der Leute gewonnen zu haben. Er scheint alles, was in seiner Macht steht, zu tun, um die Zustände zu bessern. Wegen Anschaffung von Material für die Baracken, wie Filz, Dachpappe usw., hatte er manche Schwierigkeiten zu überwinden. Doch sagte er uns, daß er die Sache in die Hand nehmen und der Verbesserung die nötige Aufmerksamkeit schenken werde. Der Gesamteindruck des Lagers ist besser als bei meinem ersten Besuch. (Siehe Bericht vom 8. Juni 1916.) Man vernahm weniger Klagen und die Gefangenen schienen zufriedener."

Ein englischer Kommandant

Es ist mißlich, daß wir den früheren Bericht, auf den wir verwiesen werden, nicht einsehen dürfen. Doch ist es immerhin tröstlich, zu wissen, daß der neue Kommandant, Col. F. N. Panzera, sich als ein christlich gesinnter Mann erwies, der für die unglücklichen Leute, die seiner Fürsorge unterstellt waren, tatsächlich aufrichtige Sympathie empfindet. Gleich manchem anderen Lagerkommandanten, hier wie in Deutschland, hat er trotz verschiedenartiger Schwierigkeiten getan, was er konnte. Er ist seitdem leider gestorben, deshalb steht es uns wohl frei, die Worte, die er zu Weihnachten 1916 an die ihm unterstellten Gefangenen richtete, anzuführen. Es ist ein seltsamer Gedanke, sich vorzustellen, daß es seiner Stellung geschadet hätte, wenn diese einfachen, wohlgemeinten Worte bei seinen Lebzeiten veröffentlicht worden wären.

„Ich bedauere, daß die große Ausdehnung des Lagers es mir nicht gestattet, Sie alle persönlich zu begrüßen. Es würde, fürchte ich, wie Hohn klingen, wenn ich Ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest wünschte, doch wünsche ich Ihnen, daß es so fröhlich sei, wie es unter diesen Verhältnissen sein kann. Aufrichtig und von Herzen wünsche ich Ihnen ein gutes neues Jahr. Möge das neue Jahr uns den Frieden bringen und Sie in Ihre Heimat zu Ihren Lieben zurückführen. Möge die Zukunft Ihnen Glück und Wohlstand bereiten und dadurch die schlimmen Tage der Gegenwart verwischen. Ich möchte Ihnen allen bei dieser Gelegenheit meine höchste Anerkennung aussprechen für das im ganzen Lager während des letzten Jahres vorherrschende gute Betragen. Nur sehr geringe Versehen sind vorgekommen, wie es ja bei einer so gemischten Gemeinschaft von 25,000 Leuten nicht anders sein kann. Im allgemeinen aber war die Führung ausgezeichnet, was die Aufgaben Ihrer Vorgesetzten sehr erleichtert hat. Nochmals ein möglichst gutes Fest und ein sehr viel besseres neues Jahr." . . . . .

Beispiel für Gerüchte und Tatsachen

Ich habe keinen Wert darauf gelegt, nachteilige „unoffizielle Berichte und Gerüchte" über Zustände in unseren und anderen Interniertenlagern anzuführen. Was ungünstige Kritik über unsere Lager sagt, können wir im Woman's Dreadnought (Band III, Seite 551) lesen. Der packende Aufruf der Lageraufseher von Knockaloe ist ebenfalls, auf Seite 561, abgedruckt. Es ist ein törichter hysterischer Brief. Die Hysterie, die in diesem Brief zum Ausdruck kommt, wundert mich in keiner Weise und ich muß gestehen, daß manches darin einen starken Eindruck auf mich gemacht hat. Die Verzweiflung der Internierten verhilft ihnen leider nicht zu einem weisen Urteil, hier wie drüben, und für diese Verzweiflung sind wir alle in jedem Lande bis zu einem gewissen Grade verantwortlich. . . . . .

Folgendes ist bezeichnend: Die Bevölkerung einer Stadt, in der sich ein Interniertenlager befand, geriet in Empörung, weil die Nachricht verbreitet wurde, einige feindliche Gefangene hätten Eisenbahnwagen ins Rollen gebracht, um sie gegen einen eintreffenden Passagierzug loszulassen. Ein Freund von mir konnte zufällig dem Ursprung dieser Geschichte nachgehen: „Die Wagen waren auf einem Abhang von selbst ins Rollen geraten. Zwei oder drei der feindlichen Gefangenen büßten fast ihr Leben ein, setzten sich jedenfalls großer Gefahr aus, um mit riesiger Anstrengung die Wagen aufzuhalten." So konnte in allernächster Nachbarschaft eines Lagers eine so tapfere Handlung durch öffentliche Leidenschaften in etwas Fürchterliches verwandelt werden. Man kann sich vorstellen, wie die Phantasie in den eroberten Gebieten wirkt! Jeder, der die Kriegsgreuel zu ergründen sucht, sollte dem Rechnung tragen. . . .

Digitized by Google

Repressalien im Guten.

Gegen die Erbitterung

Ich fürchte, daß bei uns, ebenso wie in Deutschland, unter den heimgekehrten Zivilgefangenen große Erbitterung herrscht. Man wird sich oft nicht darüber klar, wie oft finanzieller Ruin, Not, Krankheit, Tod die Folgen der Gefangenschaft sind. Der Mann ist interniert, Weib und Kind befinden sich in kläglicher Armut. Vielleicht ist die Frau zart, sie erkrankt und stirbt. In dem Gemüt der Leute, die solches in der Gefangenschaft erdulden, setzt sich gärende Bitterkeit fest und wird durch den seelischen Druck immer schlimmer. Man kann es von den Gefangenen kaum erwarten, daß sie den Lagerautoritäten ein gutes Andenken bewahren. Ein jeder, der unter Gefangenen gearbeitet hat, ist von ihrer Erkenntlichkeit gerührt gewesen, aber Bitterkeit ist stahlhart und tief in ihre Seelen gedrungen. Es ist vielleicht ganz nützlich, wenn wir uns klar machen, daß eine viel größere Anzahl von Zivilgefangenen in England in den Interniertenlagern geschmachtet hat. Wir wollen ihre Bitterkeit nicht durch unwürdige Kränkungen und Groll vermehren. Männer, die eine lange Zeit der Gefangenschaft ohne eigenes Verschulden erlitten und Feinden das Leben gerettet haben, ihre heroische Tat aber als gemeinen Mordversuch hingestellt sehen, müssen jeden Glauben an Gerechtigkeit verlieren. Ein Uebermaß an Großmut wäre viel weiser. Die Welt bedarf keiner neuen Apostel des Hasses. Laßt es uns versuchen, keinen neuen Haß zu schüren. . . .

Deutsche Arbeit an den Gefangenen

Die Mitteilungen, die dieses Kapitel enthält, verdanke ich hauptsächlich dem Friends Emergency Committee. Die meisten derselben erschienen bereits anderswo. Folgendes ist der Abdruck eines Briefes des Bischofs von Winchester an den Herausgeber der Times. Er erschien am 26. September 1916.

„Sir; nachfolgende Tatsachen können, falls sie bei Ihnen Aufnahme finden, inmitten all unseres Kriegselends und Jammers von Interesse sein und zur Ermutigung dienen. Der Ausdruck Repressalien wird oft im Kriege und auch in der Politik gebraucht; grausame Gegenmaßregeln werden Gott sei Dank von dem Gewissen und dem Instinkt der Völker verurteilt. Dies bezieht sich auf Repressalien im üblen Sinne. Seltner, wenigstens oberflächlich betrachtet, sind die gutgemeinten Gegenmaßregeln; hier ist ein solcher Fall:

Zu Beginn des Krieges vereinigten sich die Mitglieder der Society of Friends und andere Vereine zur Unterstützung feindlicher Untertanen, die durch den Krieg ins Unglück geraten waren. Deren Schicksal war oft ein klägliches. Wären ihnen die Mitglieder des Unterstützungskomitees nicht zu Hilfe gekommen, so wären sie durch den Druck der Verhältnisse, die feindliche Gesinnung ihrer früheren Freunde, den plötzlichen Verlust des Lebensunterhaltes, Internierung der Männer und erzwungene Beschäftigungslosigkeit, an den Rand der Verzweiflung gebracht worden. Das Komitee erwies Tausenden von Familen materielle Hilfe und was noch mehr ist, brachte heilende, menschenfreundliche Gesinnung zu den Männern ins Lager und zu den meist in England geborenen, verlassenen Frauen und Kindern. Es war ebenfalls zu Beginn des Krieges, daß eine Gesellschaft in Berlin zum gleichen Zweck zusammentrat. Sie erfuhr, was in England durch das Komitee geleistet wurde. Dies regte ihren Eifer an. Seitdem haben die beiden Vereine in engster Berührung miteinander gestanden und haben gegenseitig danach gestrebt, das, was beim „Feinde" drüben geschah, ehestens zu erwidern.

Das Berliner Komitee beschäftigte sich damit, englischen Frauen, die nach Deutschland kamen, um ihre Gatten in Ruhleben zu besuchen, Reiseermöglichung, Erleichterung und Unterkunft zu verschaffen und bemühte sich erfolgreich, die Arbeit anderer Vereine in Deutschland zum besten der Kriegsgefangenen zu unterstützen und zu vereinigen. Ende Juni kam zum besten dieser Arbeit eine Versammlung in Berlin zusammen, und zwar im Hause des Fürsten Lichnowski, des früheren Botschafters in London, der, um den Vorsitz zu führen, eigens von der Front gekommen war.

Viele angesehene Damen und Herren waren zugegen, es kam eine Sammlung von 8000 Mark zustande.

Meine Gründe, warum ich Ihnen diese Mitteilung mache, sind zweierlei, erstens: das Berliner Komitee verbreitet unausgesetzt in den deutschen Zeitungen und in anderen Blättern Berichte über die Tätigkeit des englischen Komitees und auch darin sollten wir es ihnen gleichtun; zweitens können

Digitized by Google

wir nicht dankbar genug dafür sein, daß wir in der Lage sind, Beispiele allgemeiner Menschenfreundlichkeit auch bei unseren Feinden zu erbringen, so nationalen Haß und nationale Vorurteile überbrückend, bei welcher Arbeit Dr. Sigmund Schultze und seine Kollegen so großen Eifer und Tätigkeit entwickeln. Mir persönlich sind die Namen vieler Personen in Deutschland bekannt, die an diesem Werke Anteil haben und ich bin von ihrer Aufrichtigkeit und ihren guten Absichten (wie auch ihr Standpunkt England und dem Krieg gegenüber sein mag) so fest überzeugt, wie wenn es meine eigenen Landsleute wären. Dies mag vielleicht zu meiner Entschuldigung dienen, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme.

Edw. Winton, Farnham Castle Surrey, 27. September."

Dr. Rotten schrieb am 8. März: „Nur ein paar Zeilen, um Ihnen mitzuteilen, daß die zweite Sendung heute aus Bern eingetroffen ist. Sie enthielt die übrigen Berichte Ihrer Arbeit, nämlich 25 Exemplare Ihres vierten Berichtes, und 100 Abschriften von ‚Ein Tag in St.-Stephans-Haus'. Wir sind sehr erfreut, diese lebendigen Darstellungen Ihrer Unterstützung deutscher Gefangener in England so vielen zugänglich machen zu können, da unsere Erfahrung uns gelehrt hat, daß direkte Mitteilungen mehr Eindruck machen, als unsere verkürzten oder unverkürzten Uebersetzungen. Soeben sind zwei verschiedene kurze Ueberblicke über die Ziele unserer gegenseitigen Hilfsarbeit in England und Deutschland von zwei Zeitungen aufgenommen worden; wir hoffen, Ihnen demnächst davon eine Abschrift senden zu können. Von Herzen dankbar, mit besten Grüßen im Namen aller." ....

Verwandte der Gefangenen in Ruhieben

Von Dr. Rotten: „Als im April v. J. nach wiederholtem Ansuchen vor unserer Seite regelmäßige Besuche der Frauen und Kinder endlich erlaubt wurden, waren die Bestimmungen noch ziemlich streng. Als besondere Last wurde es empfunden, daß Mann und Frau beim Wiedersehen durch einen Tisch getrennt waren. Die Besuche verliefen jedoch befriedigend und die Einschränkungen wurden nach einigen Wochen gemildert. Jetzt dürfen die Besucher sich im Lager frei bewegen und mit ihren Angehörigen reden. Die Erlaubnis wurde in der Tat auch bald auf Mütter, Schwestern und Bräute ausgedehnt, wenn bewiesen werden kann, daß die Verlobung vor der Internierung stattgefunden hat. Frauen, die in Berlin oder Umgebung leben, dürfen ihre Männer einmal im Monat besuchen, die Dauer des Besuches ist auf eine Stunde festgesetzt, aber da dies nicht sehr genau genommen wird, so werden es meistens zwei Stunden. Frauen, die von weit herkommen, erhalten die Erlaubnis alle drei Monate, und es war lange Zeit die Sorge ihrer und unserer Bestrebungen, daß ihre Besuche in einem einzigen Zeitraum von zwei Stunden gemacht werden mußten.

Immer und immer wieder sah man es, daß die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung viel zu überwältigend war, als daß sie sich bei einem einzigen Male all die vielen wichtigen Mitteilungen machen konnten und daß es ihnen erst nachträglich immer einfiel, was sie alles hatten erzählen wollen. Wir machten diesbezüglich immer wieder neue Vorstellungen und erreichten es endlich, daß Frauen, die von auswärts kamen, Erlaubnis erhielten, sich eine Woche in Berlin aufzuhalten und in dieser Zeit zwei Besuche von je 2 Stunden machen durften. In Ausnahmefällen wurde ein dritter Besuch gestattet. Alle Frauen, die von weither kamen, erhielten von der Kommandantur zugleich mit der Bewilligung die Aufforderung, sich im Notfalle an uns zu wenden ....."

Folgende Mitteilung Dr. Rottens ist besonders interessant:

„Wir sind erfreut und dankbar, aus Ihrem Brief vom 31. Januar zu ersehen, daß ein ungenannter Amerikaner Ihnen die Summe von 400 Pfund geschickt hat, mit der Bestimmung, die Hälfte der Summe uns für unsere Arbeit an den Ausländern in Deutschland zu überweisen und daß die englische Regierung sofort ihre Zustimmung zur Auszahlung des Geldes gegeben hat. Es wird für unsere Arbeit von wesentlichem Nutzen sein und gewissenhaft nur für englische Untertanen und solche, die mit England verbündet sind, verwandt werden. Unsere Arbeit ist nun seit längerer Zeit derartig ausgedehnt, daß wir zur Unterstützung deutscher Untertanen im Ausland die Hilfe auswärtiger Stellen beanspruchen und dadurch die uns zur Verfügung stehenden Mittel nur zur Unterstützung der in Deutschland befindlichen Ausländer benützen können ....."

Digitized by Google

Professor Stange

Die von Professor Stange aus Göttingen geleistete hervorragende Arbeit habe ich bereits ein- oder zweimal erwähnt. Er leitet den Unterricht im Göttinger Lager, besucht dasselbe täglich, hält Vorlesungen und beaufsichtigt die Bibliothek. Er hat die gleichen Schwierigkeiten erfahren wie alle anderen Personen, die ihre Christenpflicht im Kriege ausüben wollen. Eine große deutsche Zeitung schrieb empört: „Die Kriegsgefangenen in Göttingen führen ein so bequemes Leben, als wenn sie in einem Badeorte lebten." Diese Zeitung verglich zweifellos die zu nachsichtige Behandlung in Deutschland mit der „scheußlichen" Behandlung deutscher Gefangener in Feindesland. Aber Professor Stange gab nicht nach: „Kein Interniertenlager", schrieb er, „kann mit einem ‚Ferienaufenthalt' verglichen werden. Trotz allem, was für die Gefangenen getan wird, ist und bleibt Gefangenschaft ein sehr hartes Los. Auch in Göttingen brauchen viele Gefangene nicht nur alle ihre eigenen Kräfte, sondern auch äußere Hilfe, um ihr Schicksal körperlich und seelisch zu ertragen." Professor Stange ist einer derjenigen, die es gelernt haben, die Sorge, Einsamkeit, Unsicherheit, die drückende Langeweile der Gefangenschaft, die entsetzliche monatelange und leider auch jahrelange Nervenspannung zu begreifen. In diesen, wie in so manchen anderen Umständen, die der Krieg zeitigt, sind es die entwickeltsten, die zartesten Naturen, die am meisten leiden und die am schwersten geschädigt werden, jene Naturen, die für eine bessere, würdigere Zukunft unentbehrlich sind. Professor Stange gibt sein Kriegsvorurteil England gegenüber offen zu. Sein Vorurteil schmolz jedoch, als er ihre Not erkannte, und er half mit Büchern, Unterricht und anderen Beschäftigungsmöglichkeiten aus. Professor Stange sieht ein, daß eine menschliche Behandlung der feindlichen Gefangenen die gute Behandlung der eigenen Landsleute im Ausland fördert, fügt aber hinzu: „Es muß ausdrücklich betont werden, daß wir in Göttingen die Gefangenenarbeit nicht zu diesem Zweck begannen. Was uns dazu veranlaßte, war einzig und allein die Not und das Elend der Gefangenen" (Seite 36 aus Professor Stanges Broschüre über das Lager Göttingen) ....

Wie die Deutschen sein können.

Zeugnis einer englischen Aerztin

Folgender Brief erscheint mir geeignet als Einführung in das neue Kapitel. Dr. Ella Scarlett-Synge ist die Tochter des dritten Barons Abinger. Sie besitzt eine langjährige medizinische Praxis und war mit Mrs. Fawcett von der Regierung in der Sammellagerkommission während des Burenkrieges angestellt. Dr. Scarlett-Synge befand sich zur Zeit des deutsch-österreichischen Vormarsches in Serbien. Sie hielt sich nachträglich in Deutschland auf und besuchte verschiedene Gefangenenlager. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie nachstehenden kurzen Brief. Ihre Vertrauenswürdigkeit ist unzweifelhaft. Sie war bei verschiedenen Verlegern eingeführt, aber nur eine einzige Zeitung, der Manchester Guardian, veröffentlichte ihren Brief. Das ist bezeichnend genug für das im Krieg beobachtete System. Kriegführende Staaten suchen sich davon zu überzeugen, daß man durch Unterdrückung unbequemer Zeugnisse zur Wahrheit gelangen kann. Wir alle, die wir uns selbst gegenüber aufrichtig sind, wissen, wie schwer es ist, sogar in gewöhnlichen Streitigkeiten aufrichtig ehrlich zu bleiben. Aber um des bloßen Sieges willen mit Worten zu streiten, kann im Kriege oft von ebenso trauriger, folgenschwerer Wirkung sein, als nur um des Sieges willen zu kämpfen. Dr. Synge teilt uns nur das mit, was sie gesehen hat:

„..... Nachdem ich mich einige Wochen im deutschen Roten Kreuze in Serbien aufgehalten, begann ich einzusehen, welch falschen Begriff man sich in England von unseren Feinden macht. Ich beschloß, um die Erlaubnis nachzukommen, Deutschland zu bereisen, um persönlich zu ergründen, ob die Vorstellung, die man sich in England über die Behandlung englischer Kriegsgefangener macht, ebenso falsch sei. Ich erhielt die Erlaubnis, reiste nach Berlin, wo ich 14 Tage auf die Entscheidung des Kriegsministeriums zu warten hatte. Darauf wurde mir eine Liste mit Namen aller Lager zugestellt, unter denen ich meine Wahl treffen konnte, nebst der Erlaubnis, in Begleitung eines Offiziers die Lager zu besuchen und Bericht zu erstatten.

Digitized by Google

In diesem kurzen Briefe kann ich nur sagen, daß meine Annahme betreffend der guten Behandlung unserer Leute sich vollständig bestätigte, wie auch ein prächtiger kanadischer Unteroffizier in Gießen mir sagte (ich hatte sein Regimen vor einem Jahr in Vancouver ausrücken sehen): ‚Wenn einer sich anständig beträgt, so hat er sich über nichts zu beklagen' . . . . .

Der Zweck dieses Briefes ist nicht einem verfrühten Frieden das Wort zu reden, der letzten Endes verhängnisvoller wäre als der Krieg, er soll nur für eine bessere Behandlung unseres Feindes plädieren. Die Wahrheit, nur die Wahrheit allein soll gehört werden. ‚Laßt uns kämpfen, wenn wir kämpfen müssen, aber nicht mit Lügen.'

Niemand hat im Frieden mehr Achtung als ich vor der englischen Presse gehabt. Sie ist die größte Macht des Landes. Gestatten Sie, daß ich heute an diese Macht, die über Wohl und Wehe entscheiden kann, appelliere, auf daß der Kampf ehrlich geführt wird. Lassen Sie dabei denselben Geist herrschen, wie er in den großen öffentlichen Schulen gelehrt wird. ‚Gewinnt, wenn Ihr könnt, aber nur durch ehrliches Spiel.'

Ich bin in aufrichtiger Ergebung usw."

Dr. Synge war zu Beginn des Krieges äußerst antideutsch gesinnt. Ihre persönlichen Erfahrungen mit Deutschen (sowohl Zivil- als Militärpersonen) haben ihre Ansichten gründlich umgewandelt. Dr. Synge verließ Kanada, um in Nordserbien die Stellung eines Sanitätsoffiziers zu übernehmen. Sie hatte die Oberaufsicht über 12 Dörfer. . . . .

„Dürfen wir Ihr Schulhaus für unsere Verwundeten benützen?" fragten die deutschen Aerzte, „es ist anscheinend am brauchbarsten dafür." Dr. Scarlett war starr vor Staunen. Sie hatte alles andere eher als Höflichkeit erwartet. Während ihrer dreimonatigen Erfahrung wurde sie nur einmal unhöflich behandelt, und zwar von einem sehr antienglisch gesinnten Arzt am deutschen Kriegshospital Nr. 58 in Belgrad. Dieser Mann ist ein Gegenstück zu einer äußerst antideutsch gesinnten Sorte von Leuten bei uns zu Lande. Ein deutscher Soldat, der zugegen gewesen, bat sie nachträglich, diese Unhöflichkeit entschuldigen zu wollen . . . . .

Dr. Scarletts Ehrlichkeit und Genauigkeit steht über allem Zweifel. Es kann jedoch hierbei etwas anderes eingewendet werden, nämlich Dr. Scarlett sei nur mit den besseren Deutschen in Berührung gekommen. Die Hauptsache ist aber, daß das bessere Deutschland in Wahrheit existiert, und alle, die während des Krieges in Deutschland gewesen sind, haben diese besseren Elemente kennen gelernt. Das will viel sagen . . . . .

„Wie erklären Sie sich diese Lügen?" fragte Dr. Synge einen bayerischen Soldaten. „Ach, ohne Lügen gäbe es keinen Krieg," erwiderte er.

Französische Aussagen

Madame F. L. Cyon befand sich in Lille, als die Stadt von den Deutschen eingenommen wurde, und arbeitete dort als Pflegerin einige Zeit während der deutschen Besetzung. Sie teilte mir einige Einzelheiten mit, die der Erwähnung wert sind. Ich denke, sie können dazu dienen, einige Haupteigenschaften der menschlichen Natur wirksam zu beleuchten. Ich habe auf Verlangen die Anführung der Namen unterlassen, außer dem von Madame Cyon . . . . .

Nach der Einnahme von Lille begannen die Deutschen sofort, das ausgebrochene Feuer zu löschen. Um die Verbreitung der Feuersbrunst zu verhindern, mußten einige Häuser gesprengt werden. Die Bevölkerung wurde durch Plakate davon in Kenntnis gesetzt, damit kein Schrecken entstände... Als Madame Cyon nach England zurückkehrte, wurde sie von einem Zeitungsreporter interviewt. Sie verlangte das Manuskript des Interviews zu sehen, bevor es veröffentlicht würde, und da sie fand, daß es in einem anderen Tone abgefaßt war, als wie sie es gemeint hatte, weigerte sie sich, es drucken zu lassen. In einem anderen Interview, das von irgend jemand anderem veröffentlicht wurde, hieß es, daß die Deutschen das Feuer in Lille absichtlich gelegt hätten. Dies ist nach Madame Cyons Aussage vollständig unwahr. Einen ähnlichen Fall willkürlicher Uebertreibung erlebte Madame Cyon während ihres Aufenthaltes im okkupierten Gebiet. Es wurden alle möglichen Schreckensnachrichten über die Zustände auf dem Lande verbreitet, und sie wurde davor gewarnt, Lille zu verlassen. Auf ihrer Reise nach Holland fand sie diese Nachrichten in keiner Weise berechtigt. Die Reise war unbequem und langweilig, aber ganz gefahrlos.

Digitized by Google

In den ersten Kriegstagen hielten sich belgische Flüchtlinge im Alexandra-Palast auf. Herr Cyon war Journalist und nahm sein Notizbuch zur Hand, um interessante Nachrichten einzusammeln. Er wollte sich jedoch nur auf bewiesene Tatsachen verlassen, was nicht bei allen Journalisten der Fall ist. Die belgischen Frauen waren voll von entsetzlichen Geschichten über deutsche Grausamkeiten. Aber diese schrecklichen Dinge waren immer anderen begegnet. Dies ist in der Tat ein charakteristischer Zug aller Geschichten über Kriegsgreuel. Daraus soll nicht gefolgert werden, daß Grausamkeiten überhaupt nicht vorkommen. Gewiß geschehen schlimme Dinge, aber sie werden von den erregten Köpfen ungebührlich übertrieben. Als gewissenhafter Beobachter verlangte Herr Cyon, mit irgend einem Augenzeugen unter den belgischen Flüchtlingen zu sprechen. Unter den Flüchtlingen, hieß es, sei eine Frau, deren kleiner Junge von den Deutschen auf beide Backen gebrandmarkt worden sei; er wurde an diese Frau verwiesen und sprach mit ihr, aber sie wußte gar nichts Aufregendes zu erzählen. „Aber ist denn Ihr kleiner Sohn von den Deutschen nicht mißhandelt worden?" fragte er. „Mein kleiner Sohn?" rief sie erstaunt, „ich habe gar keinen kleinen Sohn, ich habe überhaupt keinen Sohn" . . . . .

Aussagen anderer Art

Auf beiden Seiten wurden den Soldaten allerhand Greuel über den Feind erzählt. Haß ist bekanntlich eine der wirksamsten Waffen. Der Gegensatz zwischen dem, was die Soldaten erleben und was sie hören, wird treffend durch eine kleine Geschichte erläutert, die Mr. John Buchan in einem seiner Vorträge anführt. Ein schottischer verwundeter Soldat sprach mit ihm über die Deutschen. „Sie sind ein schlechtes, gemeines Pack, *aber nicht die, die uns an der Front gegenüberstehen.* Das sind richtige, anständige Kerle und famose Krieger" . . . . . (Times 27. April 1915.)

Weder Alle Barbaren, noch Alle ritterlich

Wir alle haben viele Geschichten von unseren Soldatenfreunden gehört. Viele dieser Aussagen und Erzählungen können wir heutzutage nicht veröffentlichen, aber manches ist zulässig. Wie z. B. folgendes:

„Einige unserer Leute waren in den deutschen Stacheldrähten zurückgeblieben. Wir konnten nichts tun, um zu ihnen zu gelangen. Die Deutschen machten uns von ihren Stellungen aus Zeichen; zuerst verstanden wir nicht, was sie meinten, aber dann wagten sich ein paar von uns heraus und brachten unsere Verwundeten zurück. Ich wandte mich an meinen Nachbar und sagte: „Es heißt immer, daß die Deutschen Barbaren sind, es sieht aber doch kaum so aus. Es war sogar dabei schwer, einige unserer Leute davon abzuhalten, auf die Deutschen zu schießen."

Die letzte Bemerkung wird nur bei denen Verwunderung erregen, die nie gehört haben, wie's im Kriege in Wirklichkeit zugeht. Menschlichkeit wird von Leidenschaft besiegt, und die Leidenschaft wird hierbei noch von der Vernunft unterstützt, denn ist die Vertilgung des Feindes nicht der Hauptzweck des Krieges? . . . .

Haß der Zivilbevölkerung

So entsetzlich der moderne Krieg auch ist, so gibt es Dinge, die manchem Soldaten noch schlimmer erscheinen . . . . .

Mr. Frederick Niven erzählt uns, welchen Eindruck ein brennender Zeppelin auf einen verwundeten Soldaten machte. Was ihn am meisten erschüttert hatte, war das entsetzliche Geschrei, das anhub, als das Luftschiff Feuer fing und niedersank. „Es erinnerte mich an das, was ich über die Zirkusspiele im alten Rom gelesen hatte. An das Daumenzeichen zur Tötung der um ihr Leben Flehenden in der Arena. Es war das Schlimmste, was ich in meinem Leben gehört habe. Ich habe auch an der Front Geschrei gehört. Aber dies war anders."

Das Folgende ist ein Brief eines tapferen Offiziers, der seitdem gefallen ist.

„Gestern abends besuchte ich eine der Kirchen, um Gesang und Orgelspiel zu hören. Ich wurde nach vorne gedrängt und konnte vor Ende des Gottesdienstes nicht heraus. Ich hätte über die Predigt weinen mögen; es war eine entsetzliche mittelalterliche Schilderung von Himmel und Hölle, ein Verfluchen der gesamten deutschen Nation bis in die Hölle hinein. . . Der ganze Gottesdienst war so oberflächlich, so seelen- und herzlos, wie man es sich nicht vorstellen kann. Er machte mich tief traurig. Ich hätte, wie schon gesagt, laut weinen mögen. Meinen Sie, daß die Gemeinde, eine zahlreich versammelte Gemeinde alles, was sie von der Kanzel hörte, zu Herzen genommen und geglaubt hat? Es erscheint einem fürchterlich."

Digitized by Google

Freundliche Gesinnung der Bevölkerung

Aber die Zivilbevölkerung, auch die deutsche, kennt nicht nur Haß. Es gibt ein besseres Deutschland, über das wir zurzeit nur einen flüchtigen Eindruck gewinnen können; um einen umfassenden Ueberblick zu erhalten, müssen wir uns meist an unbekannte Leute, unpopuläre, wenig gelesene Blätter halten. Im Dezember 1914 kehrte Frau Jackson, Gattin eines berufsmäßigen Golfspielers aus Deutschland nach Clacton-on-Sea zurück. Ihr Mann war im Golfklub in Köln angestellt gewesen. „Glauben Sie, daß der Haß in Deutschland gegen England allgemein ist?" wurde sie gefragt. „Nein," erwiderte sie, „die Deutschen hassen England natürlich als Nation, aber den einzelnen Engländer nicht. Wir sind von jedermann außerordentlich gut behandelt worden, obgleich man wußte, wer wir waren. Im Golfklub in Köln hofften sie, daß mein Mann nach dem Kriege zurückkehren wird." Ich entnehme diesen Bericht dem „Clacton Graphic" vom 20.. Februar 1915.

Gewiß, auch in England ist viel Gutes getan worden, und in Deutschland hat man dies in Dankbarkeit anerkannt. Ich gestehe jedoch, daß einiges, was ich von drüben gehört habe, meinen patriotischen Neid erweckt hat. Ich möchte gern mein Vaterland in bezug auf Großmut stets an erster Stelle sehen. Als der gefangenen Kaplan O'Rorke in seiner Khakiuniform durch die Straßen von Burg ging, hörte er nicht eine Beleidigung. Drei englische Damen, die während des Krieges Deutschland bereisten, sind nicht durch ein einziges ungefälliges Wort verletzt worden. Miß Littlefair berichtet*) von einer einzigen anti-englischen Demonstration, aber von sehr viel mehr Beweisen der Freundlichkeit, und als einmal in einem Eisenbahnwagen ihre Mitreisenden ihre Nationalität erfuhren, änderten sie ihr entgegenkommendes Benehmen in keiner Weise. Ein kanadischer Kaplan erhielt die Erlaubnis, ungehindert in seiner Uniform durch Deutschland zu reisen und seine Landsleute in den verschiedenen Gefangenenlagern aufzusuchen. Er scheint durch die Bevölkerung keine Ungelegenheiten erlebt zu haben. Ueber die Spaziergänge gegen Rückkehr auf Ehrenwort hören wir aus Krefeld: „Mit der Bevölkerung hatte ich nicht den geringsten Verdruß" . . .

Schulbücher

Sollte man Kindern überhaupt vom Kriege erzählen, so ist es die erste Pflicht jedes Lehrers, es vor allen Dingen zu vermeiden, jene Haßempfindungen anzuregen, die die Aussicht eines künftigen Friedens beeinträchtigen. Die deutschen Lehrbücher, in die ich Einsicht genommen habe, scheinen mir im allgemeinen dieser Pflicht zu genügen oder haben die Absicht, es zu tun. Man findet in ihnen natürlich vieles über die Tapferkeit und die Heldentaten der deutschen Soldaten. Alle Nationen bauen in zu primitiver Weise auf körperlichen Mut. Die deutschen Schulbücher trachten jedoch selten danach, den Haß zu schüren.

Ein betrübender Bericht über Vorfälle beim russischen Einfall beginnt mit den Worten: „Selbstverständlich sind nicht alle Russen Barbaren und die meisten Untaten sind den Kosaken zuzuschreiben." Eines der deutschen Lehrbücher erzählt von einem verwundeten Belgier; durch die wundervolle kleine Geschichte klingt nichts als Mitleid und weiter wird ein rührendes kleines Bild von einem verwundeten Deutschen gezeichnet, der sich vor einem verwundeten Russen fürchtet. Die Erzählung ist sehr fein. Ich kann den ganzen Inhalt nicht wiedergeben. Der Russe ist schwer verwundet, seine Wunden schmerzen, er bittet um Wasser. Der verwundete deutsche Soldat schwankt noch zwischen Mißtrauen und Mitleid, aber das Mitleid siegt und er kriecht mit seiner Feldflasche zum Russen hin. Später zweifelt er, denn seine Angst ist von neuem erwacht. Er sieht, wie der Russe etwas in seiner Tasche sucht. Ist es nicht am Ende ein Revolver? Der deutsche Soldat, von Schmerzen ermattet, harrt angstvoll, aber der Russe stirbt, bevor seine Hand das, was er suchte, aus der Brusttasche ziehen konnte. Als die Träger kamen, bittet der Deutsche, sie mögen nach dem Revolver suchen, den der Russe in der Tasche habe. Aber das, wonach die sterbende Hand gesucht hatte, war kein Revolver, sondern das Bild der Mutter des Toten. Ein so rührender Zug lebt lange im Gemüt eines Kindes . . . . .

*) Erlebnisse eines englischen jungen Mädchens im feindlichen Deutschland.

Digitized by Google

Die Brüderlichkeit der Feinde

Die Empfindungen des Soldaten im Kriege sind oft dieselben, wie die von Kapitän Ball, jenes Jünglings, der sich im Luftkampf so ausgezeichnet hatte:

„Ich griff zwei Albatros-Flugzeuge an und brachte sie herunter, indem ich die Führer erschoß. Schließlich wurde ich gezwungen, zu landen, aber ich war vollständig heil. Es war ein famoser Kampf; die Hunnen sind gute Gegner. Einer versuchte, mich zu rammen, nachdem er schon getroffen war. Er verfehlte mich nur um einige Zoll Breite. Ich bin wahrhaftig von Gott beschützt worden! Aber ach, man wird es so müde, nur für dieses ewige Morden zu leben. Ich fange wirklich an, mich als Mörder zu fühlen. Wie froh werde ich sein, wenn ich einmal aufhören kann." (Daily News vom 7. Mai 1918.

Kapitän Ball hat mit Morden aufgehört aus dem einzigen, heutzutage möglichen Grunde: er ist tot. Die letzten Worte Requiescat in pace haben einen besonders ergreifenden Klang, in diesen Tagen, wo Kinder, die niemals den Frieden gekannt haben, heranreifen.

Und doch, hinter all den von Haß und Furcht beseelten wilden Anschuldigungen lebt Brüderlichkeit, denn was bedeuten alle diese Angriffe, als daß einige törichte Leute, ohne Einsicht zur Macht gelangt sind und die große Kriegsmaschine in Bewegung gesetzt haben .... Es hat oft den Anschein, als wenn die Führer nur den einen Zweck verfolgen, die Einsicht der Wahrheit zu verhindern, denn wenn die Völker ihre Einheit und Gleichheit einsehen würden, so würde der Krieg aufhören und Hans und Jack und François und Ivan würden, hoffe ich, dazu kommen, ihrer Brüderlichkeit bewußt zu werden. Wir wollen es uns ins Gedächtnis zurückrufen, wie sie sich dessen auch trotz des Krieges ab und zu bewußt werden können.

Weihnachtsfeiern

„Wer denkt dabei nicht," schreibt Prinz Eugen Trubetzky im ‚Hibbert' (Juli 1915), „an die ergreifende Schilderung der Weihnachtsfeier in den Schützengräben, wie die Deutschen, als sie die Engländer ihre Weihnachtslieder singen hörten, aus den Gräben stiegen, um zu ihnen hinüber zu gehen und dem Feind die Hände zu schütteln. Aehnliches ist mehr als einmal zwischen Russen und Deutschen vorgekommen. Eben liegt der Brief eines russischen Soldaten vor mir, der sich darauf bezieht. Was ich Ihnen zu erzählen habe, so schreibt er, ist wie ein göttliches Wunder. Das Wunder, das so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, war, daß man während eines Waffenstillstandes sich beiderseitig so herzlich begrüßt und einander zugerufen hatte, wie es gar nicht zu beschreiben ist ..... Mitten aus dem Herzen des Krieges erheben sich mächtige Proteste gegen die vernichtende Gewalt des Todes. Wenn das Leben sich behauptet, so geschieht es immer, um eine lebendige Einigkeit herzustellen. Je heftiger der Krieg diese Einigkeit bedroht, oder durch gegenseitigen Haß zu sprengen sucht, desto mächtiger wird auch die innerliche Kraft in dem Bestreben, die Menschheit wieder zu vereinen. Wir können darin die Erklärung einer Tatsache erblicken, die uns bei erster Beobachtung unfaßlich erscheint. Im Kriege erreicht das universale Solidaritätsgefühl der Menschheit eine Höhe, wie es nie im Frieden möglich wäre."

„Am Weihnachtsabend," schrieb ein Mann der Londoner Schützenbrigade, „zündeten die Deutschen bunte Lichter und Kerzen auf den Schanzen an und am Weihnachtstage spielten wir zwischen den Gräben Fußball mit ihnen. Sie ließen uns auch unsere Toten, die vor ihren Stellungen lagen, begraben und einige brachten uns barhaupt unsere gefallenen Offiziere herüber, damit wir sie anständig bestatten konnten. Sie benahmen sich wirklich großartig dabei und sind famose Kerle. Ich habe jetzt eine ganz andere Meinung von den Deutschen. Jetzt hat das Feuer wieder auf beiden Seiten angefangen und wir sind wieder Feinde. Ist das nicht sonderbar?" (Nation, 2. Januar 1915.) „Diese Deutschen litten gleiches Elend und gleiche Not. Man empfand nur Mitleid für sie und ein Gefühl der Kameradschaft, wie für solche, die durch ein grausames Schicksal verfolgt werden. Dieses Gefühl der Kameradschaft erreichte am Weihnachtsfest und an anderen Tagen eine merkwürdige Höhe. Es wurde Waffenstillstand geschlossen, Leute, die sich gegenseitig totschießen wollten, kamen zusammen und fraternisierten. Es wurden photographische Aufnahmen gemacht, Gruppenbilder von Deutschen und Engländern. Sie tauschten Zigaretten aus, klopften sich auf die Schulter und verfluchten den Krieg. Der Krieg war zu der denkbarst tragischen Posse geworden. Die

Digitized by Google

fürchterliche Sinnlosigkeit des Krieges tat sich einem dar, wenn man diese, sich bis auf das Blut bekämpfenden Feinde im grauen Nebel nebeneinander stehen und Freundschaft miteinander schließen sah. Sie hatten so gar keine Lust, einander umzubringen, diese Germanen gleicher Rasse, gleichen Blutes, äußerlich so außerordentlich ähnlich und von gleicher menschlicher Beschaffenheit. Die gräßliche Torheit des Krieges, dieses Spiel des Teufels offenbarte sich in voller Nacktheit und zeigte sich neben diesen kleinen Soldatengruppen, die im flandrischen Nebel zusammenstanden. — Es war so weit gekommen, daß ein Armeebefehl solche Verbrüderungen verbieten mußte." Nur durch künstliche Reizmittel, künstliche Unwissenheit werden wir in diesen Tagen vorwärts getrieben. Damit will ich nicht behaupten, daß alle Führer und Leiter absichtlich grausam sind. Aber sie fürchten, daß ihre Leute sonst den Kampf aufgeben könnten. Der erste zu sein, der die Bruderschaft anerkennt, würde sogleich den Schein erwecken, daß man notgedrungen nachgeben muß, was in der Tat ernsthafte Gefahr mit sich brächte, und doch wird einmal die Zeit kommen, wo wir aus Liebe zur Menschheit ebensolche Gefahren zu bestehen haben werden, wie heute zu unserer Selbstbehauptung. Der Befehl, die Verbrüderung mit dem Feinde zu unterlassen, ist sogar unter diesen Umständen nicht immer befolgt worden. „Deutsche und Engländer, die sich monatelang in den Stellungen gegenüberlagen, trafen untereinander heimliche Abkommen, sie schossen nur zu bestimmten Stunden, auf bestimmte Ziele, um den Schein aufrecht zu erhalten, während der übrigen Zeit spazierten sie ruhig in Sicherheit umher, sich auf die gegenseitige Loyalität verlassend" (Gibbs, Die Seele des Krieges, Seite 351).

Verwundete

„Er erzählte mir, wie in der Nacht, als er verwundet worden war, die deutschen und französischen Soldaten miteinander geredet hatten. Der Mond schien und warf sein bleiches Licht über all die hingestreckten Gestalten, ließ ihre Züge sehr weiß erscheinen. Er hörte das leise Gemurmel ihrer Stimmen, das Stöhnen der Sterbenden, das sich zur fürchterlichen Qual steigerte. In dieser Nacht vergaßen die, die gleich wilden Tieren miteinander gekämpft hatten und nun nebeneinander lagen, ihre Feindschaft. Ein französischer Soldat reichte einem deutschen Offizier, der nach Wasser schrie, seine Feldflasche. Der Deutsche nippte daran und küßte die Hand dessen, der sein Feind gewesen. ‚Es wird keinen Krieg mehr geben drüben im Jenseits,' sagte er. Ein anderer Franzose von Montmartre fand wenige Fuß neben ihm am Boden liegend einen jungen Mann aus Luxemburg, der in Paris sein Laufbursche gewesen war. Der junge Deutsche weinte, als er ihn erkannte. ‚Dieser Krieg ist sinnlos, sagte er, wie glücklich waren wir in Paris, als wir noch Freunde waren. Warum zwingt man uns jetzt dazu, uns zu bekämpfen?' Er starb, den Franzosen umschlungen haltend, der es mir selbst erzählte und seiner Tränen sich nicht schämte." (Gibbs, Seite 288). „An einer Stelle, an der ein wildes Handgemenge stattgefunden hatte, konnte man nachträglich feststellen, daß die verwundeten Kämpfer den Inhalt ihrer Feldflaschen miteinander geteilt hatten." (Sheffield Telegraph 14. November 1914.)

Folgender Brief wurde bei einem gefallenen französischen Offizier gefunden: „Neben mir liegen zwei andere Verwundete. Ich glaube, auch für sie ist wenig Hoffnung, der eine ist Offizier eines schottischen Regiments, der andere ein deutscher Ulan. Sie waren nach mir getroffen worden, und als ich aus meiner Betäubung erwachte, waren sie über mich gebeugt, bemüht, mir die ersten Handreichungen zu leisten. Der Engländer flößte mir Wasser ein, der Deutsche versuchte, mein Blut mit einem antiseptischen Präparat zu stillen. Der Schotte hatte ein zerschmettertes Bein, der Deutsche war durch ein Schrapnell an der Seite verwundet. Trotz ihrer eigenen Schmerzen versuchten sie, mir zu helfen, und als ich wieder bei vollem Bewußtsein war, gab der Deutsche jedem von uns eine Morphiumeinspritzung. Er nahm selbst eine. Er hatte das Morphium, sowie die Nadel und Gebrauchsanweisung ebenfalls von der Sanitätskolonne erhalten. Nach der Einspritzung fühlten wir uns wunderbar leicht und sprachen von unserem Leben, wie es vor dem Krieg gewesen war. Wir unterhielten uns auf englisch und sprachen von unseren Frauen, die wir zurückgelassen hatten. Der Deutsche und der Engländer waren beide nur ein Jahr verheiratet gewesen. Ich konnte es nicht begreifen, und ich glaube, sie dachten ebenso, warum wir überhaupt gegeneinander gekämpft hatten." (Daily Citizen 21. November 1914, angeführt in Edward Carpenters Buch The Healing of Nations, Seite 261.) . . . . .

Digitized by Google

In welch einen Abgrund erbitterter Haß führen kann, beweist der Auszug eines Telegramms, das ich der Daily News vom 23. Dezember 1915 entnehme:

„Die Boches werden zweifellos, wie im vorigen Jahre wieder Weihnachtsbäume haben, aber ohne der Nachricht über die zunehmende Lebensmittelknappheit viel Glauben zu schenken, kann man mit Sicherheit annehmen, daß ihre Speisekarte etwas magerer ausfallen wird, als bei unseren Leuten. Möge diese ihnen zu Bewußtsein kommende Tatsache sie nicht zu einem „strafenden" Ausbruch veranlassen. Der Grundsatz, daß, wenn man selbst nicht genug hat, es das Nächstliegende ist, dem anderen das Vergnügen zu verderben, hat guten Klang bei den Hunnen. Von englischer Seite wird jedenfalls nichts, was einem zeitweiligen Waffenstillstand ähnlich sieht, ausgehen. Alle Dienststellen haben Befehl erhalten, eingedenk zu sein, daß Krieg Krieg ist und die Deutschen unveränderlich irgend welche unheilvolle Absichten im Schilde führen, besonders wenn dies unter der Maske freundschaftlicher Gefühle geschehen kann." (Reuter.)

Dieser letzte Satz muß in jedem edlen Herzen (falls uns das moralische Zerstörungswerk des Krieges noch ein solches gelassen hat) ein Gefühl heißer Scham erwecken. Während all der zu Weihnachten 1914 vorgekommenen Verbrüderungen habe ich von keinem Verratsfall gelesen. Was ist es, was man bei diesen Verbrüderungen befürchtet? „An manchen Stellen haben wir unsere Leute mehrere Male ablösen müssen; sie freunden sich verdammt an", sagte ein deutscher Offizier *). „Wenn wir nicht aufpassen", sagte ein englischer Offizier, „so wird der Friede geschlossen werden, ohne daß irgendein General ein Wort dabei mitzusprechen haben wird." Ist diese Vorstellung wirklich schlimmer als die Vorstellung der zahllosen zerschmetterten Leiber und trauernden Herzen? Wie zwecklos sind alle die demokratischen Experimente in Europa! Carlyle's Satire der 30 Leute aus Dumdrudge, die ohne daß sie wissen weshalb, 30 Leute aus einem anderen, irgendwo gelegenen Dumdrudge töten sollen, wird heute wenig mehr beachtet. Sie gibt trotzdem den wesentlichen Unverstand aller Kriege wieder.

In einem Brief an seine Mutter in Sommerset schreibt ein Mitglied des Sanitätskorps:

„Du findest in meinem Brief einen deutschen Uniformknopf. Ich erhielt ihn als Andenken von einem verwundeten Gefangenen. Nachdem er verbunden worden war, wies er auf seine Knöpfe und machte mir begreiflich, daß ich einen davon abschneiden solle, er wußte nicht, wie er uns genugsam danken sollte, nachdem er seinen Tee getrunken, und seine Augen strahlten vor Dankbarkeit." (Daily News 25. August 1915.)

Aus einem Privatbrief: „Folgendes habe ich aus erster Hand, es ist sehr interessant. Dr. S. erzählte in einem Vortrag von seinem Besuch in einem hiesigen Lazarett. Im Lazarett befand sich ein Mann, der in Deutschland gefangen gewesen war. Dr. S. erkundigte sich nach der Behandlung. Im Laufe des Gesprächs erklärte der Mann, er würde lieber in einem deutschen Lazarett liegen, wenn er die Wahl hätte. ‚Das sind Aussagen, wie sie nicht in die Zeitung kommen,' sagte Dr. S. lächelnd." Eine Mutter zeigte mir die Photographie ihres Sohnes aus einem deutschen Gefangenenlager. Die Mutter war beglückt über das gesunde Aussehen ihres Sohnes. Dabei hatte er einen Bauchschuß erhalten, als er in Gefangenschaft geriet. . . . .

In Folgendem erzählt Philip Gibbs von einem deutschen Arzt, der Freunde und Feinde in gleicher Weise pflegte:

„Eine Anzahl Deutsche — ungefähr 250 — befanden sich ohne Nahrung und Wasser in einem Unterstande, während über ihnen unsere Granaten wüteten und den Boden aufrissen. Sie hatten einen deutschen Arzt dabei, ein Hüne von einem Mann, mit einem weiten Herzen. Die Verbandsstelle befand sich in der zweiten Stellung und er pflegte die Verwundeten während des Angriffes. Er trug die Verwundeten, die nicht zurückgebracht worden waren, in den Unterstand und wartete auf den Tod. Gegen 11 Uhr morgens erzählte er mir, hörte das Bombardement auf. Er hörte Getümmel über sich und nach einer kurzen Pause den Lärm englischer Truppen. Er stieg hinauf und sagte einem englischen Soldaten, der sein Bajonett auf ihn anlegte: ‚Ich ergebe mich, mein Freund'. Er half danach beim Verbinden unserer Ver-

*) Ernst Poole Cassell's Magazine No. 42.

Digitized by Google

wundeten, arbeitete tüchtig unter dem Feuer der deutschen Geschütze, die jetzt auf diese Stellung gerichtet waren." (Daily Chronicle, 5. Juli 1916.)

Es ist gewiß gar nicht schwer, aus jedem hartnäckigen Kampf wilde Geschichten zu erzählen. Der rechte Geist ist aber sicherlich der, wie er aus einem andren Bericht Mr. Gibbs hervorgeht (Daily Chronicle, 7. Juli 1916):

„An vielen Stellen betrugen sich die Feinde, wie ich berichtet worden bin, sehr anständig gegen unsere Verwundeten und halfen ihnen über die Schanzen hinüber. Wenn man solche Geschichten hört, fällt es einem überaus schwer, andere weniger hübsche zu erzählen." Vom 21. Juli 1916: „Jetzt kamen die Sanitäter an die Reihe, sie arbeiteten mit großem Mut, und hier muß man dem Feinde Anerkennung zollen. Wir hatten weiße Truppen gegen uns, sagte einer der Offiziere. Sie hinderten uns nicht, unsere Verwundeten zu holen, sobald der Kampf vorüber war." „O, dieser Krieg," sagte ein deutscher Arzt. „Wir hören nicht auf, uns untereinander ohne Sinn und Zweck umzubringen." (Daily Chronicle, 5. Juli 1916.) . . . . .

Die nächste kleine Begebenheit, die ich zu erzählen habe, hatte einen besonderen Reiz durch die wunderbare Gesinnung, die jeder der dabei Beteiligten bewiesen hat. Ein verwundeter Deutscher, Albert Dill, lag in einem hiesigen Lazarett. Er wurde von einem der Besucher gefragt, ob er einen besonderen Wunsch habe. Seine Antwort lautete: „Ich wünsche mir nichts so sehr wie Blumen für die liebe englische Schwester." Die Blumen kamen, sein Dankesbrief ist rührend. Es waren viel mehr, als er erwartet hatte, schrieb er. Um so größer war seine Freude. „Die Freude der Schwestern und Aerzte beim Anblick dieser reichen Blumenspende war auch sehr groß. Dieser Tag wird mich immer an die liebevolle, opferfreudige Pflege erinnern, die ich hier im Lazarett genossen." Und die „liebe, englische Schwester" schreibt: „Die Blumen, die Sie uns auf Wunsch Albert Dills geschickt haben, sind wirklich herrlich. Ich habe längere Zeit hindurch kranke Deutsche gepflegt, und ihre Dankbarkeit war immer beachtenswert. Hoffentlich war es uns in dieser Zeit vergönnt, ihre Leiden zu lindern und ihnen zu helfen, ihr schweres Schicksal etwas leichter ertragen zu können." Dieses kleine Erlebnis enthält einen großen Sinn, es ist ein Sieg des Geistes.

Schwester Katleen Cambridge befand sich während des englischen Rückzuges in der Nähe von Mons; sie berichtet, wie folgt (Daily News, 8. Jan. 1916):

„Nach der Schlacht konnte ich die Verwundeten in der von meiner Mutter und mir eingerichteten Ambulanz verpflegen und war sehr glücklich darüber. Um 4 Uhr nachmittag sah ich den ersten Trupp englischer Gefangener, die von Mons nach Brüssel marschierten. Sie machten gerade vor dem Schloß Halt. Die Deutschen waren damals gegen ihre Gefangenen sehr freundlich, sie boten ihnen Zigaretten an und gaben ihnen Wasser aus ihren eigenen Feldflaschen. Zwei der Leute, die durch ihre schrecklichen Wunden ermattet waren, sanken erschöpft in den Graben nieder. Der Baron ging hinaus und bot unsere Hilfe an. Der deutsche Arzt erwiderte, er wäre ihm sehr dankbar dafür, weil sie nach Brüssel müßten und nicht warten könnten. Die Leute wurden ins Schloß gebracht. Wir taten alles, was wir konnten für sie, und nach einigen Wochen erholten sie sich vollständig."

In dem Folgenden, dem Manchester Guardian entnommenen Auszug (17. Dezember 1917) hören wir zugleich von Vernachlässigung und ehrenvoller Behandlung: „Ein Schotte, der bei La Bassée verwundet worden war, lag acht Tage lang in einem deutschen Unterstand, den unsere Truppen eingenommen und wieder verlassen hatten. Eine Abteilung Deutscher hatte ihn im Dunkeln beschossen und ihm zu den 22 Wunden, die er schon erhalten, noch zwei leichte beigebracht. Ein paar Tage später gelang es ihm, einem anderen deutschen Truppenteil ein Zeichen zu geben. Er wurde herausgezogen und ins deutsche Feldlazarett gebracht, wo hunderte deutsche Verwundete lagen. Hier fand ihn ein junger deutscher Ingenieur, der viele Jahre in Liverpool und Glasgow verbracht hatte. ‚Hallo, Jock', rief ihm der Mann freundlich zu, ‚schlimm dran, was? Ich hole Ihnen den Arzt.' Er tat es. Die Wunden wurden notdürftig verbunden. Während acht Tagen geschah nichts weiter für ihn, bis es ihm gelang, die Aufmerksamkeit eines inspizierenden Offiziers auf sich zu lenken. Seine Wunden waren in einem sehr schlimmen Zustand, septisch und eiternd. ‚Er wurde wütend', erzählte der Schotte, ‚schlug einen

Digitized by Google

nicht enden wollenden Lärm. Ich wurde sofort versorgt und kann über die spätere Behandlung im Lazarett in Deutschland in keiner Weise klagen.'" .....

Ich entnehme derselben Zeitung vom 11. April 1918 die Geschichte eines Marinekriegsgefangenen, der durch Schweizer Vermittlung ausgetauscht worden war:

„Der Matrose hatte in der Schlacht bei Jütland, wo sein Torpedobootzerstörer unterging, ein Auge verloren. Das andere war durch einen Granatsplitter verletzt. Er wurde von einem, schon überfüllten englischen Rettungsboot aufgenommen, nachdem er fast eine Stunde halbblind herumgeschwommen war. Ein deutscher Zerstörer lief heran und nahm die ganze Bootsladung an Bord. Die Stimme eines Offiziers tönte vom Deck herab: ‚Jungens, vergeßt nicht, wie es die Engländer machen: Erst die Verwundeten!' ‚Er sprach so gutes Englisch, daß ich ihn für einen Schotten hielt', sagte der Erzähler ‚und ich glaubte, ein englischer Zerstörer hätte uns aufgenommen. Ich wurde hinauf gehißt, ich bemerkte, wie er mich anblickte und sich abwandte.' ‚Was ist los, Jock?' fragte ich. ‚Ich bin kein Jock', erwiderte er, ‚ich bin ein Hunne.' ‚Was', sagte ich, ‚ist dies kein englisches Schiff? So werft mich ins Wasser zurück und gebt mir die Möglichkeit, von einem unserer Schiffe aufgefischt zu werden.' ‚Nicht möglich, mein Söhnchen', sagte er, ‚du kommst nach Deutschland. Aber du wirst ausgetauscht werden. Du bist ja dienstuntauglich.' Er hatte scheinbar Verwandte in London und kannte England gut. Die ganze Zeit hindurch beschossen uns englische Schiffe und machten Jagd auf uns; er beugte sich über mich: ‚Wenn die englische Flotte uns versenkt, so hast du immer noch ein klein wenig Chance', sagte er." .....

Ein Verbot gegen Freundlichkeit

Ein junges Mädchen, das mit anderen zusammen verwundete Gefangene pflegte, schreibt: „Wir könnten unseren armen Soldaten viel mehr Trost gewähren, wenn es uns nicht verboten wäre, ihnen Rücksicht und Güte zu beweisen. Sicherlich werden wir schließlich so weit kommen, dieses Verbot nicht mehr zu befolgen, denn wir sind mit unserem ganzen Herzen bei unserer Arbeit." (La Guerre vue d'une Ambulance, Seite 116.) Man erschrickt ein wenig, wenn man von solchen Verboten hört. In einem Lande, wo eine der verbreitetsten Zeitungen den Soldaten anempfiehlt, den Feind gliech Schweinen niederzumetzeln, erscheinen diese Verbote besonders überflüssig. .....

Sind wir immer ritterlich?

Wenn wir jetzt unser Bestes tun, um die edlen Handlungen des Feindes zu weit verbreiteter Kenntnis zu bringen, so ist das nichts als eine amende honorable, denn in den ersten Kriegszeiten wurden von unserer Seite solche Berichte absichtlich unterdrückt, und sicherlich haben wir beständig dazu beigetragen, sie zu verschweigen. Der amerikanische Korrespondent der Times, Mr. Herbert Corey, schreibt im Oktober 1914: „Der Herausgeber Ihrer Zeitung zitiert die ‚Post', wonach letztere mir zum Vorwurf macht, daß ich behauptet habe, offizielle Nachrichten würden absichtlich entstellt, um die Wahrheit zu verschweigen und Deutschland anzuschwärzen. Ich entsinne mich dieses Satzes nicht. Ich erhob den Vorwurf, daß Nachrichten über deutsche Grausamkeiten im vollen Umfang wiedergegeben werden, während Aussagen, die für die deutsche Menschenfreundlichkeit und Höflichkeit sprechen, nicht die Oeffentlichkeit erreichen. Ich verbleibe bei dieser Behauptung." Man hat sich häufig darauf berufen, daß Deutschland das Urteil neutraler Staaten in unehrlicher Weise zu beeinflussen sucht. Der Brief Mr. Coreys erklärt es mir, warum einige neutrale Staaten England derselben Unehrlichkeit bezichtigen. Wir besitzen noch weitere Zeugnisse gleichen Sinnes. .....

Zweifellos haben die Leute oft nicht gewagt, Gutes über Deutschland auszusagen. Einer meiner Bekannten erzählt mir, daß sein Sohn einen Orden erhalten hatte, weil er einen schwerverwundeten Kameraden aus dem Bereich des deutschen Feuers geholt. Der Erzähler ergänzte ein wenig beschämt: „Ihnen kann ich es ja sagen, ich weiß, daß sich die Deutschen auch manchmal anständig betragen, aber ich wünsche nicht, daß dies allgemein bekannt wird. Mein Sohn schrieb, er hätte es nicht wagen können, wenn er nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß von deutscher Seite befohlen worden war, das Feuer einzustellen" Der Erzähler hatte offenbar Angst, von seinen Nachbarn als deutschfreundlich angesehen zu werden, er meinte jedoch, dies einem Pazifisten gegenüber riskieren zu können.

Eine solche Befürchtung hat auch manchmal etwas Humorvolles. Ich befand mich einmal in der Eisenbahn zusammen mit einer großmäuligen, sehr patrio-

Digitized by Google

tischen Frau, einer „Munitionsarbeiterin", und einem Frontsoldaten. Ich fürchte, ich geriet mit dieser Munitionsarbeiterin ein wenig in die Haare; sie unterstützte ihre Behauptungen durch ein wütendes Grinsen, wobei sie ein so furchtbares Gebiß aufwies, daß es in meiner Vorstellung gewissermaßen ins Riesenhafte wuchs. Zur Erholung wandte ich mich an den Soldaten und, während sich der Zug fortbewegte, vertieften wir uns in soldatische Betrachtungen. „Ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß es überall Gutes und Schlimmes gibt", sagte er. „Ich habe schlechte Deutsche gekannt und auch solche, die sich unserer Verwundeten annahmen, wie es kein englischer Tommy besser für seinen Kameraden tun kann." Wir sprachen im gleichen Sinne weiter, aber so oft der Zug anhielt und unsere Unterhaltung von den anderen gehört werden konnte, verstummten wir. Ich glaube, unbewußt fürchteten wir uns vor den furchtbaren Zahnreihen, und ich bemerkte, daß der Soldat schüchtern hinblickte. . . . .

Einige englische Urteile

„Die Zeitungsberichte über die soldatische Minderwertigkeit der Deutschen ekeln mich an. Glaubt kein Wort davon. Sie sind in jeder Hinsicht hervorragend. Ihre Tapferkeit, Leistungsfähigkeit, Führung, Organisation und Ausrüstung werden von keiner anderen Truppe übertroffen. Sie stürmen in Haufen gegen unsere Stellungen und Maschinengewehre an, immer wieder unermüdlich, immer im Angriff. Ich bin voller Bewunderung für sie, und so geht es allen, die sie gesehen haben. Es ist jammerschade, daß so famose Soldaten so schlimm in Belgien gehaust haben; sie haben schlimm gehaust, da besteht kein Zweifel, aber an den Orten, wo ich gewesen bin, war es nicht so schlimm, wie es erzählt wird." Diese Zeilen aus dem Brief eines Brigadekommandanten wurden am 9. November 1914 in der Times veröffentlicht. . . . . Ein Offizier der ‚Sidney' machte eine begeisterte Beschreibung der Offiziere der ‚Emden': „Leutnant Witthoef war durch und durch ein netter Bursche. Leutnant Schal war ebenfalls ein guter Junge, halbenglisch. Sie waren tief gerührt darüber, daß der Kapitän bei der Einfahrt in Colombo sich Beifall und Hurra verbeten hatte, wegen der vielen Verwundeten (fast nur Deutsche), die wir an Bord hatten. Kapitän von Müller ist ein prächtiger Mensch. Am Tage, als er in Colombo das Schiff verließ, kam er zu mir auf das Achterdeck und dankte mir für die Pflege der Verwundeten, er schüttelte meine Hand und grüßte, was sicherlich sehr nett und höflich von ihm war. — Der Prinz von Hohenzollern war ein recht netter Bursche. Wir einigten uns darüber, daß es unsere Pflicht sei, einander zu schlagen, aber ohne jede Bosheit". Ein verwundeter Offizier sprach vor einer Studentenversammlung. Er verwahrte sich dagegen, prodeutsch zu sein, trat aber für eine gerechte Beurteilung des Feindes ein. Als er in das Lazarett gebracht wurde, bemerkte er an der Außenseite des Gebäudes ein Luftschiffabwehrgeschütz. Dies fiel ihm als eine, milde gesagt, unzweckmäßige Maßregel auf. Er erwartete, daß das Lazarett beschossen werden würde, was auch geschah. Er tadelte die Deutschen nicht. Bei einer anderen Gelegenheit wurde ein in der Nähe der Gefechtslinie befindliches Bauernhaus als erster Verbandplatz benutzt. Es konnte nicht als Lazarett erkannt werden; der kommandierende Offizier benachrichtigte von Kluck davon und der Bauernhof wurde seitdem verschont. Er sah die Deutschen eine Kirche beschießen, aber diese Kirche war von den Franzosen zu Beobachtungszwecken benutzt worden. Derselbe Offizier warnt die Leichtgläubigen davor, Soldatenbriefen allzu viel Glauben zu schenken. Ihm war, während er bei der Briefzensur beschäftigt war, der Brief eines Tommy in die Hände gefallen, der erst kürzlich nach Frankreich gekommen war und noch nie im Feuer gewesen. Er beschrieb trotzdem eine Schlacht, in der die Engländer Wunder verrichteten und er selbst sich durch Heldentaten auszeichnete. Da der Brief im übrigen harmlos war, so ging er durch. Es war die Art von Mitteilungen, gegen die das Preßbureau nichts einzuwenden hatte.

Besatzungstruppen

Nachrichten aus Brüssel und Gent heben das gute Betragen deutscher Offiziere und Mannschaften hervor. Am 28. Januar 1915 schreibt ein neutraler Berichterstatter in der Times: „Im allgemeinen kann man nicht behaupten, daß das deutsche Militär sich der Bevölkerung von Gent gegenüber schlecht beträgt. Beim Einmarsch der Truppen erging der strenge Befehl, sich jeder Art der Plünderung zu enthalten und in den Geschäften nichts ohne Bezahlung zu nehmen. Das bereitete vielen Leuten Mißvergnügen."

Digitized by Google

Mr. Gabriel Mourey erstattete einen Bericht über seine Verwaltung des Schlosses von Compiègne während der deutschen Besetzung. Die Besprechung dieses Buches in der Times ist so interessant, daß ich einige Auszüge daraus wiedergebe:

„Das Schloß diente während der letzten Zeit des strategischen Rückzuges als englisches Hauptquartier; während der letzten Augusttage konnte Mr. Mourey vom Fenster aus General French und Joffre auf der Schloßterrasse erblicken. Englische Soldaten rasierten sich friedlich unter den Bäumen des Parkes, vor kleinen Stückchen zerbrochener Spiegel. Sie verließen Compiègne in der Nacht und sprengten die Brücke Ludwigs XIV. Am nächsten Tage erschienen die Ulanen, gar nicht so fürchterlich, wie sie geschildert worden waren. General von Kluck richtete sich hier für einen Tag sein Hauptquartier ein. Der erste, der die Nachricht dieser fragwürdigen Ehre brachte, war ein Ingenieuroffizier, der kam, um eine drahtlose Telegraphenstation auf dem Dach zu installieren. Er war sehr geschäftig, fand aber Gelegenheit, Mr. Mourey mitzuteilen, daß er Maurin heiße und daß dieses ein französischer Name sei. Er betonte dies mehrere Male: ‚C'est un nom français.' Er schien sehr stolz darauf zu sein. Von Kluck traf dann selbst ein. Er erkundigte sich sehr höflich in ausgezeichnetem Französisch, ob er das Schloß besichtigen dürfe. Mr. Mourey entwirft von ihm ein keineswegs unsympathisches Bild. Liebenswürdig, jedoch zurückhaltend, voll aufrichtiger Bewunderung für die Kunstschätze des Schlosses, nach jeder Erklärung ließ er ein leises: ‚Je sais' hören, was keineswegs beleidigend klang, sondern als wenn längst vergessene Erinnerungen seinem Gedächtnis wiederkehrten. Ab und zu murmelte er „kolossal" ebenso höflich, wie die englischen Offiziere zu allem ‚very nice' bemerkt hatten. Er versprach, daß dem Denkmal französischer Kaiserzeit alle Schonung widerfahren sollte. Von Kluck mußte fort. Ihm folgte von Marwitz, nicht weniger liebenswürdig, nicht weniger sympathisch. Er war so großmütig, eine schriftliche Proklamation zu unterzeichnen, die den Truppen verbot, das Schloß zu beschädigen. Er zog auch seiner Wege. Sein Generalquartiermeister benutzte die Gelegenheit, eine Kontribution von 5000 Franken von der Stadt zu erheben, ehe er dieselbe verließ, wie Gehazi in der Bibel hinter dem Wagen seines Herrn. Verschiedene, im Rang niedriger stehende Befehlshaber folgten, stumpfsinnig, brutalprahlerisch, beleidigend, weil sie eine Kultur, deren Sprache sie nicht verstanden, fürchteten."

Ich denke, auch wir kennen solche Leute bei uns zu Lande, und manche Soldaten haben Männer dieses Schlages auch anderswo als in der deutschen Armee kennen gelernt..... „Im ganzen betrugen sich die Deutschen in St. Quentin anständig. Ihr Regiment war streng, aber gerecht; wenn die Bevölkerung auf Schwarzbrot gesetzt wurde, so erhielt man doch genug und es war schließlich nicht so schlecht." Diese Aussagen sind besonders beachtenswert, weil in St. Quentin „als einem der wichtigsten Stützpunkte der deutschen Armee die verschiedensten Truppenteile fortwährend wechselten". (Philip Gibbs, The Soul of the War, Seite 152.) Das, was Mr. Gibbs weiter zu sagen hat, ist nicht weniger bezeichnend. Französische Frauen verkauften sich bereitwillig an deutsche Soldaten. Auf Befehl der deutschen Obrigkeit wurden verschiedene Cafés geschlossen wegen der dort vorgekommenen Ausschweifungen. Ich wundere mich jetzt nicht mehr so sehr darüber, als damals, wie ich es las. Seitdem erzählte mir ein englischer Soldat, daß die Frauen in ihrer „albernen Versessenheit" auf zweierlei Tuch sich auch feindlichen Soldaten hingaben. Eine Frau hatte ihm stolz gesagt, daß ihr Kind von einem deutschen Soldaten sei. . . . . .

Ich erinnere mich auch der ersten Erfahrungen, die einer meiner Bekannten in Frankreich gemacht. Er kam in ein Dorf, in dem Ulanen gewesen waren. Hatten die Bewohner irgend welche Klagen über das Betragen der Truppen zu führen? Nichts dergleichen. Sie waren mehr über das Benehmen einiger englischer Soldaten empört, die sich (wenn es wahr ist) scheußlich aufgeführt hatten. Für meinen Freund war es eine eindruckmachende Entdeckung. Er mußte einsehen, daß der Feind sich auch zuweilen anständig zu betragen versteht und schlimme Dinge über englische Soldaten auch von den Alliierten erzählt werden. Ich bin überzeugt, daß vielleicht keine Truppe der Welt humaner oder ebenso human ist, wie die englische. Ich widerspreche bloß der Annahme, daß die eine Partei unfehlbar und die andere hoffnungslos barbarisch ist. . . . .

Digitized by Google

In der Action Française (Paris, 12. Juni 1915) erschien eine ergreifende Schilderung aus dem Kriege, aus der ich folgendes wiedergebe: Eine französische Geschichte

„Ein hartnäckiger Kampf hatte vor der Festung stattgefunden. Viele Tote und ein paar Sterbende lagen am Boden. In der Nacht hörten wir ein schwaches Rufen: ‚Kamerad, Kamerad'. Wir antworteten, im Glauben, daß es Deutsche waren, die sich ergeben wollten. Die Rufe wiederholten sich, wir vermuteten Verrat. Ein jeder setzte sich in Bereitschaft. Plötzlich ertönten die Rufe in reinem Französisch: ‚Camarades français!' ‚Was gibt es?' ‚Ein Verwundeter liegt in der Nähe.' ‚Nein.' ‚Doch, vor dem Graben.' ‚Wir haben eben die Runde gemacht und nur Tote gefunden.' ‚Ja, aber dies ist ein Verwundeter, der um Hilfe bittet, wollt Ihr ihm nicht beistehen?' ‚Nein.' Durch die Stille hörten wir wieder: ‚Kamerad, Kamerad.' Der deutsche Offizier fragte sehr höflich: ‚Französische Kameraden, gestattet uns, dem Verwundeten zu Hilfe zu eilen.' Ein unerbittliches Nein war die Antwort. Ist hinter dieser scheinbaren Menschlichkeit und Beharrlichkeit nicht irgendein ein Streich verborgen? ‚Nun denn,' riefen die Deutschen, ‚geht Ihr, wir werden nicht schießen.' Können wir uns auf die Versicherung eines Deutschen, nach allem, was vorgefallen ist, verlassen? Wir zögerten jedoch nicht länger. Ein Soldat aus Lille sprang vor. ‚Gut, ich gehe ihn holen.' ‚Ich gehe mit', sagte ich dem Leutnant. Unser Schwadronsführer brachte noch ein paar andere herbei. ‚Kamerad', rief der Verwundete, ‚schont meiner.' Wir beruhigten ihn und schleppten ihn, da er eine zerschossene Hüfte hatte, in unseren Graben. Unterwegs wiederholte er immer wieder trotz seiner Schmerzen: ‚Gute Kameraden'. Er war sehr jung, kaum 18 Jahre alt, vom 205. Inf.-Regt. Ich rief zur deutschen Stellung hinüber: ‚Wir haben einen Verwundeten eingebracht. Gibt es noch mehr?' ‚Ja, 20 Meter von hier, weiter rechts.' Wir sahen uns um. ‚Da liegen nur Tote.' ‚Wartet, wir leuchten Euch.' Darauf etwas auf Deutsch, das wir nicht verstanden. Wird jetzt geschossen werden? Plötzlich leuchteten zwei fabelhafte Raketen auf. Wir sahen alles, als wenn es Tag wäre. Wir waren nur ein halbes Dutzend Marinesoldaten und befanden uns 20 Meter von den deutschen Gräben entfernt. Hinter dem jenseitigen Drahtverhau zeigten ein Offizier und einige Soldaten ihre Pickelhauben. Alles blieb ruhig. Wir blickten uns sorgfältig nach allen Seiten um. ‚Nichts, nur Leichen. Wir gehen zurück, geht auch Ihr zurück.' ‚Merci, camarades français!' rief der Offizier und die Leute wiederholten den freundlichen Gruß ihres Führers. Sobald wir hinter unserer Brustwehr waren, gab der Leutnant den Befehl, zu schießen, so laut, daß man es 60 Meter weit hören konnte. ‚Feuer, Luftsalve.' Und von drüben noch einmal als Antwort auf unsere Salve: ‚Wir danken euch, Kameraden.' Und alles versank wieder in Nacht und Schweigen. Der Tod konnte von Neuem seinem Handwerk nachgehen. Aber während dieser Nacht wurde kein einziger Schuß ringsum gehört."

Wie viel Vernunft ist wohl in einer Welt, die solche Leute gegeneinander aufhetzt, sich gegenseitig zu hassen und tot zu schießen? . . . . .

„Im Wald von Ploegsteert befindet sich ein Ort, der nie von deutschen Granaten erreicht werden sollte. Es ist ein Grab mit einem sorgfältig gearbeiteten hölzernen Kreuz darüber, darauf die Inschrift: ‚Hier liegen zwei tapfere deutsche Offiziere.'" Noch einmal die Brüderlichkeit

‚Das ist ziemlich überraschend,' sagte ein Zivilst unserer Gesellschaft. ‚Aber sie waren tapfer,' erwiderte der Major. ‚Die Deutschen sind nicht immer so schlimm. Fünf Offiziere meines Regiments wurden einmal vermißt. Wir hatten die Hoffnung aufgegeben, ihre Leichen zu finden, aber als wir die Deutschen zurückdrängten, fanden wir ein Grab mit der Ueberschrift: ‚Hier ruhen fünf brave englische Offiziere.' Wir stellten die Identität fest und brachten die Leichen nach England."

Wir folgten einem anderen Seitenweg und kamen zu einem riesigen Erdwall, bedeckt von gelben Blumen, die von englischen Soldaten gepflanzt worden waren. Auf einem sauberen Holzkreuz, am Kopfende des Walles hatte ein englischer Soldat geduldig die Worte angebracht: ‚Hier ruhen 17 deutsche Soldaten.'

Kein englisches Grab im Wald von Ploegsteert war besser gepflegt oder mit mehr Blumen geschmückt, als die der deutschen Soldaten." (Mr. Wg. Shepherd, Spezialkorrespondent der Dail News, 1. Juni 1915.) . . . . .

Digitized by Google

Deutschland in Friedenszeit

Es sind genug der Beweise angeführt, um einen Eindruck von dem besseren Deutschland im Kriege zu geben. Wir wollen uns nun auch das, was Deutschland früher im Frieden geleistet, ins Gedächtnis rufen. „In klareren Augenblicken sind wir uns alle dessen bewußt, daß die Deutschen ein großes Volk sind und dazu berufen sind, in der Welt eine bedeutende Rolle zu spielen. Ihr Stolz auf die Kultur, die sie besitzen, ist keine leere Prahlerei. Wenn man es genau überlegt, so ist es eher von Wichtigkeit, daß unter uns ein Volk lebt, das danach strebt, auf seine Kultur stolz sein zu können. In der Natur des Engländers liegt es mehr, zu klagen, als sich zu rühmen, und wenn er mit irgend etwas prahlt, so ist es sicherlich nicht mit Kultur. Die Deutschen zeichnen sich, wie es mir scheint, durch zwei Dinge aus — durch die einfache Zartheit ihrer Empfindungen und den Trieb geduldiger Beobachtung. Lange Zeit hindurch, weiß ich, war es Mode in England, deutsche Literatur gering zu achten. Persönlich sehe ich dies als eine der Posen an, die selbstbewußte Leute zeitweilig anzunehmen lieben. Wenn man auch alle bedeutenden Namen, wie Goethe, Schiller, Heine usw. beiseite läßt, so bleiben doch noch die Volkslieder. Ein Volk, das solche Lieder zu dichten vermochte, hat außergewöhnliche Talente der Welt zu geben. Selbstverständlich neiden wir den Deutschen ihre Musik. Es ist viel übles, entwürdigendes Zeug während des Krieges geschwatzt worden, aber nichts war schlimmer, als das dumme Eifern gegen deutsche Musik, nur deswegen, weil es deutsche ist. Was hat wohl Beethoven, Bach, Schubert, Schumann und Wagner mit der heutigen Kriegspolitik zu tun? Auch wenn man von der Kunst absieht, so ist es klar ersichtlich, daß auf jedem Gebiete, wo genauere Beobachtungen, geduldige Gedankenarbeit erforderlich sind, die Deutschen nicht zu entbehren sind. . . . . Niemand wird Philosophie studieren, ohne auf die deutsche zurückzugreifen. Auch auf einem so typisch englischen Gebiet wie das Studium Shakespeares ist das Werk von Gervinus am grundlegendsten und seit Lessings Zeiten bis zu Ten Brink hat es eine ununterbrochene Reihe deutsche Shakespeare-Forscher gegeben. Alle die sich eingehend mit wissenschaftlichen Dingen befassen, wissen, was wir Deutschland zu verdanken haben. Es war in der Tat zeitweise schmerzlich, die große, geistige Produktion Deutschlands mit dem sehr kärglichen Strom englischen Schaffens zu vergleichen. Es hat selbstverständlich auch großartige englische Forscher gegeben, aber dem englischen Volkscharakter ist die Liebe zum Wissen nicht gegeben, und vor allem lieben wir es nicht, dieses Wissen in Anwendung zu bringen. Wieder und immer wieder brachten unsere wissenschaftlichen Blätter Angriffe gegen die Vernachlässigung der Wissenschaften, und diese Angriffe waren notwendig. . . . . Ich habe oft an diese Dinge gedacht, wenn ich Fabrikanten über die deutsche Konkurrenz klagen hörte. Der Krieg hat viele merkwürdige, intellektuelle Bocksprünge gezeitigt. Interessant ist, zu beobachten, wie erpicht die Freihändler nicht auf die zeitweilige, sondern dauernde Unterdrückung des deutschen Handels sind. Vor einigen Monaten noch predigten sie, wie vorteilhaft es für England sei, billige Waren zu beziehen. Sie erhoben Deutschlands sachliches Verfahren in den Himmel und wiesen darauf hin (mit vollem Recht), daß man einem Kunden, der einem Waren für 4 Millionen Pfund abnimmt, kaum den Untergang wünschen könne. Alle diese Tatsachen haben sich durch den Krieg nicht verändert. Das einzige, was geschehen ist, ist, daß eine verschämte Eifersucht nicht länger verschämt zutage tritt, sondern sich so erfolgreich hinter den Deckmantel des Patriotismus verbirgt, daß sie — zeitweilig — über die Hälfte unserer Landsleute irregeführt hat. Der Tag der Abrechnung wird anbrechen und wir werden dann ebensowenig wie früher irgendeinen Nutzen darin finden können, teuere Waren zu kaufen, nur um den Fabrikanten einen Gefallen zu bereiten. Ueberdies werden unsere Geschäftsleute bis zum Ende des Krieges kaum wissenschaftlicher zu arbeiten gelernt haben. Ein Verlagszirkular, das ich kürzlich erhielt, forderte, sich auf den englischen Patriotismus berufend, zur Anschaffung eines Werkes über angewandte Wissenschaft auf. Ich bin ja nicht besonders skeptisch, doch muß ich gestehen, daß dieser Art Geschäftssinn, der auf Patriotismus fußen will, mir Mißtrauen einflößt. Der wahre Patriot beruft sich nicht auf seine Vaterlandsliebe, um Geld zu machen. In diesem Fall war das genannte Buch ein wohlbekanntes und bedeutendes Werk. Interessant jedoch war, zu beobachten, daß fast alle seine Mitarbeiter Deutsche waren

Digitized by Google

und die übrigen Deutschschweizer. Wahrlich dieser Krieg hat trotz all seiner Greuel vieles gezeitigt, was die Götter zum Lachen bringen könnte." *)

Englische Anerkennung

Es ist erfreulich, bei englischen Kaufleuten Anerkennung für Deutschlands geschäftliche Verdienste zu finden. Die jährliche Konferenz des britischen Handlungsreisendenverbandes trat am 24. Mai 1915 in Manchester in der Townhall zusammen. Sir William Mather, der einstimmig zum Vorsitzenden erwählt worden war, äußerte sich folgendermaßen über Deutschland:

„Die Stellung, die Deutschland in der Handelswelt einnimmt, ist das Resultat jahrelanger, geduldiger, beharrlicher Organisation, zäher, geschäftlicher Nutzanwendung, sorgsamer Forschungsarbeit, voller Erkenntnis der Bedürfnisse und Forderungen des Handelsmarktes, den sie beschicken und des Vorsatzes, diesen Bedürfnissen in pünktlicher Uebereinstimmung mit den Wünschen und dem Bedarf des kaufkräftigen Publikums entgegenzukommen. Dieses Streben wurde von der deutschen Regierung finanziell freigebig unterstützt und durch nationalen Kredit für persönliche und private Unternehmungen gesichert. Die Stellung, die Deutschland sich durch beharrliche Nutzanwendung solcher Geschäftspraktiken erobert hat, kann nicht ernstlich angegriffen werden, noch kann sie durch irgend etwas anderes, als durch gleiche englische Geschicklichkeit, gleiche Spannkraft, gleiche Ausdauer und Wirksamkeit in jeder Handelsbranche bedroht werden." (Daily Telegraph, 25. Mai 1915.) . . . . .

Auf chemischem Gebiet gibt es glücklicherweise auch noch Leute, die unsere ungeheure Verpflichtung Deutschland gegenüber willig anerkennen. Im März 1915 sprach Professor Percy Frankland F. R. S. in der Sektion Birmingham der Gesellschaft chemischer Industrie über „Die chemische Industrie Deutschlands". Professor Frankland schreibt mit echt ritterlicher Höflichkeit in der Fußnote zu seiner gedruckten Rede: „Es ist dem Verfasser ein Vergnügen, die Unterstützung, die er durch die wertvolle Arbeit von Professor Lepsius, Berlin, ‚Deutschlands Chemische Industrie, 1888—1913' und die von Dr. Duisberg, Elberfeld, ‚Wissenschaft und Technik 1911' erfahren hat, anzuerkennen." Ich hoffe, daß der Beweis einer solchen Höflichkeit für den englischen Charakter typischer ist als ein gelegentlicher Mangel daran. Folgende Ausführungen aus Professor Franklands Rede sind von Interesse. . . . .

Professor Frankland betont dringend, daß wir den „Vermahnungen, die seit einem Menschenalter von den chemischen Berufsleuten bis zum Ueberdruß gepredigt werden," doch endlich Gehör schenken sollten. Dieselben weisen darauf hin, wie gefährlich und töricht es ist, die Wissenschaft zu vernachlässigen. Nicht nur bloßer Geschäftssinn, sondern Kenntnisse sind vonnöten. Es mag hinzugefügt werden, daß die Wissenschaft nur da nutzbringend angewandt wird, wenn man sich ihr um ihrer selbst willen widmet und nicht nur aus einem Mittel zum Zweck, um Geld zu machen. Das ist ein Ziel, das für den bloßen Geschäftssinn viel zu weit liegt. Adolf Baeyer hat im Jahre 1880 Indigo synthetisch dargestellt. Die Erfindung hatte 17 Jahre mühsamer Forschungen und eine Kapitalanlage von 1 Million Pfund erfordert, bevor die Erfindung geschäftlich ausgebeutet werden konnte. Leute, die nur an den Gewinn denken, sind einer so mühsamen Arbeit nicht gewachsen. Die Arbeit an sich muß Selbstzweck sein, und daran, fürchte ich, fehlt es bei uns in England.

Ich möchte die Aufmerksamkeit noch auf zwei andere Punkte in Professor Franklands Rede wenden. Indem er nachdrücklich die Notwendigkeit wissenschaftlich ausgebildeter Leiter betont: „Was verdankt z. B. die Firma Brunner, Mond & Co. nicht dem verstorbenen Dr. Ludwig Mond, F.R.S.?" In der Tat war Dr. Ludwig Mond ein Deutscher. Er kam nach England und brachte seine Energie, seinen Unternehmungsgeist und seine wirklich ungewöhnliche wissenschaftliche Begabung mit. Mit Hilfe von J. J. Brunner war es ihm möglich, die größten Alkaliwerke des britischen Staates zu gründen, welche unzweifelhaft die wissenschaftlichste und bedeutendste Fabrik ist, die wir besitzen. Beiläufig mag erwähnt werden, daß Brunner, Mond & Co. die erste Firma war, die den Achtstundentag einführte. Und dabei gibt es noch Leute (einige von ihnen sollten wahrlich besser belehrt sein), die den künftigen Ausschluß der Deutschen fordern. Ich wage es zu sagen, daß es von Vorteil wäre, wenn wir viele dieser geistesbeschränkten Leute gegen einen

*) Aus „Is it to be hate?", vom Verfasser, Seite 203.

Digitized by Google

einzigen Ludwig Mond austauschen könnten. Wollte man solchen Männern die Türe verschließen, so wäre das gleichbedeutend, sich dem Talente zu verschließen. Talent aber gedeiht am besten durch Wechselbefruchtung. Ich möchte an dieser Stelle ein Beispiel anführen, das mir persönlich mitgeteilt wurde. Der Erzähler sagte: „Als ich noch ziemlich jung war, faßte ich einmal den Entschluß, ein Geschäft, das ziemlich in Verfall geraten war, zu retten. Meine Freunde widersetzten sich ziemlich ernsthaft diesem Entschluß, aber ich blieb standhaft. Die Fabrik, die ich übernahm, beschäftigte 150 Arbeiter. Es mangelte an wissenschaftlicher Ausbildung, und das war, wie ich erkannte, die Hauptursache des Unglücks. Ich begann somit, meine Leute zur Ausbildung nach Deutschland zu schicken. Fremde werden auf den deutschen staatlichen Universitäten stets gern aufgenommen und gut unterrichtet. Meine Leute brachten die dort erworbenen Kenntnisse nach England. Der Erfolg war, daß, als ich mich von der praktischen Tätigkeit zurückzog, wir über 3000 Arbeiter beschäftigten. Diese 3000 Arbeiter haben ihre Beschäftigung Deutschland zu verdanken. Daran sollten die Leute denken, die immer behaupten, daß die Deutschen nach England kommen, ‚und uns das Brot vom Munde nehmen'." ..... Abgeschlossenheit schnürt die Möglichkeit des Fortschritts ab. Austausch ist, wie wir wissen, die Seele des Handels, und der Austausch von Persönlichkeiten und Gedanken fördert etwas, was bedeutend wertvoller ist als Handel. Die folgende und letzte Ausführung, die ich Professor Franklands Rede entnehme, bezieht sich, meine ich, auf die Möglichkeit künftiger Freundschaft. „Ungeachtet des Mangels materieller Beweise wage ich zu behaupten, ohne Widerspruch riskieren zu müssen, daß bei uns auf chemischem Gebiete mehr als auf jedem anderen wissenschaftlichen Gebiet geleistet wird. Ich schreibe dies der Tatsache zu, daß unsere Chemiker entweder in größerer Anzahl deutsche Universitäten besuchten oder von Leuten ausgebildet wurden, die dort ihre Studien gemacht haben. Ich bin überzeugt, daß niemand von uns in diesen traurigen Zeiten dessen uneingedenk ist, was wir der Gastfreundschaft und Anregung dieser Lehranstalten unserer Feinde zu verdanken haben." Wir begegnen so viel Kleinlichkeit und unwahrem Patriotismus, daß es ein Genuß ist, so wahrhaft edle Worte zu vernehmen. Von Wichtigkeit ist auch, was Professor Frankland in seiner Rede von den deutschen Arbeiterverhältnissen sagt: „Ich fühle mich verpflichtet, zu bemerken, daß die Arbeitsverhältnisse der Verwaltung große Ehre machen." ...

Die Politik der Boykottierung

Ein törichter Krieg wurde in England gegen deutsche Geistesarbeit im allgemeinen geführt, ein Kampf, so kleinlich, daß ihn viele von uns als Schande schmerzhaft empfanden. Wir erinnern uns noch, wie der Präsident des Training College in Mark Rutherford's Autobiographie die „Ungläubigen" zu seiner größten Selbstbefriedigung vernichten konnte. „Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war um so leichter, da er von deutscher Literatur keine Ahnung hatte; das Wort ‚deutsch' war ein Vorwurf, der etwas ganz Fürchterliches besagte, wenn auch niemand eigentlich genau wußte, was." Dieser Obskurant und Gegner des freien Gedankens hofft, daß wir uns von Deutschland wegen seines schlechten Rufes lossagen und die friedlichen Bahnen englischen Pietismus einschlagen würden. Der Engländer hat zu oft Neigung gezeigt, aus seiner Ignoranz eine Tugend zu machen.

Auf dem Gebiete der Industrie hat sich diese Tugend als ein Kartenhaus bewiesen und auf dem Gebiete der Religion, meine ich, nicht minder. Es wäre eine sehr verhängnisvolle Folge des Krieges, wenn wir durch ihn noch nachdrücklicher an unserer insularen Beschränktheit bestärkt würden.

Es ist Zeit, daß wir diese grotesken Karikaturen des deutschen Volkes abschaffen. Solche Karikaturen werden durch den Krieg gezeitigt, aber sie schaden einem dauernden Frieden. Es gibt ein großes deutsches Volk und dieses Volk und das unsere sollten sich in ihren Herzen zueinander finden. Das Deutschland der hervorragenden Wissenschaft, der Industrie und des Handels beschäftigt mich weniger. Es ist gut, aber es gibt noch ein besseres, und das ist das Deutschland der liebenden Ehegatten, der treuen Freunde, der treuen Frauen, der aufopfernden Mütter. Das Herz regiert die Welt. Wir brauchen die Herzen Deutschlands, Frankreichs, Englands und der ganzen Welt, damit sie einander erkennen. „Herr, öffne uns die Augen!" Wenn dieses Gebet aufrichtig von unseren Lippen kommt, so werden wir den Weg zu einem Frieden der Herzen finden, der einzige Friede, der kein „Flickwerk" sein wird. —

Redaktionell abgeschlossen am 29. Oktober 1921.
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Druck: F. Bruckmann A.-G. München. Buchbinder: Grimm & Bleicher, München. Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern b. Pforzheim.

26. Nov. 1921

Die Dichtung der Völker

Meisterwerke

der italienischen Erzählungskunst

(übersetzt von Otto Freiherrn von Taube)

ausgewählt und eingeleitet von

Karl Voßler

★

Bücherei der städt. Sammlungen Baden-Baden

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite IV

Süddeutsche Monatshefte

November 1921

Preis M. 4.50

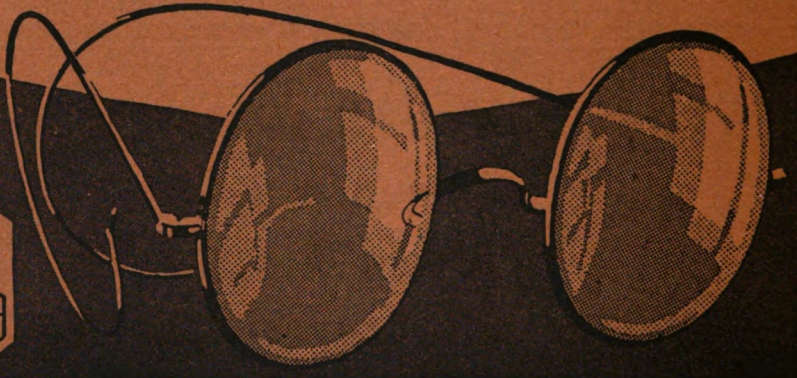
Vierteljahrspreis M. 12.–

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München

Zeichnung von Th. Th. Heine.

ZEISS Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete, für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser richtig zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen u. Kneifer Zeiss Punktalgläser ein.



Druckschrift Punktal 5 kostenfrei

CARL ZEISS JENA

Digitized by Google

LEIPZIGER MUSTERMESSE

MIT TECHNISCHER MESSE UND BAUMESSE

Frühjahrsmesse 1922 vom 5. bis 11. März 1922
Herbstmesse 1922 vom 27. August bis 2. September 1922

Der Zentralmarkt für den internationalen Warenaustausch

Für Aussteller und Einkäufer gleich wichtig

Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen
DAS MESSAMT FÜR DIE MUSTERMESSEN
IN LEIPZIG

JOHANNES TZSCHICHHOLD LZG

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

November 1921

Meisterwerke der italienischen Erzählungskunst

(übersetzt von Otto Freiherrn von Taube)

	Seite
Zum Geleit / Von Dr. Karl Voßler, Professor der romanischen Philologie an der Universität München	49
Die Karamellen / Von Carlo Dossi	49
De consolatione philosophiae / Von Carlo Dossi	50
Ein Blumenmädchen / Von Matilde Serao	51
Fische auf dem Trockenen / Von Salvatore di Giacomo	55
Schwarzbrot / Von Giovanni Verga	62
Die Heimkehr aus den Maremmen / Von Renato Fucini	77
Der Tod des Signor Marcello / Von Antonio Fogazzaro	81
Die Götzendiener / Von Gabriele d'Annunzio	83
Die Fontäne / Von Gabriele d'Annunzio	89
Die Sankt-Damians-Austern / Von Alfredo Panzini	92

Rundschau

	Seite
Franz von Buhl zum Gedächtnis / Von Georg Enoch Freiherr zu Guttenberg-Buhl	97
Die Astronomie in der „Kultur der Gegenwart" / Von Geheimrat Professor Dr. Ritter Hugo von Seeliger, Direktor der Sternwarte in München und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften	98
Neue Bücher / Von Dr. Josef Hofmiller	100
Richard Grauls Einführung in die Kunstgeschichte / Von Dr. Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing, Professor an der Universität München	103
Karl Nötzels Einführung in den russischen Roman / Von Dr. Adolf Dirr, Konservator am Ethnographischen Museum in München	104
Der am meisten zeitgemäße Kalender	104

Die Folge „Die Dichtung der Völker" wurde eröffnet durch das Februarheft 1921:

Meisterwerke der russischen Erzählungskunst

übersetzt von Alexander Eliasberg, eingeleitet durch

Thomas Mann.

Dieses Heft ist zum Preis von M. 4.50 durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schrift- und Verlagsleitung: München, Königinstraße 103. Fernsprecher 30692
(nur von 8 bis 3 Uhr, Samstag 8 bis 1 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen)

Zum Geleit

Die hier gebotenen Proben italienischer Erzählungskunst stammen ungefähr aus den Jahren 1880 bis 1914. Der räumlichen Ausdehnung nach sind mit Ausnahme von Sardinien nahezu alle Landschaften vom äußersten Süden bis zum Alpenkamm zu Worte gekommen. Kein anderes romanisches Volk hat so stark wie die Italiener seine örtlichen Eigenarten und Bräuche, Trachten, Sitten, Volks- und Heimatkünste ausgeprägt. Bei keinem übt von altersher der Genius loci eine so weitgehende unterscheidende Macht und ist die Fühlung zwischen Schriftsprache und Mundart so eng. In der Uebersetzung gehen die landschaftlichen Färbungen des italienischen Ausdrucks notwendigerweise verloren und werden die einzelnen Stücke einander ähnlicher, als sie in Wahrheit sind. Ja, nicht nur das örtliche, auch das gemeinhin italienische Gesicht muß einigermaßen verblassen. Immerhin wird man — hoffen wir —, wenn nicht den Laut, so doch den Geist der italienischen Erzählungskunst in seiner Eigenart auch so noch erkennen. Denn im Schoße der Sprachen wirkt eine Art Vorbestimmung, ein stiller Hinweis oder Drang zu diesem oder jenem Kunstideal, etwas, das zwar kein Zwang, aber eine naturgeschichtliche Veranlagung ist. Echte Kunstwerke, die nicht den literarischen Moden, sondern dem geistigen Auftrieb ihres Volkes gehorchen, machen diesen einheimischen Zug auch für fremde Augen sichtbar, auch für den Uebersetzer schließlich greifbar.

Während die französische Sprache ihre Kinder vorzugsweise zu den mitteilsamen, unterhaltlichen, plaudernden und beredten Kunstarten erzieht, eignet der italienischen das Darstellerische, eine Art sprachlicher Baukunst, Plastik und Monumentalität, wobei das Rednerische, das dem Franzosen elementar ist, nur mehr dekorative Bedeutung hat. So wird man denn in unseren Proben, die kein Spiegel der Mode, sondern des italienischen Temperamentes sein wollen, nicht viel Spannendes, nicht viel Ueberraschendes und wenig leichtflüssige Unterhaltung finden, wohl aber Bilder und Szenen, die in sich selbst ruhen und die bei aller Lebendigkeit, Erregtheit und Farbigkeit, bei all ihrem Feuer und ihrer Wärme mit klaren, beschaulichen Augen gesehen sind.

Karl Voßler

Carlo Dossi*) / Die Karamellen.

Monsù, Karamellen für zwei Soldi", sagte ein Bub, der hurtig eintrat mit zwei Mädeln, die ihm zu jeder Seite einhertrotteten. Und alle drei stellten sich auf am Ladentische.

Der Kaffeewirt ließ seine Zeitung und erhob sich.

Ich betrachtete mir die Kleinen. Der „Mann" war in himmelblauer Bluse und mit einem Soldatenmützlein. Abgesehen von jenem bißchen einfältigen Aussehen, das die Jungen so um die acht Jahre haben, drückte sich in seinem Gesichtchen das Bewußtsein aus seines doppelt wichtigen Amtes, des Käufers und des Bewahrers einer achtbaren Summe. Welche Summe er in seiner Faust umschloß. Und schau mal an, wie fest er sie hielt!

Aber auch das Mädchen zu seiner Linken? Welch ein feines und empfindsames kleines Antlitz! ... Ein Antlitz, das eine von jenen mondscheingemachten Totenblassen versprach, die, wenn sie wo einen Blick fallen lassen, dann wehe!

Das Puttchen zur Rechten hingegen war ein munterer Sonnenstrahl. Sie war noch keine fünf. Drall, Milch und Wein, in einem kurzen gestärkten Röckchen, bewegte sie sich auf den Spitzen ihrer Kinderschuhe; mit den Händen sich am Rande des Schanktisches festhaltend, stützte sie, zwischen jenen, ihr Kinn darauf.

Und die sechs Aeuglein — zwei schwarze, zwei graue und zwei kastanien-

*) Pseudonym für Alberto Pisani Dossi, geb. 1849 in Zenevredo (Pavia), gest. 1910; lebte meist in Mailand.

Digitized by Google

braune — sammelten sich um die Hand des Kaffeewirtes. Diese tat ein kleines Gewicht auf die eine Schale der Wage; die Aeuglein begleiteten sie dorthin; sie machte sich nun daran, eine Büchse vom Gestelle zu holen; die Augen folgten ihr nach: tack, tack, ... der Kaffeewirt ließ auf den Untersatz die Karamellen fallen... drei, vier, fünf..., bei jedem „tack" blickten die Kinder einander heimlich an und lächelten.

Jedoch für zwei Soldi gab es nicht viel zu lächeln.

Mir kam ein Einfall.

Ich gab dem „Monsù" mit einem Gehüstel einen Wink, tat mir den Zeigefinger an den Mund und begann, im Rücken der Kleinen, Zeichen zu geben, das heißt auf die Büchse zu weisen, danach meine Hand gegen die Wagschale zu kippen.

Bah! Der Kaffeewirt war geradezu dickfellig. Abgesehen vom Zeichen, still zu sein, verstand er mich nicht im Geringsten. Vielmehr er hatte den Mut — ich unterstreiche, den Mut —, eine überzählige Karamelle wieder fortzunehmen und zurückzutun. Drei entmutigte Blicke folgten ihr und drei Seufzer.

Gut, die Tüte wurde angefüllt und dem kleinen Manne ausgehändigt.

Dieser ließ nun das Zweisoldistück locker. Alle drei, einen Augenblick, sahen ihm nach, wie es im Schlitze des Ladentisches verschwand; dann, mit einem Freudensprunge, entwischten sie.

„Was wünschten Sie?" fragte mich der Kaffeewirt.

„Ich wollte, daß Ihr ihnen die Büchse ausleertet," antwortete ich ärgerlich. „Gezahlt hätte ich."

Er machte ein etwas dümmerliches Gesicht.

„Zum ....", sprach er, „Sie hätten es sagen sollen."

Eine Frau hätte es verstanden.

Carlo Dossi / De consolatione philosophiae.

Gott allein vermöchte es," antwortete feierlich der Doktor. Das Antlitz Arrigos nahm die Bläße des Antlitzes seiner jungen Frau an, die mit todesschweren Augenlidern vor ihm in jenem Bette lag, das an so viele Freuden und so viel Leben erinnerte. Arrigo war nahe daran, ein Geheul auszustoßen; er beherrschte sich kaum und, da er nicht anders konnte, lief er, seine Not im benachbarten Zimmer zu bergen. Und dort fiel er in einen Lehnstuhl zurück, das Gesicht in den Händen.

Die arme Lisa! Die arme Lisa! Noch kein Jahr war es her, daß sie ihm erschienen war auf seinem einsamen und kahlen Pfade, wie Tau, wie eine Blume, und er sah sie noch überschäumend von Jugend und Frische in seine muffige Studierstube eintreten, die Mäuse und Motten ihm fortzuscheuchen, die Fenster ihm aufzutun für die Sonne, die schafft, für die liebevolle Natur. O die Bücher rächten sich recht grausam an ihrer Nebenbuhlerin.

Und Arrigo schluchzte verzweifelt.

Doch, gibt es denn keinen Trost bei so großem, so fürchterlichem und unvorgesehenem Unglücke? Soll der Mensch immer allein, schutzlos, den hungrigen Tieren der eigenen Schmerzen überlassen bleiben? Was frommte es ihm, Jahre und Jahre, sich über den Büchern entfärbend, anderer Leute Erfahrung geerntet zu haben, wenn jetzt, wo es Not tat, er nicht imstande war, sich daraus auch nur ein einziges Brot zu backen? Was studierst du, wenn du nicht lernst, als guter Freund mit dem Unglück zusammenzuhausen, deinem notgedrungenen Gefährten? Was sinnst du?

O komm, Philosophie! Du, die du die Dinge und Ereignisse von außerhalb unser aus betrachtest, sie in ihrer Wesenheit schaust und nicht in ihrer Verhältnismäßigkeit — Du, die du allem eine Entschuldigung findest, und nichts kann dich bestürzen: Philosophie, die du reich die Armut Epicurs gemacht und glückselig den Reichtum Senecas; die du in ein wissenschaftliches Wechselgespräch den Todeskampf des Sokrates verwandeltest und in eine geruhige Accademie das Kaisertum des Marcus, — o du, die du nicht verlässest den, der dich liebt; einziger gegen die Schläge des Schicksals gefeiter Besitz.

Digitized by Google

Komm, mich trösten. Von deinen erhabenen Bereichen aus, unerschütterlich heiter, weißt du wohl, was die Welt ist: — ein Punkt, ein fast unwahrnehmbarer Punkt. Was ist denn da mit ihren geringfügigen Leidenschaften die Menschheit? Vielmehr — „zwischen dem Blitze des Lebens und dem Donner des Todes", wo ist da der Mensch?

Philosophie, gib mir, wenn nicht das Lächeln, wenigstens die Gleichgültigkeit des Weisen. Lüge, aber tröste mich.

Es gebe kein Uebel, hast du mir gesagt, daraus kein Gutes komme. Natur ist immerwährend unverbesserlich gut. Oberhalb dieser schwarzen Wolken leuchtet fleckenlos das Blau; die Wolken werden sich auflösen, das Blau nimmer. Dünkt dich also das Leben ein schmerzlicher Seufzer, ist da nicht vielleicht der Tod das Aufhören davon? Und, ist der Tod eines Schmerzes Ende, warum hassest du ihn, fluchtst ihm, willst du ihn der stehlen, die du liebst?

Die du liebst! — freilich, wahr ist das —, aber würdest du immer lieben? — Lisa war schön ... das Alter würde sie häßlich gemacht haben; Lisa war gut ... die Häßlichkeit hätte sie schlecht erscheinen lassen. Jetzt aber, bei ihrem vorzeitigen Tode, läßt sie dir ihr Andenken unversehrt. Sie wird dir immer jung und schön und mild und ... dein bleiben. Mehr von Sehnsucht denn von Befriedigung speist sich die Liebe. Ewig werden die Ideale geliebt, weil man sie nie erreicht. Ist es da nicht besser, daß du aufhörst vor der Sattheit?

Und dann bist du zum Studium geboren. Stille verlangen die Studien... Und wo anders je Stille finden außer in der Einsamkeit? Zerstreut von den täglichen so kleinlichen Familiensorgen, ein Auge über dem Kochtopfe, auf den deine Kindlein warten, und das andere über deinem Werkgewissen, würdest du dein ganzes Leben sozusagen geschielt haben, höchst unzufrieden mit dir selber. Wer nicht auf einem einzigen Wege schreitet, geht keinen zu Ende; wer den Bogen des eigenen Geistes nicht auf ein einziges Ziel hin spannt, trifft nicht. Dank also der Vorsehung, die dich durch die förderliche Prüfung des Schmerzes wieder zur Glückseligkeit führt. Deine Bücher haben dir verziehen und erwarten dich, bereit, dir ihre Schatzkammern wieder zu öffnen und abermals — zwischen Zeile und Zeile und den Rändern — die dort bewahrten Wahrheiten aus sich herauslesen zu lassen. Welche Stunden, welche Tage der Lust mit diesen deinen alten Gefährten! Sieh, und nun bist du am Schreibtische, zu einem einzigen Leibe mit ihm geworden, uneingedenk dieses höchst unsauberen Fleisches, des Seelenzuchthauses, uneingedenk jener Strafanstalt, die da „die Welt" heißt — und da bist du, in der fruchtbaren Umarmung mit einem anderen Hirne, Ideen aus Ideen zeugend, der Zukunft Gebiet abringend —, neue Sprossen zufügend der unendlichen Stiege zu Gott ....

Und schon schwieg Arrigos Schluchzen, und sein Blick triumphierte. Philosophie, die er so angerufen, saß ihm auf dem Schoße und warf ihr Haupt gegen seine Schultern zurück.

Siehe da, der Doktor. Sein Gesicht war von lang rund geworden.

Sie staunten, der eine über den anderen.

„Gerettet!" rief mit bewegter Stimme der Doktor.

„Wirklich?" machte Arrigo.

Die Stimme Arrigos knarrte. War's Freude? Her mit Euren Reagenzgläsern, Ihr Chemiker der Gefühle!

Matilde Serao*) / Ein Blumenmädchen.

Die Kleine ging langsam, dicht mauerlang, durch die enge, gewundene Via dei Mercanti. Sie sah nicht nach den Handwerkerstätten, hob die Augen nicht auf nach jenem langen Streifen Himmels, der zwischen den hohen Häusern erschien, blickte nicht einmal vor sich her. Sie sah hinab auf die Steine, als ob sie sie zählte. Sie ging, ohne sich um den Schmutz auf dem Pflaster zu kümmern, um die Stöße, die sie erhielt, um die spärlichen Wagen, die vorüberfuhren. Als sie an der Kirche des Cerriglio angelangt war, grad vor der Bildsäule des rotbekleideten Eccehomo mit der Dornenkrone, den von unbeweg-

*) Geb. 1856 in Patrasso, lebt in Neapel.

Digitized by Google

lichen Tränen erfüllten Augen, der mit geronnenem Blute befleckten Stirn und Brust, schenkte die Kleine ihm einen gleichgültigen Blick und kehrte um im gleichen steifen Gange.

Sie war ein Bettelkind. Sie hatte Hunger, sie fror, sie hatte Durst. Sie hatte nackte Beine, bare Füßchen, die der Straßenkot verunstaltete. An diesem eisigen Februartage hatte sie nichts anderes an als ein Hemd und ein zerrissenes, zerfranstes Röckchen, das in Gürtelhöhe von einem Stück Bindfaden zusammengehalten wurde. Festgewickelt um den Hals einen Häkelfetzen. Sonst nichts. Die Kleine war sehr mager, beinahe verdorrt; durch die Risse von Hemd und Röckchen schien eine blutlose, graue Hautfarbe durch; unter dem Halstuche sah man die beiden Schlüsselbeine hervorstechen, als wollten sie die Haut durchlochen; man konnte die kranke Armseligkeit dieses holzigen Mädchenkörpers erraten. Die Schultern waren spitzig, vornübergebeugt, wie die von jemand, der sich immer vor Kälte krümmt oder, um das Gekrampfe des Magens zu beschwichtigen. Ein ernstes, gedrücktes Gesicht von derselben bleiernen Farbe wie der Leib; die niedrige Stirn gefurcht; die dünnen Brauen zusammengezogen, zu groß die graugeliderten Augen, mit Schatten darunter, in Höhlen, tief; hart und starr die Seitenansicht des Antlitzes, schon fertig ausgebildet wie bei einer Frau; der Mund schmal, geschlossen, die Lippen bleich, bewegungslos, mit zwei Falten in den Winkeln. Sie war sieben Jahre alt.

Einst hatte sie eine hagere Mutter gehabt, die ebenfalls bettelte. Sie strichen beide durch die Gassen des Hafenviertels, nach milden Gaben. Sie aßen häufig Brot und schliefen unter einer Treppe, auf Stroh, die Tochter mit dem Kopfe im Schoß der Mutter. Dann war die Mutter am Typhus gestorben; die Kleine war allein geblieben auf der Straße. Sie weinte nicht, sie schrie nicht; sie ging nach milden Gaben und bekam nichts. Jenen Tag aß sie nicht und schlief unter freiem Himmel, auf der Stiege der Portanova-Kirche, zusammengeringelt wie ein Hund.

Drei Jahre lang hatte das Leben der Kleinen keine Abwechslung erfahren. Sie wußte nichts, hatte nichts in der Erinnerung als einen endlos langen Tag, an dem sie immer Hunger gehabt hatte. Beim Morgengrauen begann sie mit ihren Wanderungen. Die Strada dei Mercanti, ein langer, gewundener Darm, war ihr Haus und sie kannte darin und darum alle die seitlichen Hohlwege, die Sackgassen, die unheimlichen Winkel, die schwarzen Werkstätten, die stinkenden Gossen, die engen und düsteren Häusereingänge, die von einem schwachen und grauen Lichte erhellt waren, die abgetretenen Stiegen. Sie kam und ging, rastlos, von dem Portanova-Platze, der ihre Ausgangsstätte war, bis zur Kapelle des Cerriglio, ihrem Endziele. Sie hielt ein auf dem Porto-Platze, schlug einen Bogen und kam beim „Alten Sedile" vorbei, schenkte einen Blick dem Bildnis des Gottes Orion, das an der Mauer haftet und beim Volke Nicolo Pesce heißt, stieg alsdann die Straße Mezzocannone aufwärts, wo sie sich die Füße in den blauen, roten und veilchenfarbenen Abwässern der Färber netzte, die in gewissen, finsteren Höhlen um schwarze Kessel herum hantierten und darin ein geheimnisvolles Gewühle anrichteten. Oben angelangt, wagte sie sich nicht mehr weiter und stieg zurück zur Strada dei Mercanti hinab; sie sah nicht einmal hin auf die Speiseküche, die unter einem Torbogen aufgeschlagen war, wo Fische und Krapfen gesotten wurden, wo sich die lebhaft rosigen Massen der Bratzwiebeln ausbreiteten und die scharfen Düfte des Essigpastinaks. Sie wandte sich rechts über die schmierige Stiege von Santa Barbara, klomm hinauf bis zum allbekannten Zwiebackbäcker, aber die Zwiebacke erregten zu sehr ihre Lust und sie machte sich schleunig fort: beim Wiederhinabsteigen hielt sie ein vor der Tür der Badeanstalt, ein Becken von künstlichem Felsstein zu betrachten, darin kein Wasser war, daraus sich aber eine Pisangpflanze erhob mit breiten grünen Blättern. Sie setzte ihren Weg fort bis zum Cerriglio und kehrte um, immer mit ihrem behutsamen Schritte, dicht mauerlang, neben den Beinen der Fußgänger einhergleitend.

Jene dunkelen Hohlwege, jene Enge, jenes Elend, jene Feuchtigkeit schwitzenden Häuser, jene schlechten Gerüche, jene verdächtigen Toreingänge, jene düsteren Farben, jene Abwesenheit von Sonne, jene Wuchergesichter der Händler, jene unheimlichen Gesichter von deren Mittelsleuten, jene blöden Gesichter der üblen Frauenzimmer, jene schäbige, staubige, schadhafte Ware waren ihre ganze Welt. Sie spürte unbestimmt, daß oberhalb Santa Barbaras, oberhalb der Straße Mezzacanone, oberhalb des Cerriglio, gegen Ende der Via Prin-

Digitized by Google

cipessa Margherita, eine andere Welt vorhanden war, allein sie fürchtete, sich darein zu wagen, sie hatte davor eine wilde Scheu. Auch hier unten in der Via dei Mercanti hatte sie Angst: vor dem anderen Bettelvolke, das sie stieß, vor den Hunden, die sie beißen wollten, vor den Wachmännern, die sie verhaften konnten; aber sie war so gewitzigt, diesen Gefahren zuvorzukommen. „Dort oben" herrschte die unbekannte Gefahr. Wenn sie jenen Grenzen nahekam, schickte sie einen mißtrauischen Blick dahinauf und ergriff alsbald die Flucht, den Lockenkopf sich mit dem Arme bergend, als ob man sie verfolgte.

Sie bat um milde Gaben, aber man gab ihr nicht häufig. All dieses Volk, das sich abrackerte, den Unterhalt für einen harten Arbeitstag zu verdienen, Verkäufer, versessen darauf, die Käufer zu umgarnen, Bauern, Lastträger, unter den Lasten gebeugt, schmierige und zerlumpte Dienstmägde, schenkten ihr keine Aufmerksamkeit. Irgend ein besserer Herr hielt sie für eine kleine Diebin, befühlte sich die Taschen und rief ihr eine Grobheit zu; irgendein anderer, gleichfalls anständig gekleidet, war arm, sah sie an und zuckte die Achseln. Einem anderen erregte sie Widerwillen, und er jagte sie mit ärgerlicher Gebärde von sich. Sie bat zunächst mit lauter Stimme, gleichsam befehlerisch aus der Pein heraus ihres Magens, der sich empörte, um ein Kupferstück, da sie am Tage zuvor nicht gegessen hatte; dann senkte sich ihre Stimme, wurde flehend, ängstlich, jammernd; wenige und eisige Tränen rannen ihr wangenab. Sie kam und ging weiter, wie triebmäßig, undeutliche Worte murmelnd, bis ihr die Stimme in der ausgetrockneten Kehle verdorrte; da bat sie um die Gabe mit der Kraft ihres Blickes. Gegen Ende des Tages, wenn man ihr nichts gegeben hatte, war sie von einer großen Müdigkeit ergriffen, der Schwindel im Kopfe ließ sie wanken, sie schleppte sich bis zu den Stufen der Portanova-Kirche und blieb dort, unbeweglich, hockend, gleich einem Häuflein Lumpen, das ein dumpfes Gejammer von sich gab. Sie erhob sich wieder, um noch weiter einherzustreichen, unter den Lichtern, die angezündet wurden, den Arbeitern, die von der Arbeit kamen, und dem Essensduft, der den halbgeschlossenen Werkstätten entstieg. Dann gelang es ihr wohl, zwei Centesimi oder eine Scheibe Brot oder einen Rippenknochen oder einen Kaldaunenüberrest zu ersammeln, und sie sprang fort, es zu verschlingen, bei einem unausstehlichen Magenbrennen. Oft aber kamen die Tage, an denen sie nichts hatte und in krankhafter Erstarrung einschlief, ohne etwas anderes gegessen zu haben als die Schalen fauler Orangen oder Erbsenkörner kauend. Der Sonnabend war ihr bester Tag; am Sonnabend schenkte ihr ein Weib mit einem rotseidenen Tuch um den Hals und kurzem, über dem Magen geschnürtem Rocke, hochhackigen, grünbetroddelten Halbschuhen, einem Silberkamm auf der Spitze des Aufbaues ihrer eingefetteten Haare und karminüberladenen Wangen einen Kupferfünfer. Das junge Weib stand meistens in einem Torweg gelehnt, die Hände in den Schürzentaschen, mit unstetem Blicke, stumpfem Gesichte, von Morgen bis Abend eine schleppende Weise vor sich herplärrend:

O, Stockfischgräte,
Muß denn dies Elend sein von früh bis späte?

Jeden Tag viele Male ging die Kleine an ihr vorüber; aber nur am Sonnabend schenkte ihr die andere einen Kupferfünfer. Dies fünf oder sechs Monate lang. Dann verschwand das Weib. Man hatte es oder es hatte sich in den Brunnen geworfen.

An jenem Sonntage fühlte sich die Kleine dem Tode nahe. Immerfort gingen ihr die Kräfte aus und sie setzte sich zu Boden. Die Werkstätten waren geschlossen, die eiligen Fußgänger gaben ihr kein Gehör, während sie sich nun alle nach den oberen Straßen zu richteten und „da oben" verschwanden. Sie folgte ihnen willenlos mit dem Blicke. Sie betrat die Portanova-Kirche. Die Kirche war leer, sie erschien ihr unermeßlich und furchtbar; sie ward von einer Kälteempfindung befallen, so mit ihren nackten Füßen auf dem Marmor. Der Küster bekam sie zu fassen und schmiß sie hinaus. Sie nahm ihren Lauf durch die entvölkerten Straßen wieder auf; sie sah sich allein, verzweifelt. Alle waren „dorthinauf" gegangen.

Da, ihrer Furcht vergessend, vom Hunger, vom Triebe gedrängt, überschritt sie die Grenze und stieg nach Durchquerung des Plätzchens, zu dem sich die Rua Catalana erweitert, die Stufen zu San Giuseppe hinan. Sie erstarrte vor Staunen; sie sah, was sie noch nie gesehen hatte, die breite Straße, die

Digitized by Google

sauberen Kaufläden, die weißen Paläste, die Gärten, den Himmel. Sie vergaß ihren Hunger vor einem so wunderbaren Schauspiele; sie dachte nicht mehr daran vor einem Spielwarengeschäfte. Dort oben war es schön; und sie folgte der Menge, die dort in Richtung nach Fontana Medina dahinströmte, hielt alle Augenblicke erregt, neugierig an, gänzlich uneingedenk, um milde Gaben zu bitten. Nur die Wagen setzten sie in Schrecken mit ihrem fortwährenden Kreuz und Quer; aber sie folgte dem Bürgersteige. Auf dem Rathausplatze, von neuer Müdigkeit überwunden, setzte sie sich auf eine Bank, nahe der Gartenanlage; doch ein Weilchen darauf sprang sie ab und hastete gleichfalls nach San Carlo zu; dort ging sie, klein wie sie war, verloren in der Menge, die sie nach San Ferdinando zu mitschleifte. Sie sah nichts, unter all diesem Volke zum Nichts geworden; ihr war warm, sie fühlte sich wohl. Dann und wann sah sie durch die Luft ein Blumensträußchen fliegen, dann ein anderes, dann einen ganzen Blumenregen; dann und wann warf sich die Menge zur Seite, um eine Kutsche durchzulassen, darin eine schöne Frau inmitten der Stoffe und der Blumen saß; — hastige, flüchtige, flimmernde Gesichte, die die Kleine beinahe außer Fassung brachten. So verstrich die Zeit. Es begann zu dunkeln. Die Blumen fielen langsamer, der Lärm ließ nach, die Menge lichtete sich. An der Kleinen ging die liebliche Erscheinung einer Frau vorüber in schwarzem, geschürztem, reichem Kleide, mit weißem, lächelndem Gesichte, mit riesigen Brillanten in den zarten Ohren. Sie trug in den Händen einen Blumenkorb mit Sträußchen und losen Blumen. Es war ein herrliches Blumenmädchen, das Geld im Grunde seines Korbes nur so anhäufte.

„Signora, Signora", murmelte eine Kinderstimme, „gib mir eine Blume". Und das Blumenmädchen, mit einer anmutigen, behenden Bewegung, ließ der Kleinen in die Hände ein Häuflein Nelken fallen. Die Kleine lächelte, steckte sich eine Nelke in ein Knopfloch ihres Hemdes und wollte nun ebenfalls Blumen verkaufen, da sie doch so viele hatte. Doch von ihr kauften die Leute nicht. Ein Hochschüler sagte ihr: „Wenn du größer sein wirst, wirst du Blumen verkaufen können." Ein fetter Herr begann gegen die Bettelei und die Untätigkeit der Stadtverwaltung loszuziehen. Die Kleine verstand den Sinn nicht, begriff jedoch, daß man sie schlecht behandelte. Nicht einmal „da oben" war man gut zu ihr. Sie war zerlumpt, barfuß, häßlich; ihre großen, aufgerissenen Augen erschreckten, ihr wirrhaariges und wildes Köpfchen erschreckte. Nun trat der Hunger wieder hervor, rasend, ihr in der Brust ein Feuer entzündend, sie zerreißend. Sie stand unterhalb der „Französischen Bäckerei", aus der ein Duft von Brot und kleinen Kuchen hervorquoll, der sie um die Sinne brachte. Sie bot ihre Blumen willenlos feil, ohne sprechen zu können, mit einem langsamen Schluchzen, das ihr die Brust auf- und niederwallen ließ. Ein Soldat kam vorüber und kaufte eine Nelke; er gab einen Kupferfünfer. Die Kleine trat in die Bäckerei und kaufte ein Fünferbrötchen. Das genügte ihr. Sie wollte fortgehen. Sie begann wieder Angst zu haben. Diese Wagen da betäubten sie, sie, die von der einen Seite zur anderen hinüber wollte. Sie nahm einen Anlauf, das Haupt beugend. . . . In einer Kutsche stieß eine Frau einen Schrei aus und verlor die Besinnung.

Doch auf der Straße, nahe dem Bürgersteige, lag ein unschuldiges Geschöpf in den letzten Zügen, mit den zerschmetterten kleinen Beinen. Sie rang mit dem Tode, zwischen den Nelken liegend, die rings um sie ausgestreut waren, eine davon sich an die Brust pressend, das Brötchen in der anderen Hand, weißen und ernsten Gesichtes, halbgeschlossenen Mundes, mit großen, erstaunten und schmerzlichen Augen, die den Himmel ansahen.

Salvatore di Giacomo*) / Fische auf dem Trockenen.

Ja, ja", wiederholte, mir gerad gegenüber sitzend am selben Tische, mein Dienstkollege de Laurenzi, — „ich bin entschlossen zum Widerstande! Wir werden schon sehen! Der Dienst? Die Pflichten des Dienstes? Die Dienststunden? Aber, der Dienst zählt nichts, mein Lieber, gegenüber all den

*) Geb. 1860 in Neapel, lebt in Neapel.

Digitized by Google

Erinnerungen, die einen an der Stätte festnageln, an der sich der Vater befunden hat. Der Vater, verstehst du? Und da sollte ich dem Schreibpulte meines Vaters entsagen, der Stube, darin sich mein Vater befunden hat, der Luft, die mein Vater geatmet! Das fehlte gerade noch! Doch, ich will das sehen, ich will das sehen!"

Er hielt ein. Der Kellner, einer der bejahrtesten in dieser elenden Kneipe, in die man frühstücken ging unter Priestern, Anwälten, Studenten und dem Sängerpersonal des benachbarten Theaters, setzte ihm just ein Gericht Stockfisch vor nach Livorneser Art, das in einer rotbräunlichen Tunke dampfte. Die kurzsichtigen Augen de Laurenzis näherten sich dem Gerichte, versenkten sich darein und befragten es begehrlich; in diesem saftigen Dampfe erbebten die Nüstern einer langen, schlaffen Nase und blähten sich auf.

„Nach Livorneser Art, Herr Professor," sprach der Kellner: „Sie werden mir noch sagen, daß es geschmeckt hat. Und was befehlen Sie danach?"

„Einen Käse und einen Fenchel."

„Den Wein wie gewöhnlich?"

„Wie gewöhnlich."

Er hub zu essen an, gierig. Und ich, der ich mein bescheidenes Frühstück beendet hatte, begann beim Schlürfen eines Kaffees und Rauchen einer halbgebrochenen Toscanerzigarre ihn in Augenschein zu nehmen, als ob ich ihn zum ersten Male sähe.

Lang, hager, mit vorgebeugten Schultern, mit einem großen, graulichen und ungepflegten Barte, über dessen zerzausten Haaren sich derweilen die Brotkrumen und die Tropfen fettiger Tunke aussprenkelten, mit abscheulichen Händen, knotigen und langen Fingern, die Krallen glichen, schlecht gekleidet, ganz eingeschlossen in einen alten, verschossenen und geflickten Ueberzieher, dessen Kragen, den einstmals kastanienbrauner Pelz geziert hatte, jetzt nur noch vier oder fünf elende Haarbüschel aufwies, — derart stellte mein Kollege de Laurenzi, ein Mann von ausgerechnet fünfundfünfzig Jahren, auf malerische Weise das erbarmenswerte Lumpenelend des kleinen Beamten dar. Verheiratet, belastet mit Kindern und kleinen Schulden, zu deren Begleichung sein Gehalt brockenweise und tagtäglich der Kasse des Rechnungsführers entrissen wurde, war er einer jener Unglücklichen, deren widerwärtige Berührung einen gleichsam dazu reizt, schlecht erzogenem Benehmen und gemeinen Gewöhnungen gegenüber keine Nachsicht zu üben, bezüglich dessen ich mich jedoch meistenteils zur Ueberzeugung beredete, daß er würdig sei des allertrübsten Mitleids.

Er war — erzählte er — ein Zeitungsschreiber von Ruf gewesen, in Oberitalien, zu seinen besten Zeiten: er übte auch noch hier das nämliche aus, jetzt, an einem Tageblatte, das so ziemlich sein Leben fristete und in dessen unbeachteten Spalten de Laurenzi von Zeit zu Zeit seine farblosen und unordentlichen, Altes wiederbeschwörenden, partenopeischen Berichte unterbrachte, die durchsetzt waren von schwülstigen Beweinungen und auf die elendeste Weise über den Rundschauen der jeweiligen Blätter gewebt, in denen er den ganzen lieben Tag über stöberte.

In der Staatsbibliothek, an der auch ich mich befand, war de Laurenzi eingetreten, als ihr ein Leiter vorstand, dessen olympischer Eitelkeit genugzutun schon ausreichte, um, wenn auch nicht seine Schätzung, so doch seine gleichgültige Billigung zu gewinnen. Als der gestorben war, hatte die Bibliothek den Vorrechten ohne Gegenleistung, die der ehemalige Zeitungsschreiber sich dort erworben hatte, eine bequeme und zahlende Freistatt nicht mehr bieten können. Jetzt mußte man arbeiten und im Dienste anwesend sein. Der neue Bibliothekar war streng: er sah ein in das Register, in das die Zeit, zu der die Beamten zum Dienste kamen, eingetragen wurde, merkte den Verspäteten Stunden und Minuten an, ließ von Mal zu Male Tagesbefehle umlaufen, in denen er Eifer, Einhalten der Dienststunden, Fleiß bei Erledigung der Aufgaben empfahl und beanspruchte, daß alle zum Zeichen achtungsvoller Zustimmung diese Ukase mitunterzeichneten.

Eine Sklaverei, ja, meine Herren: eine erbarmungslose, unerbittliche Unterdrückung des Geistes und der Persönlichkeit, eine skeptische Einschätzung des denkenden und schaffenden Ichs, der Nerven des anderen und des anderen Bildung, sofern es sich nicht um eine naturwissenschaftliche und mathematische handelte, in welchen Wissenschaften jener neue Direktor ganz furchtbar beschlagen war.

Digitized by Google

Ach ja: tragt nur in diese staubigen und schweigsamen Höhlen, deren Wände gefüttert sind mit der papierenen Geschichte des menschlichen Gedankens, tragt nur, wenn's Euch gelingt, die Fröhlichkeit, den Wagemut, die freie Entschlußkraft, die Poesie, die Unabhängigkeit da hinein: tragt da hinein Euer Talent, Eure Neuzeitlichkeit, Eure aufrichtigen und aufgeweckten Gepflogenheiten, so Ihr sehen wollt, wie nach und nach all diese noch lebendige Jugend Eures Geistes dahinwelkt! Mein Gott, welche Dürre und welche Trauer zwischen diesen stummen Mauern, belastet mit Folianten und Enzyklopädien: zwischen diesen Mauern, taub jedem unmittelbar dem Gefühle entspringenden Laute, und doch so vollgesogen von dem Klatsche, dem Neide und dem Kleinkriege, die das Bindegewebe des Beamtenlebens bilden, die ununterbrochene Uebung ihrer unfreundlichen und bissigen Reden, die tägliche Nahrung der Müssigkeit und der Unwissenheit ihres Denkens!

Was denn, zum Teufel, meinte nicht lassen zu wollen, als wär es ein Stück seines Herzens, mein Kollege de Laurenzi? Und woher hatte er diese ganze atavistisch-topographische Anhänglichkeit, die er mit so melodramatischem Schwunge äußerte? Ich verstand wahrhaftig nicht zwischen dem Stockfisch auf Livorneser Art und der Beschwörung des väterlichen Gedächtnisses irgend etwas in erträglicher Weise Uebereinstimmendes mir vorzustellen oder anzuerkennen. Verquickte nicht dieser Mann in so völliger Unkenntnis ihres verschiedenartigen Ausdrucks die Empfindungen der Psyche mit der allerrohesten physiologischen Befriedigung?

„Du wirst begreifen," sagte er, wie wenn er auf meinen Gedanken hätte Antwort geben wollen, und, nachdem er sein drittes Glas weißen Sizilianers geleert hatte, „du wirst begreifen, daß ich in den Bibliotheken nicht um meiner eigenen Bestrebungen willen stecke, nicht aus eigener Wahl. Was denkst du dir? Eine Staatsbeamtenstellung! Das ist ja eine Schinderei! Ein Sklavendasein! Aber weil da drinnen mein Vater, der ein Lernbeflissener war, gleichfalls Beamter gewesen und dort die Hälfte seines Lebens verbracht hat, habe ich dort gleichsam eine Ueberlieferung einführen wollen, die genau stimmen sollte und beispielswürdig sein in der Geschichte derartiger Nachfolgen innerhalb von Geschlechtern. Gehen wir?"

„Gehen wir. 's ist in der Tat Zeit, dort hinauf zurückzukehren." De Laurenzi ergriff ein Tafeltuch, säuberte sich die Lippen in Hast, und warf es dann ganz beschmutzt auf den Tisch wie einen Lappen. Er erhob sich: fuhr mit der Hand in die Tiefe einer der Sacktaschen seines Ueberziehers, fischte und fischte dort geraume Zeit und holte endlich wieder jene Kralle hervor, bewaffnet mit einem Zigarrenstummel.

„Wollen wir gehen," sagte er zu mir, nachdem er den Stummel angesteckt hatte.

Auf der Schwelle der Kneipe hielt er an, das Gespräch von neuem zu beginnen.

„Und so befinde ich mich denn in offenem Kriegszustande mit dem Herrn Direktor. Versteht sich: ich bin ein Außerordentlicher, fürs erste, ich bin in das Allerheiligste eingetreten ohne die Titel, die hierfür erfordert werden. Titel? Und mein Geist, und meine Vergangenheit? Diese Herren da sehen nicht mehr als Bibliographie, Zettelkatalog, Inventare: und wehe dem, der irgendwer oder irgendwas ist! Und dann Ausflüchte, geheime Berichte, Anzeigen; das ist ihre Kampfweise. Jetzt, wie sie's auch mir angezeigt haben, lassen sie amtliche Verfügungen ausgehen — und ich melde mich krank und reise nach Rom."

Er zog den Hut mit einer tiefen Verbeugung.

Der, den er gegrüßt hatte, lüftete vor ihm gleichfalls den Hut und ging vorüber, umringt von vier oder fünf anderen, die ihn begleiteten und mit denen er leidenschaftlich verhandelte.

„Lupus in fabula", sagte de Laurenzi, „der Abgeordnete Maliberti. Kennst du ihn nicht?"

„Nein."

„Willst du, daß ich dich ihm vorstelle, ein anderes Mal?"

„Aber nein . . .!"

„Du tust Unrecht. Eine Macht, weist du. Er ist es, der mich dem Minister vorgestellt hat. Und so kommt's, daß ich untergebracht bin, jetzt."

Digitized by Google

Er zündete seinen Zigarrenstummel wieder an, der ausgelöscht war, und fügte hinzu:

„Du wirst sehen, mein Lieber. Man hat eine Schlacht geliefert, in Rom, vor einigen Tagen. Aber ich hab's geschafft, diesmal. Aufrichtig gesagt, wenn ich du wäre, würde ich versuchen, den Abgeordneten kennen zu lernen. Bist du denn nicht Wähler? Nein? Wie, du wählst nicht? Du hast dich nicht eintragen lassen?" . . .

Er beschleunigte den Schritt. Er nahm die geringe Aufmerksamkeit wahr, mit denen ich seine Worte aufnahm, und blieb stehen, auf einmal.

„Du also gehst wieder in Dienst?"

„Und du kommst nicht?"

„Ich nicht. Ich gehe nach der Zeitung. Ich habe die Fahnen eines Aufsatzes zu korrigieren. Und das ist mir natürlich dringlicher."

Ich machte Miene, umzukehren.

„Sollte man nach mir fragen . . ."

„So . . .?"

„Ja gut . . . So ließe sich irgendwas erfinden. Erkrankung eines Kindes zum Beispiel. Die Influenza. Du könntest sagen, daß man von Hause nach mir geschickt habe, dringend. Eine Krankheit nach deiner Auswahl. Und dann rufst du mich bei der Zeitung an. Einverstanden?"

„Ja," murmelte ich, „einverstanden".

Er hatte sich bereits entfernt, mit großen Schritten, durch den Schmutz der Via Constantinopoli seine kotbespritzten Riesenstiefel schleifend, über denen, durchweicht und schlammdurchtränkt, die weiten und ausgefransten Mündungen seiner Beinkleider schlotterten.

Gerade fuhr ein Leichenwagen vorüber, einer von denen, die unterwegs zum Friedhof, fortwährend durch die Via di Foria kommen. De Laurenzi, gebeugt, die Hand an der Hutkrempe, glitt vorbei am gewaltigen und schwarzen Wagen, von dessen vergoldetem Aufbau vier unförmige Holzengelchen, mit ausgebreiteten Flügeln, ihren Flug nehmen zu wollen schienen. Die Straße, die dieser Totenzug kam, war schweigsam geworden mit einem Male. Und mir ward es, als ob sowohl von diesem langsamen Gefährte als auch von diesem gleichfalls begräbnishaften Manne sich in diesem Augenblicke ein gleicher Leichenausdruck löse, dessen Empfindung mir einige Sekunden nachdauerte. Dann entzog sich alles meinem Blicke. Doch über mir und meinem Gemüte lastete noch, während ich mich der Tür meiner Dienststätte näherte, als das letzte Wahrzeichen so großer Trübseligkeit ein bleierner und schwerer Winterhimmel. Die Luft schien mir gesättigt von einer widerwärtigen Feuchtigkeit, und mitzuwirken zu all dieser Trauer, all diesem Elend.

„Ich hoffe, daß man mich nicht nach ihm fragen wird," wünschte ich mir, als ich die Treppe der Bibliothek hinanstieg.

Wie ärgerte mich's, lügen zu müssen, wenn je! Ein dumpfer Groll, verquickt mit Unduldsamkeit und Verachtung, reizte mich derweilen wider diesen Mann, der mich zu einer mir widerstehenden Helferschaft zu nötigen beabsichtigte. Er, der da zärtlich tat gegenüber seinem Dienste, der Stube seines Vaters, dem Leben an dieser strengen und edelen Stätte, er, so wenig willig, so zynisch, so bereit, seine Würde und seine Eigenliebe mit einer Schülerlüge zu verkaufen?

Ein Mann von beinahe sechzig Jahren!

II.

„Stazza erwartet Sie", sagte mir an der Tür der Pförtner, als er mich sah. „Er hat nach Ihnen schon mehrere Male gefragt."

„Stazza? Und was will er? Wo ist er?"

„Im Direktorzimmer."

Es war einer der ältesten Beamten, ein ausgezeichneter Mensch, auf dessen gutmütiges Lächeln ich jeden Morgen stieß, seit den vier oder fünf Jahren, die ich dort in Dienst ging: das einzige, aufrichtige Lächeln, das ich dort antraf. In die Bibliothek war Stazza mit dreißig Jahren eingetreten; jetzt war er geschlagene fünfundsechzig. Er war noch ein Koloß: in seinen mächtigen, breiten Händen häuften sich gewaltige Bücherstöße, und er handhabte sie und trug sie hierher und dorthin ohne irgendeine sichtliche Anstrengung,

Digitized by Google

vorgestreckter Arme, langsam, geduldig, ruhig. Und weil die durch tätige Uebung erworbene Kenntnis der Oertlichkeit, an der er fast sein ganzes Leben gewirkt hatte, ihn geschickt und willig gemacht hatte zu den unbilligsten Anstrengungen, ward er ihrer nie müde. Er war sich seiner Ungelehrsamkeit bewußt, kannte das Ungenügen seiner Bildung, die noch weniger als mittelmäßig war und durchaus nicht zugenommen hatte, nicht mal durch den unmittelbarsten und beständigsten Verkehr mit den kundigen Mitinsassen dieser Stätte und mit den Lesern, — und bemühte sich daher, die Stärke seiner mächtigen Glieder als Ersatzkraft bietend und anwendend, diese seine große, geistige Geringfügigkeit wettzumachen.

Von Zeit zu Zeit, wenn mir's, um irgendein Buch zu suchen, widerfuhr, seine Stube zu betreten, wohin er sich nichts weiter hatte hinschaffen lassen, als eines der ältesten und bescheidensten Schreibpulte und zwei Stühle, — einen davon, seinen Hut daraufzutun, — hielt mich die einfältige Güte dieses Mannes dort eine Weile lang auf. Das war die halbe Stunde, während der Stazza sich eine kurze Rast gönnte. Wir machten unsere drei oder vier Geschwätze, ich gegen ein Büchergestell gelehnt, in der Hand den Band, den ich grad nötig hatte, er an seinem Pulte sitzend, die Ellbogen auf dem Tische.

Einmal, ich weiß nicht wie — erinnere mich auch nicht, warum —, fragte ich ihn, lächelnd:

„Und Sie glauben, man könnte eine Leidenschaft für die Bibliothek haben, unser einer?"

Stazza, ernsthaft, kniff die Augen zusammen nach dieser seiner üblichen Art, die er hatte, wenn er schwerwiegende Dinge sagen wollte.

„Man könnte? Man muß, lieber Kollege. Sehen Sie, ich habe weder Frau, noch Eltern, noch Geschwister. Und für mich ist die Bibliothek die Frau, ist die Mutter, irgendetwas wie eine Familie. Ich denke bisweilen, daß ich beinahe das Recht gehabt hätte, hier geboren zu werden, in einem dieser Räume. Sie lachen?"

„Nein, vielmehr, ich finde das natürlich. Das heißt, natürlich für Sie, der Sie nichts anderes tun, nichts anderes kennen, — verzeihen Sie."

„Freilich, Sie führen ein anderes Leben. Und dann . . . ."

Er blieb einen Augenblick unschlüssig. Dann fügte er hinzu mit einem Ausdruck aufrichtiger Demut:

„Und dann wissen Sie so vieles, was ich nicht weiß. Und dann sind Sie jung und haben an so viel anderes zu denken."

„Nein, das ist es nicht. Sagen Sie lieber, daß jeder nur dafür Sinn hat, was er in sich selber findet."

„Mag sein. Aber ich will Ihnen etwas erzählen: heute nacht, zum Beispiel, wissen Sie, was ich da geträumt habe? Daß unsere rote Katze im Saale der Incunabeln herumstreife."

Er lächelte, auf eine reine Weise. Da fühlte ich mich beinahe gerührt von dieser beschwichteten und zufriedenen Unschuld, die, wie von einem sachten Lichte der Seele, erleuchtet war von zwei klaren, hellblauen Augen. Nein, ich stellte wahrhaftig nicht diese unbewußte Tugend so vielen anderen des Lebens an die Seite, die schätzungswerter waren, erhabener, und es schien mir nicht geboten, Belehrung von hier anzunehmen: dies war eine nichtige Erscheinung, ein beinahe roher Ausdruck von Befriedigung, das gedankenlose und klägliche Anzeichen einer untergeordneten Natur, die, geruhig, der Tätigkeit fremd ist. Dennoch schien diese stärkende Glückseligkeit von belebender, sittlicher Wirkung mich mahnen zu wollen hinsichtlich der Dinge des Lebens.

Oder, hatte ich nicht vor mir ein Wesen, über das ich vielleicht allzu eilig aburteilte? Meine Einbildungskraft, die zum Errichten von Gebäuden neigte, wies mir nun ein feineres Urteil betreffend seiner: ich schob ihm nun ein mählich fortgeschrittenes Verzichten unter, eine fortgesetzte Bescheidung in seinen Ansprüchen, seinen Hoffnungen, seiner Freiheit, und alles das schien mir verlarvt von diesem dicken, vollblütigen und roten Gesichte, das eine kindliche Fröhlichkeit und Zufriedenheit ausdrückte und von einem ewigen Lächeln erhellt war.

So, mitunter, wenn ich ihn in gewissen Augenblicken erfassen konnte, in denen er sich ganz meinen Augen darbot, ließ ich über die Oberfläche dieses Menschen meinen forscherischen Blick gleiten und suchte sie zu durchdringen. Ich wußte, daß er allein stand, daß er zu Hause nur eine alte Magd hatte, daß

Digitized by Google

seine Gewohnheit, sich immer als erster im Dienste einzufinden und als letzter fortzugehen, — eine verletzende Ordentlichkeit für die Schätzung eines Nervenkranken, wie ich es bin, — sich kein einziges Mal gewandelt hatte, seit er in die Bibliothek eingetreten war. Dieser also hätte keine Jugend gehabt, keine Leidenschaften, Enttäuschungen, Entmutigungen? Was enthielt denn die Vergangenheit dieses rotfarbigen Riesen, der alle die Triebesgesetze vergewaltigte und überwand, denen drei Viertel der Menschheit unterworfen sind?

Ich schloß damit, daß ich mich schließlich dieser friedfertigen und gleichgültigen Undurchdringlichkeit ergab. Aber eine Empfindung von Widerwillen und Ueberdruß entfernte mich von meinem Genossen. Ich begegnete ihm, wir grüßten einander kühl, und ich ging ihm aus dem Wege, wodurch ich, vielleicht ohne solches zu wünschen, die Zahl der Personen vermehrte, deren Umgang, da drinnen, mir mit jedem Tage immer unerträglicher wurde.

III.

Ich trat ein in das Zimmer des Direktors.

Stazza, aufrecht vor dessen Schreibtische, wandte sich um. Er kam mir entgegen und streckte mir die Hände hin.

„Entschuldigen Sie tausendmal. Aber ich konnte nicht gehen, ohne Sie begrüßt zu haben. Leben Sie wohl, lieber Herr. Ich gehe fort."

Ich befragte mit den Augen den Direktor und meine anderen Kollegen, die, schweigend, Stazza umstanden.

„Ein bedauernswertes Ereignis," sprach der Direktor, das Schweigen brechend: „Unser ausgezeichneter Stazza ist in den Ruhestand versetzt worden. Er verläßt uns."

„Wie!" rief ich aus. „Auf die Weise! Mir nichts, dir nichts?" Stazza senkte das Haupt.

Der Direktor wies mit der Spitze des Papiermessers auf ein Blatt, das auf dem Tische lag.

„Soeben erhalte ich die ministerielle Mitteilung. Die üblichen Ueberraschungen. Doch bei Gott, ich hätte niemals gedacht! . . ."

Die Hände Stazzas streckten sich mir entgegen, zitternd. Ich ließ auf sie die meinen fallen und drückte sie, zwei, drei Mal. Ich sah dem Koloß ins Angesicht: er war erregt, zwang sich aber, ruhig zu scheinen. Nur war er noch etwas röter geworden im Antlitz. Er strich sich mit einer Hand über die Stirn, sah sich um, kehrte sich abermals nach dem Tische des Direktors, wie verloren.

„Also," stammelte er zu ihm, „wenn Sie gestatten . . . Ich gehe. Ich hoffe sehr, Sie wiederzusehen, bisweilen . . . ."

„Ach wo! Wollen Sie denn gehen gerade im Augenblick? Es ist doch noch Zeit. Sehen Sie, tun Sie, als ob ich Ihnen das Dekret noch gar nicht mitgeteilt hätte. . . ."

„Nein, nein!" sagte er: „Erlauben Sie, entschuldigen Sie. Ich will gehorsam sein. . . ."

„Schade!" rief der Direktor aus„ als er ihn hinausgehen und hinter der Türe verschwinden sah. „Nach dreißig Jahren!"

Er stand auf, ging nach der Türe und blieb stehen auf der Schwelle. Von außen her hörte man die Stimmen der Beamten, die Stimme Stazzas, der sich verabschiedete, verworren.

Der Direktor trat wieder ein. Er ging auf den Balkon, blickte auf die Straße, ohne auf sie Acht zu geben.

Wir waren allein geblieben. Er kehrte um, trat an das Schreibpult heran, suchte dort nach irgendeinem Papier, las es und warf es hin, dort auf den Tisch, mit einer verstimmten Bewegung.

„Erlauben Sie?" fragte ich.

„Sehen Sie, sehen Sie!" rief er aus, „wen man mir für diesen Unglücklichen zum Ersatz gibt. Warten Sie. Lesen Sie nur!"

Er hielt mir jenes Blatt unter die Augen.

„Wie! De Laurenzi!"

„Ja! Versteht sich, er hat sich darum beworben und 's ist ihm tatsächlich geglückt. Er kommt auf den Etat und tritt an die Stelle Stazzas."

Digitized by Google

Er fügte hinzu, nach einem Augenblicke, während er sich wieder zum Sitzen vor seinem Schreibtische niederließ:

„Setzen Sie sich, bitte."

IV.

Ein Monat ging vorüber. Um diese Zeit erhoben die Studenten, wie üblich, einen Spektakel und zerschlugen Fenster und Bänke: die Universität wurde geschlossen und die Zahl der Leser in unserer Bibliothek nahm zu um das Doppelte. Es gab ein großes Getriebe, und Stazza ward vergessen. Nur bisweilen, in einem Augenblicke der Ruhe, lief sein Name im Geschwätze der Beamten, die sich im Ausleihsaale um den jüngsten Ministererlaß scharten, in welchem — schon bezeichnet mit einem Kreuzchen von seiten eines gewissen Totengräbers unter unseren Diensttollegen — die Namen derer erschienen, die gestorben oder in den Ruhestand versetzt worden waren. Die Feststellung der Todesfälle und Verabschiedungen — eine Erquickung für die Ueberlebenden — war der Inhalt jener Bemerkungen und kalten und gleichgültigen Gespräche; meistenteils stritt man sich über die Dienstjahre des Angekreuzten oder über die Höhe seines Ruhegehaltes. Aber die Psychologie dieser Abgänge — eine Verbindung allzu feiner und allzu betrüblicher Schlüsse, die vielleicht in anderen Geistern sich aus der Untersuchung von dergleichen Fällen hätte ergeben können — beunruhigte gewiß nicht die Gemüter meiner Genossen. Stazza, schließlich, als Unterbibliothekar zu dreitausend, „liquidierte", wie man sagt, gegen zweihundert Lire im Monat. Ein Vermögen für einen Ungebildeten, für eine „tabula rasa" wie er, der solches den gebenedeiten Bourbonenzeiten verdankte, in denen es ebenso leicht war, in eine wissenschaftliche Anstalt ohne die hierfür erforderlichen Bildungseigenschaften einzutreten, wie sich an den Tisch zu setzen in einem öffentlichen Wirtshause.

„Wollen Sie Stazza sehen?", bemerkte mir an einem jener Tage der Diener, dem das Abstauben in meiner Stube oblag.

Mit dem Staubwisch in den Händen war er an den geschlossenen Balkon herangetreten und sah auf die Straße nieder durch die Scheiben.

„Kommen Sie, kommen Sie! Da ist er, da . . ."

Ich stand auf und lief zum Balkon.

„Sehen Sie ihn?"

„Wo ist er?"

„Sehen Sie ihn nicht? Dort; da sitzt er, draußen vor dem Kaffeehause uns gegenüber. Sehen Sie ihn? An jenem Tische links von der Tür. Sehen Sie, eben erhebt er den Blick. Er schaut hier herauf, er schaut nach unseren Balkonen."

„In der Tat."

Der Koloß war da, an einem Tische sitzend, auf welchem sich das Kaffeegeschirr und die Tasse befanden. Er ließ die Hände auf den Knien ruhen und hob von Zeit zu Zeit die Augen und ließ sie über die Front der Bibliothek hin- und hergleiten, langsam.

„So tut er jeden Tag, seit einem Monat," sagte der Diener. Und er fuhr mit dem Staublappen über die Scheiben, damit man besser sehen könne.

„Er kommt ins Kaffeehaus gegen 9 Uhr, läßt sich da draußen nieder und bleibt dort bis mittag. Dann kommt er nach dem Essen wieder, setzt sich an denselben Tisch und erhebt sich erst um drei."

„Und du, wie kommst du dazu, das alles zu wissen?"

„Mir hat es der Kaffeewirt gesagt. Der Herr Stazza zahlt ihm eine Lire täglich, von wegen der Belästigung.

Ich setzte mich wieder hin, nachdenklich. Der Diener, der vom Balkon nicht fortging, lachte und schaute weiter aus nach gegenüber. Und da sein warmer Atem die Scheibe trübte, wischte er von Zeit zu Zeit sie immer wieder mit dem Staublappen ab.

„Kurzum," redete er weiter, „die Bibliothek, die will er ganz und gar nicht vergessen. Er hat von ihr fortgemußt und läßt sie nicht mal in Frieden. Jetzt schmachtet er nach ihr von weitem, alle Tage."

Ich antwortete nicht. Ich ordnete gedankenlos ein Häuflein Zettel und erwartete, in einer gewissen Gereiztheit, daß der Diener aufhöre und weggehe.

„Siehe da, nun schläft er ein," sprach jener auf einmal. „Kommen Sie sehen. Er ist eingeschlafen."

Digitized by Google

Ich stand abermals auf und trat abermals ans Fenster. Stazza hatte den einen Arm über den Tisch gestreckt und das Haupt auf den Arm gelegt. Der Strohhut war ihm entglitten, von seinen Knien zu Boden. Grad hob ein Stiefelputzer, der seinen Kasten in den Schatten gestellt hatte, einige Schritte abseits, ihn ihm auf und tat ihn auf den Tisch neben das Geschirr.

Die Mittagstunde rückte vor; die Sonne prallte auf die Mauern. Auf einmal trat aus dem Innern der Kellner heraus und begann am Griffe zu drehen, um das Zelttuch niederzulassen, das langsam herabglitt und über den menschenleeren, breiten Bürgersteig, über die Tische, über Stazza einen gleichmäßigen Schatten für geraume Weile ausbreitete.

Es fehlten einige zehn Minuten an Bibliotheksschluß. Und, unlustig, in Erwartung, daß sie abliefen, begann ich aufs neue, meine Zettel zu ordnen. Der Diener war fortgegangen: die geräumigen Säle, die bis vor kurzem noch vom lästigen Stimmengewirr der Bücherverteiler schwirrten, beschwichtigten sich jetzt in einem tiefen Frieden.

Unerwartet — ich vergaß mich über meiner Verrichtung — schlug die große Wanduhr des Handschriftensaales drei. Es bebte jener Hall durch die Stille mit einem fröhlichen Klingen als wie von angeschlagenen Kryſtallgläsern fort. Es war die Stunde. Ich ging nach der Tür.

Jedoch auf der Schwelle, beim Hinaustreten, blieb ich stehen, überrascht. Dort, auf der Schwelle, auf dem Gange, über die Treppen sah ich eine bestürzte Menge wogen, murmelnd, die mir beinahe den Schritt vertrat.

Treppauf stürzte, in Hast, Pandolfelli, ein Bücherverteiler. Eine Stimme fragte ihn, vom Gange her:

„Sag, ist es wahr? Ist es wahr?"

Pandolfelli antwortete laut:

„Ja, er ist tot."

Ich fand mich dem Diener gegenüber, grad in dem Augenblick. Er öffnete die Arme, außer sich.

„Stazza!" sagte er mir. Und schlug die Handflächen krampfhaft aneinander. „Dort vor dem Kaffeehause, eben jetzt. Ein Schlag. Erinnern Sie sich? Als er eingeschlafen schien."

Es erschien der Direktor, totenbleich. Andere Kollegen liefen herzu. Drei oder vier Leser säumten im Gange, neugierig.

Der Direktor fragte mich:

„Kommen Sie mit herunter?"

Ich fühlte dazu nicht die Kraft. Doch folgte ich ihm, und uns folgten alle die anderen.

Auf der Straße, als wir den Bibliotheksbau verließen, zeigte sich uns sofort das Kaffeehaus gegenüber.

Die Menge preßte sich vor dem Eingange.

Pandolfelli schaffte sich Raum und trat in das Innere.

Alsbald kam er wieder heraus, verkündend: „Sie haben ihn in einen Wagen getan und nach den Pellegrini gefahren. Aber er war schon tot. Ich habe mit dem Arzte gesprochen, der zufällig grade vorüberkam. Ein Herzschlag."

Auf die Straße kam der Kaffeewirt heraus, mit Tränen in den Augen.

„Dieser arme Herr! Welch ein Unglück! Haben Sie gesehen! Er kam hierher jeden Tag, immer zur selben Stunde. Grad gestern hatte er mir gesagt, mit seinem gewöhnlichen guten Lächeln: ‚Sie wundern sich, nicht wahr? Ja, ich bin pünktlich. Man hat mich da herausgesetzt' —, und er zeigte mir das Gebäude, in dem Sie sich befinden, meine Herren, — ‚aber ich bleibe weiter dort, in Gedanken wenigstens'."

Die Frau des Kaffeewirtes, ein kleines Weiblein, war gleichfalls auf die Straße herausgekommen.

Sie tat mir eine Hand auf den Arm. Sie flüsterte: „Aber, ist es denn wahr, daß man ihn herausgesetzt hat?"

Ich sah sie an, ohne zu antworten. Ich hörte hinter mir die ruhigen Stimmen meiner Kollegen.

Pandolfelli sagte zu einem anderen:

„Er ist gestorben nach dem Stundenplane, hast du nicht gesehen?" Die Stimme dessen, der die Kreuzchen zeichnete, bemerkte langsam:

„Eine unbesetzte Stelle."

Digitized by Google

Giovanni Verga*) / Schwarzbrot

(Aus der Sammlung: Ländliche Novellen)

Kaum hatte Gevatter Nanni die Augen geschlossen — und es war noch der Priester mit der Stola da — als sofort der Krieg unter den Kindern ausbrach darüber, wer die Begräbniskosten tragen sollte, so daß sie Ehrwürden mit dem Weihwedel unterm Arm fortschickten.

Denn Gevatter Nannis Krankheit war lang gewesen, von denen, die einem das Fleisch vom Leibe und das Gut aus dem Hause fressen. Jedesmal, wenn der Arzt das Papierblatt auf den Knien ausbreitete, um das Rezept zu schreiben, sah ihm Gevatter Nanni auf die Hände mit einer kläglichen Miene und murmelte: „Ach wenigstens, Euer Gnaden, schreibt es kurz, um Gottes Willen!"

Der Arzt tat sein Handwerk. Alle in dieser Welt tun auf die Weise ihr Handwerk. Bauer Nanni hatte in Ausübung des seinen sich jenes Fieber dort geholt, in der Lamia — gottgesegneten Ländereien, die Saaten von Manneshöhe hervorbrachten. Die Nachbarn hatten gut sagen gehabt: „Gevatter Nanni, auf dieser Wirtschaft in der Lamia werdet Ihr noch Euer Fell lassen!" Als wäre er ein Baron, gab jener zur Antwort, daß er machen könne, was ihm scheine und gefalle.

Die Geschwister, die wie die Finger der nämlichen Hand gewesen waren, so lange der Vater lebte, mußten nun ein jedes seine Angelegenheiten bedenken. Santo hatte Weib und Kinder auf dem Halse; Lucia blieb ohne Aussteuer, auf der Straße; und Carmenio, so er Brot essen wollte, mußte es außer Hauses suchen gehen und sich einen Herrn finden. Die Mutter überdies, alt und kränkelnd, von der wußte man nicht, wer sie zu unterhalten habe von all den dreien, die nichts hatten. Das heißt, daß es eine schöne Sache ist, die Toten zu beweinen, ohne an anderes denken zu müssen.

Die Ochsen, die Schafe, der Getreidevorrat waren mit dem Hausherrn fortgeschwunden. Es blieb das schwarz gewordene Haus mit dem leeren Bette, und die Angesichter der Vaterlosen, düster auch diese. Santo schaffte seine Sachen dorthin, samt der „Roten" und sagte, daß er die Mutter zu sich nähme. — So brauche er für das Haus keine Miete mehr zu geben, sagten die anderen. — Carmenio schnürte sein Bündel und wurde Hirt bei Schäfer Vito, der ein Stück Weide zu Camemi hatte; und Lucia, um nicht mit der Schwägerin zusammen zu hausen, drohte, sie würde lieber in Dienst gehen.

„Nein!" sagte Santo: „Man soll nicht sagen, daß meine Schwester bei anderen Leuten die Magd machen müsse." — „Er möchte wohl, daß ich sie bei der Roten mache", knurrte Lucia.

Die große Frage drehte sich eben um diese Schwägerin, die sich in diese Sippe wie ein Nagel eingeheftet hatte. „Was kann ich dawider, jetzt, wo ich sie habe", seufzte Santo, die Achseln zuckend. „Freilich, ich hätte der guten Seele von meinem Vater folgen sollen, als noch Zeit war!"

Die gute Seele hatte es ihm ja gepredigt: „Laß die Nena, die weder Mitgift hat, noch Dach, noch Land."

Aber die Nena hing ihm immer an den Seiten, zu Castellucio, ob er nun grub oder schnitt, indem sie ihm die Aehren las oder mit den Händen ihm die Steine unter den Füßen entfernte. Und, wenn er sich ausruhte, an der Tür des Hauses, mit dem Rücken gegen die Wand, zur Stunde, wenn über dem Felde die Sonne starb und alle Dinge schwiegen:

„Gevatter Santo, so Gott will, dieses Jahr werdet Ihr euch nicht umsonst gemüht haben!"

„Gevatter Santo, wenn euch die Ernte gut gerät, müßt Ihr das große umhegte Stück in Bau nehmen, das in der Ebene; denn darüber sind die Schafe gegangen, und seit zwei Jahren ruht es."

„Gevatter Santo, diesen Winter, wenn ich Zeit habe, will ich Euch ein Paar dicke Ueberhosen machen, die Euch warm halten sollen."

Santo hatte die Nena kennen gelernt, als er zu Castelluccio arbeitete, — ein Mädchen mit roten Haaren, das eines Feldarbeiters Tochter war, und niemand wollte sie. Ihr, der Armen, war deshalb jeder Hund willkommen, der vorüber-

*) Giovanni Verga, geb. 1840 in Catania, lebt in Mailand und Catania.

Digitized by Google

rannte, und sie nahm sich das Brot vom Munde, um Gevatter Santo die schwarzseidene Kappe zu schenken, jedes Jahr zu St. Agrippina, und zu ermöglichen, daß er eine Flasche Wein vorfände oder ein Stück Käse, wenn er nach Castelluccio kam. „Nehmt das, mir zuliebe, Gevatter Santo, es ist vom selben, den der Herr trinkt." Oder: „Ich hab dran gedacht, daß Ihr letzte Woche nichts zum Brot hattet."

Er verstand nicht nein zu sagen, und steckte alles ein. Höchstens erwiderte er aus Nettigkeit: „Das geht so nicht, Gevatterin Nena, daß Ihr es Euch vom Munde nehmt, um es mir zu geben."

„Ich bin glücklicher, wenn Ihr es habt."

Und dann, jeden Samstag Abend, wenn Santo nachhause kam, fing die gute Seele wieder von vorne an, dem Sohne zu wiederholen:

„Laß die Nena, sie hat dies nicht; laß die Nena, sie hat das nicht."

„Ich weiß, daß ich nichts habe," sagte die Nena, auf der kleinen Mauer sitzend gegen die Sonne, die unterging. „Ich habe weder Land noch Häuser; und das bißchen Wäsche habe ich mir vom Munde absparen müssen auf Kosten des Brots, das ich esse. Mein Vater ist ein armer Feldarbeiter, der von seinem Herrn lebt. Und niemand wird sich die Last eines Weibes ohne Mitgift aufbürden wollen."

Allein sie hatte einen weißen Nacken, wie ihn die Rothaarigen haben; und wenn sie das Haupt gesenkt hielt, mit all diesen Gedanken darin, vergoldete ihr die Sonne hinter den Ohren die goldfarbenen Haare und die Wangen, die einen feinen Flaum hatten wie die Pfirsiche; und Santo sah ihre Augen, blau wie die Leinenblüte, und die Brust, die ihr das Mieder füllte und wallte wie die Saat. „Aengstigt Euch nicht, Gevatterin Nena," sagte er ihr: „An Männern, die Euch heiraten, wird es Euch nicht fehlen."

Sie schüttelte das Haupt, zu verneinen; und die roten Ohrgehänge aus Korallen kitzelten ihm die Wangen. „Nein, nein, Gevatter Santo. Ich weiß, daß ich nicht schön bin und daß mich niemand will."

„Seht nur!" sagte er auf einmal, da ihm dieser Einfall kam: „Seht nur wie die Geschmäcker sind!... Und da sagt man, daß rote Haare häßlich seien, und statt dessen, jetzt, wo Ihr sie habt, sind sie mir gar nicht zuwider."

Die gute Seele von seinem Vater, als er Santo auf die Nena so versessen sah, daß er sie heiraten wollte, hatte ihm eines Sonntags gesagt:

„Du willst sie durchaus, die Rote? Sag, willst du sie durchaus?"

Santo, den Rücken gegen die Wand und die Hände auf dem Rücken, wagte nicht, das Haupt zu erheben; doch nickte er ja, — ja, daß er ohne die Rote nicht wisse, was anzufangen, und daß solches Gottes Wille sei.

„Deine Sache ist's zu überlegen, ob du dich imstande glaubst, ein Weib zu erhalten. Du weißt schon, daß ich dir nichts geben kann. Nur eins habe ich dir zu sagen, ich und deine Mutter, die hier zugegen ist; bedenke, eh du heiratest, daß das Brot knapp ist und die Kinder rasch kommen."

Die Mutter, auf der Bank hockend, zupfte ihn am Rocke und sagte halblaut mit langem Gesichte: „Versuche, dich in Bauer Mariano seine Witwe zu verlieben; die ist reich und wird nicht viel Ansprüche machen, weil sie einen Schlag gehabt hat."

„Freilich," brummte Santo. „Freilich, und da soll sich Bauer Mariano seine Witwe mit einem Bettler wie mir zufrieden geben!..."

Gevatter Nanni bestätigte auch seinerseits, daß Bauer Marianos Witwe einen Mann suchte ebenso reich wie sie selbst, obwohl sie lahm war. Und dann wäre noch das andere Unglück gewesen, erleben zu müssen, daß die Enkel humpelig zur Welt kämen.

„Deine Sache ist es, dirs zu überlegen," wiederholte er seinem Jungen. „Bedenke, daß das Brot knapp ist und die Kinder rasch kommen."

Dann, am St. Brigittentage, gegen Abend, war Santo zufällig der Roten begegnet, die Wildspargel pflückte längs des Fußweges und bei seinem Anblick errötete, als ob sie nicht wüßte, daß er dort vorüber kommen müsse auf dem Heimwege nach der Ortschaft, und sie ließ den Rockzipfel fallen, den sie sich in den Gurt gestopft hatte, um zwischen den Indischfeigen auf den Knien kriechen zu können. Der junge Bursch sah sie, gleichfalls im Gesicht errötet und ohne ein Wort zu sagen. Schließlich begann er zu schwatzen, daß er die Wochenarbeit getan und heimkehre.

„Habt Ihr mir nichts nach dem Orte zu bestellen, Gevatterin Nena? Befehlt nur."

„Sollte ich die Spargel verkaufen gehen, würde ich mit Euch kommen und so

Digitized by Google

würde man den Weg zusammen zurücklegen," sagte die Rote. Und wie er, ganz verblödet, mit dem Haupte ja winkte, ja, — fügte sie hinzu, das Kinn auf der Brust, die wallte:

„Aber Ihr würdet mich nicht haben wollen, da die Weiber doch nur lästig sind."

„Ich würde Euch auf den Händen hintragen, Gevatterin Nena, ich würde Euch hintragen."

Da hub Gevatterin Nena an, die Zipfel des roten Tuches zu kauen, das sie auf dem Haupte hatte. Und Gevatter Santo wußte gleichfalls nichts zu sagen; und er sah sie an, sah sie an und wechselte den Doppelsack von einer Schulter zur anderen, als ob er den Reim nicht fände. Die Minze und der Rosmarin dufteten festlich, und der Bergeshang, drüben hinter den Indischfeigen, war ganz rot vom Sonnenuntergang. „Jetzt macht, daß Ihr fort kommt", sagte ihm Nena, „macht, daß Ihr fort kommt, denn es ist spät." Und dann begann sie dem Freudenlärm zuzuhören, den die Kohlmeisen machten. Aber Santo rührte sich nicht. „Macht, daß Ihr fort kommt, denn man könnte uns sehen, hier allein."

Gevatter Santo, der im Begriffe war, endlich fortzugehen, kam auf seinen vorigen Gedanken zurück, während er abermals mit den Schultern rückte, um den Doppelsack zurecht zu legen, nämlich, daß er sie tragen würde, wenn man den Weg gemeinsam zurücklegte. Und er sah Gevatterin Nena in die Augen, die ihn mieden und die Spargel mitten im Steinicht suchten, und ins Angesicht, das entflammt war, als ob der Sonnenuntergang darauf prallte.

„Nein, Gevatter Santo, geht nur allein, denn ich bin ein armes Mädchen ohne Mitgift."

„Lassen wir die Vorsehung walten, lassen wir sie walten .." Sie sagte immer nein, daß sie nichts für ihn wäre, diesmal mit finsterem und unwirschem Gesicht. Da verlor Gevatter Santo den Mut, warf sich den Doppelsack über die Schultern und ging weg, um gesenkten Hauptes fortzuschreiten. Die Rote wollte ihm wenigstens die Spargel geben, die sie für ihn gepflückt hatte. Die ergäben ein schönes Gericht, wenn er einwilligte, sie ihr zuliebe zu essen. Und sie steckte ihm die beiden Zipfel des gefüllten Rockes hin. Santo tat ihr einen Arm um den Gürtel und küßte sie auf die Wange, mit einem Herzen, das ihm schmolz.

Im selben Augenblick kam der Vater, und das Mädchen rannte erschrocken von dannen. Der Arbeiter trug das Gewehr über der Schulter und wußte nicht, wer ihn abhalten sollte, einen Willkomm zu geben Gevatter Santo, der ihm solch einen Streich spielte.

„Nein! So was mache ich nit!" erwiderte Santo mit gefalteten Händen. „Eure Tochter, die will ich wahrhaftig heiraten. Nicht aus Angst vor dem Gewehre; aber ich bin der Sohn eines anständigen Mannes, und die Vorsehung wird uns helfen, daß wir kein Uebel begehen."

So war denn am Sonntage drauf die Hochzeit gehalten, mit der Braut in Festkleidern und ihrem Vater, dem Feldarbeiter, in neuen Stiefeln, darinnen er watschelte wie eine Hausente. Der Wein und die gerösteten Bohnen versetzten auch Gevatter Nanni in fröhliche Stimmung, obgleich er das Sumpffieber schon im Leibe hatte; und die Mutter zog aus der Sitztruhe eine Rolle Gesponnenes, das sie beiseite gelegt hatte für die Mitgift Lucias, welche schon achtzehn Jahr alt war und, ehe sie zur Messe ging, jeden Sonntag, sich wohl eine halbe Stunde lang striegelte, sich im Wasser der Waschschale spiegelnd.

Santo, die Spitzen seiner zehn Finger in die Rocktaschen gesteckt, jubelte beim Betrachten der roten Haare der Braut, des Gespinstes und der ganzen Fröhlichkeit, die da seinetwegen da war an diesem Sonntage. Der Feldarbeiter, mit roter Nase, hüpfte in seinen Riesenstiefeln und wollte alle samt und sonders küssen, eines nach dem anderen.

„Mich nicht", sagte Lucia, des Gesponnenen wegen grollend, das man ihr wegnahm: „Das ist kein Wasser für meinen Mund." Sie hielt sich in einer Ecke, mit so verdrossener Miene, als ob sie schon wußte, was ihr zufiel, wenn der Vater die Augen geschlossen haben würde.

In der Tat fiel es ihr zu, das Brot zu backen und die Stuben für die Schwägerin auszukehren, welche, sobald Gott es Tag werden ließ, mit dem Manne aufs Feld hinaus ging, obwohl sie schon wieder schwanger war; denn, was das Anfüllen des Hauses mit Kindern anlangte, war sie schlimmer denn eine Katze. Jetzt tat anderes not als die Ostergeschenke und die zu St. Agrippina und die niedlichen Worte, die man mit dem Gevatter Santo austauschte,

Digitized by Google

wenn man sich zu Castelluccio traf. Dieser Gauner von Feldarbeiter hatte sein Geschäft zu machen verstanden, als er die mittgiftlose Tochter verheiratete, und Gevatter Santo kam es nun zu, sie zu unterhalten. Seit er die Nena hatte, sah er, daß ihm das Brot für sie alle beide fehlte, und sie mußten es herausholen aus der Erde von Licciardo, im Schweiße ihres Angesichts.

Während sie nach Licciardo gingen, die Doppelsäcke auf dem Rücken, sich den Schweiß mit den Hemdärmeln wischend, hatten sie im Kopf und vor den Augen immer die Saat, sodaß sie gar zwischen dem Steingeröll des Fußpfades nichts anders sahen. Ihm war sie wie der Gedanke eines Kranken, der ihm immer auf dem Herzen lastet, diese Saat: zuerst gelb, schlammüberschüttet vom großen Regen; als sie wieder zu Atem zu kommen anhub, — das Unkraut, sodaß Nena sich beide Hände zum Erbarmen zugerichtet hatte, es eines nach dem anderen auszuraufen, auf der Erde liegend, bei solchem Bauche, wobei sie, um sich nicht zu beschädigen, den Rock über die Knie sich heraufzog. Und sie fühlte die Last der Schwangerschaft nicht, noch den Schmerz der Weichen, wie wenn sie bei jedem grünen Halme, den sie vom Unkraute befreite, einen Buben gebäre. Und wenn sie endlich am Raine niederhockte, kaum noch bei Atem, sich mit beiden Händen das Haar hinter die Ohren zurückwerfend, war es ihr, als ob sie die Aehren hoch stehen sähe im Juni, sich in einer Woge unter dem Windhauche beugend, die eine über die andere; und sie machte ihre Rechnungen mit dem Gatten während der Zeit, wo er sich die nassen Ueberhosen abband und die Hacke am Grase des Raines reinigte: so viel habe die Aussaat betragen; so viel würde sie bringen, wenn die Aehre zu zwölf oder zu zehn oder auch nur zu sieben käme; der Halm sei nicht kräftig, aber das Korn sei dicht. Es genüge, daß der März nicht zu trocken werde und daß es regne, nur so viel nötig; St. Agrippina, die Gebenedeite, sie müsse dafür Sorge tragen. — Der Himmel war rein und das Sonnenlicht weilte, goldfarben, über den grünen Fluren, vom Westen her, der ganz in Feuer war und wo die Lerchen singend auf die Schollen niederfielen wie schwarze Punkte. Der Frühling begann aufzugehen allenthalben, in den Hecken von Indischfeigen, im Gestrüppe des Fußweges, im Steinicht, auf den Dächern der Häuser, grün wie Hoffnung; und Santo, der schwerfällig hinter seiner Gefährtin stapfte, die sich krümmte unter dem Sacke Viehstreu und mit solch einem Bauche, fühlte sein Herz voll Zärtlichkeit zur Aermsten und schwatzte mit ihr, derweil die Stimme infolge des Ansteigens gebrochen, darüber, was man tun würde, sollte der Herr die Saaten segnen bis zuletzt. Jetzt hatten sie nicht mehr über die roten Haare zu reden, ob sie schön oder häßlich wären, oder von anderen Dummheiten. Und als der tückische Mai alle Mühen und alle Hoffnungen des Jahres rauben kam, mit seinen Nebeln, sagten Mann und Weib, — die abermals auf dem Raine saßen und das Feld betrachteten, das zusehends vergilbte, gleich einem Kranken, der ins Jenseits hinübergeht, — kein einziges Wort, die Ellbogen auf den Knien und mit versteinerten Augen und bleichem Gesicht.

„Das ist die Strafe Gottes," murmelte Santo. „Die gute Seele von meinem Vater hatte es mir gesagt!"

Und in das kleine Haus der Armen drang die üble Laune der schwarzen und kotigen Straße. Mann und Weib kehrten einander den Rücken zu, knurrig, stritten jedesmal, wenn die Rote nach dem Geld für die Ausgaben fragte. Und wenn der Mann spät nachhause kam oder wenn kein Holz für den Winter da war und wenn das Weib langsam und träge wurde infolge der Schwangerschaft: — lange Gesichter, Schimpfen und auch Schläge. Santo packte die Nena an den roten Haaren, und sie krallte ihm die Nägel ins Gesicht; die Nachbarn liefen herzu, und die Nena kreischte, daß dieser Gottverlassene sie eine Fehlgeburt machen lassen wolle und sich nicht daran kehre, eine Seele zur Vorhölle zu schicken. Dann, als Nena gebar, schlossen sie Frieden, und Santo trug auf den Armen das Mägdlein herum, als ob er eine Prinzessin in die Welt gesetzt hätte, und lief, sie Verwandten und Freunden zeigen, vor lauter Zufriedenheit. Der Frau, solange sie zu Bette blieb, bereitete er die Suppe, fegte ihr das Haus, reinigte ihr den Reis und war ihr auch richtig zu Diensten, damit ihr nichts fehle. Danach trat er in die Haustür, mit dem Kinde am Halse, wie eine Kinderfrau, und wer ihn im Vorübergehen fragte, dem gab er zur Antwort: „Ein Mädchen, Gevatter. Das Unglück verfolgt mich bis dahinaus, und so ist mir ein Mädchen geboren. Meine Frau weiß nichts anderes hervorzubringen."

Die Rote, wenn sie sich die Schläge vom Manne holte, tobte sich aus gegen

Digitized by Google

die Schwägerin, die nichts tue, um im Hause zu helfen; und Lucia entgegnete schlagfertig, daß ihr, ohne daß sie einen Mann habe, die Wehen zugefallen seien wegen anderer Leute Kinder. Die Schwiegermutter, die Arme, suchte Frieden in diese Streitereien zu bringen und wiederholte:

„Die Schuld ist mein, da ich zu nichts mehr gut bin. Ich esse euch das Brot weg, ohne was dafür zu tun."

Sie war zu nichts anderem gut, als dieses Elend zu empfinden und es in sich drinnen zu bergen: Die Bedrängnisse Santos, die Heulereien seiner Frau, die Gedanken an den anderen, den fernen Sohn, der ihr im Herzen fest wie ein Nagel haftete, die üble Laune Lucias, die auch keinen Fetzen Kleides zum Feste hatte und keinen Hund vorüber gehen sah unter ihrem Fenster. Sonntags, wenn man sie nach dem Kränzchen der Gevatterinnen rief, die im Schatten plauderten, antwortete sie achselzuckend:

„Was wollt Ihr, daß ich da anfange? Das Seidenkleid sehen lassen, das ich nicht habe?"

Zum Nachbarinnenkränzchen kam bisweilen auch Pino il Tomo, der mit den Fröschen, der den Mund nicht auftat und zuhörte, mit dem Rücken gegen die Wand und die Hände in der Tasche, dahin und dorthin ausspuckend. Niemand wußte, was er dort zu suchen hatte; doch wenn sich in der Tür Gevatterin Lucia zeigte, sah Pino sie verstohlen an, indeß er tat, als wende er sich, um auszuspucken. Des abends dann, da die Türen alle geschlossen waren, wagte er sich gar so weit, ihr jenseits der Tür seine Liederchen zu singen, wobei er sich selber die Baßbegleitung machte: „Huum, huum, huum!" Bisweilen erkannten die Burschen, die spät nachhause kamen, ihn an der Stimme und sangen ihm den Froschvers nach, ihn zu necken.

Lucia indessen tat so, als ob sie im Hause hantiere, gesenkten Hauptes und abseits vom Lichte, daß man ihr nicht ins Gesicht sähe. Doch, wenn die Schwägerin brummte: „Jetzt beginnt die Musik," wandte sie sich um wie eine Viper, ihr zu entgegnen:

„Selbst die Musik macht Euch Verdruß. Bei diesem Sträflingsleben darf also nichts da sein, weder für die Augen noch für die Ohren."

Die Mutter, die alles sah, horchte gleichfalls hin, die Tochter betrachtend, und meinte, daß hinwider ihr diese Musik fröhliche Stimmung gäbe. Lucia tat, als wisse sie nichts. Jeden Tag jedoch, zur Stunde, da der mit den Fröschen vorüberkam, verfehlte sie nie, sich in der Tür zu zeigen, die Spindel in der Hand. Der Tomo, sobald er vom Flusse wiederkehrte, ging um und um durch die Ortschaft, und trieb sich immer in dieser Gegend herum, mit seinem Bündel Frösche in der Hand, ausschreiend: „Singfische! Singfische! Singfische!" — Als ob die Armen dieser Gasse imstande gewesen wären, Singfische zu kaufen.

„Und sie müssen gut für Kranke sein," sprach Lucia, die vor Lust verging, mit Tomo zu handeln anzufangen. Aber die Mutter wollte nicht, daß man ihretwegen etwas ausgäbe.

Tomo, der sah, daß ihn Lucia verstohlen betrachte, das Kinn auf dem Busen, verlangsamte den Schritt vor der Tür, und Sonntags faßte er den Mut, etwas näher heran zu kommen, ja sogar auf der Treppe zum Geländersteig daneben zu sitzen, die Hände niederbaumelnd zwischen den Beinen; und er erzählte im Kränzchen, wie man es anstelle, um Frösche zu fangen, und daß das eine Teufelsschlauheit erfordere. Er war schlau, schlimmer als ein Rotesel, Pino il Tomo, und wartete, bis die Gevatterinnen gingen, um Fräulein Lucia zu sagen: „Es ist wohl Regen für die Saaten nötig," oder: „die Oliven werden dieses Jahr knapp sein."

„Was geht Euch das an, der Ihr von den Fröschen lebt?" sagte ihm Lucia.

„Hört, meine Schwester; wir sind alle wie die Finger der Hand; und wie die Dachziegeln, von denen die eine der anderen das Wasser abgibt. Wenn weder Korn noch Oel geerntet werden, kommt kein Geld in den Ort, und keiner kauft mir meine Frösche ab. Geht Euch das ein?"

Dem Mädchen ging dies „meine Schwester" zum Herzen herunter wie Honig, und sie dachte daran den ganzen Abend wieder, während sie still am Lichte spann; und sie drehte und drehte daran wie die Spindel, die da schwirrte.

Die Mutter schien ihr's, der Spindel abzulesen, und da seit ein paar Wochen sich keine Liedchen mehr am Abend vernehmen ließen, und man den, der die Frösche verkaufte, auch nicht vorübergehen sah, sagte sie zugleich mit der

Digitized by Google

Schwiegertochter: „Wie traurig ist der Winter. Jetzt vernimmt man auch keine Seele mehr in der Nachbarschaft."

Jetzt mußte man die Türe geschlossen halten von wegen der Kälte, und aus dem Guckloche sah man nichts anderes als das Fenster von gegenüber, schwarz von Regen, oder irgend einen Nachbarn, der heimkehrte, unter dem durchnäßten Kapuzenmantel. Pino il Tomo aber ließ sich nicht sehen, sodaß, wenn ein armer Kranker Froschbrühe nötig hatte, wie Lucia sagte, er nicht wisse, was tun.

„Er wird sich sein Brot suchen gegangen sein in irgend einer anderen Welt," gab die Schwägerin zur Antwort: „das ist ein armseliges Handwerk, so jemand nichts anderes versteht."

Santo, der einen Samstagabend die Unterhaltung vernommen hatte, hielt aus Liebe zur Schwester ihr die Standpredigt:

„Mir gefällt sie nicht, diese Geschichte mit dem Tomo. Eine schöne Heirat wäre das für meine Schwester! Einer, der von den Fröschen lebt und den ganzen Tag mit den Beinen im Nassen steckt. Du mußt dir einen Landmann suchen, der, wenn er auch nichts besäße, doch wenigstens aus demselben Teige wie du gemacht ist."

Lucia blieb still, gesenkten Hauptes und mit gerunzelten Brauen, und biß sich bisweilen die Lippen, um nicht herauszuplatzen: „Wo finde ich denn den Landmann?" — Als ob es an ihr liege, zu finden. Jener einzige, den sie gefunden hatte, ließ sich jetzt nicht mehr sehen, vielleicht, weil die Rote irgendwie geschimpft hatte, neidisch und verklatscht, wie sie war. Schon pflege Santo seinem Weibe nachzusprechen, welches andauernd sage, daß der Fröschemann ein Taugenichts sei, und sicher wäre das Gevatter Pino bereits zu Ohren gekommen.

Daher brach alle Augenblicke Krieg zwischen den beiden Schwägerinnen aus.

„Hier bin ich nicht die Herrin!" murrte Lucia: „In diesem Hause ist Herrin, wer da verstanden hat, meinen Bruder zu umgarnen und ihn sich zum Manne zu fangen."

„Hätte ich gewußt, was danach kam, hätte ich ihn nicht umgarnt, ihn, euren Bruder; denn, hatte ich ehemals ein Brot nötig, so sind jetzt fünf erforderlich."

„Euch, was geht es euch an, ob der mit den Fröschen ein Handwerk versteht oder nicht? Wäre er mein Mann, wär's seine Sache, mich zu erhalten."

Die Mutter, die arme, legte sich ins Mittel, im Guten; aber sie war eine Frau von wenig Worten und wußte nichts anderes zu tun, als von der einen zur anderen zu laufen, die Hände in den Haaren, stammelnd: „Um Gottes willen! Um Gottes willen!" Aber die Frauenzimmer schenkten ihr nicht einmal Gehör und pflanzten einander die Nägel ins Gesicht, nachdem die Rote sich hatte das Schimpfwort entfahren lassen „Du Tollwütige!"

„Tollwütige du selbst! die du mir den Bruder gestohlen hast!"

Dann kam Santo dazu und haute sie alle beide, Frieden zu stiften, und die Rote brummte weinend:

„Ich sagte es zu ihrem Frommen. Denn, heiratet eine, ohne was zu haben, danach kommt das Unglück bald."

Und zur Schwester, die da kreischte und sich die Haare raufte, sagte Santo, sie zu begütigen, wiederum:

„Was kann ich dawider, jetzt, wo sie mein Weib ist. Aber sie ist dir gut und redet zu deinem Besten. Du siehst, wie schön weit wir's gebracht haben damit, daß wir heirateten."

Lucia beklagte sich bei der Mutter:

„Ich will's schon so weit bringen, wie sie es gebracht haben! Lieber will ich dienen gehen! Wenn sich hier ein Christenmensch blicken läßt, jagt man ihn einem weg." Und sie dachte, daß der mit den Fröschen sich nicht mehr sehen lasse.

Hernach brachte man in Erfahrung, daß er mit Bauer Marianos Witwe zusammen leben gegangen war; ja, sie wollten gar heiraten; denn, zwar hatte er kein Handwerk, aber er war ein Stück jungen Kerls, an dem der Schöpfer nicht geknausert hatte, und schön geradezu wie ein San Vito in Fleisch und Bein; und die Lahme hatte Gut genug, um sich den Mann zu nehmen, der ihr gut schien und gefiel.

„Seht her, Gevatter Pino", sagte sie ihm: „Das alles ist Wäsche, dies alles sind Ohrringe und goldene Halsketten; in diesem Henkelgefäße sind zwölf Kafiß Oel; und jener Flechtkorb ist voll Bohnen. Wenn Ihr's zufrieden seid,

Digitized by Google

könnt Ihr leben, die Hände auf dem Bauche, und werdet es nicht mehr nötig haben, bis zu den Knien im Morast zu stecken, um Frösche zu fangen."

„Ich, so weit mich's anlangt, wär's schon zufrieden", sagte der Tomo. Aber er dachte an die schwarzen Augen Lucias, die ihn aus dem Rahmen des Fensters her suchten, und an die Weichen der Gelähmten, die da schwappten wie jene der Frösche, wenn sie von da nach dort durch das Haus ging, ihm all dieses Gut zu zeigen. Einmal jedoch, wo es ihm nicht gelungen war, seit drei Tagen auch nur ein Körnchen zu ergattern, und es ihm widerfuhr, im Hause der Witwe sich aufzuhalten, bei Speise und Trank, und dem Regen von der Tür aus zuzusehen, entschloß er sich ja zu sagen, um des lieben Brotes willen.

„Es ist geschehn um des lieben Brotes willen, ich schwör es euch!" sagte er mit gefalteten Händen, als er Gevatterin Lucia aufs Neue vor der Tür aufsuchen kam. „Wär's nicht um die Teuerung gewesen, würde ich die Lahme nicht geheiratet haben, Gevatterin Lucia!"

„Geht, erzählt das der Lahmen", gab ihm das Mädchen zur Antwort, grün vor Galle. „Dies nur will ich euch sagen, daß Ihr euch nicht mehr unterstehe, den Fuß hierherzusetzen."

Und die Lahme sagte ihm gleichfalls, daß er sich nicht unterstehe, den Fuß dorthin zu setzen, sonst würde sie ihn aus dem Hause jagen, nackt und hungrig, wie sie ihn genommen: „Weißt du nicht, daß, nächst Gott, du mir das Brot, das du issest, schuldest."

Ihrem Manne, dem fehlte nichts: er war gut gekleidet, gut genährt, mit Stiefeln an den Füßen, ohne etwas anderes zu tun zu haben, als auf dem Platze müßig herumzulungern den ganzen Tag, beim Grünkrämer, beim Metzger, beim Fischhändler, die Hände auf dem Rücken und mit vollem Bauch, zuzusehen, wie man um die Sachen handelte. „Das ist sein Handwerk, den Bummler zu spielen", sagte die Rote. Und unverzüglich entgegnete Lucia, daß er nichts tue, weil er eine reiche Frau habe, die ihn erhalte: „Hätte er mich geheiratet, so hätte er gearbeitet, sein Weib zu erhalten." Santo, das Haupt über den Händen, dachte nach, daß seine Mutter ihm geraten hatte, die Lahme zu nehmen, und seine Schuld war es, daß er sich das Brot hatte vor dem Munde entwischen lassen.

„Wenn wir jung sind," predigte er der Schwester, „haben wir im Kopfe dieselben Grillen, wie du sie jetzt hast, und suchen nur, was uns gefällt, ohne ans Hernach zu denken. Frage nur jetzt die Rote, ob man wieder anfangen würde zu tun, was wir getan!..."

Die Rote, auf der Schwelle hockend, nickte mit dem Haupte Zustimmung, während ihre kleinen Würmer sie umkreischten, sie an den Kleidern und den Haaren zupfend. „Wenigstens sollte einem der Herrgott nicht jenes Kreuz der Kinder schicken", klöhnte sie.

Von den Kindern schleppte sie die, die sie konnte, sich nach aufs Feld, jeden Morgen, wie eine Eselin ihre Füllen; die Kleine im Doppelsacke auf dem Rücken und die etwas größere an der Hand. Die anderen drei aber war sie gezwungen, zuhause zu lassen, um die Schwägerin zur Verzweiflung zu bringen. Die im Sacke und die da hinterher humpelnd nachtrottete, kreischten im Einklang den Fußweg lang in der Kälte des weißen Morgengrauens, und die Mutter mußte hin und wieder Halt machen, sich den Kopf kratzend und seufzend: „Ach, Herrgott!" und erwärmte mit dem Atem die blauen Händchen der Kleinen oder nahm aus dem Sacke den Säugling, ihm die Brust zu geben, während sie weiterging. Ihr Mann schritt vor ihr her, krumm unter der Last, und wandte sich kaum um, ihr die Zeit zu geben, daß sie ihn ganz außer Atem einhole, die Kleine mit der Hand hinter sich herziehend und mit nackter Brust — und es war ihm nicht drum zu tun, die Haare der Roten anzuschauen oder die Brust, die im Mieder wogte, wie zu Castelluccio. Jetzt warf die Rote sie hinaus in Sonne und Frost wie eine Sache, die zu nichts anderem gut ist, als Milch zu geben, genau so wie eine Eselstute. Ein wahres Arbeitstier — was das anbetraf, konnte ihr Mann sich nicht beklagen — beim Hacken, beim Schneiden und beim Säen, tüchtiger als ein Mann, wenn sie sich die Röcke hochschürzte, die Füße, bis zu halber Höhe schwarz, in der Saat. Jetzt war sie siebenundzwanzig und hatte alles andere zu tun, als auf niedliche Schuhe und blaue Strümpfe zu achten. „Wir sind alt," sagte sie zu ihrem Manne, „und man muß an die Kinder denken." Wenigstens halfen sie einander wie zwei Ochsen am gleichen Pfluge. Das war nun die Ehe.

Digitized by Google

„Allzugut weiß auch ich es!" brummte Lucia, „die ich die Kindswehen habe ohne ein Mannsbild. Wenn jene Alte die Augen schließen wird, falls sie mir da noch ein Stück Brot werden geben wollen, werden sie mir's geben. Falls aber nicht, setzen sie mich auf die Straße."

Die Mutter, die arme, wußte nicht, was antworten, und hörte ihr zu, neben dem Bette sitzend, das Sacktuch um den Kopf und das Antlitz gelb von der Krankheit. Tags setzte sie sich in die Tür, in die Sonne, und hielt sich dort ruhig und still bis zur Stunde, da der Sonnenuntergang auf den schwärzlichen Dächern gegenüber erblaßte und die Gevatterinnen die Hühner zusammenriefen.

Nur wenn der Doktor kam, sie zu besuchen, und die Tochter ihr das Licht ans Gesicht nahe hielt, fragte sie den Arzt, mit einem schüchternen Lächeln:

„Um Gottes willen, euer Gnaden... ist es eine lange Sache?"

Santo, der ein goldenes Herz hatte, gab zur Antwort:

„Mir kommt's nicht drauf an, Geld für Arzneien auszugeben, wenn nur diese arme Alte hier bliebe und ich wüßte, sie in ihrem Winkel wiederzufinden, wenn ich heimkomme. Und dann hat sie auch für ihr Teil geschafft, als dazu die Zeit war; und, wenn wir alt sein werden, werden unsere Kinder das gleiche tun um uns."

Und nun geschah es gleichfalls, daß Carmenio zu Camemi sich das Fieber geholt hatte. Wäre sein Herr reich gewesen, hätte er ihm die Arzneien gekauft; doch Schäferlein Vito war ein armer Teufel, der von diesem seinem bißchen Herde lebte, und den Jungen, den hielt er eigentlich aus Barmherzigkeit; denn diese paar Schafe hätte er auch selber hüten können, hätte er sich nicht gefürchtet vor der Fieberluft. Ueberdies wollte er auch ein gutes Werk tun, indem er dem vaterlosen Knaben Gevatter Nannis das Brot gab, die Gunst der Vorsehung zu gewinnen, die ihm helfen mußte, mußte, sofern es Gerechtigkeit im Himmel gab. Denn was konnte er dafür, wenn er lediglich dies Stückchen Weide zu Camemi besaß, wo die Fieberluft dick wie Schnee war und Carmenio sich das Terzanfieber geholt hatte. Eines Tages, als der Junge seine Knochen fiebergebrochen fühlte und sich vom Schlaf übermannen ließ im Schutze eines Felsblockes, der seinen schwarzen Schatten auf den staubigen Pfad warf, während die Fliegen in der Schwüle des Maitages schwirrten, brachen die Schafe in die Saaten des Nachbarn ein — einen armseligen, so gut wie brachen Acker, groß wie ein Taschentuch, den die Dürre halb aufgefressen hatte. Nichtsdestoweniger hütete Ohm Cheli, unter ein Laubdach verzogen, sie wie seinen Augapfel, diese Saat, die ihm so viel Schweiß kostete und die Hoffnung des Jahres war. Beim Anblicke der Schafe, die da herumstreiften —: „Ah, essen denn die kein Brot, diese Christenmenschen?" — Und Carmenio erwachte unter den Schlägen und den Fußtritten Ohm Chelis und begann wie ein Verrückter hinter den zerstreuten Schafen einherzulaufen, weinend und heulend. Gerade jene Hiebe hatten Carmenio noch gefehlt bei seinen Knochen, die ihm das Terzanfieber gebrochen hatte! Doch, bezahlte er etwa dem Nachbarn den Schaden mit seinem Geschrei und Auweh? „Eine verlorene Ernte, und meine Kinder diesen Winter ohne Brot! Dies ist der Schaden, den du angerichtet, Mörder! Zöge man dir das Fell ab, wäre das noch nicht genug!"

Ohm Cheli suchte sich die Zeugen zusammen, um sie vor den Richter zu laden samt den Schafen Schäferlein Vitos. Als diesem die Vorladung zuging, war es wie ein Schlag für ihn und sein Weib. „Ach! dieser Schuft von Carmenio hat uns ganz und gar zugrunde gerichtet! Geht nur Gutes tun, wenn man's euch auf solche Weise heimzahlt! Hätte ich vielleicht selbst in der Fieberluft bleiben sollen, die Schafe zu hüten? Jetzt zu guterletzt macht uns Ohm Cheli noch arm mit seinen Unkosten!" Der Arme lief nach Camemi um die Mittagsstunde, denn vor Verzweiflung sah er mit den Augen nicht, all dieser Nöte wegen, die über ihn einherregneten, und bei jedem Fußtritt und jedem Halsgriffe, mit dem er Carmenio bearbeitete, überhaspelte er sich atemlos: „Du hast uns auf das Stroh gebracht! Du hast uns zugrunde gerichtet, Räuber!" — „Seht Ihr nicht, in welchem Zustande ich bin?" suchte Carmenio zu erwidern, die Schläge sich vom Leibe haltend. „Was für eine Schuld habe ich denn, wenn ich vor Fieber nicht aufrecht stehen konnte? Es hat mich hinterrücks überfallen, dort, unterm Felsblocke!" Doch so weit kam's, daß er auf der Stelle sein Bündel schnüren mußte, den zwei Unzen Valet geben,

Digitized by Google

die er bei Schäferlein Vito noch ausstehen hatte, und die Herde verlassen. Denn Schäferlein Vito war nun Willens geworden, ein ander Mal das Fieber sich selbst zu holen, so groß waren seine Nöte.

Zu Hause sagte Carmenio nichts, als er so mir nichts dir nichts mit dem Bündel über der Schulter am Stockgriffe heimkam. Nur die Mutter grämte sich, wie sie ihn so bleich und zusammengeschwunden sah, und sie wußte nicht, was sie denken sollte. Sie erfuhr die Sache hernach von Don Venerando, der dort in der Nachbarschaft zu Hause war und gleichfalls Grundbesitz zu Camemi hatte, anstoßend an Ohm Chelis dürren Acker.

„Sage nicht den Grund, warum dich Ohm Vito weggeschickt hat," flößte die Mutter dem Jungen ein, „sonst nimmt dich niemand zum Hüter." Und Santo fügte gleichfalls hinzu:

„Sag nichts davon, daß du das Terzanfieber hast, wo nicht, will dich niemand haben, da man wissen wird, daß du krank bist."

Allein Don Venerando nahm ihn für seine Herde von Santa Margherita, wo der Schäfer ihn ungestört bestahl und ihm mehr Schaden anrichtete als die Schafe in der Saat. „Ich werde dir die Arzneien geben; so wirst du keinen Vorwand zum Einschlafen finden und dafür, mir die Schafe laufen zu lassen, wohin sie wollen." Don Venerando hatte eine Zuneigung zur ganzen Familie gefaßt um Lucias willen, da er sie vom Altane aus sah, wenn er frische Luft schöpfte nach dem Essen. „Wollt Ihr mir auch das Mädchen geben, gebe ich euch sechs Tari den Monat." Und er sagte gleichfalls, daß Carmenio nach Santa Margherita mit der Mutter gehen könne, zumal die Alte von Tag zu Tage abfiel; bei der Herde wenigstens würde es ihr nicht an Eiern fehlen, an Schafmilch und Schaffleischbrühe, wenn eines einmal einginge. Die Rote beraubte sich des Besten und Allerbesten, um ihr ein Bündel Wäsche zusammenzubringen. Jetzt kam die Zeit der Aussaat, sie konnte nicht alle Tage nach Licciardo hin und zurück gehen, und die Knappheit an jeglichem nahte mit dem Winter. Lucia sagte diesmal allen Ernstes, daß sie dienen gehen wolle im Hause Don Venerandos.

Sie setzten die Alte auf den Esel — Santo auf der einen Seite und Carmenio auf der anderen — mit ihren sieben Sachen auf der Kruppe; und die Mutter, während sie machen ließ, sagte zur Tochter, sie mit den ernsten Augen im fahlen Gesicht anschauend:

„Wer weiß, ob wir uns wiedersehen? Wer weiß, ob wir uns wiedersehen? Sie haben gesagt, ich würde im April zurückkommen. Du, bleib in der Furcht Gottes im Hause deines Herrn. Dort wenigstens wird dir nichts abgehen."

Lucia schluchzte in die Schürze; und auch die Rote, die arme. In diesem Augenblick hatten sie Frieden geschlossen, und hielten einander umarmt, zusammen weinend. „Die Rote hat ein gutes Herz", sagte ihr Mann: „Das Unglück ist, daß wir nicht reich sind, um einander immer gut zu sein. Wenn die Hühner im Hühnerstalle nichts zu picken haben, picken sie aufeinander."

Lucia war nun gut untergebracht, im Hause Don Venerandos, und sagte, daß sie es nur mit dem Tode verlassen wolle, wie man so pflegt, um dem Herrn die Dankbarkeit zu bezeugen. Sie hatte Brot und Suppe, so viel sie wollte, ein Glas Wein täglich und ihr Fleischgericht an Sonn- und Festtagen. Zudem blieb auch der Monatslohn ihr unangebrochen in der Tasche und des Abends hatte sie Muße, sich auch die Ausstattungswäsche zu spinnen für sich selber. Den, der sie nähme, den hatte sie schon unter den Augen, im selben Hause: Brasi, den Küchenjungen, der da kochte und bei Bedarf auch in der Landwirtschaft mithalf. Der Herr hatte sich auf dieselbe Weise bereichert, im Dienste des Barons, und nun hatte er den „Don" und Grundbesitz und Vieh in Hülle und Fülle. Da die Lucia aus einer wohlhabenden Familie kam, die verarmt war, und man sie als anständig kannte, hatte man ihr die weniger harte Arbeit zugewiesen, das Tellerwaschen, Weinholen, die Obhut über den Hühnerstall; samt einem Verschlag zum Schlafen unter der Treppe, der wie ein Zimmerchen aussah, Bett, Spind und allem sonstigen; so daß Lucia ihn erst mit dem Tode verlassen wollte. Inzwischen machte sie Brasi freundliche Augen und vertraute ihm an, daß sie in zwei oder drei Jahren einen Sparpfennig zusammen haben werde und „in die Welt gehen" könnte, so der Herr sie dazu beriefe.

Brasi hörte auf diesem Ohre nicht. Doch gefiel ihm Lucia mit ihren Kohlenaugen und der Gnade Gottes, die sie an sich hatte. Ihr gleichfalls gefiel Brasi, klein, krausköpfig, mit einem feinen und verschmitzten Fuchsgesicht.

Digitized by Google

Während sie die Teller wusch oder Holz unter den Kessel tat, erfand er alle möglichen Bubenstreiche, sie lachen zu machen, als ob er sie kitzele. Er spritzte ihr das Wasser in den Nacken und steckte ihr Endivienblätter in die Haarflechten. Lucia schrie halblaut, damit es die Herrschaft nicht höre; sie verkroch sich im Winkel am Backofen, rot im Gesicht wie die Glut, und warf ihm die Scheuertücher und Reisig ins Gesicht, während ihr das Wasser den Rücken niederrann wie ein Entzücken.

„Und mit dem Fleische macht man die Klopse. Macht den Euren, denn den meinen habe ich fertig."

„Ich nicht," antwortete Lucia, „ich mag nicht solche Scherze."

Brasi tat, als ob er zur Demut gebracht wäre. Er hob das Endivienblatt auf, das er ihr ins Gesicht geworfen hatte, und tat es sich an die Brust, ins Hemde, murmelnd:

„Das gehört mir. Ich rühre Euch nicht an. Das gehört mir und soll hier bleiben. Wollt Ihr, was mir gehört, Euch an dieselbe Stelle tun, so ist's an Euch." Und er tat, als ob er sich einen Haarbüschel ausraufe, ihn ihr zu überreichen, und zeigte ihr die Zunge.

Sie hatte ihn mit gewissen Bauernmädchenschlägen, die ihn den Rücken krumm machen ließen und ihm nachts schlechte Träume gäben, sagte er. Sie griff ihn an den Haaren wie ein Hündchen und empfand ein gewisses Vergnügen, ihre Finger in diese weiche und krause Wolle zu stecken.

„Tobt Euch nur aus! Tobt Euch nur aus! Ich bin nicht so empfindlich wie Ihr und könnte mich kneten lassen wie eine Wurst von Euren Händen."

Einmal überraschte Don Venerando sie bei solchen Spielchen und machte darüber einen Teufelslärm. Unanständigkeiten wolle er nicht in seinem Hause; wenn nicht, schmeiße er sie mit Fußtritten alle beide hinaus. Lieber jedoch, wenn er das Mädchen in der Küche allein fand, griff er sie unters Kinn und wollte sie mit zwei Fingern liebkosen.

„Nein! Nein!" widersprach Lucia. „Ich mag nicht solche Späße. Wenn nicht, nehme ich meine sieben Sachen und gehe."

„Von ihm magst du sie, von ihm! Und von mir, der ich dein Herr bin, nicht? Was soll das heißen? Weißt du nicht, daß ich dir goldene Ringe und Ohrgehänge schenken kann und dich aussteuern, wenn ich Lust habe?"

In der Tat könnte er das, bestätigte Brasi, da der Herr Geld habe, so viel er wolle, und seine Frau den Seidenmantel trage wie eine Dame, jetzt, wo sie hager und alt geworden sei, schlimmer als eine Mumie; dieserhalb steige auch ihr Mann in die Küche herunter, sich mit den Mädchen zu bespassen. Ueberdies kam er auch, seinen Vorteil zu überwachen, wieviel Holz brenne und wieviel Fleisch man übers Feuer setze. Er war reich, freilich, aber er wußte, was dazu gehört, ein Vermögen zu machen, und stritt den ganzen Tag mit seiner Frau, die jetzt, wo sie die Gnädige spielte, blauen Dunst im Kopfe hatte und sich über den Reisigrauch und den Zwiebelgestank beklagte.

„Die Aussteuer will ich mir schaffen, ich selbst, mit meinen Händen", erwiderte Lucia. „Die Tochter meiner Mutter will ein ehrenwertes Mädchen bleiben, wenn ein Christenmensch sie zum Weibe sucht."

„Dann bleibe es!" antwortete der Herr. „Du wirst sehen, was das für eine schöne Aussteuer sein wird! Und wie viele nach deiner Ehrbarkeit kommen werden!"

Waren die Nudeln zu weich gekocht, trug Lucia ein paar Spiegeleier auf, die angebrannt rochen, so zankte Don Venerando sie ganz gehörig aus, unter den Augen seiner Frau, ein ganz anderer Mann, den Bauch heraus und mit lauter Stimme. — Wie, bildeten sie sich ein, das Futter fürs Schwein zu machen. So was, bei zwei Dienstboten, die ihn knapp und kahl fräßen. Ein andermal würde er ihnen die Gottesgabe ins Gesicht schmeißen.— Die Gnädige, die Gebenedeite, wollte dies Gegacker nicht haben, der Nachbarn wegen, und schickte die Magd hinaus, in der Fistel kreischend:

„In die Küche! Fort von hier, Schluderweib! Du fauler Bauch!"

Lucia ging weinend in die Ecke am Backofen, doch Brasi tröstete sie mit seinem Spitzbubengesichte:

„Was kann Euch denn das ausmachen? Laßt sie schreien. Wollten wir auf die Herrschaft hören, dann — oh, wir Armen! Die Eier hätten verbrannt gerochen? Desto schlimmer für sie! Ich konnte nicht das Holz im Hofe spalten und zu gleicher Zeit die Eier umwenden. Man läßt mich den Koch und

Digitized by Google

den Hausburschen spielen, und da wollen sie bedient sein wie der König! Sie denken wohl nicht mehr daran, wie er Brot und Zwiebeln fraß unter einer Olive und sie die Aehren auf dem Felde auffammelte?"

Dann vertrauten Magd und Koch einander ihr „trauriges Los" an, daß sie „angesehener Leute" Kinder wären, und ihre Eltern reicher gewesen als der Herr, vor Zeiten. Der Vater Brasis war Stellmacher, nichts weniger! Und Schuld war es des Sohnes, der sich um das Handwerk nicht hatte bemühen wollen, sondern sich in den Kopf gesetzt, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zu ziehen, hinter dem Karren des Händlers her: Bei ihm hatte er das Kochen gelernt und Tiere zu warten.

Lucia begann aufs neue die Litanei ihres Unglücks: Der Vater, das Vieh, die Rote, die Mißernten: beide ganz dieselben, sie und Brasi, in dieser Küche; sie schienen wie geschaffen, das eine für das andere.

„Die Geschichte Eures Bruders mit der Roten?" erwiderte Brasi, „danke schön!" Aber er wollte ihr solche Kränkung nicht gerade ins Gesicht sagen. Es machte ihm nichts aus, daß sie ein Bauernmädchen war. Er sagte nicht nein aus Hochmut. Sie waren arm alle beide, und es wäre besser gewesen, sich in die Cisterne zu werfen, einen Stein am Halse.

Lucia schluckte all dies Bittere hinunter, ohne ein Wort zu sagen und, wollte sie weinen, ging sie sich im Verschlag unter der Treppe verbergen oder im Winkel am Backofen, wenn Brasi nicht da war. Nun war sie diesem Christenmenschen gut, wo sie tagsüber zusammen am Feuer standen. Die Ausputzer, die Schelte des Herrn, die nahm sie für sich hin und ließ ihm den besten Bissen, das bestgefüllte Weinglas, ging in den Hof, an seiner Stelle das Holz spalten, und hatte gelernt, die Eier zu wenden und die Nudeln in rechter Garheit auf die Schüssel zu tun. Als Brasi sie das Kreuz schlagen sah mit der Schüssel auf den Knien, ehe sie sich zu essen anschickte, sagte er ihr:

„Wie, habt Ihr Gottes Gabe noch nie gesehen?"

Er beklagte sich immer und über alles: daß es ein Sträflingsleben sei und daß er abends nur drei Stunden frei habe, bummeln oder in die Kneipe zu gehen; und wenn Lucia mitunter gelegentlich gesenkten Hauptes und errötend zu ihm sagte: „Warum geht Ihr nach der Schenke? Laßt doch die Schenke bleiben, die taugt nicht für Euch", antwortete er: „Man sieht, daß Ihr eine Unschuld vom Lande seid. Ihr glaubt, daß in der Kneipe der Teufel wäre. Ich bin geboren im Kaufmannsstand, meine Liebe. Ich bin bei Leibe kein Bauernjunge!"

„Ich sage es zu Eurem Besten. Ihr gebt dort Euer Geld aus, und dann gibt es dort immer Veranlassung, mit jemand in Streit zu geraten."

Brasi fühlte sich weich bei diesen Worten und vor jenen Augen, die ihn anzusehen vermieden. Und er genoß den Kitzel.

„Und Euch, was liegt Euch daran?"

„Garnichts liegt mir daran. Ich sage es um Euretwillen."

„Und Ihr, langweilt es Euch denn nicht, den ganzen Tag hier im Hause zu stecken?"

„Nein, ich danke Gott dafür, wie ich mich befinde, und wünschte, daß die Meinigen sich ebenso befänden; denn mir mangelt gar nichts."

Sie war dabei, den Wein abzuzapfen, hockend, das Kupfergefäß zwischen den Beinen, und Brasi war mit ihr in den Keller hinuntergegangen, ihr zu leuchten. Da der Weinkeller geräumig und dunkel war gleich einer Kirche, und man auch keine Fliege in diesem unterirdischen Gewölbe hörte, sie beide aber, Brasi und Lucia, allein, tat er ihr einen Arm um den Hals und küßte sie auf ihren Mund, rot wie Korallen.

Die Arme erwartete das, bange, während sie sich übergebeugt hielt, die Augen auf den Spund geheftet, und beide schwiegen, und sie seinen schweren Atem hörte und das Gurgeln des Weines. Dennoch stieß sie einen erstickten Schrei aus und warf sich nach rückwärts, über und über bebend, so daß ein wenig roten Schaumes sich auf den Fußboden ergoß.

„Ei, was macht denn das?" rief Brasi. „Als ob ich Euch eine Ohrfeige gegeben hätte! Also, stimmt es nicht, daß Ihr mir gut seid?"

Sie wagte nicht, ihm ins Gesicht zu sehen, und verging doch vor Lust dazu. Sie kümmerte sich um den verschütteten Wein, verlegend stammelnd:

„Oh, ich Arme! Oh, ich Arme! Was habe ich getan? Der Wein des Herrn.."

„Ach was! Laßt ihn laufen; er hat so viel davon, der Herr! Schenkt lieber mir Gehör. Wie, seid Ihr mir nicht gut? Sagt es, ja oder nein!"

Digitized by Google

Sie ließ sich diesmal an der Hand fassen, ohne zu antworten, und als Brasi von ihr verlangte, daß sie ihm den Kuß wiedergäbe, gab sie ihn ihm, rot von einem gewissen Etwas, das nicht lediglich Scham war.

„Habt Ihr denn nie welche bekommen?" fragte Brasi lachend. „Da hört denn doch alles auf! Ihr zittert am ganzen Leibe, als ob ich euch gesagt hätte, ich wollte Euch abstechen."

„Freilich, ich bin Euch ebenfalls gut", antwortete sie: „Und ich verging davon, es Euch sagen zu wollen. Wenn ich noch zittere, achtet nicht darauf. Es war von wegen der Angst um den Wein!"

„Ei, sieh doch! Ihr ebenfalls? Und seit wann? Warum habt Ihr es mir nicht gesagt?"

„Seit dem wir davon gesprochen, daß wir das eine für das andere wie geschaffen wären."

„Ah", sagte Brasi, sich den Kopf krauend. „Gehen wir hinauf, der Herr könnte kommen."

Lucia war ganz beglückt nach diesem Kusse, und ihr schien es, als habe Brasi ihr auf dem Munde das Heiratsversprechen besiegelt. Er aber sprach hierüber nicht einmal und wenn das Mädchen ihm diese Seite berührte, gab er zur Antwort:

„Was hast du für Eile? Außerdem ist es überflüssig, sich das Joch über den Hals zu legen, wo wir zusammen hausen können, als wären wir verheiratet."

„Nein, das ist nicht dasselbe; jetzt lebt Ihr auf Eure Faust und ich auf die meine; wenn wir aber heiraten, werden wir ein einziges Ding sein."

„Ein schönes Ding werden wir sein! Zudem sind wir nicht gemacht vom selben Teige. Geduld, wenn du nur ein wenig Mitgift hättest!"

„Ach, was für ein schwarzes Herz Ihr habt! Nein! Ihr seid mir niemals gut gewesen!"

„Freilich bin ich es Euch gewesen. Und stehe hier ganz zu Eurer Verfügung; jedoch ohne daß von dem da die Rede sei."

„Nein! Ich esse nicht von diesem Brote! Laßt mich bleiben und seht mich nicht mehr an!"

Jetzt wußte sie es, wie die Männer beschaffen waren. Alle Lügner und Verräter. Sie wollte kein Wort mehr über sie hören; sie wollte sich lieber kopfüber in die Zisterne werfen; sie wollte „Marienmädchen" werden. Sie wollte ihren guten Namen nehmen und ihn zum Fenster rauswerfen! Wozu sei er ihr nütze ohne Mitgift? Sie wollte sich den Hals brechen mit diesem alten Kerle von Herrn und sich die Mitgift verschaffen mit ihrer Schande. Von jetzt ab!... Von jetzt ab!... Don Venerando war immer um sie herum, bald mit Freundlichkeiten, bald mit Zanken, um nach seinem Vorteil zu schauen, ob sie nicht zu viel Holz ins Feuer täten, wieviel Oel sie zum Backen verwendeten, schickte Brasi weg, ihm für einen Fünfer Tabak zu besorgen, und suchte Lucia am Kinn zu fassen, wobei er ihr durch die Küche nachlief auf den Zehenspitzen, damit seine Frau es nicht höre, und das Mädchen schalt, daß es ihm nicht die gehörige Achtung entgegenbringe, da es ihn auf diese Weise zu laufen veranlasse. — „Nein, nein!" — Sie schien eine wildgewordene Katze. — Lieber nähme sie ihre sieben Sachen und würde gehen! — „Und was wirst du essen? Und wo findest du einen Mann ohne Ausstattung? Sieh diese Ohrringe! Und dann werde ich dir zwanzig Unzen schenken für deine Ausstattung. Brasi, für zwanzig Unzen läßt er sich alle beide Augen ausstechen!"

Ach! Dieses schwarze Herz von Brasi! Er ließ sie in den Tatzen des Herrn, die sie zitterig abtasteten. Er ließ sie mit dem Gedanken an die Mutter, der wenig helfen konnte, an das kahlgeplünderte Haus voller Unglück, an Pino di Tomo, der sie verlassen hatte, um das Brot der Witwe essen zu gehen. Er ließ sie mit der Versuchung der Ohrgehänge und der zwanzig Unzen im Kopfe.

Und eines Tages betrat sie die Küche mit ganz verstörtem Angesicht und den goldenen Ohrgehängen, die ihr gegen die Wangen schlugen. Brasi traten die Augen aus dem Kopfe und er sagte ihr:

„Wie schön seid Ihr so, Gevatterin Lucia!"

„Ah, ich gefalle Euch so? Gut, gut."

Jetzt, wo Brasi die Ohrgehänge sah und all das übrige, rannte er sich die Hacken ab, sich dienstbeflissen und eifrig zu bezeigen, als ob sie eine zweite

Digitized by Google

Hausherrin geworden wäre. Er ließ ihr die bestgefüllte Schüssel und den besten Platz am Feuer. Ihr gegenüber schüttete er rückhaltslos sein Herz aus, daß sie arm wären alle beide, und es der Seele wohl tue, seine Not jemand anzuvertrauen, der ihr gut sei. Werde er kaum, kaum so weit gekommen sein, zwanzig Unzen zu besitzen, würde er eine kleine Schenke auftun und ein Weib nehmen; er in der Küche, und sie am Schanktische. Dann würde man nicht mehr anderen unterstehen. Wenn der Herr ihnen Gutes erweisen wolle, vermöchte er das, ohne sich Unbequemlichkeiten aufzuerlegen, da zwanzig Unzen ja für ihn nicht mehr als eine Tabakspriese bedeuteten. Und Brasi, er, er würde nicht zimperlich sein, bei Leibe! Eine Hand wasche die andere in dieser Welt. Und seine Schuld wäre es nicht, wenn er sein Brot zu verdienen suche, wie er könne. Armut sei keine Schande.

Allein Lucia wurde rot oder bleich oder ihre Augen schwollen an von Tränen, und sie barg sich das Gesicht in der Schürze. Nach einiger Zeit ließ sie sich außer Hauses nicht einmal sehen, weder zur Messe, noch zur Beichte, weder zu Ostern noch zu Weihnachten.

In der Küche verkroch sie sich in den dunkelsten Winkel, mit gesenktem Gesicht, eingepackt in das neue Kleid, das ihr der Herr geschenkt hatte, mit weitem Gürtel.

Brasi tröstete sie mit guten Worten. Tat ihr den einen Arm um den Hals, befaßte ihr den feinen Kleiderstoff und lobte ihn ihr vor. Diese Goldohrringe schienen wie gemacht für sie. Wer gut gekleidet sei und Geld in der Tasche habe, habe keine Ursache, sich zu schämen und die Augen niederzuschlagen; besonders dann, wenn die Augen schön wären wie die Gevatterin Lucias. Die Arme machte sich Mut, indem sie sie ihm ins Antlitz heftete, noch verschüchtert, und stammelte:

„Wirklich, Meister Brasi? Seid Ihr mir noch gut?"

„Freilich, freilich, bin ich es noch!" entgegnete Brasi, die Hand auf dem Herzen: „Jedoch, was kann ich dafür, daß ich nicht reich genug bin, euch zu heiraten. Brächtet Ihr zwanzig Unzen mit, würde ich Euch blindlings nehmen."

Don Venerando hatte jetzt angefangen, auch ihm wohlzuwollen, und schenkte ihm die abgelegten Anzüge und die zerrissenen Stiefel. Wenn er zum Keller niederstieg, gab er ihm einen schönen Schoppen Wein und sagte:

„Da! trink auf meine Gesundheit."

Und der Dickbauch wackelte ihm, wenn er so sehr beim Anblick der Gesichter lachte, die Brasi schnitt, und wenn er ihn bleich wie ein Leichnam zu Lucia murmeln hörte:

„Der Herr ist ein anständiger Mann, Gevatterin Lucia! Laßt nur die Nachbarn reden; 's ist alles neidisches Volk, das Hungers stirbt und an Eurer Stelle sein möchte."

Santo, der Bruder, vernahm die Geschichte auf dem Platze, einige Monate danach. Und rannte zu seinem Weibe, außer Atem. Arm seien sie immer gewesen, doch ehrenwert. Die Rote geriet gleichfalls in Entsetzen und rannte zur Schwägerin, ganz außer Fassung, so daß sie kein Wort vorzubringen vermochte. Doch als sie heimkam, in das Haus ihres Mannes, war sie ganz anders, heiter und mit Rosen im Gesicht.

„Wenn du nur sähest! Eine Truhe, so hoch, voll Wäsche. Ringe, Anhänger und feine Halsketten von Golde. Dann sind auch noch zwanzig Unzen Bargeld für die Aussteuer da. Eine wahre Vorsehung Gottes!"

„Das macht es nicht!" wiederholte von Zeit zu Zeit immer wieder der Bruder, dem das nicht in den Kopf wollte. „Hätte sie doch wenigstens gewartet bis die Mutter die Augen schloß!..."

Folgendes geschah nun im Schneejahre, darin eine gute Anzahl Dächer einstürzte und im Lande ein großes Viehsterben war. Gott behüt davor!

In der Lamia und in den Bergen von Santa Margherita, als man da diesen fahlen Abend sinken sah, lastend von unheilkündenden dicken Wolken, so daß die Ochsen sich argwöhnisch umsahen und muhten, traten die Leute vor die Häuser, fern auszuschaun nach dem Meere, die Hände über den Augen, ohne was zu sagen. Die Glocke des „Alten Klosters" oberhalb des Ortes läutete, die Unglücksnacht zu beschwören, und auf dem Schloßberge war ein großes Gewimmel von Gevatterinnen, schwarz gegen den bleichen Blickrand, die am Himmel den Drachenschwanz betrachteten, einen pechfarbenen Streifen,

Digitized by Google

der nach Schwefel stank, sagte man, und eine üble Nacht bedeuten wollte. Die Weiber nahmen wider ihn Beschwörungen vor, mit den Fingern, wider den Drachen, zeigten ihm das Scapulier der Madonna über der nackten Brust, und spieen ihm ins Gesicht, wobei sie ein Kreuz bis zum Nabel hinab schlugen, und baten Gott und die Seelen des Fegfeuers und Sankt Lucia, da es ihres Festes Vorabend war, die Felder zu beschirmen und das Vieh, und ihre Männer gleichfalls — wer sie außer Ortes hatte. Carmenio war zu Wintersbeginn mit der Herde nach Santa Margherita gegangen. Der Mutter ging es diesen Abend nicht gut, und sie lag unruhig im Bette mit aufgerissenen Augen und wollte nicht mehr stille halten wie zuvor, und wollte dies und wollte das und wollte aufstehen und wollte, daß man sie umdrehe auf die andere Seite. Carmenio war ein wenig hierhin und dorthin gelaufen, um ihr zu Willen zu sein und zu versuchen, irgend etwas zu tun. Dann hatte er sich vor dem Bette hingepflanzt, entsetzt, mit den Händen in den Haaren.

Das Häuschen befand sich auf der anderen Seite des Sturzbaches, im Talgrunde, zwischen zwei großen Felsblöcken, die ihm auf das Dach kletterten. Gegenüber begann der Bergrücken, steil aufrecht, im Dunkel zu verschwimmen, das vom Tale aufstieg, welches kahl und schwarz von Steinen war, zwischen denen sich der weiße Strich des Fußpfades verlor. Bei Sonnenuntergang waren die Nachbarn von der Indischfeigen-Herde vorgekommen, um nachzusehen, ob nicht irgendwas nötig sei für die Kranke, die sich in ihrem Bette nicht mehr rührte, das Gesicht aufwärts und das Dunkel um die Nase. „Ein schlechtes Zeichen!" hatte Schäferlein Decu gesagt. „Hätte ich nicht meine Schafe da oben, bei diesem Wetter, das im Anzuge ist, würde ich dich heute Nacht nicht allein lassen. Ruf mich, wenn nötig!"

Carmenio antwortete ja, das Haupt gegen den Pfosten gestützt; aber als er ihn sich Schritt für Schritt entfernen sah und sich in der Nacht verlieren, bekam er große Lust, ihm nachzulaufen, zu schreien anzufangen, sich die Haare zu raufen — und er wußte nicht was.

„Wenn nötig!" rief ihm Schäferlein Decu von ferne, „so lauf nach der Indischfeigen-Herde, dort oben, da gibt's Leute."

Die Herde war noch sichtbar auf dem Felsen, gegen den Himmel, in diesem bißchen Dämmerlicht, das sich um die Berggipfel sammelte und das Gestrüppe der Indischfeigen durchbrach. Fern, ferne nach der Lamia zu und nach der Ebene, hörte man das Geheul der Hunde: Auuuh!...Auuuh!...Auuuh!..., das kaum bis dahin gelangte und die Gebeine erschauern ließ. Dann drängten sich die Schafe zusammen, um im ganzen Haufen durch die Umfriedung zu stürmen, von einer wahnsinnigen Angst gepackt, als witterten sie den Wolf in der Nähe, und bei diesem jähen Klingeln der Schafglocken schien es, als ob das Dunkel sich entzünde von so viel feurigen Augen rings herum. Dann blieben die Schafe unbeweglich stehen, eng aneinander gepreßt, die Nasen gesenkt, und der Hund beschloß sein Gebell mit einem langen und kläglichen Heulen, auf dem Schwanze sitzend.

„Hätte ichs gewußt!" dachte Carmenio. „Besser wars wohl, Schäferlein Decu zu sagen, daß er mich nicht allein lasse."

Von draußen aus dem Finsteren, wurden von Zeit zu Zeit die Herdenglocken hörbar, die aufklingelten. Vom Guckloche aus sah man das Viereck der Haustür schwarz wie den Mund eines Backofens; weiter nichts. Und der Bergrücken gegenüber und das tiefe Tal und die Ebene der Lamia, alles versank in diesem grundlosen Schwarz, daß es schien, als sähe man nur das Rauschen des Sturzbaches, da unten, nach dem Hause zu steigen, geschwollen und drohend.

Hätte er's gewußt, auch das! Vor Nacht wäre er nach der Ortschaft gelaufen, den Bruder zu rufen; und sicher wäre der zu der Stunde hier bei ihm gewesen, auch Lucia und die Schwägerin.

Da begann die Mutter zu reden, doch man verstand nicht, was sie sagte, und sie tastete über das Bett weg mit den dürren Händen.

„Mamma! Mamma! was wollt Ihr?" fragte Carmenio: „Sagt mir's, der ich hier bei Euch bin!"

Aber die Mutter antwortete nicht. Sie bewegte vielmehr das Haupt, als wollte sie sagen nein! nein! sie wolle nicht. Der Junge hielt ihr die Kerze unter die Nase und brach in Weinen aus vor Angst.

„Oh Mamma! meine Mamma!" jammerte Carmenio: „Oh daß ich allein bin und Euch keine Hülfe geben kann!"

Digitized by Google

Er tat die Haustür auf, um die von der Indischfeigen-Herde zu rufen. Doch niemand hörte ihn.

Ueberall war ein undurchsichtiges Leuchten; auf dem Bergrücken, im Tale, drunten in der Ebene — wie ein Schweigen, das gemacht war aus Baumwolle. Auf einmal klang erstickt ein Ton einer Glocke herüber, der von weitem kam, 'nton! 'nton 'nton! und es schien, als gerinne er im Schnee.

„Oh, heiligste Madonna!" schluchzte Carmenio: „Was soll diese Glocke bedeuten? — Ihr da von der Indischfeigen-Herde, Hülfe! Ihr heiligen Christenmenschen. Hülfe! Hülfe heilige Christenmenschen!" begann er zu schreien.

Endlich, da oben auf der Spitze des Indischfeigen-Berges, ließ sich eine ferne Stimme vernehmen, als wie die Glocke von Francofonte.

„Oooooh..... was ist looooos? Was ist looooos?"

„Hilfe, Ihr heiligen Christenmenschen! Hierher, Ihr da von Schäfer Decuuuuu....."

„Oooooh ... lauf nach den Schafen!... Lauf naaach!"

„Nein! Nein! es sind nicht die Schafe.... nicht sie!"

In diesem Augenblick flog ein Käuzlein vorüber und begann zu schreien auf dem Hause.

„Das ist's!" murmelte Carmenio sich bekreuzend: „Jetzt hat das Käuzlein den Totengeruch verspürt. Jetzt liegt die Mutter im Sterben!"

Wie er so allein war im Hause mit der Mutter, die nicht mehr sprach, überkam ihn die Lust, zu weinen: „Mamma, was ist mit Euch? Mamma antwortet Ihr mir? Mamma, ist Euch kalt?" Sie atmete nicht, mit dunkelem Gesichte. Er machte das Feuer an, zwischen den beiden Steinen der Feuerstelle, und begann zuzusehen, wie die Laubreiser brannten, die ein Flämmchen aufzischen ließen und dann wisperten, als sagten sie sich Worte untereinander.

Als sie bei den Herden von Resecone gewesen waren, hatte der aus Francofonte beim Abendwachen gewisse Geschichten von Hexen vorerzählt, die auf Ginsterbesen ritten und Zauber über den Flammen der Feuerstätte trieben. Carmenio erinnerte sich nun der Leute des Meierhofes, wie sie gespannt, mit so viel Augen, um das Lämpchen, zugehört hatten, das am Pfeiler der großen dunklen Tenne gehangen, und wie niemand hinreichend Mut gehabt, in seinen Winkel schlafen zu gehen, an jenem Abend.

Zum Glück hatte er das Madonnenscapulier unter dem Hemde und das Bändchen Sankt Agrippinas um den Puls gebunden, welches von der Zeit schwarz geworden war. Ebenda in der Brusttasche hatte er seine Rohrflöte, die ihm die Sommerabende ins Gedächtnis wiederrief — juh, juh, wenn man die Schafe einläßt auf die Stoppeln, die gelb wie Gold sind allenthalben, und die Grillen um die Mittagsstunde zirpen und die Lerchen trillernd niederfahren, um sich hinter den Schollen zu bergen mit Sonnenuntergang und der Duft der Minze und des Rosmarins erwacht. — Juh! Juh! Kindlein Gesú! — Um Weihnacht, wenn er zur Ortschaft gegangen, dudelte man so während der Neuntage vor dem Altare, der beleuchtet und mit Orangenzweigen geschmückt war, und in jedem Hause, vor der Tür spielten die Kinder „Fosetta", mit der schönen Dezembersonne auf dem Rücken. Dann war man zur Mitternachtsmesse gegangen, im Haufen mit den Nachbarn, sich in den dunklen Straßen stoßend und lachend. Ach! warum hatte er jetzt diesen Stachel im Herzen? Und die Mutter, die nichts mehr sagte!! Und bis Mitternacht noch war geraume Zeit. Zwischen den Steinen der ungetünchten Mauern schienen soviele Augen zu sein, an jedem Loche, die daraus hervorsahen nach der Feuerstätte, erfroren und schwarz.

Auf seinen Strohsack, in einem Winkel, war ein Rock hingeworfen, lang ausgebreitet, der aussah, als blähten sich die Aermel; und der Teufel des Erzengels St. Michael auf dem Bilde, das zu Häupten des Bettes hing, fletschte die weißen Zähne, die Hände in den Haaren inmitten der roten Zickzackstrahlen der Hölle.

Tags drauf, bleich wie ebensoviele Tote, kamen Santo, die Rote, mit ihren Kindern hinterher, und Lucia, die in dieser Not nicht daran dachte, ihren Zustand zu verbergen. Rings um das Bett der Toten rauften sie sich die Haare und gaben sich Faustschläge auf's Haupt, ohne an etwas anderes zu denken. Dann, als Santo der Schwester inne ward mit solch einem Bauche, daß es eine Schande war, begann er mitten in der Totenklage:

„Hätte sie doch wenigstens diese Alte zuvor die Augen schließen lassen, wenigstens..."

Digitized by Google

Und Lucia ihrerseits:
„Hätte ich's nur gewußt! Hätte ich's nur! Ich hätte es ihr nicht am Arzte fehlen lassen und am Apotheker, nun, wo ich zwanzig Unzen habe."
„Sie ist im Paradies und betet für uns Sünder," schloß die Rote: „Sie weiß, daß Ihr die Mitgift habt und ist ruhig, die Arme. Meister Brasi wird Euch jetzt zweifelsohne nehmen."

Renato Fucini*)/Die Heimkehr aus den Maremnen.

In der Schankwirtschaft eines dürftigen Fleckens am Gebirgshange befanden sich zwei ältliche Hirten, über die fünfzig, welche, kaum daß ich eintrat, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen vonwegen eines gewissen aufgeregten und verzagten Wesens, das sie, schien es, nicht stillehalten lassen wollte. Sie trockneten sich den Schweiß aus dem Gesichte, obwohl es nicht heiß war, seufzten laut, und während sie zwischen den Blicken, die sie einander zuwarfen, nur wenige schmerzliche Einsilber tauschten, wandten sie das Auge auch nicht für ein Weilchen vom Fenster ab, aufmerksam auf die Straße hinauszusehen, die sich, weiß und staubig, vier gute Büchsenschüsse lang vor der Tür dahinstreckte.
„Ihr wollt wohl was trinken? He, junger Mann?" fragte mich die Wirtin, als sie mich abseits an einem Tische von gestrichenem Holze sitzen sah.
„Ich äße auch einen Happen, Verdiana, wenn Ihr mir etwas Gutes zu geben hättet."
„Nein, sieh da," sagte sie, nachdem sie mich ein wenig in Augenschein genommen hatte. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie wahrhaftig nicht wiedererkannt habe. Wie geht's? Geht's gut? Die Ihrigen, sind sie wohlauf?"
„Alle wohl, danke. Und Ihr?"
„Ja, Signore. Ich kann nicht klagen. Soll's mal schlecht gehen, möchte es immer so sein. Ach! mit wem hab ich denn da noch jüngst über Sie gesprochen? Ja, der Mann kam durch, der mit den Straßen zu tun hat und die Steinhaufen zählen kommt, . . . das ist doch der Ingenieur? Er fragte mich, ob Sie seitdem dagewesen wären, und ich sagte nein. Wollen Sie, daß ich Ihnen Spiegeleier mache; es ist im Augenblick geschehen? Wenn nicht, kann ich Ihnen etwas Käse geben, aber wirklich guten. Anderes habe ich nicht."
„Drei Eier, recht weich gekocht und schnell."
„Ja, Signore." Und sie entfernte sich, sie mir zuzubereiten. Als sie aber vier Schritte getan, wandte sie sich um, mir zu sagen:
„Uebrigens! Da wäre noch Stockfisch vorhanden, den ich für diese Männer da gekocht habe und für die, die noch kommen sollen. Soll ich fragen, ob sie Ihnen davon abgeben wollen?"
„Nein nein; laßt es so gut sein, Verdiana. Lieber, was diese Leute da anlangt, sagt mir etwas von ihnen: wer sind sie? woher kommen sie? wer soll noch ankommen? was fehlt ihnen? Sie kommen mir so besorgt vor."
„Ihnen fehlt das Uebel des armen Mannes; das — sage ich Ihnen — ist, was ihnen fehlt: jenes Hauptübel, das einem die sieben Plagen nach sich zieht, schlimmer noch als teure Zeiten. Glauben Sie mir, seit den paar Stunden, daß sie hier sind, haben sie mir das Herz bluten machen, so daß ich mir vorkomme, ich hätte einen schlechten Traum und obendrein Fieber gehabt. Ja, ja, bisweilen kommen gewisse Sachen — ja, wirklich — auch bei Christenmenschen vor; ich meine, gewisse gottverlassene Dinge, die imstande sind, das Seelenheil zu gefährden. Sehen Sie diesen da, der gegen die Bank lehnt und sich den Bart kratzt? Dieser da ist der Vater eines jungen Burschen, der sich in die Tochter des anderen verliebt hat. Alle beide sind von da oben her; wie der Ort heißt, habe ich nicht gefragt. Aber er muß recht weit von hier sein, weil sie vor zehn Uhr, als sie mir hier ankamen, so müde waren, daß

*) Geb. 1843 in Monterotondo (Pisa), gest. 1920, lebte meist in Toskana.

Digitized by Google

sie nicht mehr konnten, und mir gesagt haben, daß sie bei Sonnenaufgang aufgebrochen waren. Also, um kurz zu machen, er sagt, daß diese Kinder einander um jeden Preis heiraten wollten, und dabei war, sagt er, nicht mal so viel da, Bettgestelle zu kaufen. Da faßte nun er, ich meine, der Bursch, der noch nie von Haus fortgewesen war, weil er, scheint es, nicht die beste Gesundheit hatte, sich ein Herz, tat sich mit einigen Viehhirten von Fiumalbo zusammen und zog in die Maremnen, gleichfalls sein Glück zu versuchen. Nun aber, warten Sie, werd' ich ihm sagen, daß er auch Sie den letzten Brief hören lasse, den sein Sohn ihm geschrieben hat."

„Nein, nein! Gott behüte! Erzählt nur, erzählt, Verdiana."

„Und die Eier, wollen Sie die nicht?"

„Einerlei. Gebt mir ein bißchen Käse und kommt wieder."

Obwohl ich noch nicht wußte, worum es sich handelte, sah ich mit wachsendem Mitgefühle diese beiden Alten an, die, bleich und staubig, die Augen groß aufgerissen, bald sich setzten, bald mich trübselig anschauten, nie auf einem Flecken Ruhe hatten und gleichsam einen Platz zu suchen schienen, wo sie einen Gedanken loswerden mochten, der sie verfolgte.

„Wieviel ist die Uhr, Signore?" fragte mich schließlich einer der Alten.

„Hört Ihr's? Grade schlägt es Mittag von der Dorfkirche."

Sie nahmen sich die Hüte ab, sagten das „Angelus Domini" her, sich mit den Ellenbogen auf die Querhölzer der Fensterscheiben stützend, und, nachdem sie miteinander einen Blick ausgetauscht hatten, der weniger trostlos als die anderen war, begannen sie aufs neue, aufmerksam auf die Straße auszuschauen.

In diesem Augenblicke tat mir die Wirtin auf den Tisch ein Käsestück auf einem gelben Papier, ein Glas und einen Fiasko Wein, setzte sich abermals mir gegenüber hin und fragte, wo wir stehengeblieben waren.

„Bei dem Briefe, den der junge Bursch . . . ."

„Ach, Signore. Wenn Ihr nur hören könntet, was für ein schöner Brief! Das muß, meine ich, ein junger Mensch sein, der viel gelesen haben muß, denn . . . . Doch, warten Sie, ich frage ihn, ob er ihn Ihnen zu lesen . . ."

„Nein, nein. Ich sagte Euch schon nein."

„Kurz und gut, ein Brief, sage ich Ihnen! . . . der — so gut bring ich's nicht heraus — Folgendes sagt: Er sagt, daß man wohlgetan habe, ihm von der Erkrankung des Mädchens Nachricht zu geben; daß man, was das anbelange, daß sie mit lauter Löchern im Gesichte bleiben würde, sich darum keine Sorge mache, denn ihm mache das nichts aus, wenn nur das Mädchen immer desselben Sinnes bliebe, ihm gut zu sein; daß er wohlauf sei; daß die Maremnen, Gott sei Dank, ihm gut angeschlagen seien, und daß er ihr einstweilen einige zwanzig Lire sende für ihre ersten Ausgaben. Und dann soundsoviel anderes, und dann sagt er zuletzt, daß er am Achten, das wäre grad heute, wiederkehre und daß er allen einen Kuß sende, auch seiner Giuditta. Und dann, vor dem Abschluß, sagt er, daß man, falls etwas Schlimmes geschehe, es ihm gleich schreiben solle, weil er dann nach Hause nicht mehr wiederkehren würde."

Die Alten hatten sich hingesetzt und sahen einander unverwandt, offenen Mundes, an.

„Sprecht leiser, Verdiana, denn sie sind dabei, zuzuhören."

„Ach, die armen Leute! Weiß Gott, wo sie ihren Kopf haben," antwortete mir die Wirtin und fuhr fort:

„Dem Jungen sein Vater sagt, daß er ihm sofort in der vorigen Woche antwortete, daß sie ihn sehnlichst erwarteten, und daß das Mädchen ganz und gar außer Gefahr wäre."

„Und dann?"

„Und dann, um kurz zu machen, begann es dem Mädchen schlimmer zu gehen, kaum daß der Briefbote abgegangen war; am Abend noch schlimmer; am folgenden Morgen schlimmer denn je, und gestern abend, um es ganz kurz zu sagen, übergab sie ihre Seele Gott, und um diese Stunde ist sie unterwegs, da man sie zum Friedhof trägt."

„O mein Gott, mein Gott, nehmt auch mich; ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr!" Hiermit warf sich der Vater des Mädchens, der die letzten Worte des Berichtes mitangehört hatte, über den Tisch, der für sie schon

Digitized by Google

gedeckt war, brach aus in ein anhaltendes Weinen und jammerte mit schluckender Stimme: „Ah! ah! ah!"

Ich warf einen vorwurfsvollen Blick auf die Wirtin und erhob mich unversehens, um auf ihn zuzugehen; allein ich kehrte alsbald auf meinen Platz zurück, ergriffen von einem Gefühle der Ehrfurcht vor der heiligen Verzweiflung dieses Mannes.

Sein Gefährte trat an ihn heran, tat ihm die Hände auf die Schultern und beugte sich über ihn, ihm ein Trostwort zu sagen; aber das Weinen schnürte ihm die Kehle zusammen. Und da sah er uns an und wies auf seinen Gefährten und wand sich und biß sich die Lippen, mit einem Ausdruck bald stumpfsinnigen Schmerzes, bald grimmiger Wut. Endlich faßte er sich ein Herz, strich sich mit einer Hand den Bart, schüttelte das Haupt, und, zu seinem Gefährten gewandt, sagte er ihm mit fester und klingender Stimme:

„Mut, Marcello! fasset Mut, auf, fasset . . . ." Doch er konnte nicht weiter, und schluchzend warf er sich über die Schultern des Freundes, zu klagen: „Gott sah uns in das Herz, er hätte uns so nicht züchtigen sollen."

„Was für eine Welt, nicht wahr, Verdiana?" sagte ich, Hut und Faust auf den Tisch schleudernd.

„Was wollen Sie, daß ich ihm sage? Ich habe meine geschlagenen fünfzig Jahr, und solch eine Geschichte ist mir noch nie vorgekommen."

Der Alte, der da hörte, wie ich an ihrem Schmerze teilnahm, eilte auf mich zu; und, als ob ich nur dazu getaugt hätte, ihm den Frieden wiederzugeben, empfahl er sich mir, mir fest die Hand zwischen den starken Schwielen der seinen drückend, daß ich ihn nicht im Stiche lasse, nur ja nicht; daß ich ihm helfe, um Gottes willen.

„Ueberlegt doch, Freund, was kann ich denn für Euch tun?"

„Lassen Sie uns nicht im Stiche. Wir wollten ja garnicht herkommen. Aber diese Weiber; es gab kein Mittel, sie zu überzeugen; sie haben uns mit Gewalt diesem Jungen entgegensenden wollen, daß wir zusähen, ihn vorzubereiten, damit er begreife . . . ."

„Alles sehr gut. Doch, was könnte ich ihm denn besser sagen als Ihr, der Ihr sein Vater seid?"

„Tut nichts. Sagen Sie ihm, was Sie wollen; Euer Gnaden werden es ihm besser sagen als wir, die wir zwei arme dumme Leute sind. Tun Sie uns den Liebesdienst, Signore, weil ich . . . ., weil mir — jetzt weiß ich es genau —, kaum daß ich ihn sehe, der Mut fehlen wird und ich mich verraten werde. Versprechen Sie mir, uns nicht allein zu lassen, versprechen Sie es mir. Wenn nicht, begeht uns dieser Junge noch einen Wahnsinn. Und dann, befehlen Sie nur, und arm, wie wir sind, wollen wir uns bemühen, Ihren Liebesdienst zu entgelten."

„Ich werde bleiben, gut. Nun aber gönnt Euch Ruhe und trinkt ein Glas Wein."

„Ich könnte nicht . . . . Nein, wahrhaftig, ich könnte nicht . . . . Nein, vielen Dank . . ., nein, ich trinke wirklich nicht."

„Und Euer Gefährte?"

„Jetzt hat er sich ein wenig beruhigt; lassen wir ihn dabei."

„Wie Ihr wollt." Der Alte kehrte sachte, sachte zu seinem Gefährten zurück, und alle beide begannen wieder schweigend nach dem Straßengrunde zu sehen.

„Essen Sie den Käse nicht auf?" fragte mich die Wirtin.

„Ich habe keinen Hunger mehr."

„Trinken Sie nicht mehr?"

„Nein; tragen Sie nur alles ab: ich bin fertig."

Ich steckte die Pfeife an und setzte mich hinten in die Schenke und beschäftigte mich, über die Schultern der Alten weg die heitere Landschaft und die schmalen Straßenpappeln zu betrachten, die, im Seewinde zitternd, sich ihrer Flocken entledigten, welche, rings herum in der Luft schwebend, unter die Oelbäume niederfielen, weiß, langsam und still wie der Schnee.

Ich verlor mich in meinen schwermütigen Träumereien, als: „Das Schild über der Hgustür habe ich noch nicht umändern lassen, wissen Sie," mir mit leiser Stimme die Wirtin sagen kam.

„Welches Schild?"

Digitized by Google

„Ei. Erinnern Sie sich nicht, wie Sie voriges Mal so sehr gelacht haben und mir gesagt, es sei voller Schnitzer?"

„Freilich! Ja, ja."

„Sie hatten recht, wissen Sie. Eines Tages blieb der Bub des Scoti, der, wo in die Schule zum Pfarrer geht, — und wie der, sagt jener, kann es, was das Gedächtnis, die Sachen zu lernen, anlangt, keinen zweiten geben, — beinahe eine Stunde davor stehen, um sie, wie sie so war, abzuschreiben; und dann, danach ist von ihm und dem Herrn Kaplan so viel darüber studiert worden, und sie haben mir gesagt, daß am Fehler daran nicht zu zweifeln wäre, weil da nicht die richtigen Buchstaben stünden . . . Worüber lachen Sie?"

„Ich?"

„Ich glaubte . . . Wissen Sie, bisweilen . . . Also, auch Sie sagen mir, daß es so richtig ist?"

„Vortrefflich. Und laßt nicht mehr daran rühren, sonst verhunzt man es Euch."

„Und dann, — ja, Signore, — will heißen, wenn Cecchino, der Tischler, wiederkommt, lasse ich ihn es anbringen, sagen wir, in dieser Fassung." — Und sie zog aus dem Busen die verbesserte Abschrift des Schildes, sie mir zu zeigen:

Brot, Wein, Ligöre, Chaffe.

„Kein Tüttelchen daran rühren!"

Einige zwanzig Minuten waren verstrichen, als im Hintergrunde der Straße ein weißer Hirtenhund erschien. Die Alten erhoben sich jählings und begannen, genau hinzuspähn, mit der Hand die Augen sich beschattend. Aber der Hund kehrte, nachdem er die Nase in die Luft gehoben hatte, wieder um.

„Da sind sie schon, wissen Sie," sagte die Wirtin, die aus dem Küchenfenster ausschauen gegangen war. „Hören Sie nicht die Schafglocken?"

„Halt! Das sind sie wirklich, Gian-Luca," sagte der Vater des Mädchens. „Mut! Faßt Euch ein Herz und gehen wir ihnen entgegen."

Gian-Luca war weiß geworden wie gewaschene Leinwand. Er erhob sich schwankend, und, auf den Arm des Freundes gestützt, begab er sich entgegen seinem Jungen. Ich rührte mich nicht vom Flecke.

Schon seit einigen Minuten hatte ich die beiden Alten an der Straßenbiegung außer Sicht verloren, als ich Gian-Luca allein wiederauftauchen sah und in großen Sätzen daherrennen, mit den Händen in der Luft herumfahrend wie ein Verrückter. Und hinter ihm gleich darauf den anderen Alten, der sich abplagte, ihm zu folgen, und ihm außer sich nachrief, ohne gehört zu werden.

„Was mag da los sein, Verdiana?"

„Heiligste Jungfrau! Was mag da los sein?"

Der Alte stürmte an der Schenke vorüber . . . . „Gian-Luca! Was ist Euch geschehen?"

„Ah! Ah!" gab der, von der Qual und der Mühsal keuchend, von sich und setzte seinen atemlosen Lauf fort, bei jedem Zug einen Klagelaut von sich gebend.

„Aber, was ist denn los, was ist denn los?"

Der alte Marcello sagte es mir: der junge Bursch, ungeduldig, sein Mädchen wiederzusehen, hatte bei der ersten Wegkürzung, mittels der er seine Heimkehr um ein paar Stunden beschleunigen konnte, seine Gefährten verlassen, und, weg, wie eine Ziege, war er in einem Augenblicke über die Höhenpfade hin verschwunden und hatte somit die liebebesorgten Vorsichtsmaßregeln vereitelt, die von jenen armen Alten und ihren trostlosen Weibern mühsam ersonnen worden waren, damit die grausame Nachricht nicht so fürchterlich unvorhergesehen ihn träfe.

Marcello setzte den Lauf hinter dem Freunde fort, ihn anflehend, stehenzubleiben und ihn umsonst mit Namen rufend.

Vorüber kamen die Schafe, beinahe laufend, von den Schreien und Gertenhieben der Männer angetrieben, die, vom Vorgefallenen bestürzt, ohne zu wissen, daß in der Wirtschaft auch für sie ein Bissen zubereitet war, weiterzogen, den Trägen zupfeifend oder sie mit Steinen werfend; vorüber kamen die Esel, die an den Stricken zu einer Reihe aneinandergeseilt waren, zwischen Säcken und Körben ein Weib und zwei Buben schaukelnd, die sie ritten; vorüber kam die Staubwolke, die diese lärmende Truppe aufgewirbelt, entfernte

Digitized by Google

sich sachte, sachte das Glockengebimm, und bald verlor sich auch in den Bergklüften die Stimme Marcellos, die immer schwächer und klagender rief: „Gian-Luca, Gian-Luca!"

Die Wirtin warf einen letzten Blick nach der Seite hin der Höhen: „Arme Geschöpfe!" rief sie. Dann, sich mit einem langgezogenen Seufzer zum Innern ihrer Schankwirtschaft wendend: „Und nun, was soll ich mit all diesem Stockfisch anfangen?"

Antonio Fogazzaro*) / Der Tod des Signor Marcello.

(Aus dem Roman Leila.)

Es war ihr recht peinlich, zwei Stunden danach, aus ihrem Zimmer zum Nachtessen niedersteigen zu müssen. Sie wußte, daß sie nicht würde essen können, sah voraus das Gefrage des Signor Marcello, der auf alles achtgab, alles untersuchte, alles wissen wollte; besonders, wenn seine Stimmung liebevoll war. Jedoch, wenn sie nicht hinuntergestiegen wäre, wäre er ja heraufgekommen und hätte in ihrer Seele herumgestöbert, weiß Gott, mit wieviel Fragen. Sie stieg hinunter und schützte, um nicht essen zu müssen, ein märchenhaftes Kopfweh vor. Der Signor Marcello veranlaßte sie zu einer langen Reihe von Lügen mit einer langen Reihe von Fragen. Zum Teil gedemütigt durch ihre eigenen Unwahrheiten, zum Teil ungeduldig, war sie nahe daran, wütend auszurufen, daß ihr auch nicht das Geringste fehle. Sie tat es nicht, und der Signor Marcello wurde betrübt und still, immer mehr dazu neigend, zu argwöhnen, daß Donna Fedele mit ihrer Meinung recht habe, das junge Mädchen leide seit Massimos Abreise. Er blieb still, bis daß Giovanni, nachdem er abgetragen, sie allein ließ. Kaum war Giovanni aus dem Raume, und ehe noch Lelia ihren Kaffee fertig getrunken hatte, fragte er sie, ob sie Alberti gesehen habe, der sich auch von ihr verabschieden wolle. Sie antwortete mit einem halb matten, halb ärgerlichen „ja", trank ihren Kaffee aus, stand auf und bat um Erlaubnis, sich zurückzuziehen.

„Geh nur, liebes Kind," erwiderte der Signor Marcello. Er rief sie zurück, als sie grad am Hinausgehen war.

„Höre," sprach er. „Ich segne dich von heut ab auf jeden Fall, sei's, daß du heiraten solltest, sei's, daß du vorzögest, allein zu bleiben. Solltest du aber allein bleiben, so hoffe ich, wirst du mich nicht der Selbstsucht beschuldigen, weil ich gedacht hatte ...."

Und er lächelte mit einem seiner feierlichen Lächeln, voll von Traurigkeit und Zärtlichkeit.

„Danke, Papa," murmelte Lelia und enthielt sich nicht, zuzufügen, den möglichen Doppelsinn in Betracht ziehend:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihren Segen verdiene."

Die kalten Worte mißfielen dem armen Alten. Lelia verspürte, ihm wehgetan zu haben, das schmerzte sie, aber sie konnte Worte nicht bereuen, die darauf abzielten, ihm schädliche Selbsttäuschungen zu benehmen. Sie glitt geräuschlos aus dem Saale und schloß die Tür hinter sich leise, leise zu.

Der Signor Marcello rührte sich nicht. Seit langer Zeit war ihm das Haus nicht so traurig, so leer vorgekommen. Er nahm einen der beiden Kelche an sich, darin, auf dem Tische, lebende Pflänzchen noch nicht aufgeblühter Alpenveilchen sich befanden, — eine Liebhaberei Lelias, die er nicht billigte. Er betrachtete mit liebevollem Mitleide die dunklen, hellgrün geäderten Blätter, die Knospe am luftigen Stiel, das kleine unschuldige Leben, das, seinem angeborenen Moosneste am Fuße einer Kastanie entrissen, in diesen naturwidrigen Aufenthalt gebracht worden war, um eine Blume seinen Peinigern zu schenken. Der Signor Marcello hatte die Blumen viel geliebt und gepflegt, hatte sich von ihnen wiedergeliebt empfunden, wenn er ihnen

*) Geb. 1842 in Vicenza, gest. 1911, lebte meist in Vicenza.

Digitized by Google

die staubigen Blätter abwischte oder ihren Durst mit dem Wasser der Riderella stillte, das er in der Sonne hatte lau werden lassen. Das gemarterte Pflänzchen, das ihn mit seinem schönen Dunkelgrün ergötzte, erwies sich liebreicher zu ihm als Lelia, die von ihrer Seele einen so großen Teil für sich hütete, die so eifersüchtig ihre eigene geistige Unabhängigkeit verfocht. Er hätte gern das kleine Leben geküßt, wenn er sich des nicht geschämt hätte als einer lächerlichen Empfindsamkeit.

Ein langes hohles Donnergrollen vom Priaforà-Berge her, der schon tagsüber drohend ausgesehen hatte, unterbrach sein Sinnen. Ihm fiel es ein, daß das große Fenster im Hauptsaale offen war. Um nicht Giovanni zu stören, der zur Nacht aß, ging er selbst schließen. Er machte die Runde durch das Erdgeschoß, schloß überall zu, treu seiner Gewohnheit, Dienstboten möglichst wenig in Anspruch zu nehmen, und kehrte in den Saal zurück. Es wurde rasch Nacht, beinahe eine Stunde früher, als der Zeit entsprach. Ein Blitz flammte auf, erlosch; abermals ließ das dumpfe Gekrach des Donners die Scheiben beben. Giovanni trat ein, zu schließen. Er gewahrte den Herrn, bei der Helligkeit der Blitze, und fragte, ob er Licht wünsche. Der Herr wünschte kein Licht, schickte ihn, die Fenster des Oberstockes schließen, trat an das große Fenster, das Dunkel zu betrachten, das von den Blitzen zerrissen wurde, die ihm über das Gesicht zuckten und wiederzuckten, lautlos, vom Tale des Astico her. Ihm tönte über dem Haupte das Getöse der Wettergegenmaßregeln, hallende Worte, eilige Schritte, Türknallen. Die mächtigen ernsten Klippen des Barco blitzten bleich auf und versanken. Es blitzten auf und versanken die Pappeln längs der Riderella, die steif in der windlosen Luft dastanden, wie die Vorposten einer Reservetruppe, die unbeweglich und stumm das Fortschreiten der Schlacht, die an ihrer Front entbrannt ist, abwartet. Auf einmal, mit einem Schlage, prasselte der Regen nieder, die Blitze hörten auf, man sah nichts mehr. Der Signor Marcello blickte weiter in das geräuschvolle Dunkel, bis daß er Giovanni mit der Stubenleiter eintreten hörte, der die Hängelampen zünden kam. Er gab ihm Befehl, nicht anzuzünden, wie's Brauch, wenn es keine Gäste gab oder wenn die Signorina den Abend nicht im Saale verbrachte. Es genüge, ihm seine Tischlampe zu bringen. Als er sie bekommen, tat er sich die Brille auf die Nase und begann, eine Zeitung zu lesen. Es war erst halb zehn; er war noch nicht schläfrig; und da er seit einiger Zeit an Schlaflosigkeit litt, wollte er nicht früh zu Bette gehen. Er hatte auch nicht einmal Lust, Klavier zu spielen. Er spielte gern in den Stunden heißen Leides. Es war keine solche; es war eine Stunde schweren und kalten Herzens. Gesundheitlich fühlte er sich wohl, kein anderes warnendes Anzeichen war jener Ohnmacht gefolgt. Wenn er sich in dieser Hinsicht geirrt hätte? Wenn ihn lange Jahre eines ähnlichen Lebens erwarteten? Wenigstens, wenn schon leben, dann für etwas Nützliches! Er hatte in vergangenen Tagen, auf den Rat eines Freundes hin, die Errichtung einer Ackerbausiedelung erwogen. Warum diesen Gedanken nicht wieder aufnehmen? Er könnte inzwischen dem Freunde darüber schreiben, ihn um seine Meinung darüber fragen. Er überlegte, wie er ihm schreiben sollte, ob sich verpflichten, oder sich nicht binden. Allein der Vorsatz, kaum gefaßt, erschlaffte in seinem Sinne. Er erhob sich mit einer Willensanstrengung, um ihn nicht ganz erlöschen zu lassen, um schreiben zu gehen; aber dann entschloß er sich nicht, versteinerte, die Lampe in der Hand, sinnend. Das Regengeprassel hatte sich zu einem einförmigen trübseligen Rauschen abgeschwächt. Der Alte tat die Lampe hin, trat auf die offene Veranda, die Nacht zu betrachten.

Es regnete über's ganze Land, ohne Wind, wie im Herbste. Der Regen verhüllte auch die Lichter von Arsiero. Dies war der Platz, wo er mit Don Aurelio den Kaffee einzunehmen gepflogen, wenn der Pfarrer die Messe in Santa Maria dei Monti gelesen hatte. Auch er war fort, der liebe Don Aurelio, fort für immer. Er würde ihn nie wiedersehen.

Er kehrte zurück in den Saal mit geschwollenem Herzen. Bittere Worte gegen die Priester von Velo stiegen ihm zum Munde auf, setzten ihm, ohne daß sie laut wurden, alle Gesichtsmuskeln in Bewegung, während er die Lampe wieder aufnahm, um zu Bette zu gehen, da er zum Schreiben alle Lust verloren hatte. Beim Anblick der Bibel und der Nachfolge Christi, die auf dem Nachttische lagen, entsetzte er sich, daß er den Antrieben seiner feurigen Natur Raum gegeben hatte, daß er der Liebe ermangelt, er selbst, der das

Digitized by Google

den anderen vorwarf. Er bekannte es Gott aus vollem Herzen, ergriff die kleine Bibel, preßte sie mit beiden Händen, ohne sie aufzutun, wie ein Schiffbrüchiger das Tau, bis daß er Frieden im Herzen strömen fühlte. Da er die Bibel wegtat, kam ihm der Gedanke, beichten zu gehen am folgenden Tage, grade zum Erzpriester. Ruhig infolge dieses Vorsatzes, schrieb er, wie er es jeden Abend tat, die Tagesausgaben an. Da es der Letzte des Monats war und er vergessen hatte, die Gehälter der Dienstboten auszuzahlen, legte er sie sorgfältig zurecht, jedes vom anderen wohlunterschieden, auf dem kleinen Schreibtische. Er legte auch andere Sümmchen aus Ersparnissen zurecht, monatliche Beisteuern für Arme. Das schwermütige Regenrauschen ließ ihn der beiden Kristallkelche wieder gedenken mit den Alpenveilchenpflänzlein, welche sich im Eßzimmer befanden. Er kramte auf einem Gestelle herum, bis daß er die beiden irdenen Gefäße gefunden hatte, denen sie entnommen waren, um auf barbarische Weise, wie es ihm schien, ins Kristall eingesetzt zu werden. Er tat sie in jene zurück, zufrieden ob dieser Handlung. Als ob sie das Regnen hörten und davon litten, sich nicht am lebendigen Himmelsnaß zu freuen, sagte er ihnen, geradezu zu ihnen sprechend, er würde sie hinaustragen. Und er trug sie liebevoll hinaus, ohne sich um den Regen zu kümmern, setzte sie, das eine bei dem anderen, hinter dem Landhause auf dem Rasenhange nieder. Wie er sich wieder aufrichtete, wurde er von Schwindel ergriffen. Er achtete nicht darauf. Es war ihm mehrmals vorgekommen, auch als er noch jung war, daß er von Schwindel ergriffen wurde, nachdem er am Erdboden herumgestochert hatte um seine Pflänzchen. Er wartete, bis der Anfall vorüberging, kehrte in das Zimmer zurück, sagte auf den Knien die Abendgebete her, zog sich aus, legte sich aufs Bett und streckte die Füße unter die Decken. In diesem Augenblicke ergriff ihn der Schwindel wieder, heftig. Er stützte das Haupt gegen die Rücklehne des Bettes auf. Da durchzuckte ihn vom Genick bis zu den Beinen ein Blitz. Er vermeinte, aufzuschreien, und schrie nicht auf, verspürte seine Arme eisig werden, erkannte, daß es der Tod war, bewegte umsonst die Lippen, um „in manus tuas Domine“ zu sprechen, und alles war schon vorüber; es lebte im Zimmer nichts weiter als das gleichgültige Flämmchen der Lampe, die das gelbliche Marmorantlitz erleuchtete, wie es gegen die Kopflehne zurücklag, ruhig, ernst, umwaldet von graublondem Haar. Einzig schlug dort nur das kleine gleichgültige Herz der goldenen Uhr, auf dem Nachttische.

Gabriele d'Annunzio*) / Die Götzendiener.

(Aus den „Novellen aus der Pescara“.)

I.

Der große sandige Platz flimmerte wie überstreut von zerpulvertem Bimsstein. All die Häuser ringsum mit dem weißen Kalkverputze schienen rotglühend wie die Mauern eines Riesenofens, der am Erlöschen war. Im Hintergrunde warfen die Wandpfeiler der Kirche das Strahlen der Wolken zurück und wurden rot wie graniten; ihre Fenster blitzten, als umschlössen sie den Ausbruch einer inwendigen Brunst; die Heiligengestalten begannen ein lebendiges Aussehen in Farben und Gebärden zu zeigen; die ganze Wucht des Baus nahm jetzt, unter dem Glanze der abendlichen Himmelserscheinung, eine verstärkte Vorherrschaft über die Häuser der Radusaner an.

Aus den Straßen bogen auf den Platz Häuflein von Männern und Frauen, laut und mit Gebärden. In allen Gemütern wuchs der abergläubische Schrecken reißend schnell. Aus allen diesen ungebildeten Vorstellungsvermögen erhoben sich tausend Bilder göttlicher Strafe; die Deutungen, die leidenschaftlichen Widersprüche, die klagenden Beschwörungen, die zusammenhangslosen Berichte, die Gebete, die Schreie mischten sich in das dumpfe Gemurre

*) Geb. 1863 in Pescara.

Digitized by Google

eines bevorstehenden Sturmes. Schon seit mehreren Tagen verweilten diese blutigen Röten über Gebühr nach Sonnenuntergang am Himmel, griffen ein in die Geruhigkeit der Nacht, erleuchteten unheilvoll den Schlaf der umliegenden Gefilde, erweckten das Geheul der Hunde.

„Giacobbe! Giacobbe!" schrien, die Arme bewegend, einige, die zuvor leise geredet hatten, vor der Kirche, um einen Wandpfeiler der Vorhalle gedrängt. „Giacobbe!"

Da trat aus der Haupttür und näherte sich den Rufenden ein Mann, lang und hager, der krank zu sein schien am Auszehrungsfieber, kahl auf der Scheitelhöhe, und an den Schläfen und im Nacken gekrönt von einigem langem rötlichem Haar. Seine kleinen hohlen Augen waren beseelt wie von der Glut einer tiefen Leidenschaft, ein wenig schiefgestellt gegen die Nasenwurzel und von einer unbestimmten Farbe. Das Fehlen der beiden Vorderzähne im Oberkiefer gab der Bewegung seines Mundes, wenn er die Worte hervorbrachte, und der seines spitzen, dünn mit Haaren besäten Kinnes ein eigentümliches Aussehen faunischer Greisenhaftigkeit. Der ganze übrige Körper war ein elendes Gerüst von schlecht in den Kleidern verborgenen Gebeinen; und auf den Händen, auf den Pulsen, auf den Innenseiten der Arme, auf der Brust war die Haut voller blauer Zeichen — Einätzungen, beigebracht mit der Nadel und Indigopulver —, zur Erinnerung an besuchte Heiligtümer, empfangene Gnaden und eingelöste Gelübde.

Als der Eiferer an das Häuflein am Pfeiler herangetreten war, erhob sich ein Wirrwarr von Fragen seitens dieser angsterfüllten Menschen. — Nun? Was habe Don Cónsolo gesagt? Lasse man nur den Silberarm heraustragen? Wäre nicht der ganze Oberkörper — die Büste — besser? Wann würde Pallura mit den Kerzen wiederkommen? Wären es hundert Pfund Wachs? Nur hundert Pfund? Und wann würden die Glocken zu läuten beginnen? Nun? Nun?

Das Geschrei wuchs an um Giacobbe; die Entfernteren drängten zur Kirche zu; aus allen Straßen ergoß sich das Volk auf den Platz und füllte ihn. Und Giacobbe antwortete den Fragern, sprach mit leiser Stimme, als offenbare er schreckliche Geheimnisse, als brächte er Prophezeiungen von weither. Er hatte gesehen in der Höhe, mitten im Blute, eine drohende Hand und dann einen schwarzen Schleier, und dann ein Schwert und eine Trompete . . . .

„Erzähle, erzähle!" trieben ihn die anderen an, sich einander ins Gesicht sehend, gepackt von einer seltsamen Gier, Wunderdinge zu hören, während die Kunde sich mit reißender Geschwindigkeit von Mund zu Mund durch die versammelte Menge verbreitete.

II.

Der große rote Strich stieg vom Horizonte langsam zum Zenit heran und war im Begriffe, die ganze Himmelskuppel einzunehmen. Ein Dampf von geschmolzenen Metallen schien über den Dächern der Häuser zu wogen; und in die Klarheit, die vom Dämmer niederkam, mischten sich schwefelgelbe und veilchenblaue Strahlen mit einem ineinanderspielenden Gezitter. Ein langer Streifen von stärkerem Lichte lief auf eine Straße hin, die auf das Flußufer mündete; und man nahm im Hintergrunde das Flammen der Wasser wahr zwischen den langen und schmächtigen Pappelstämmen; weiter ein Stück kahlen Landes, darin sich im düsteren Scheine die alten Sarazenentürme wie steinerne Inseln erhoben. Die atemraubenden Ausdünstungen der Heumahd verbreiteten sich in der Luft; es war mitunter wie der Duft verfaulter Beeren im Laube. Schwärme von Schwalben schossen durch den Raum mit großem Lärm und Gepfeife, vom Grunde des Flußbettes nach den Dachrändern hin- und herwechselnd.

In der Menge ward das Gemurmel von Wellen erwartenden Schweigens unterbrochen. Der Name Pallura kreiste von Mund zu Munde; zornige Ungeduld machte sich hie und da Luft. Längs der Flußstraße sah man noch nicht die Fuhre auftauchen; die Kerzen fehlten; Don Cónsolo zögerte deshalb, die Reliquien herauszustellen und die Exorzismen vorzunehmen; und unmittelbar drohte die Gefahr Der Schrecken bemächtigte sich all dieses Volkes, das wie eine Herde von Tieren in Haufen stand, ohne es mehr zu wagen, die Augen zum Himmel zu erheben. Aus der Brust der Frauen

Digitized by Google

begannen Schluchzer vorzubrechen; und eine äußerste Ratlosigkeit bedrückte und verdumpfte aller Bewußtsein beim Vernehmen dieses Geweins.

Da endlich klangen die Glocken auf. Wo das Erz nur in geringer Höhe hing, streifte das dunkle Gebebe seines Geläutes alle Häupter; und eine Art ununterbrochenen Heulens setzte sich fort in der Luft zwischen Schlag und Schlag.

„Sankt Pantaleon! Sankt Pantaleon!"

Es war ein einstimmiger Schrei von Verzweifelten, die nach Hilfe riefen. Alle, auf den Knien, mit erhobenen Händen, weißen Angesichts, flehten.

„Sankt Pantaleon!"

In der Kirchentür erschien, im Rauche zweier Weihrauchfässer, Don Cónsolo, funkelnd in einer veilchenfarbenen Planete mit Goldstickereien. Er hielt den heiligen Silberarm hoch und beschwor die Luft, die lateinischen Worte rufend:

„Ut fidelibus tuis aeris serenitatem concedere digneris, Te rogamus, audi nos."

Das Erscheinen der Reliquie rief ein Fieber von Rührung in der Menge hervor, Tränen rannen aus aller Augen; und durch den schimmernden Tränenschleier sahen die Augen ein wunderbares, himmlisches Leuchten von den drei Fingern ausgehen, die — dort oben — die Gebärde des Segnens machten. Die Gestalt des Armes erschien nun vergrößert in der entflammten Luft; die Abendstrahlen erregten verschiedenartige Glanzlichter in den Edelsteinen. Der Balsam des Weihrauches ergoß sich rasch durch die frommen Nüstern.

„Te rogamus, audi nos!"

Doch, als der Arm wieder hineinkehrte und die Glocken verstummten, ward in der Augenblicksstille ein ganz nahes Schellengeläute hörbar, das von der Flußstraße aus heran klang. Da trat eine plötzliche Bewegung ein des Zusammenlaufens nach jener Richtung und viele sagten:

„Es ist Pallura mit den Kerzen. Es ist Pallura, der kommt. Da kommt Pallura."

Die Fuhre rückte vor auf dem Kiese knirschend im Schritte einer schweren, grauen Stute, der das lange Messinghorn, ähnlich einem schönen Halbmonde, auf der Kruppe glänzte. Wie ihm nun Giacobbe und die anderen entgegentraten, blieb das friedfertige Tier stehen, stark aus den Nüstern schnaufend. Und Giacobbe, der zu allererst herangetreten war, gewahrte alsbald im Grunde der Fuhre Palluras Körper, blutüberströmt, und hub an zu heulen, mit den Armen gegen die Menge fuchtelnd: „Er ist tot! Er ist tot!"

III.

Die grausige Kunde verbreitete sich in einem Nu. Das Volk preßte sich rings um die Fuhre, reckte den Hals aus, um etwas zu sehen, dachte nicht mehr an die Drohungen von oben, vom neuen, unerwarteten Ereignis betroffen, von jener wilden, natürlichen Neugier übermannt, die die Menschen angesichts des Blutes haben.

„Er ist tot? Was soll das heißen, er ist tot?"

Pallura lag rücklings auf den Wagenbrettern mit einer breiten Wunde mitten in der Stirn, mit einem zerrissenen Ohr, mit Schrammen an den Armen, an den Seiten, auf der einen Hüfte. Ein warmer Strom sickerte ihm über die Augenhöhlenabwärts zum Kinn und zum Halse, betropfte ihm das Hemd, bildete ihm schwärzliche und leuchtende Klümpchen auf der Brust, auf dem Ledergürtel und auf den Hosen. Giacobbe stand über den Körper gebeugt; alle anderen ringsherum warteten; ein Abendlicht erleuchtete die bestürzten Gesichter, und in diesem Augenblicke des Schweigens erhob sich vom Flußufer der Froschsang und die Fledermäuse huschten hin und wieder dicht über den Häuptern.

Plötzlich richtete sich Giacobbe auf mit einer von Blut beschmierten Wange und rief:

„Er ist nicht tot. Er atmet noch."

Ein dumpfes Murmeln lief durch die Menge und die Nächststehenden streckten sich, um zu sehen; und die Unruhe der Ferneren begann sich in Rufen zu äußern. Zwei Weiber brachten einen Krug Wasser, ein anderes irgendeinen Leinenlappen; ein Bursch bot eine Kürbisflasche mit Wein. Dem Wunden wurde das Gesicht gewaschen, der Blutstrom der Stirn gestillt, das Haupt aufgerichtet. Nun erhoben sich laut die Stimmen, nach des Vorfalles Ursachen

Digitized by Google

fragend. Die hundert Pfund Wachs fehlten. Kaum einige Bruchstückchen Licht staken im Fuhrengrunde in den Zwischenräumen der Wagenbretter.

Die Meinungen, mitten in dieser gereizten Stimmung, erhitzten und erbitterten sich immer mehr und stießen aufeinander. Und, da ein altererbter Haß gegen den Flecken Mascálico bestand, der gegenüber auf dem anderen Flußufer saß, bemerkte Giacobbe, heiserer Stimme, giftig:

„Sollten die Kerzen etwa Sankt Gonselvo dargebracht werden?" Da war's wie der Zündfunke einer Feuersbrunst. Der Kirchengeist ward auf einmal in diesem Volke rege, das während so vieler Jahre im blinden und wilden Dienste seines einzigen Götzen vertiert war. Die Worte des Eiferers verbreiteten sich von Mund zu Munde. Unter der unheilvollen Dämmerungsröte hatte die tobende Menge das Aussehen einer meuternden Negerschaft.

Der Name des Heiligen brach aus aller Munde wie ein Kriegsgeschrei. Die Leidenschaftlichsten stießen Flüche aus in der Flußrichtung, die Arme hinstreckend, die Fäuste hinballend. Dann wandten sich alle diese von Zorn und Glut enzündeten Antlitze, die breiten und mächtigen, denen die goldenen Ohrreifen und die große Stirnlocke ein sonderbares Aussehen von Barbarei gaben, wandten sich alle diese Antlitze zum Daliegenden und wurden von Erbarmen weich. Es war um die Fuhre ein mitleidiges Sorgen von Weibern, die den Sterbenden wiederbeleben wollten; so viele liebevolle Hände wechselten ihm die Leinlappen auf der Wunde, sprengten ihm das Gesicht mit Wasser, lehnten gegen seine weißen Lippen die Weinflasche, bildeten ihm eine Art weicheren Kissens unter dem Haupte.

„Pallura, armer Pallura, antwortest du nicht?"

Er lag zurückgelehnt mit geschlossenen Lidern, mit halboffenem Munde, mit einem braunen Bartflaum um Wangen und Kinn in einer sanften Jugendschöne, die noch durch die von der Schmerzverzerrung gespannten Züge schien. Unter dem Stirnverbande fädelte ihm ein Blutstreifen schläfenab; an den Mundwinkeln erschienen Bläschen rötlichen Schaumes; und aus der Kehle drang ihm eine Art schwachen, unterbrochenen Gepfeifs. Um ihn herum nahmen die Sorgen, die Fragen, die fiebrigen Blicke zu. Die Stute schüttelte dann und wann den Kopf und wieherte gegen die Häuser. Eine Bangigkeit, wie dicht vor dem Orkan, drückte auf der ganzen Ortschaft.

Da wurde Weibergeschrei, nach dem Platze zu, vernehmlich, Schreie einer Mutter, die lauter zu tönen schienen inmitten des plötzlichen Verstummens aller anderen Stimmen. Und ein riesiges Weib, erstickend von Fette, kreuzte die Menge und langte schließlich bei der Fuhre an. Da sie schwer war und nicht hinauf konnte, warf sie sich über die Füße des Sohnes, mit Liebesworten zwischen den Schluchzern, mit so schrillen Jammerlauten gebrochener Stimme und mit einem so furchtbar tierischen Schmerzensausdruck, daß über alle Umstehenden ein Schauer lief, und alle ihre Gesichter anderswohin kehrten.

„Zaccheo! Zaccheo! Mein Herz! Meine Wonne!" schrie die Witwe, ohne aufzuhören, die Füße des Verwundeten küssend und hin zu sich niederziehend.

Der Verwundete regte sich, verzerrte den Mund vor Schmerz, schlug die Augen nach oben auf; ohne Zweifel jedoch vermochte er nicht zu sehen, da eine Art feuchter Hülle ihm den Blick deckte. Dicke Tränen begannen ihm aus den Lidwinkeln vorzuquellen und über Backen und Hals ihm niederzurollen. Sein Mund blieb verzerrt. Aus dem schwachen Gepfeife der Kehle ward eine vergebliche Sprechanstrengung hörbar. Und rings herum drängte man:

„Sprich! Sprich!"

Und unter den Fragen bebte der Groll, verdichtete sich die Wut, ein dumpfes:

„Sprich, Pallura! Wer hat dich verwundet? Wer hat dich verwundet?" Rachetoben schüttelte sich und die Erbfeindschaft kochte in aller Gemüter.

„Sprich! Wer hat dich verwundet? Sag es uns! Sag es uns!"

Der Sterbende schlug den Blick auf zum anderen Mal; und da man ihm beide Hände fest umfaßt hielt, wachten, vielleicht infolge jener lebendigen Wärmeberührung, ihm für einen Augenblick die Lebensgeister wieder auf, sein Blick erleuchtete sich. Ueber seine Lippen drang ein unbestimmtes Gestammel zwischen dem Schaume, der reichlicher und blutiger hervortrat. Noch verstand man die Worte nicht. Man hörte in der Stille den Atem der keuchenden Menge und die Augen hatten im Grunde eine einzige Flamme, weil alle Gemüter ein einziges Wort erwarteten.

Digitized by Google

„Ma . . . Ma . . . Ma . . . scálico . . ."

„Mascálico! Mascálico!" heulte Giacobbe, der übergebeugt stand, gespannten Ohres, die schwachen Silben aus diesem sterbenden Munde aufzufangen.

Ein unermeßlicher Lärm antwortete dem Schrei. In der Menge war es zunächst ein verworrenes Sturmwogen gewesen. Nun, da eine den Aufruhr übertönende Stimme den Weckruf darein geschleudert, schlug die Menge jach auseinander. Ein einziger Gedanke drängte diese Männer, ein Gedanke, der allen Gemütern in einem Augenblick aufgeblitzt schien: sich mit irgend etwas zu bewaffnen, um zu schlagen. Ueber aller Bewußtsein herrschte eine Art blutdürstiger Schicksalsmäßigkeit, unter der großen, finsteren Beleuchtung des Abenddämmers, in dem elektrischen Duft, der dem ängstenden Gelände entstieg.

IV.

Und die Schar, bewaffnet mit Sensen, mit Sicheln, mit Beilen, mit Hacken, mit Flinten, kam zusammen auf dem Platze vor der Kirche. Und die Götzendiener schrien: — „Sankt Pantaleon!"

Don Cónsolo, vom Lärme erschrocken, war tief in einen Chorstuhl hineingeflüchtet, hinter den Altar. Ein Häuflein Eiferer, angeführt von Giacobbe, drang in die Hauptkapelle, sprengte das Erzgitter, gelangte ins Untergewölbe, wo der Oberleib des Heiligen aufbewahrt wurde. Drei Lampen, von Olivenöl gespeist, glommen mild in der feuchten Luft des Heiligtumes; hinter einer Kristallscheibe funkelte der christliche Götze mit dem weißen Haupte mitten in einer großen Sonnenscheibe; und die Wände verschwanden unter dem Reichtum der Weihegaben.

Als der Götze, auf den Schultern von vier Herkulesgestalten, sich endlich zwischen den Pfeilern der Vorhalle zeigte und im Abendscheine aufstrahlte, ging ein langes Geächz der Leidenschaft durch das wartende Volk, flog ein Gebebe wie ein Freudenwind über aller Stirnen. Und der Zug setzte sich in Bewegung. Und das riesige Haupt des Heiligen schwankte da oben, vor sich herblickend aus den beiden toten Augäpfeln.

Am Himmel, innerhalb des gleichmäßigen und dunkelen Brandes, schossen hin und wieder lebhaftere Meteorstreifen einher; Häuflein feiner Wolken trennten sich vom Saume des Bereiches und fluteten langsam, sich auflösend. Die ganze Ortschaft Radusa erschien dahinter wie ein Berg von Asche, der das Feuer in sich hütet; und vorne verloren sich die Massen des freien Geländes mit einem undeutlichen Geleucht. Ein mächtiges Froschsingen erfüllte die klingende Einsamkeit.

In der Flußstraße bildete die Fuhre Palluras ein Hindernis im Vorwärtsschreiten. Sie war leer, wies aber an mehreren Stellen Blutspuren auf. Zornige Verwünschungen brachen auf einmal innerhalb des Schweigens aus. Giacobbe rief:

„Setzen wir den Heiligen da hinein!"

Und die Büste ward auf die Wagenbretter gestellt und von kräftigen Armen in die Furt gezogen. Die Kampfprozession überschritt dieser Weise die Grenze. Den Reihen entlang liefen metallische Blitze; das Wasser, das man betreten, ließ leuchtende Spritzer springen, und eine ganz rote Strömung rannte zwischen den Pappeln, fern, auf die viereckigen Türme zu. Mascálico zeigte sich auf einer kleinen Anhöhe inmitten der Oelbäume, schlafend. Die Hunde bellten da und dort mit einer verbissenen Eigensinnigkeit der Erwiderungen. Der Zug, der die Furt überwunden, verließ die Heerstraße und rückte geschwinden Schrittes auf einer geraden Linie fort, die die Felder durchschnitt. Die Silberbüste wurde abermals auf Schultern getragen und überragte die Häupter der Männer zwischen dem überhohen, duftenden, ganz mit lebenden Glühwürmchen bestirnten Korn.

Auf einmal begann ein Hirt, der in einer Strohhütte das Korn zu bewachen hatte und beim Wahrnehmen so vielen bewaffneten Volkes von einer wahnsinnigen Angst gepackt wurde, hügellang hinaufzufliehen und aus vollem Halse zu schreien:

„Hilfe! Hilfe!"

Und die Schreie hallten im Oelhain wider.

Da war es, daß die Radusaner zum Angriff übergingen. Zwischen den Stämmen der Bäume, den dürren Rohrstengeln, schwankte der silberne Heilige hin und her, gab klingende Laute von sich beim Zusammenstoß mit den Aesten

Digitized by Google

und erleuchtete sich von lebhaften Strahlen, so bald er ins Wanken kam. Zehn, zwölf, zwanzig Flintenschüsse hagelten, unstet aufblitzend, einer nach dem anderen gegen die Häusermasse. Man hörte das Geknatter, dann Schreie; dann hörte man einen großen Aufruhr; einige Häuser taten sich auf; andere schlossen sich; es fielen Fensterscheiben und zersprangen, es fielen Töpfe mit Basilikenkraut und zerschlugen sich gegen die Straße. Ein weißer Rauch stieg friedlich in die Luft, hinter dem Laufschritt der Angreifer, gegen das himmlische Flammen.

Alle, blind in einer kriegerischen Wut, schrien: „Tod! Tod!"

Ein Häuflein Götzendiener hielt sich rings um Sankt Pantaleon. Abscheuliche Schmähungen wider Sankt Gonselvo brachen aus zwischen dem Gewoge der Sicheln und der hochgeschwungenen Sensen.

„Dieb! Dieb! Lump! Die Kerzen! Die Kerzen!"

Andere Häuflein stürmten die Haustüren mit Axthieben. Und, da die Türen losgeangelt und zersplittert fielen, setzten die Pantaleoniden heulend ins Innere, zu morden. Halbnackte Weiber flüchteten in die Winkel, um Mitleid flehend; sie wehrten sich gegen die Hiebe, die Waffen packend und sich die Finger schneidend; sie wälzten sich hin auf dem Fußboden, zwischen Haufen von Decken und Laken, aus denen ihre schlaffen, rübengenährten Leiber hervorstachen.

Giacobbe, lang, hager, rötlich, ein Bündel dürrer Gebeine, das die Leidenschaft fürchterlich gemacht, der Feldherr des Gemetzels, hielt von Zeit zu Zeit ein, um eine breite Befehlsgebärde über allen Häuptern mit einer großen Heusense zu vollziehen. Er schritt, unerschrocken, ohne Hut, im Namen Sankt Pantaleons. Mehr als dreißig Mann folgten ihm. Und alle hatten das undeutliche und stumpfe Empfinden, inmitten einer Feuersbrunst zu schreiten, auf einem schwankenden Grunde, unter einem brennenden Gewölbe, das alsbald einstürzen sollte.

Doch von allen Seiten begannen die Verteidiger herbeizurennen, die Mascalicenser, stark und schwarz wie Mulatten, blutdürstig, die mit langen Klappmessern kämpften und nach Bauch und Hals zielten, mit Kehllauten ihren Stoß begleitend. Das Gemenge zog sich Schritt für Schritt nach der Kirche; aus den Dächern von zwei oder drei Häusern schlugen schon die Flammen; eine Horde von Weibern und Kindern floh Hals über Kopf zwischen den Oelbäumen dahin, von blindem Schrecken ergriffen, ohne Licht mehr im Blick.

Da entspann sich zwischen den Männern, ungestört von Tränen und Jammern, von Leib zu Leib ein wütender Kampf. Unter dem rostfarbigen Himmel bedeckte sich das Gelände mit Leichen. Abgebrochene Schmähungen entzischten den Zähnen der Getroffenen; und ununterbrochen hielt sich im Geschrei der Ruf der Radusaner: „Die Kerzen! Die Kerzen!"

Aber die Kirchentür blieb verrammelt, gewaltig groß, ganz eichen, wie sternenbesät von Nägeln. Die Mascalicenser verteidigten sie gegen die Stöße und gegen die Aexte. Der silberne Heilige, unbeweglich und weiß, schwankte im dichtesten Gemenge, noch hochgehalten von den Schultern der vier Herkulesgestalten, die von Kopf zu Füßen bluteten und nicht fallen wollten. Und es war der höchste Wunsch der Angreifer, den Götzen auf den Altar des Feindes zu pflanzen.

Während nun die Mascalicenser wie die Löwen kämpften, Wunder verrichtend, auf der steinernen Freitreppe, verschwand Giacobbe plötzlich, umging die Seite des Gebäudes, einen unverteidigten Durchgang zu finden, dadurch man in das Heiligtum gelange. Und, als er eine Oeffnung, ein wenig oberhalb des Erdbodens, wahrgenommen hatte, kroch er hinein, fand sich seitlich eingezwängt von der Enge, wand sich, bis daß es ihm gelang, seinen langen Körper durch den Schacht hinduchzubringen. Der herzstärkende Weihrauchduft schmolz in der nächtlichen Kühle des Gotteshauses. Im Finsteren tappend, geleitet vom Gedröhn der draußen tobenden Faustschläge, näherte sich dieser Mann der Tür, über die Sitze strauchelnd, sich im Gesichte stoßend und an den Händen. Schon hallte die wütende Arbeit der Radusaner Aexte über der Härte des Eichenholzes wider, als er mit einem Eisen die Schlösser aufzubrechen anhub, keuchend, erstickt von einer heftigen Herzbeklemmung, die ihm die Kraft minderte, den Blick von schicksalsvollen Blitzen durchzuckt, mit den Wunden, die ihn schmerzten und ihm eine warme Welle über die Haut laufen ließen.

„Sankt Pantaleon! Sankt Pantaleon!" gellten von außen die heiseren

Digitized by Google

Stimmen der Seinen, die, die Tür langsam nachgeben fühlend, die Stöße und die Axthiebe verdoppelten. Durch das Holz klang das schwere Geräusch der Körper, die stürzten, der trockene Laut des Messers, das dort drüben jemand in die Rippen fuhr. Und Giacobbe ward es, als halle das ganze Kirchenschiff wider vom Schlage seines wilden Herzens.

V.

Nach einer letzten Anstrengung ging die Tür auf. Die Radusaner stürzten hinein mit einem gewaltigen Siegesgeheul, über die Leiber der Getöteten weg, den silbernen Heiligen zum Altare tragend. Und ein lebhaftes Geblitze von Widerschein erfüllte auf einmal das Dunkel des Kirchenschiffes, ließ das Gold der Armleuchter aufglänzen, hoch oben die Orgelpfeifen. Und in diesem falben Glanze, der, bald hell, bald innehaltend, vom Brande der nächstgelegenen Häuser einfiel, entspann sich ein zweiter Kampf. Die Leiber, ineinander verstrickt, rollten über die Bodenziegel, ließen sich nicht mehr los, sprangen zusammen da und dort auf aus den Wutverschlingungen, stießen gegen und endeten unter den Bänken, über den Kapellenschwellen, den Kanten der Beichtstühle. In dem sammlungsvollen Raume des Gotteshauses hallte der kalt überlaufende Klang des Eisens, das ins Fleisch dringt oder über Knochen abgleitet, jenes einzigartige Gestöhn des Menschen, der an einer lebensempfindlichen Stelle getroffen ist, jener Knack, den das Schädelgehäuse gibt, wenn es unterm Schlage bricht, das Geheul dessen, der nicht sterben will, und die furchtbare Freude dessen, dem zu töten gelungen ist, — alles das, — deutlich wider. Und der milde Weihrauchduft schwebte über dem Kampfe.

Der Silbergötze hatte noch lange nicht die Herrlichkeit des Altares erreicht, da ein feindseliger Kreis ihm den Zutritt verschloß. Giacobbe schlug sich mit der Sense, mehrmals getroffen, ohne eine Handbreit von der Stufe preiszugeben, die er als erster erobert hatte. Es blieben nur noch zwei, den Heiligen hochzuhalten. Der riesige, weiße Kopf wackelte wie betrunken über dem Gewimmel des zornigen Geblüts. Die Mascalicenser rasten.

Da stürzte Sankt Pantaleon auf das Plaster, einen klingenden Laut von sich gebend, der Giacobbe tiefer ins Herz drang, denn ein Messerstich es vermocht hätte. Als der rothaarige Mähder ihn aufzurichten hinsprang, schlug ein großer Teufelskerl den Feind mit einem Sichelhieb über den Rücken. Zweimal erhob sich dieser und zwei andere Hiebe warfen ihn zurück. Das Blut überströmte ihm das ganze Gesicht und die Brust und die Hände; an Schultern und Armen blinkten ihm die weißen Knochen durch, bloßgelegt in den tiefen Einschnitten; trotzdem beharrte er dabei, wieder auf die Füße zu kommen. Von dieser wilden Lebenszähigkeit außer sich gebracht, stachen drei, vier, fünf Ackersleute zugleich ihn wutrasend in den Bauch, daß ihm die Geweide hervorquollen. Der Eiferer fiel rücklings, schlug mit dem Nacken gegen die Silberbüste, drehte sich in einem Ruck um, mit dem Gesichte gegen das Metall, mit vorgestreckten Pranken, die Beine eingezogen. Und Sankt Pantaleon war verloren.

Gabriele d'Annunzio / Die Fontäne.

(Aus dem Roman: Die Felsenjungfrauen.)

Als ich den Fuß auf die Schwelle setzte, erschien mir das phantastische Bild der Wahnsinnigen so lebendig und so wild, daß ich davon heimlich aufschauerte. Die ganze Oertlichkeit schien mir im Banne zu steh'n von ihrer unheilvollen Macht, betrübt und entsetzt von ihrer Allgegenwart. Ich wähnte im Angesichte ihrer Sprößlinge meine eigene Unruhe zu lesen. Und ich dachte, daß wir sie oben an der Treppe finden würden, wie sie uns erwarte.

Meinen Gedanken erratend, sprach Anatolia, Mut mir einzuflößen, leise zu mir:

„Ich wünschte nicht, daß Ihr fürchten solltet... Ihr werdet sie nicht sehen ... Ich habe es verstanden, es so einzurichten, daß ihr sie nicht sehen werdet, in diesen Stunden wenigstens.... Versucht, nicht daran zu denken, damit unsere Gastfreundschaft Euch nicht allzu traurig scheine."

Digitized by Google

Antonello blickte aufwärts nach den Glasscheiben der Loggien, die den Hof umgaben, spähend mit seinen unruhigen Augen, über denen fortwährend die Brauen zuckten.

„Siehst du das Gras?" rief Oddo aus, indem er mir das Grün wies, das längs der Mauern wuchs, in den Fugen der Pflastersteine.

„Ein Zeichen und Vorbedeutung von Frieden," sagte ich, indem ich den Druck von mir zu schütteln und mich wieder aufzurichten versuchte. „Mir tat es leid, es gestern in meinem Hofe nicht zu finden. Man hatte es entfernt, während ich es dem festlichen Laube von Myrthen und Lorbeeren vorgezogen hätte. Man muß das Gras wachsen lassen, besonders in den Häusern, die zu groß sind. Es ist etwas Lebendiges mehr."

Der Hof war klangvoll wie ein Kirchenschiff; und die Echos in ihm waren bereit, auch die sachten Worte wieder aufzunehmen. Als ich die stumme Fontäne betrachtete, gedachte ich der geheimnisvollen Musik, zu der das Wasser diese aufmerksamen und günstigen Echos hätte auffordern können.

„Warum schweigt die Fontäne?" fragte ich, willens, jede Gelegenheit zu ergreifen, um die Sache des Lebens in diesem Kreuzgange voll vergessener und erloschener Dinge zu verfechten. „Vorhin, als wir die Terrassen hinanstiegen, habe ich das Wasser laufen hören."

„Wendet Euch an Antonello," sagte Violante. „Er hat ihr das Schweigen auferlegt."

Der arme Gebrechliche färbte sich leicht im Antlitze und trübte sich im Blicke wie einer, der einem Zornesausbruch nachgeben wollte. Beinahe schien es, als ob die harmlose Beschuldigung Violantes ihm Scham und Schmerz bereite oder eine schon beigelegte Streitigkeit erneue. Er beherrschte sich; aber der Unmut verwandelte ihm die Stimme.

„Denke dir doch, Claudio, daß meine Zimmer grade dort liegen," sprach er, auf eine Seite der Loggia hinweisend, „und daß man von dort die Fontäne rauschen hört wie einen Wasserfall. Denk dir's nur! Ein Geräusch, das um den Verstand bringt: unglaublich. Hörst du denn nicht, welchen Widerhall schon die Stimme hier hat? Tages!"

In seinem ganzen langen und hageren Körper bebte die Abneigung gegen das Geräusch, der nervöse Schauder, der unbezwingliche Abscheu, von der er mir schon Tags zuvor die Beweise gegeben hatte beim Vernehmen der Karabinerschüsse und der menschlichen Schreie.

„Aber ich wünschte, daß du hören solltest, des nachts," setzte er fort, sich weiter erregend. „Ich wünschte, daß du hören solltest! Das Wasser ist nicht mehr das Wasser; es wird zu einer verlorenen Seele, die heult, die lacht, die schluchzt, die stammelt, die höhnt, die sich beklagt, die ruft, die befiehlt. Unglaublich! Bisweilen, wenn ich schlaflos war, habe ich beim Zuhören vergessen, daß es das Wasser war, und ich habe mich nicht mehr entsinnen können ... verstehst du?"

Und er hielt unvermittelt ein, mit einem merklichen Kraftaufgebote, um sich zu beherrschen; und sah Anatolia wie verloren an. Der Schmerz, der ihr Antlitz verzog, schwand unter diesem Blicke, verzog sich ins Innere, verbarg sich. Und wie um das Unbehagen zu zerstreuen, das uns alle beherrschte, sagte sie mit einem beinah fröhlichen Scheine:

„Wahrhaftig, Antonello übertreibt nicht. Wollt Ihr, daß wir die verlorene Seele beschwören? Es ist ganz leicht."

Wir befanden uns alle da, neben der ausgedörrten Fontäne. Das unvorgesehene Einhalten und die Worte und der Anblick des Geplagten und die Feierlichkeit des umschlossenen Ortes und die silbrichte Kühle des Lichtes, das aus der Höhe dareinregnete, und das Bevorstehen der Verwandlung schienen diesem alten leblosen Gegenstande beinahe das Geheimnis eines Zauberwerkes zu verleihen. Die marmorne Wucht, — ein prunkhaftes Gebilde von neptunischen Rossen, von Tritonen, von Delphinen und von Muscheln in dreifacher Ordnung, — hob sich vor uns, bedeckt von graulichen Krusten und vertrockneten Flechten, da und dort weiß wie der Stamm der Silberpappel; und seine vielen menschlichen und tierischen Münder schienen beinahe, im Schweigen die Gebärde behalten zu haben des flüssigen Lautes, den sie zum letzten Male hervorgebracht hatten.

„Tretet beiseite," fügte Anatolia hinzu, während sie sich nach einer Erzscheibe beugte, die im Pflaster dicht am Rande des unteren Beckens eine kreisförmige Oeffnung verschloß. „Ich lasse das Wasser los."

Digitized by Google

Und sie tat die Finger in den Ring, der von der Mitte der Scheibe aufragte, und versuchte, die Last zu heben; doch, da ihr's nicht gelang, richtete sie sich wieder auf, im Antlitz gerötet von der Anstrengung. Wie ich ihr zu Hilfe kam und auftat, beugte sie sich von neuem und fand mit eigener Hand das verborgene Triebwerk. Wir traten beide zurück, mit einer einmütigen Bewegung, während man das Wasser schon murmeln hörte, das durch die Adern der entseelten Fontäne anstieg.

Es war ein Augenblick banger Erwartung, wie wenn die Münder der Ungetüme eine Antwort hätten geben müssen. Unwillkürlich stellte ich mir die Wollust des Steines vor, der vom frischen und flutenden Leben ergriffen wurde; ich bildete mir in mir selber ein den unwahrscheinlichen Schauer.

Die Muschelhörner der Tritonen bliesen, die Rachen der Delphine gurgelten. Aus dem Gipfel brach pfeifend ein dünner Strahl hervor, leuchtend und jäh, wie ein Degenstoß gegen das Himmelsblau; er brach sich, zog sich ein, zögerte, sprang wieder auf, gerader und stärker; er behauptete sich hoch in der Luft, wurde diamanten, wurde ein Stengel, schien zu blühen. Ein kurzes und abgesetztes Geräusch wie ein Peitschenknall hallte zunächst im umschlossenen Raume wider; dann war es wie ein Geprassel mächtiger Gelächter, war es wie ein Ausbruch von Beifallsklatschen, war es wie ein Platzregen. Alle Münder gaben ihre Strahlen von sich, die sich in Bogen krümmten, die darunter befindlichen Muscheln anzufüllen. Der Stein, der sich da und dort netzte, bedeckte sich mit dunkelen Flecken, blinkte an den glatt gewordenen Stellen, wurde gestreift von immer dichteren Rinnsalen; — entzückte sich endlich ganz und gar bei der Berührung des Wassers, schien den unzähligen Tropfen alle seine Poren zu öffnen, belebte sich wie ein Baum, der beglückt wurde von einer Wolke. Blitzschnell füllten sich die engsten Vertiefungen, flossen über, bildeten silberne Kränze, die fortwährend zerstört wurden, die sich fortwährend erneuten. Wie die augenblicklichen Spiele sich nach unten zu vermehrten über die Mannigfaltigkeit weg der Bildwerke, steigerten sich die ununterbrochenen Töne, eine Musik gestaltend, die immer tiefer wurde im mächtigen Widergehalle der Wände. Kräftig, über der unbeständigen Symphonie des ins Wasser fallenden Wassers, herrschten das Sprudeln und das Zerschellen des Mittelstrahles, der gegen die Nacken der Tritonen die Wunderblumen zerschlug, die von Augenblick zu Augenblick an der Spitze seines Stengels erblühten.

„Hörst du?" rief Antonello aus, der diesen Triumph mit Feindesaugen betrachtete. „Scheint er dir auf die Dauer erträglich, dieser entsetzliche Lärm?"

„Ach, ich könnte Stunden und Tage zuhören," schien mir Violante zu sagen, indem sie über ihre Stimme einen ernsteren Schleier breitete. „Keine Musik wiegt mir die hier auf."

Sie war der Fontäne so nahe geblieben, daß sie über ihre Person die Spritzer der Strahlen empfing und ihre Haare schon von einem leuchtenden Gestäube bestreut trug. Die Macht ihrer Schönheit schloß noch einmal aus meinem Geiste jeden fremden Gedanken aus, jedes unstimmige Bild. Noch einmal erschien sie mir vereinsamt und unberührbar, außerhalb des alltäglichen Lebens, eher einem Kunstgebilde ähnlich als einem Geschöpfe unserer Art. Alle Dinge ringsum erkannten die Herrschaft ihrer Gegenwart, weil alle sich auf ihre Schönheit bezogen und sich der unterwarfen und sich nach der stimmten. Wie schon der große grüne Bogen, der sich bei ihrem ersten Erscheinen über ihr gewölbt hatte, wie der antikische Säulensockel, der sie getragen hatte, schien dieses klangvolle Gefäß, das sich gegen den Himmel öffnete, für sie allein geschaffen, schien in vollkommener Weise der idealen Harmonie zu entsprechen, die sich in ihrem schlichten Gebaren verwirklichte. Heimliche Verwandtschaften, die begrifflich nicht faßbar waren, verbanden ihrem Wesen die allerverschiedensten Dinge, bezogen die ringsum vorhandenen Geheimnisse auf ihr Geheimnis. Weil die Natur mittels solch einer menschlichen Gestalt eine ihrer Ideen höchster Schönheit offenbart hatte, kam es mir vor, als ob jede andere Idee, die in jeder anderen natürlichen Hülle beschlossen wäre, von Notwendigkeit als Wegweiser dienen müsse, den Geist des Beschauers dahin zu führen, daß er jene höchste und einzige begreife. Und so geschah es, daß ich beim Betrachten der Jungfrau an der Fontäne eine reine Wahrheit fand und pflückte: „Wenn die Schönheit sich zeigt, richten sich alle Wesenheiten des Lebens auf sie hin wie auf einen Mittelpunkt; so ist ihr denn das gesamte Weltall zinspflichtig."

Digitized by Google

Alfredo Panzini*) / Die Sankt-Damians-Austern.

Diese schlichte und witzige Begebenheit ist nicht mir widerfahren, sondern einem Herrn, welcher mir nahe steht durch Blutverwandtschaft und durch große Achtung und besonders große Zuneigung, die ich ihm entgegenbringe, da er ein Mann von ausnehmenden Tugenden ist; welche in der Welt besser würden gekannt und geschätzt werden, wenn nicht eine gewisse natürliche Verachtung der menschlichen Irrtümer und Eitelkeiten, eine ungesellige Art, für sich zu leben und sich sozusagen von seinem Gewissen zu nähren, eine sotane Scheu und mitunter auch Strenge anderen gegenüber den Glanz dieser Tugenden verhüllten und bis auf ihren Duft hin verbärgen.

Doch genug von ihm, und kehren wir zur Geschichte zurück, die ich, weil sich's so leichter erzählen läßt, in der ersten Person berichten werde; doch ich mache nochmal darauf aufmerksam, daß es sich nicht um mich handelt. Zum Beweise dessen diene, daß ich hinsichtlich meiner Leibesnahrung recht mäßig bin und mich wie ein Hidalgo mit einer Handvoll gedörrter Oliven erhalten könnte, während mein Freund hier den Eindruck von einem rechten Völler macht; ein unschönes Laster wie nur eines, — dementsprechend es Dante im Gesange über den Florentiner Ciacco kennzeichnet: und fangen wir ohne weiteres an:

Ich war jenen Morgen hungrig, hungriger als gewöhnlich, erstens weil vom reingewehten Aprilhimmel ein Gebirgslüftchen niederstrich, das einem angenehm die Haut überlief, und dann, weil die Frühstückszeit um eine gute Viertelstunde war hinausgeschoben worden, da ich zur Kassenverwaltung hatte gehen müssen, mein Gehalt abzuheben.

Im übrigen ist es unglaublich, wieviel den Appetit anzuregen die Gewohnheit dient, sich mit den Jungen beim Unterricht ein wenig außer Atem zu schreien; auch den Lungen bekommt das so gut! Diesen Morgen nun hatte ich mich beinahe ganz aufgelöst beim Erklären des Gesanges über Romeo von der Provence und verspürte das lebhafteste Bedürfnis, mich wieder instand zu bringen.

Sein Leben Stück für Stückchen sich erbettelnd . . .
Und wüßt die Welt es, welchen Mut er hatte,

„. . . Ja, gerade so! . . . . Doch ja, treten wir hier ein: einmal ist keinmal. Was wird man denn mehr auszugeben haben? Eine Lira, — wenn es hoch kommt, zwei: und andererseits, haben wir nicht heute das Gehalt ausgezahlt bekommen? nonne meruimus hodie stipendia?"

Und mit solchen Worten — ohne einer weiseren Ueberlegung, vom gefaßten Vorsatze abzustehen, Raum zu geben — stieß ich mit Mut die Glastür eines der vornehmsten und berühmtesten „Restaurants" der Stadt auf und fand mich in einem prächtigen Saale, wo wunderschöne karmoisinrote Samtdivans vor breiten Tischen, die von Geschirr und schneeigem Linnen blinkten, sich in allem Frieden niederzulassen einluden. Und ich muß gestehen, daß mich, gerade diesem „Kaffee-Restaurant" den Vorzug zu geben, der Ruf seiner vorzüglichen Küche verführt hatte; und ich wollte mich persönlich überzeugen und wäre schon eher dorthin gegangen, wenn ich nicht an einer gewissen „animadversio", wie man auf Latein sagen würde, wider die Kellner litte, die von der Höhe herab ihrer steifleinenen Kragen, die sich gegen ihr glattes Kinn stemmen, einen mustern, einem, so auf beiden Füßen dastehend, die Lebensgeschichte ablesend, mit den Augen so ungefähr sagen: „Du bist kein Millionär, du bist kein Adliger, du bist kein Lebemann, du bist kein Zuhälter, du bist kein Schieber, du siehst ganz und gar aus nach einem armen Ehrenmanne, der sein Leben mit den Zähnen nachschleift, o weh! Welcher Wind hat dich hierher, deiner Art zuwider, verschlagen? Mach schleunig, daß du wegkommst." Und sie sagen nicht einmal Dank, wenn man auf dem Teller ein gutes Trinkgeld von zwanzig Centesimi läßt.

So dachte ich, doch siehe, wie oft geht doch das Menschenurteil irre. Kaum war meine Wenigkeit im Saale erschienen, als sofort der Wirt (ohne Zweifel war es der Wirt), der oben auf einer hohen Marmorbank thronte, sich von seinem seligen Sitze erhob, auf mich zukam, mir eine wirklich ganz liebens-

*) Geboren 1863, lebt in Mailand.

Digitized by Google

würdige Verbeugung machte und mich in ehrerbietigster Haltung anlächelte.

Es war ein hübscher junger Mann mit beginnendem Bartanfluge, fein gekleidet, sauber, frisch wie Fruchteis, und so wohlgenährt, so rosig, daß er dem Hause wahrhaftig Ehre machte: „Wenn die Krammetsvögel und Wachteln deines Restaurants ein so zartes Fleisch wie du haben, ist der Ruhm, den man von dir vernimmt, nicht angemaßt; aber hüte dich, junger Freund, dich etwa mal auf Entdeckungsreisen in unbekannte Länder hinauszuwagen, denn gerietest du zu deinem Unglück unter Lästrygonen und Menschenfresser, möchte ich gewiß nicht für deine Rückkehr einstehen!" so sagte ich ihm in Gedanken, mit dem gleichen Lächeln und Gruße sein Lächeln erwidernd. Er indessen, sein Lächeln wiederholend, machte einige kabbalistische Zeichen einem Kellner, der gleichfalls so geschmeidig und geschniegelt war, daß ich ihn an jedem anderen Orte für einen ehrenwerten Herrn Abgeordneten in jüngeren Jahren oder für einen Damenredner gehalten haben mochte oder für einen wohlgeleckten Aesthetен, der sich anschickte, die Symbole seiner wunderbaren „Psyche" den verzückten Scharen zu offenbaren: und es war ein Kellner!

Der nun ging mir nach, nahm mir den Ueberzieher ab, den Hut, den Stock, führte mich an einen gedeckten Tisch, der beinahe unbesetzt war; da sich an ihm lediglich zwei schweigsame Engländer befanden, tief mit Essen beschäftigt, doch dabei mit solcher Zierlichkeit, daß sie sich ausnahmen, wie wenn sie Apothekerpillen zu sich nähmen.

Sie sagten von Zeit zu Zeit „Yes", und ich konnte nicht umhin, darüber nachzusinnen, wie diese Engländerschaft, die mit solchem Anstande und solcher Schamhaftigkeit ißt, dann mit solcher Gefräßigkeit Nationen und Völker schlucke.

Als ich Platz genommen hatte, sprach der Kellner, der vor mir stehen geblieben war und die Handflächen kaum auf den Tisch aufstützte:

„Beliebt es, damit zu beginnen, eine Trüffelpastete zu kosten? Sie ist eben vom Eise gekommen. Sie werden sie ganz vortrefflich finden. —" In Wirklichkeit sagte er nicht „ganz vortrefflich"; er sagte „glänzend", und mir klingt noch dies Wort in den Ohren nach, das er bei jedem Satze wiederholte.

„Beginnen wir, wie vorgeschlagen," antwortete ich.

„Und Wein, was für welchen befehlen Sie? Wir haben Barolo in Flaschen, der sehr gut ist."

„Ich zweifle nicht daran, doch genügt mir ein wenig Landwein."

„Vortrefflich."

Und sofort stellte er vor mir auf seinen Fiascohalter aus leuchtendstem Metalle einen Fiasco Toscaner hin, der auf einem Zettel die Bezeichnung trug: „Extra alter Chianti".

„Aber das ist zu viel," sagte ich, „außerdem muß er wohl sehr teuer sein."

„Durchaus nicht, Signore!", sagte der Aufwartende, „außerdem brauchen Sie davon nur so viel zu trinken, als Sie Lust haben."

Und, da ich leicht ... leicht die duftende Flüssigkeit in ein feines Kristallglas einschenkte und sie schlürfte, fand ich in der Tat, daß es ein ganz süffiger Wein war und entsann mich des Dithyrambus von Redi, wo es heißt:

Montepulciano ist aller Weine Fürst.

Auch die Pastete, obwohl ein gewürztes Gericht und ungewohnt meinem Geschmacke, war von seltener Feinheit, und als ich einige Röstbrodschnitte damit bestrichen hatte, sagte ich zu mir selber, daß ein Koch, der dergleichen Leckereien zu bereiten verstehe, durchaus der Dankbarkeit seiner Mitmenschen würdig sei. Nachdem ich besagte Speise fertiggegessen, erschien der Kellner und sagte mit höflichem Lächeln:

„Jetzt würde ich Ihnen eine Bologneser Nudelsuppe empfehlen; sie sind heute morgen frisch angekommen und im Augenblicke gerade richtig gar."

Es erschien mir nicht höflich zu sein, einen so uneigennützigen Rat zurückzuweisen, und ich nahm die Nudeln an, die denselben freundlichen Empfang wie die Trüffelpastete fanden.

„Jetzt, Signore, werde ich Ihnen eine gebratene Wachtel bringen mit Pilzen herum."

Ich hatte schon genug, und meine gewohnte Mäßigkeit ließ sich zum Frühstück nicht auf mehr als ein einziges Gericht und zuvor eine Brühe ein. Allein diese Pastete hatte unheilvoller Weise die Lage meines Magens ausgedehnt; überdies schien mir, bei der Suppe stehen zu bleiben, schäbig. Wahr

Digitized by Google

ist, daß die Worte: „Eine Wachtel mit Pilzen" mir die Ahnung eines schwindelhaften und meiner Börse durchaus nicht angemessenen Preises eingegeben hatten.

Aber der Kellner, der meinen Zweifel erkannte und meinem Gesichte ablas, beeilte sich, zu sagen: „Es ist eine Besonderheit des Hauses."

Wie konnte man da nein sagen? Und ich machte gute Miene auch zu dieser Wachtel, die ihres Rufes würdig war und keinen anderen Fehler hatte, als den, im Fiasko die Oberfläche des Weines sinken und in meinem Hirn einen gewissen Nebel steigen zu lassen.

„Jetzt aber ist es genug, Signor!" sagte ich zum Kellner, als der, nach Abräumung der Reste meiner armen Wachtel (denn nichts ist betrüblicher anzusehen als die Ueberbleibsel vom Essen) vor mich hin ein Schüsselchen gesetzt hatte, das von Silber schien und darauf über einem feinen Tuche prangten, und in ihren breiten Perlmutterschalen schwammen sechs frische Austern, milchig und von nicht gewöhnlicher Größe und Reinheit.

„.... außerdem, das da habe ich garnicht bestellt," setzte ich im Gefühle berechtigten Aergers hinzu.

„Freilich, Signore," beeilte sich der Kellner, mich mit der Anmut eines Kavaliers zu widerlegen. „Doch, wissen Sie" — und er senkte die Stimme —, „daß diese Austern nicht mitgerechnet werden. Heute" — und er senkte die Stimme noch mehr — „ist Sankt-Damians-Tag."

„Freilich; aber ich habe noch niemals sagen hören, daß die Austern einen Schutzheiligen hätten, dazu noch dieses Namens."

„Nein, Signore, nicht die Austern! Aber der Sohn des Wirtes von diesem Kaffeehause heißt Damiano; also ist sein Namenstag, und wir haben den Brauch, bei dieser Gelegenheit irgend etwas Feines den Herren Kunden zu bieten, die uns an diesem Familienfesttage beehren."

Was ließ sich dawider sagen? Ich hätte Zweifel vorbringen können an der Wahrheit solcher Behauptung; als ich aber die Augen von der kostbaren Schüssel hob und nach der Bank richtete, sah ich jenen trefflichen jungen Mann, der auf den mir glückbringenden Namen Damiano hörte, mir mit seiner ganzen Erscheinung zulächeln, als sagte er: „Glauben Sie's nur; es ist so, wie der Kellner behauptet. Sie können ruhig essen, ohne befürchten zu müssen, irgend eine Schuld oder Verpflichtung einzugehen."

Was will man mehr?

Ich nahm behutsam mit den Fingern eines jener kostbaren Weichtiere (und sie dufteten nach Seealgen und frischen Ozeanfluten) und schluckte es herunter in einem einzigen Happen, dessen Wonne mir heute noch im Herzen dauert, wie der göttliche Dichter sagt. Aber den Vers — o sieh die traurige Wirkung übermäßigen Zechens —, mir gelang es nicht, ihn vollständig wiederzufassen.

Und auch die übrigen fünf Austern erlitten dasselbe Schicksal wie die erste, und waren die eine köstlicher als die andere.

„Der Mensch, gefräßig und erfinderisch," dachte ich bei mir, „bringt zu Schatzung die Erde, die Luft und das Meer, um seine eigenen Gelüste zu befriedigen. Und, obwohl das Laster der Völlerei verächtlich und der menschlichen Würde unziemend ist, ist es gewiß, daß unsere gebrechliche Natur ihr öfter als gehörig verfällt;" — und jene Austernschalen riefen mir in den Sinn jenes wunderschöne Gedicht von Zanella wieder, das die Ueberschrift trägt: Auf eine versteinerte Muschel.

Ich schwamm mit den Nautilen
Und mit den Schneckenscharen,
Als Menschen noch nicht waren! —

Verse, die mir nie wie damals so voll verborgenen Sinnes vorgekommen sind.

Und der Kellner nahm mir jene Schalen fort und setzte vor mich eine Fruchtschüssel voll Mandeln, Datteln und anderen schmackhaften und seltenen Früchten dieser Erde, der Mutter aller gut und schönen Dinge.

Auch konnte ich nicht sagen: „Ich danke für Obst", da das nach einem so herrschaftlichen Mahle doch wohl unpassend geschienen hätte. Jedoch bei solcher Seligkeit durchbohrte mich ein bitterer Gedanke, und ich dachte, daß der Tagesverdienst, den mir die Kunst eines Oberlehrers einbrachte, nicht genügt haben würde, eine so üppige Tafel zu bezahlen. In der Tat mußten

Digitized by Google

all diese Speisen den Preis von fünf Lire und achtzig Centesimi übersteigen, über welche Summe ich täglich frei verfügen konnte nach zwölf Jahren Lehrtätigkeit.

Und da dieser Zweifel den angenehmen Vorgang der Verdauung beeinträchtigte, wollte ich mich seiner entledigen und rief den Kellner.

„Der Signor befiehlt?" — „Die Rechnung."

Der Kellner zog sich aus seinem Brustlatze ein Taschenbuch hervor aus schwarzem Leder, zückte einen fürchterlichen Bleistift (und in diesem Augenblicke verloren die neuen Papierscheine, die ich kurz zuvor auf der Kassenverwaltung erhoben hatte, von ihrer Farbe; sie erbleichten).

„Ist sofort fertig, Signore; das Frühstück zu festem Preise zwei Lire fünfzig, der Wein" — er prüfte den Fiasko kaum — „eine halbe Lira. Machen zusammen drei Lire." — Ich atmete auf.

„Es ist nicht möglich, preiswerter zu bedienen; ich werde, Signore, recht oft kommen", mußte ich sagen und das Lob wollte unwillkürlich ausbrechen.

„Es ist der Grundsatz des Hauses", sagte mit schlichter Bescheidenheit jener tüchtige Aufwärter.

„Dann bringen Sie mir noch einen Kaffee."

„Wünschen Sie auch ein Gläschen Kognak?"

„Warum nicht? Gern: semel il anno..."

Aber dieser wohlverdiente Kellner war fort, und als er wiederkam, flüsterte er mir ins Ohr.

„Wünschen Sie eine Schmuggelzigarre? Ich habe Havanna ‚hors ligne'."

„Das ist wider das Gesetz", sagte ich.

„Oh, dieserhalb dürfen Sie ruhig sein. Der Herr Oberstaatsanwalt, der hier zu Abend zu essen pflegt, raucht nur meine Havannas, vielmehr, er bezieht sie auf Vorrat."

„Wenn dem so ist: regis ad exemplum totus informabitur orbis..." Und der für mich unvergeßliche Kellner zündete mir eine wunderbare Havanna an: deren bläulicher Nebel gleichsam vermischt mit dem Nebel des Weines und des Likörs mich sanft in eine Empfindung unendlicher Seligkeit einlullte.

„Die Welt ist schön und herrlich und heilig künftige Zeit" — wiederholte ich bei mir mit dem großen Dichter: „Freilich, gewiß, die Welt ist schön und herrlich" und ich verspürte kein Geräusch mehr, obwohl der Saal voller Leute war.

Wie ich nun, siehe, so allmählich sachte wahrnahm, daß der Stuhl, der mir gegenüberstand, sich bewegte, tat ich die Augen auf und bemerkte den jungen Damiano, der verlegen vor mir saß.

„Was will der da?" fragte ich bei mir, die Augen öffnend.

Er lächelte, ich sah, daß er in seinem blühenden Gesicht vor Vergnügen und Freundlichkeit lächelte, aber dann vernahm ich jene herben Worte, die mir die Verdauung durcheinanderbrachten.

„Herr Professor, ich sehe, Sie erkennen mich nicht mehr... Ich dagegen kenne Sie sehr gut!"

„Wehe!" seufzte ich in meinem Herzen, „Süße des Ungekanntseins, allzuflüchtig entschwunden!"

„Wahrhaft, nein Signore, ich habe nicht die Ehre!" stammelte ich. Er lächelte immer noch.

„Ich bin Ihr Schüler gewesen vor zehn Jahren: Sie aber, sehe ich, entsinnen sich meines Gesichtes nicht; aber ich erinnere mich sehr gut Ihrer, Herr Professor."

Ich begann wieder im Herzen noch tiefer zu seufzen, und als der feinfühlige Mann, der ich bin, schämte ich mich, bei dem häßlichen Laster der Völlerei von einem meiner Schüler ertappt worden zu sein: nichtsdestoweniger gab ich zur Antwort:

„Ich bin Ihnen dankbar und freue mich des Andenkens wegen, ich bin Ihnen sogar sehr dankbar. Aber so viele junge Leute sind mir durch die Hände gegangen, daß ich mich kaum der einzelnen entsinnen kann."

„Oh, Sie müssen sich vielmehr sehr gut entsinnen, Herr Professor" — bestand jener mit noch unaussprechlicherem Lächeln.

„Glauben Sie mir!...." und ich tat die Hand auf die Brust.

„Mein Name ist Damiano Saltori... Dieser Name müßte Ihnen doch etwas sagen!" Er wartete einen Augenblick und sprach dann jene Schreckensworte aus: „Sie, Herr Professor, haben mich unerbittlich von der Prüfung

Digitized by Google

von der dritten zur vierten Gymnasialklasse ausgeschlossen. Auch sagten Sie ‚rausgeschmissen' und nicht ‚ausgeschlossen'. Sehen Sie, ob ich mich erinnere!"

„Was für eine Verräterei bedeutet das?" fragte ich bei mir, zusammenfahrend.

Ade Süßigkeit des Verdauens! Ich weiß nicht, was ich zur Antwort gab, jedenfalls aber verwirrte ich mich und muß wohl etwa folgendermaßen geantwortet haben:

„Entschuldigen Sie, ich tat das nicht absichtlich! Sollte es so gewesen sein, tut es mir leid! Aufrichtig!"

„Doch bin ich Ihnen ja mein Leben schuldig, Herr Professor!" rief da zu meiner größten Ueberraschung der Jüngling aus in äußerster Begeisterung, „ich verdanke Ihnen meinen jetzigen Wohlstand, mein Glück: wie oft habe ich Sie auf der Straße anhalten wollen und Ihnen meine Dankbarkeit bekunden, doch mir fehlte der Mut. Jetzt hingegen, wo Sie in mein Geschäft hereinkamen, habe ich mir erlaubt..."

„Ich begreife nicht..." entgegnete ich, immer noch verstört, da ich fürchtete, daß dieser mein alter Schüler sich seiner „rhetorischen Figur" entsinne, die unter dem Namen „Ironie" geht.

„Oh, eines ist klar: klar wie die Sonne: erinnern Sie sich dessen, was Sie mir sagten?"

„Ich? Nein, Signore!"

„Sie sagten mir: du bist ein guter und braver Junge, aber um die klassischen Studien weiterzuverfolgen, dazu bedarf es etwas mehr als Verstandes — und nicht mal den hast du — dazu ist Kunst vonnöten: Du hast keine Kunst; du bist eine Auster. Ich erinnere mich des wohl, wissen Sie."

Ich errötete bei der Erinnerung an diese vorzüglichen Austern, die ich vor kurzem verzehrt hatte, und ich fühlte sie in meinem Magen noch leben, mit samt ihren Schalen.

„Verzeihen Sie, eigentlich..." sprach ich, auf dem Gipfel der Verlegenheit.

„Ach wo, Sie haben heiligste Wahrheit gesprochen", fuhr der treffliche Damiano fort: „meine Eltern waren es, die das nicht begreifen wollten: ich sollte ein Rechtsbeflissener werden um jeden Preis, mit einem Doktortitel den Namen der Familie adeln, und — Lehrer und Stunden im Hause! Aber schon ging mir dieses Latein nicht ein, und italienische Aufsätze machen, brachte mich in kalten Schweiß. Und Sie haben mich ausgeschlossen und haben gut getan."

„Ich erinnere mich nicht, Signore..."

„Erinnern Sie sich nicht, Signore, eines Auftritts, der zwischen meinem Vater und Ihnen sich abspielte? Jenes Abgeordneten, unseres Stammgastes, der von der Schulleitung die Schriftstücke forderte, um sie zum Minister zu bringen, seiner Drohung, eine Maßregel zu verlangen."

Jetzt erinnerte ich mich in der Tat: es war der Abgeordnete... gewesen. Doch es ist besser, seinen Namen nicht zu nennen.

„Und Sie blieben hart," fuhr jener höchst sympathische Damiano fort: „man wollte zwei Vierer umbiegen und sie zu zwei Dreiern werden lassen; und auch der Vorsitzende wollte die zwei Vierer umbiegen, und Sie blieben hart. Und mein Vater sagte (ich muß lachen, wenn ich daran denke): ‚Wie! Gewähre ich nicht etwa Nachlaß meinen Schuldnern um Hunderte von Lire, und Sie wollen nicht um eine einzige Einheit nachgeben'..."

„Was wollen Sie, mein Herr..."

„Aber Sie haben sehr gut getan! Hernach, da haben es meine Eltern begriffen. Sie haben mich, wie ich wollte, in die Schweiz geschickt, wo ich die Sprachen und den Handel gelernt habe. Ich wollte Vaters Geschäft weitertreiben und vergrößern, er hinwieder wollte sich vom Betriebe zurückziehen... Heute, wie bin ich heute glücklich! Dieser Cornelius Nepos ging mir nicht ein..." — „Nur allzu richtig!..."

Und er wollte selbst mir den Ueberzieher umtun und reichte mir den Hut und den Stock und bat mich, oft wieder zu kommen und sein Geschäft zu beehren.

„Ich werde nie den Sankt Damianstag vergessen", sagte ich.

„Zu gütig, Herr Professor!" und er hielt mir, er selber, die Glastür auf, durch die ich trat aus dem „Restaurant" mit der herrlichen Havanna zwischen den Lippen wie ein Bankherr oder ein Adeliger, der gewiß nicht sein Frühstücksgeld veranschlagt.

Digitized by Google

Rundschau.

Franz von Buhl zum Gedächtnis.

Ein Mann ist in diesem Jahre von uns gegangen, jäh und unerwartet, der zu den Besten seines Landes zählte. Der letzte eines Namens, der untrennbar verwoben bleibt mit der Entstehung, dem Aufstieg und der Höhe unseres Reiches. Sein Großvater Franz Peter Buhl hatte die Steine sammeln und behauen helfen zur Grundlegung des einigen Deutschen Reiches. Sein Vater Armand hat als ein treuer Helfer Bismarcks den stolzen Bau mitaufgerichtet. Dessen Sohn aber, Franz v. Buhl, er hat als der letzte, nicht geringste dieser Reihe das Vermächtnis seiner Väter würdig übernommen. Ihm war es vergönnt an den Aufgaben Deutschlands auf der stolzen Mittaghöhe des Reiches schaffen zu dürfen, und er tat es mit der überreichen Fülle seiner Persönlichkeit.

Keiner, der ihn kannte, wird ihren Eindruck vergessen. Das Leben bejahend, von einer Schaffensfreudigkeit beseelt, die, von hohem Pflichtgefühl getragen, nie erlahmte, immer voll Anregung und Frohsinn, so stand er bei uns. Seine liebenswürdige Herzlichkeit zwang die Menschen in seinen Bann, sie fühlten das tiefe Verstehen, das er jedem, auch dem Gegner, entgegenbrachte. Zu jeder Überzeugung fand er die Brücke, nur nicht zu niedriger Gesinnung. Zu diesem Verständnis trat eine warme Glut für alles Schöne und Edle, die zu einer hellen Flamme aufschlug, wenn es ihm galt, solche Idee zur Tat werden zu lassen. Das waren die Augenblicke, in denen das ganze Feuer des Rheinländers durchbrach, wenn die Begeisterung ihn forttrug, eilends den gefaßten Entschluß zu erfüllen, freilich immer begleitet von dem klugen, scharfen Verstand, der streng das Erreichbare vom Unmöglichen schied. Fremd war ihm die graue starre Theorie. Seine Überzeugungen beruhten auf einem universalen lebensvollen Wissen, das sich mit den Werten seines Charakters zu einer seltenen Harmonie verband, die vielleicht ihren schönsten Ausdruck in der tiefen Religiosität fand, die ihm ein lebendiges Band zu seinem Schöpfer war.

Dem Wesen seiner Persönlichkeit aber entsprach das Wirken seines Lebens. Ein buntes Bild vielseitiger Arbeit, war es vereinigt durch ein Ziel: Dem Wohl seines Landes. Mit dem Erbe des Vaters, dem damals schon bekannten Weingut in der Pfalz, übernahm er die alte Überlieferung seines Hauses, vorbildlich im Weinbau voranzugehen. Seine unermüdliche Sorge, die er dieser Aufgabe zuwandte, trug reichen Segen. Weithin galt sein Rat und sein Urteil, ihm mit an erster Stelle verdankt der Pfalzwein seinen Ruf. Vom Deutschen Weinbauverband aus, dessen Präsident Franz v. Buhl 15 Jahre lang geblieben ist, nahm er immer weiter ausgreifend die Verbindung mit dem Weinbau des Auslandes auf. Und auch von diesen fremden Nationen als führend anerkannt, ward er von ihnen auf mancher Tagung der gemeinsamen Kongresse als Leiter ausersehen. Sie alle schätzten und verehrten diesen Mann, der mit so feinem Geschick und klugem Verständnis für das Wesen der anderen Nationen auch widerstrebende Interessen zu binden verstand.

Den Schritt ins politische Leben selbst hat Buhl verhältnismäßig spät getan. Doch als er sich mit 38 Jahren dazu entschloß, war er geschult im juristischen Denken, erfahren in der öffentlichen Verwaltung und war versehen mit dem Rüstzeug tiefgründiger Kenntnisse in Geschichte und Staatsrecht. Die Überlieferung des Vaters und Großvaters zog ihn in das nationalliberale Lager, mit dem ihn vor allem der Wille zu einem starken einigen Reich Bismarckischer Tradition verband. Freilich ein Parteimann im üblichen Sinne des Wortes ist er nie gewesen. Sein großer Zug mied die Schablone, frei von jeder kleinlichen

Digitized by Google

Hemmung erfaßte sein Auge immer nur das Ganze; staatserhaltend, in der besten Bedeutung des Wortes, hat er jede Bewegung gefördert, die dem deutschen Gedanken und einer organischen gesunden Entwicklung unseres Staates galt. Von glänzender Beredsamkeit, ein Meister des Wortes, das selten einer so klar und fein auszuprägen verstand, begabt mit einer klangvollen Stimme, deren melodischer Rhythmus das Ohr des Hörers gewann, hat er manche große Versammlung zu sich bekehrt. Und doch, mehr noch entsprach ihm das stillere Wirken am Verhandlungstisch, dort hat er sein Bestes hergegeben und erzielt. Die Annäherung der Führer unserer großen nationalen Parteien im Reiche, sie war im Frühjahre 1915 nicht zuletzt sein Werk. Inzwischen war er in den Bayerischen Landtag gewählt worden, hatte im sozialistischen Ludwigshafen als Vertreter einer bürgerlichen Einheitsfront mit aussichtsreichem Erfolge kandidiert und war drei Jahre vor dem Krieg durch seinen Herrscher in die I. Kammer als lebenslänglicher Reichsrat berufen worden. Auch hier der dritte Buhl, dem diese Ehrung und Anerkennung zuteil wurde. Dankbar hat er den Ruf empfunden, denn er schuf ihm die ersehnte Gelegenheit, seiner Politik zu leben, frei von jedem Zwang und unabhängig von der Polemik und Leidenschaft der Parteien. Dem bald als eines der bedeutendsten Mitglieder des Reichsrates anerkannten, wurden wichtige Referate übertragen, die mit dem tiefen Verständnis, das er für alle Fragen der Inneren Politik hatte, stets die großen weltpolitischen Zusammenhänge zu verbinden wußten. Dort konnte man im Kriege seinen mahnenden erfahrenen Rat hören, der den Zwiespalt des Volkes bannen wollte, die Erbsünde der Deutschen. Als damals der letzte Ruf zur Sammlung erging, trat er an die Spitze der Vaterlandspartei in Bayern, um trotz seiner schon damals schwer erschütterten Gesundheit die beste Kraft einzusetzen. Daß es ihm, wie den anderen Führern nicht mehr gelungen ist, den nationalen Sinn in jenen verblendeten und zersetzten Schichten unseres Volkes zu neuem Leben zu erwecken, das war nicht seine Schuld. Unendlich schwer mußte er am Zusammenbruch des Reiches tragen, aber härter noch wie der Feind traf ihn das eigene Volk. Die Niedertracht, die es in diesen Tagen ausgespieen, der elende Verrat am eigenen Blute der Nation hat ihn zerbrochen. Todwund am Herzen ist er damals still heimgekehrt zu seinen Reben und Gärten, um Heilung zu suchen. Und doch, die Ruhe litt er nicht, immer wieder drängte es ihn zu helfen in der Verzweiflung des Landes und vor allem in der Not seiner Pfalz. Er hat vieles gelindert, denn auch der Feind hat diesen Mann achten müssen, an dem kein Falsch war. Noch einmal versuchten seine alten Freunde der Partei ihn wiederzugewinnen für das öffentliche Wirken. Zwei sichere Mandate wurden ihm geboten für Reich und Landtag; er hat entsagen müssen schweren Herzens. Er fühlte, seine Kraft ging zur Neige, aber gefreut hat ihn die Treue seiner Freunde, so von Herzen wohl wie ihn die schwarz-weiß-rote Schleife gefreut haben würde, die sie ihm aufs Grab gelegt haben, drüben in der geknechteten Pfalz, ein Sinnbild der Vergangenheit und ein Hoffen für die Zukunft.

Georg Enoch Freiherr zu Guttenberg-Buhl.

Die Astronomie in der „Kultur der Gegenwart".

Eingeleitet wird der neue Band des großangelegten Unternehmens (Leipzig, Teubner 1921) durch eine „Entwicklung des astronomischen Weltbildes" von Professor F. Boll. Es ist eine auf Kenntnisse von seltenem Umfange begründete Studie der Entwicklung der astronomischen Erkenntnis von den ersten Anfängen bei den Naturvölkern bis zur neuesten Zeit. Der Verfasser hat sich schon durch frühere Veröffentlichungen in diesem Gebiete als berufener Forscher legitimiert.

Digitized by Google

Seine glänzende und gedankenreiche Darstellungsgabe tritt auch im vorliegenden Artikel in all ihren Vorzügen hervor. Seine Auffassung des merkwürdigen Kulturphänomens, der Astrologie, wird allgemeines Interesse erwecken.

Diesem beachtenswerten Auftakte folgt in 11 Abschnitten eine Darstellung derjenigen Lehren der Astronomie, die sich in allgemein verständlicher Form darbieten lassen. Sie rührt ausnahmslos von bekannten Fachmännern her, verbürgt somit eine besondere Zuverlässigkeit, wodurch ihr Wert umsomehr erhöht wird, als fast überall der Ton auf Allgemeinverständlichkeit gestimmt ist. Das ist ein großer Vorzug vor so vielen populären Darstellungen der Astronomie, die so selten beide Ansprüche erfüllen.

Der verdiente Forscher im Gebiete der Chronologie F. G. Ginzel gibt eine Übersicht über die historische Entwicklung der „Zeitrechnung" und unterrichtet in überaus klarer Weise über die Entstehung und das Wesen dessen, was man Kalenderrechnung nennen könnte. Der Herausgeber, Professor Hartmann, berichtet über die „Zeitmessung" und stellt den ungeheuren Fortschritt dar, der in der Zeitbestimmung gemacht werden mußte, um jene Genauigkeit zu erreichen, welche gegenwärtig von der Wissenschaft und selbst schon von dem Verkehr gefordert wird. Daran schließt sich ein von Professor Ambronn ausgearbeitetes Kapitel über die Ortsbestimmung am Himmel und auf der Erde, welches in einem späteren Abschnitt nach der instrumental-mechanischen Seite hin ergänzt wird. Es wäre vielleicht doch sachgemäßer gewesen, diese beiden Artikel unmittelbar aufeinanderfolgen zu lassen, da sie im Grunde zusammengehören. Nachdem Herr von Flotow die Entwicklung der Lehre von der Erdgestalt und die damit zusammenhängende der Längenmaß-Systeme gegeben hat, wendet sich die Darstellung zu den astronomischen Fragen im engeren Sinne des Wortes.

Die Bewegungen in unserem Planetensystem, also der großen und kleinen Planeten, der Kometen und Sternschnuppen, die Erklärungssysteme von den ältesten Zeiten über Ptolemäus bis zu Kopernikus darzustellen, ist, wenn man mathematische Schlußfolgen möglichst vermeiden will, immerhin eine etwas spröde Aufgabe. Der Verfasser des Kapitels „Mechanische Theorie des Planetensystems" Herr von Hepperger hat sich aber der Aufgabe in ganz besonders geschickter Weise entledigt. In populären Darstellungen spielt die Behandlung der physischen Eigenschaften der Planeten oder, wie man kurz zu sagen pflegt, die Topographie der Planeten eine große Rolle. Das ist auch ganz angemessen, weil man hier mehr in die Einzelheiten gehen kann, ohne den Umfang des möglichsten Entgegenkommens einzuengen. Diese noch vor hundert Jahren von der strengen Wissenschaft wenig beachteten Fragen, können jetzt, wo große Fernrohre, photographische Aufnahmen als Forschungsmittel zu Gebote stehen, in einem sehr erweiterten Umfange behandelt werden. Das ergibt sich aus dem von Professor Graff geschriebenen Abschnitte, der bis zu den neuesten Ansichten z. B. über den Saturnring, über die auch in der breiteren Öffentlichkeit viel zu viel besprochenen Marskanäle, vordringt.

Ganz entsprechend ist, wenn der „Physik der Sonne" von Prof. Pringsheim ein besonderes Kapitel gewidmet wird. Denn das Studium der Sonne erfordert ganz eigene Methoden, deren Entwicklung der letzten Vergangenheit angehört.

Ebenso und vielleicht noch in höherem Maße ist die „Physik der Fixsterne", welche Prof. Guthnick bearbeitet hat, eine ganz moderne Disziplin. Denn erst die Entwicklung der astronomischen Photometrie und Photographie und der so vielfältigen spektralanalytischen Methoden, die Ansammlung von statistischen Daten über die Verteilung der Sterne, die Erforschung der höchst merkwürdigen veränderlichen Sterne, ermöglichten, den Fragenkreis der Physik der Fixsterne aufzurollen. In der eindringlichen und umfangreichen (sie umfaßt mehr als ein Fünftel des ganzen Bandes) Darstellung des Herrn Guthnick mag vielleicht dem

Digitized by Google

Fernerstehenden die Überfülle des dargebotenen Materials erdrückend scheinen. Der Fachmann aber wird gerade dieses Kapitel mit besonderer Freude begrüßen, denn es enthält die vollkommenste und zuverlässigste und bis auf die Gegenwart geführte Darstellung in diesem Gebiete, die wir besitzen. Man wird bei der Beschäftigung mit dem Gegenstand stets auf sie zurückgreifen müssen.

Eine scharfe Kritik werden zwar viele der neuen Resultate sich gefallen lassen müssen, was Herr Guthnick selbst zu bemerken nicht unterlassen hat. Denn manche „wilde" Hypothese ist ans Tageslicht getreten, die eine besonnene Kritik wenigstens vorläufig zurückweisen muß.

Die Entwicklung der Photometrie und das Studium der Bewegungen der Fixsterne hat im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts einen andern Fragenkreis, in viel umfassenderer Weise als dies früher möglich war, in Angriff zu nehmen erlaubt: Die räumliche Ausdehnung des Sternsystems, welches uns umgibt, die räumliche Verteilung der Sterne in ihm und ihre Bewegung. Hier treten Fragen von höchstem und allgemeinem Interesse in den Vordergrund. Ist das engere Sternsystem, dem wir angehören, ein in gewissem Sinne isoliertes, sind die weiteren unzweifelhaft ins Unbegrenzte gehenden Räume unseren Beobachtungen zugänglich, oder ist dies nicht der Fall?

Das was bisher als mehr oder weniger sicheres Erkenntnisresultat gewonnen worden ist, hat Herr Professor Kobold im Kapitel „Das Sternsystem" übersichtlich zusammengefaßt.

Den Schluß des Bandes bildet das Kapitel von S. Oppenheim „Die Gravitation". Die berechtigten Zweifel an der absolut genauen Richtigkeit des Newtonschen Gesetzes, an der gedanklichen Zulässigkeit von in die Ferne wirkenden Kräften werden in klarer Darstellung auseinandergesetzt und, wie es dem Zeitgeist entspricht, bildet den Schluß eine Besprechung der Relativitätstheorie. Ob diese an sich treffliche Auseinandersetzung die Meinung des Unterzeichneten zu widerlegen imstande ist, daß eine dem Nichtmathematiker wirklich verständliche Darstellung der neuen Relativitätstheorie überhaupt nicht möglich ist, möge hier unerörtert bleiben.

Überblickt man den reichen Inhalt dieses neuesten Bandes der Kultur der Gegenwart, so kann man sich nur über das Zustandekommen des Unternehmens freuen und das Studium dieser populären Astronomie im besten Sinne des Wortes angelegentlichst empfehlen: sowohl dem Fachastronomen als auch demjenigen, der Belehrung und geistige Erfrischung sucht.

Die Ausstattung des Bandes ist in Anbetracht der in unserem Vaterlande herrschenden Zustände überraschend schön und würdig. Hugo von Seeliger.

Neue Bücher.

Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, Band II (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Textband geheftet M. 50.—, gebunden M. 65.—, Abbildungsband geheftet M. 75.—, gebunden M. 90.—). Es ist schwer zu beschreiben, mit welchen Gefühlen alle die, die wissen wer Dehio ist, der Vollendung seines großen Werkes entgegensehen. Als 1919 der erste Doppelband erschien, wurde er hier angezeigt als die „seit langem und wohl auf lange hinaus wichtigste Erscheinung auf dem Gesamtgebiete deutscher Kunst" (S. M. 17, II, 154 ff.). Nun ist der zweite Doppelband da, der die Zeit von 1250 bis 1500 behandelt und abermals eine Fülle von Wissen und Anschauung vermittelt, mit einer Beherrschung des ungeheuren Gebiets, einer Klarheit und Eindringlichkeit, einer gleichmäßigen Durchdringung und planmäßigen Auswahl des Stoffes, für welche kein Wort der Be-

Digitized by Google

wunderung zu stark und keines der Dankbarkeit genügend ist. Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, wie zerstreut und zersplittert die Voraussetzungen dieses Bandes in der Forschung vorlagen, um ihre außerordentliche Zusammenfassung auf 350 Seiten Großquart nicht zu würdigen, sondern nur zu ahnen. Die Gestalt Dehios wird zum Sinnbild: dieser in Reval geborene Deutsche, der Freund Viktor Hehns, muß am Abend seines Lebens aus Straßburg fliehen, und jetzt schenkt uns der über Siebzigjährige, der am meisten deutsche Kunststätten, die kleinsten, die entlegensten, die unbekanntesten selber aufgesucht und in seinem „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler" zusammengestellt hat, das Werk, das die ganze Breite deutscher Kunst vom Ordenslande und der Slawenmark im Osten behandelt bis zum geschichtlichen Lotharingien.

Der Textband (IV. Buch) wird erschütternd eingeleitet über das eigentümliche Doppelschicksal der deutschen Hochgotik, zehn Seiten von klassischer Größe und Gültigkeit. Es folgt dann die Baukunst von 1250—1400, wo sich Dehio manchmal in ein paar Zeilen mit der ganzen Forschung auseinandersetzt und das letzte Wort spricht. Er zeigt, wie die ihrem Wesen nach germanische Gotik, die in Frankreich aufs glänzendste ausgebildet worden, in Deutschland vereinfacht und dadurch vor neue Aufgaben gestellt wird, wobei er den Unterschied zwischen Alt- und Neustämmen (Kolonialländern) in der Baugesinnung aufzeigt. Er behandelt dann nacheinander Wand- und Glasmalerei, Bau- und Grabplastik, Schmuck und Gestalt der gottesdienstlichen Gebrauchsgegenstände und die Andachtsbilder. (Wie ergreifend steht Seite 73 eine Anmerkung von 2 Zeilen da über das Leuchten der Glasmalereien im Straßburger Münster in winterlicher Morgenstunde! Oder wie überzeugend ist die Entwicklung des Vesperbilds aus der Marienlyrik, S. 120.) Es finden sich in diesen Kapiteln Prägungen, die für immer in der Kunstgeschichte weiterleben; so, wenn Dehio (S. 123) von jener „fruchtbaren Formlosigkeit" spricht, die „von altersher das Schicksal und, recht verstanden, das Privilegium der deutschen Kunst" war.

Das V. Buch behandelt das 15. Jahrhundert. Auch dieses Buch beginnt mit einer großartig knappen, reichen und tiefsinnigen Einleitung von nur 10 Seiten, abermals völlig klassisch: über die neue Gesamteinstellung zum Leben, die Wandlung im inneren Lebensprozeß, inneres Absterben, äußeres Abbröckeln des Reichs, neue Lebensstimmung von den Niederlanden bis Toskana, Unanwendbarkeit des Wortes Renaissance auf den Norden, Zusammengehörigkeit niederländischer und deutscher Kunst, tiefere Wurzeldeutschheit der Kunst des 15. Jahrhunderts, Verbürgerlichung, Verlust an Vornehmheit des Lebensgeschmackes, Widerspruch zwischen innerer Überfülle und äußerer Schwäche, Selbstgewahrwerden des Individuums, Rückgang der monumentalen Großkunst, Durchdringung der Natur mit menschlichem Lebensgefühl, Anerkennung zugleich der außermenschlichen Wirklichkeit wie der Freiheit des Subjekts.

Dehio formuliert sodann den Stilcharakter der sogenannten Spätgotik, die „weder Gotik ist noch Renaissance, sondern ein Drittes", ihre Systemlosigkeit, Tiefenerlebnis, Raumgefühl. Diese Seiten lassen uns jetzt schon mit Spannung seiner Behandlung des deutschen Barocks entgegensehen, wo zum Teil dieselben Unterströmungen gleich mächtig fließen: steht doch guter deutscher Barock oft nichts näher als dieser Spätgotik im Plastischen, in der Systemlosigkeit des Ornaments, im Raumgefühl, das ein sich bewegendes Grenzenloses will usw. In der Tat zieht Dehio diese Linie (S. 149) und schreibt ebenso kühn wie treffend: „Vielleicht ist die Spätgotik schon der Anfang vom Barock" und, noch kühner, aber nach unserer Überzeugung unbedingt richtig: „Vielleicht ist das Barock überhaupt die deutsche Ur- und Grundstimmung."

Er behandelt nun die einzelnen Landschaften und Schulen, in der Architektur, und in der darstellenden Kunst, Bilddruck, Kunstgewerbe. Im letzten (VI.) Buche:

Digitized by Google

Burg und Stadt, Befestigung, Wohnhaus, öffentliche Bauten, Binnenräume. (Es wird Oswald Spengler eine Genugtuung sein, daß Dehio, weitentfernt, in die Aburteilungen gelehrter Spezialkoryphäen einzustimmen, sich mit ausdrücklicher Zustimmung Spenglersche Formulierungen zu eigen macht, z. B. S. 167 ff.) Auch diese Kapitel strotzen von neuen Erkenntnissen und Prägungen.

Vom Illustrationsband kann nur gesagt werden, daß er sich dem Texte anschmiegt, wie noch nie Abbildungen zum Texte gestimmt haben. Alles ist mit höchster Umsicht gewählt, immer das Lehrreichste, das Deutlichste und Bezeichnendste. Kein effektvolles Bilderbuch, sondern eine meisterhafte Beispielsammlung. Das Verfahren, Text und Abbildungen zu trennen, bewährt sich auch in diesem Bande vorzüglich.

Über Hebbels lyrische Gedichte hat uns ein Franzose, Louis Brun, Professor am Lycée Charlemagne, einen fast 900 Seiten starken Band gegeben (Paris, Felix Alcan): Hebbel, sa personnalité et son œuvre lyrique. Er nennt Hebbel den faustischesten der neueren deutschen Dichter. Sein ganzes Buch zeigt, daß er sich in ihn mit einer Hingebung versenkt hat, wie keiner vor ihm, es gibt keine Seite der Persönlichkeit Hebbels, die er nicht liebevoll behandelt. Die Einteilung der Gedichte in den Lebenslauf und ihre Behandlung erinnert an das Werk von Professor Heinrich Bischoff über Lenau (vgl. XVIII/10, S. 318). Ein Blick in die Anmerkungen allein zeigt, mit welcher Sorgfalt Brun arbeitet; der Band ist ein wahrhaftes „Corpus Hebbelianum" und jedem, der sich mit dem Dichter genauer befaßt, unentbehrlich. Es wimmelt von feinen Beobachtungen über Sprach-, Stil- und Rhythmuseigentümlichkeiten Hebbels. Besonders reich an Aufschlüssen und Anregungen ist der fünfte Teil mit seinen großen Zusammenfassungen, seiner allein 20 Seiten füllenden chronologischen Tabelle mit Titel, Versanhang, Gattung und Textverweis und der genauen Bibliographie. Das Werk gehört fortan zum eisernen Bestande der Hebbel-Forschung.

Liebhaber von Jagdgeschichten seien aufmerksam gemacht auf die „Bücherei von Berg und Wald, vom Weidpfad und vom Steppenwild", Verlag Rich. Eckstein, Leipzig. Bisher erschienen: Julius R. Haarhaus, Der Kreuzbock und andere Jagdgeschichten; — Arthur Schubart, Auf Grüngrund (Novelletten); — Fr. Penzoldt, Das verhexte Zielfernrohr und andere Jagdgeschichten; — F. Bergmiller, Auf Waldwegen. Preis des gehefteten Bandes 8 Mark.

Das Bibliographische Institut baut seine Klassikersammlung zielbewußt aus. Vor einiger Zeit haben wir den Arnim angezeigt. Nunmehr liegt eine dreibändige Ausgabe der Werke Geibels vor, herausgegeben von Wolfgang Stammler, der zum erstenmal einen kritisch gereinigten Text bietet (3 Bd. in Halbleinen 65 Mark). Die Generation, der ich angehöre, ist Geibel gegenüber in einem zwiespältigen Gefühl aufgewachsen, und manche haben dies Gefühl nie nachgeprüft. Offiziell war der Dichter des „Tods des Tiberius" angesehen und empfohlen, aber die damaligen Literaturkampfschriften verhöhnten ihn als Barden für höhere Töchter. Wer sich durch Vergleich mit anderen Literaturen seinen eigenen Maßstab geschaffen hat, kommt zu einem überraschenden Ergebnis. Zunächst kann Geibel außerordentlich viel, seine Formbegabung ist eine der glänzendsten und vielseitigsten, die wir haben. Sein klassisches Liederbuch und seine Übersetzungen aus dem Spanischen und Französischen beweisen es. Man hat neuerdings gegen seine Übertragungen und die seines ihn noch übertreffenden Jüngers Paul Heyse Einwände vernommen, als könnten wir heute mehr. Versuche es doch einer, das Gedicht von Barbier O Corse à cheveux plats besser zu übersetzen als Geibel, oder die sienesischen Rispetti schöner als Heyse! Ich glaube, ein Verskünstler der soviel kann, wirklich kann, wäre in Ländern, wo auch Literaten noch Respekt vor dem handwerklichen Erbe der abgegangenen Generation haben, in Eng-

Digitized by Google

land, Italien, nie so hochnäsig behandelt worden. Aber Geibel war mehr und konnte mehr. Er hatte vor allem das untrügliche Bewußtsein der inneren Form, jenes letzte Gefühl für Gemäßheit des Tones, des Umfangs, des Metrums, des einzelnen Worts, der Vokale, das in der Lyrik unserer Zeit fast völlig verwildert ist. Ich glaube nicht, daß in Ländern, wo man vor dem Dichter Respekt hat, als vor einem, der nicht nur etwas kann, was wir andern nicht können, sondern vor allem etwas ist, was wir andern nicht sind, ich glaube nicht, daß, sagen wir in Frankreich François Coppée, dem gegenüber Geibel der unendlich größere Lyriker ist, daß in England Tennyson je so albern süffisant hätten behandelt werden dürfen. Aber Geibel ist mehr. Er ist vor allem ein Charakter, wodurch er sich unterscheidet von Nervenschock-Simulanten, die ihren apokalyptischen Callimathias auf Büttenpapier aufsetzen, ehe sie ihn ihrem Verleger in die Maschine diktieren. Abermals möchte ich bezweifeln, ob ein poetischer Charakter vom Range Geibels in England oder Italien wäre so schnöde behandelt worden. Vor allem war dieser Geibel deutsch bis in die Knochen, was ihn sehr vorteilhaft unterscheidet von so vielen Mitgliedern der Lyrikgewerkschaft, deren Knochen hochgradig rachitisch sind (manche haben überhaupt keine Knochen und sind Weichtiere, nicht gerade so genießbar wie Austern, aber immerhin damit zu verwechseln wie Miesmuscheln). Die Deutschen sind geneigt, höchst begabte Traditionshalter geringer zu schätzen, als geringer begabte Traditionsbrecher. Nicht die unverdorbene Leserschaft, wohl aber die Armen im Geiste, die sich immer erst aus einer Literaturgeschichte von einer Autorität die Erlaubnis holen, sich eines Dichters zu freuen, um ihn, wenn sie ihn dort schlecht behandelt finden, gleich preiszugeben. Mit dem kritischen Senf, ohne den wir glauben kein Werk der Literatur und Kunst mehr genießen zu können, verderben wir uns bloß Magen und Appetit. Es ist viel bildender und genußreicher, sich Geibel in seine Bibliothek einzustellen, und sich in aller Ehrlichkeit und Unbekümmertheit dieses reinen und gediegenen Dichters zu freuen, als in allerhand Kompendien herumzustochern und sich dummes Zeug über „Münchner Schule“ und ähnliche Fiktionen der Literaturklitterung anzulesen.

Daß das Decamerone des Boccaccio zu den wichtigsten Quellenwerken der Literatur gehört, ist bekannt. Weniger bekannt pflegen die literarhistorisch nicht minder einflußreichen Novellen des Bandello zu sein. Es ist daher ein Verdienst des Verlages Georg Müller, der schon eine große Anzahl derartiger Werke der älteren Weltliteratur Liebhabern zugänglich gemacht hat, daß er auch diese nicht nach, sondern neben Boccaccio wichtigste Sammlung herausgibt. Die ersten 3 Bände (Halbleder 270 Mark und 30 Prozent) enthalten die ersten 45 Erzählungen. Bandello erzählt bekanntlich oft trocken; keinesfalls wird der Liebhaber obszöner Literatur bei ihm auf seine Rechnung kommen, wenn auch der Inhalt oft nach heutigen Begriffen unmoralisch ist. Shakespeare hat für „Viel Lärm um nichts“, „Die beiden Veroneser“, „Was ihr wollt“ und „Romeo und Julie“ Bandello benutzt. Die Müllersche Ausgabe enthält auch zum erstenmal in deutscher Übertragung die Widmungsbriefe Bandellos an berühmte Zeitgenossen.

Josef Hofmiller.

Richard Grauls Einführung in die Kunstgeschichte[1]).

Der gleiche Verlag, in den seinerzeit Springers Handbuch der Kunstgeschichte übergegangen ist, gab 1916 die siebente Auflage von Grauls Einführung in die Kunstgeschichte heraus. Zu 1022 Abbildungen ein Text von 162 Seiten! Das zeigt, daß der Verfasser in erster Linie durch das Auge wirken will. Der Text gibt

[1]) Alfred Kröner Verlag, Leipzig 1916. 7. umgearbeitete Auflage. 1022 Abb. 8°. 240 S.

Digitized by Google

in knapper, nur gelegentlich wie bei Dürer oder Raffael breiterer Form die Unterlagen für das Verständnis der Bilder und verzichtet auf eingehendere ästhetische Würdigung. Erfreulicherweise findet das Kunstgewerbe, in dem der Verfasser zu Hause ist, starke Berücksichtigung. Bei der Auswahl der Bilder wird das Bestreben deutlich, auch seltnere Werke oder minder übliche Ansichten bekannter Werke zu bringen, wie Nr. 170 die Karyatide aus Delphi, 203/4 den Wiener Zeuskopf, den Kopenhagener Menander (257), den ravennatischen Bischofsstuhl (336), die Ansichten der Sophienkirche, die syrisch-arabischen Bauten, den persischen Tierteppich des österreichischen Kaiserhauses (385), die gotischen Bauten aus allen Teilen Europas, die Übersichten über das Kunstgewerbe verschiedenster Stile. So darf man Grauls „Einführung" ein gutes Hausbuch nennen, das den Beschauer von der vorgeschichtlichen Zeit bis zu Adolf Hildebrand und Messel führt und wie kaum ein anderes Werk einen allseitigen Überblick ermöglicht. Will man etwas tadeln, so wäre es vielleicht die allzu große Häufung von Namen im Text und die Beibehaltung der üblichen Dreiteilung in Architektur, Plastik und Malerei. Gerade eine so knappe Darstellung hätte vielleicht den Versuch wagen sollen, das Ineinandergreifen der Künste und nicht ihre Zersplitterung vorzuführen.

Fr. W. von Bissing.

Karl Noetzels Einführung in den russischen Roman[1]).

Die Reihe gelehrter und gescheiter Bücher, die Noetzel über russische Dinge geschrieben hat, ist schon recht stattlich. Es sind lauter Werke eines wirklichen, tiefschürfenden Kenners, der die eine große Bedingung erfüllt, ohne die man über ein Land nicht schreiben soll: er hat Rußland ebenso mit dem Herzen, wie mit dem Verstande begriffen. Das zeigt auch das vorliegende Bändchen wieder, das ich noch wärmer empfehlen würde, wenn es nicht an dem typisch Noetzelschen Fehler litte, dem der allzu abstrakten und schwer verständlichen Sprache. Im ganzen Bändchen kaum ein Bild, das uns das Thema ein wenig näher brächte. Nun, da wird nicht viel zu machen sein: als durch und durch philosophischer Kopf denkt Noetzel eben abstrakt. Man wird das Buch mit großem Nutzen lesen; es sind glänzende Gedanken über die Psyche des Russen darin. Freilich glaube ich nicht, daß der Westeuropäer den Russen ohne einen längeren Aufenthalt im Lande wirklich verstehen wird. Aber Leuten, die schon in Rußland gewesen sind, wird das Buch sehr viel geben.

A. Dirr.

Der am meisten zeitgemäße Kalender

heißt „Deutsches Land in Feindeshand" und ist erschienen bei Hermann Eichblatt, Leipzig-Gohlis (Preis 12 Mk.). Der Kalender bringt für jede Woche des Jahres 1922 ein schönes Bild aus den uns entrissenen Gebieten.

[1]) Musarion-Verlag, München, 1920.

Redaktionell abgeschlossen am 10. November 1921.
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, und Knorr & Hirth G. m. b. H., München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie. Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Lesesaal
der Städt. Kurverwaltung

Bismarck

11. Dez. 1921

Enthält u. a.:

Die bisher unveröffentlichten Berichte des bayerischen Gesandten Grafen Lerchenfeld über die Entlassung

Bücherei der städt. Sammlungen Baden-Baden

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite IV

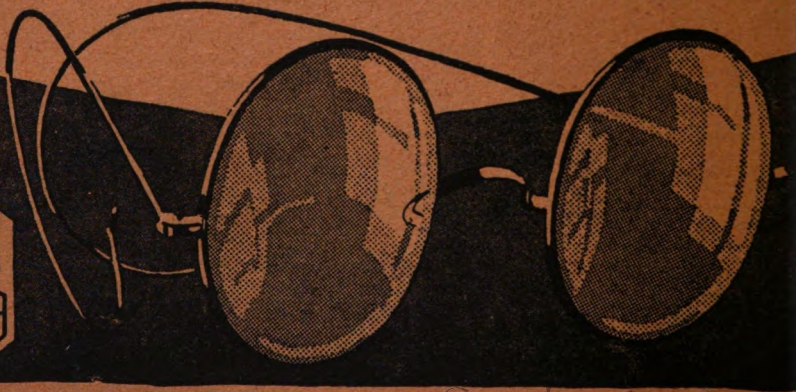
Süddeutsche Monatshefte
Preis M. 4.50
Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., Leipzig und München

Digitized by Google

Zeichnung von Th. Th. Heine.

ZEISS
Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete, für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser richtig zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen u. Kneifer Zeiss Punktalgläser ein.



Druckschrift
Punktal 5
kostenfrei

CARL ZEISS
JENA

Digitized by Google

Eine neue wohlfeile Kunstbücherei

BIBLIOTHEK DER KUNSTGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON HANS TIETZE
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WIEN UND REGIERUNGSRAT

Die Tietzesche Bibliothek der Kunstgeschichte will die altgewohnten kunstgeschichtlichen Handbücher, die den modernen Menschen nicht mehr voll befriedigen, ablösen. Sie gibt knappe, ernsthafte Belehrung und moderne Problemstellung in buchgewerblich geläuterter Form. Tietze teilt das ganze Gebiet der Kunstgeschichte, unter voller Berücksichtigung der Urzeit wie der Exoten, in 500 kleine Abschnitte, deren jeder ein Bändchen mit kurzem Text und 20 Bildertafeln ergibt. Er hat sich dazu der Mitwirkung der besten Spezialisten versichert.

Preis jedes Bändchens in handgearbeitetem Papier gebunden 8 Mark

Die ersten Bände:

1. H. Wölfflin, Das Erklären von Kunstwerken
2. H. Schäfer, Das Bildnis im alten Agypten
3. M. J. Friedländer, Die niederländischen Manieristen.
4. H. Tietze, Michael Pacher und sein Kreis.
5. E. Waldmann, Wilhelm Leibl.
6. J. Schlosser, Oberitalienische Trecentisten.
7. C. Praschniker, Kretische Kunst.
8. E. Panofsky, Die sixtin. Decke.
9. C. Glaser, Vincent van Gogh.
10. K. With, Japanische Baukunst.
11. K. Z. v. Manteuffel, Das vlämische Sittenbild des XVII. Jahrhunderts.
12. A. Matějček, Böhmische Malerei des XIV. Jahrhunderts.
13. W. Cohn, Altbuddhistische Malerei Japans.
14. W. Waetzoldt, Bildnisse deutscher Kunsthistoriker.
15. A. Grisebach, Deutsche Baukunst im XVII. Jahrhundert.

Viele weitere Bändchen sind in Vorbereitung.

Programmhefte mit dem vollständigen Inhaltsverzeichnis aller 500 Bände in jeder gutgeleiteten Buchhandlung vorrätig.

E. A. SEEMANN / LEIPZIG

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Dezember 1921

Bismarck

Seite

Bismarcks Persönlichkeit. Ungedruckte persönliche Erinnerungen 105

Tim Kleins Bismarck 122

Bismarck-Erinnerungen. Von Luise Freiin von Poellnitz 123

Briefe über Bismarck. Von Heinrich Füllscher, Bismarcks letztem Rechtsbeistand 127

Die Bismarck-Erinnerungen von Minister Lucius 137

Die Entlassung. Auf Grund der bayerischen Gesandtschaftsberichte. Von Dr. Karl Alexander von Müller, Professor der Geschichte an der Universität München 138

Weihnachtsrundschau

Bücher zum Schenken. Von Dr. Josef Hofmiller 178

Schrift- und Verlagsleitung: München, Königinstraße 103. Fernsprecher 30692
(nur von 8 bis 3 Uhr, Samstag 8 bis 1 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen)

Digitized by Google

Bismarcks Persönlichkeit.

Ungedruckte persönliche Erinnerungen.

Zu den erschütterndsten Erfahrungen, die uns die Herrschaft des demokratisch-sozialistischen Parlamentarismus gebracht hat, gehört wohl die Tatsache, daß die Führung der Staatsgeschäfte fast durchweg vom Geiste alltäglichster Mittelmäßigkeit getragen wird. Persönlichkeiten von überragender Veranlagung des Verstandes und Willens scheinen seit der großen Umwälzung in den leitenden Stellen nahezu ausgestorben zu sein. Der Wechsel der Staatsform kann dafür schwerlich verantwortlich gemacht werden, denn wir haben es ja mit grimmigem Neide erlebt, daß im Freistaate Frankreich Männer mit bedeutenden Eigenschaften am Ruder standen, während das Ausmaß unserer Führer seit den Zeiten Wilhelms II. in verhängnisvoller Weise abgenommen hatte. Es ist aber wohl kaum ein Zweifel, daß die wesentliche Ursache für die jetzige Unzulänglichkeit in der sozialistisch-kommunistischen Entstehungsgeschichte unseres jüngsten Staatswesens liegt. Die trotzige, klassenbewußte Mißachtung jeder Überlegenheit, die naive Zuversichtlichkeit des Laien gegenüber den schwierigsten Fragen, das rücksichtslose Streben nach Ausnutzung der Parteimacht sind ja die natürlichen Kennzeichen jeder Bewegung, deren Ziel die Herrschaft der Massen bildet. Das schlimmste Zerrbild solcher Bestrebungen hat uns die Räteherrschaft gezeigt, die wahllos Gesindel aller Art in die verantwortungsvollsten Ämter hineinspülte, aber grundsätzlich scheint jede Verfassung, die eine hilflose Abhängigkeit der Staatsleitung von den schwankenden Meinungen und Stimmungen der Menge schafft, derartige Gefahren heraufzuführen.

Und doch kann kein Satz einleuchtender sein, als der, daß ein Volk nur gedeiht, wenn es von den Besten seines Stammes geleitet wird. Dieser selbstverständlichen Forderung verdanken die Monarchien ihre Entstehung, insofern ihre Begründer stets ihre Volksgenossen überragten, die ähnliche Eigenschaften auch bei den Nachkommen wiederzufinden hofften. Das gleiche Ziel hat die Wahl der Staatslenker in den Freistaaten. Die Lebenskraft jedes Staatsgebildes, mögen seine Einrichtungen sonst sein, wie sie wollen, wird davon abhängen, ob es sich die Gewähr dafür schafft, daß nur die Tüchtigsten seine Geschicke bestimmen. An sich wird dieses wichtigste Erfordernis weder durch die Einzelherrschaft noch durch die Volksherrschaft gesichert, da dort die Gefahr der Günstlingswirtschaft, hier diejenige des Parteiklüngels droht. Aber das Beispiel Friedrichs II. und Wilhelms I. einerseits, Washingtons und Lincolns andererseits zeigt, daß in beiden Fällen die Möglichkeit für eine glückliche Lösung der Grundfrage staatlichen Daseins vorhanden ist.

Das widerwärtige Treiben einer Zeit, in der nicht die persönliche Befähigung, sondern vor allem die Parteigesinnung den Zugang zur Staatsleitung bahnt, lenkt unseren Blick mit zwingender Macht auf jenen Abschnitt unserer Geschichte zurück, der unser Vaterland wirklich unter die Herrschaft seiner besten Söhne stellte. Die ragende Gestalt des ersten Kanzlers ist es, die uns den entsetzlichen Abstand unserer heutigen Staatsleitung von derjenigen einer noch in unserem Gesichtskreise liegenden Vergangenheit mit brennendem Schmerze einprägt. Das Vorbild, das uns seine gewaltige Persönlichkeit bietet, sollte gerade jetzt eindringliche Kraft gewinnen, um uns zu stählen für die Zeit, in der wieder ein wahrhaft großer Mann sich an die Spitze unseres Volkes stellen wird.

Vor uns liegen die Aufzeichnungen einer geistig sehr hochstehenden, längst verstorbenen Persönlichkeit, die das unschätzbare Glück hatte, dem eisernen Kanzler viele Jahre hindurch sehr nahe zu stehen. Was sie enthalten, ist lediglich eine sorgfältige Kennzeichnung des Menschen Bismarck. Sie wollen ihn wahrheitsgetreu schildern, ebenso weit entfernt von schwärmerischer Verhimmelung wie von nörgelnder Überlegenheit. Selbstverständlich ist auch diese Darstellung nur ein Spiegelbild, dem die Eigenart des Beobachters sein Gepräge gibt, aber

Digitized by Google

die Bedingungen, unter denen sie entstanden ist, geben doch die Sicherheit, daß sie überall auf umfassender und sorgfältiger Beobachtung beruht. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß die Verehrung, die jeder Volksgenosse für den Schöpfer unserer Einheit empfinden muß, auch in der Beurteilung von Bismarcks Persönlichkeit zum Ausdrucke kommt, aber sie hat den Blick für die Schwächen und Einseitigkeiten nicht getrübt, denen auch dieser große Mann, wie jeder Sterbliche, unterworfen war. Da die Schilderung niemals für die Öffentlichkeit bestimmt war, trägt sie den Stempel des rein persönlichen Erlebnisses. Wir glauben aber dennoch im Sinne ihres Urhebers zu handeln, wenn wir sie denjenigen Deutschen zugänglich machen, die sich danach sehnen, ihren Blick aus der Not der Zeit zu erheben. Abgesehen von einer übersichtlicheren Gruppierung der zwanglos niedergeschriebenen Beobachtungen, werden wir bemüht sein, die Aufzeichnungen möglichst mit den gleichen Worten wiederzugeben, wie sie uns vorliegen.

*

Schon der äußere Eindruck Bismarcks, seine mächtige Gestalt, seine aufrechte, stramme, dabei ungezwungene Haltung, namentlich aber der durchdringende Blick seiner feuchten, leuchtenden, vergißmeinnichtblauen Augen, pflegte eine überwältigende Wirkung auf seine Besucher auszuüben; sie waren oft ganz überrascht über die Vornehmheit seiner Erscheinung und küßten ihm unwillkürlich die Hand. Auch sehr selbstbewußte Leute knickten bisweilen vor ihm zusammen wie ein Taschenmesser. Aus seinen Mienen, die einen unbeschreiblich freundlichen Ausdruck tragen konnten, sprach ein unbeugsamer Wille. In einem gewissen Gegensatze dazu standen seine hohe, weiche, schwache, fast weiblich klingende Stimme und die zarten, feinen Hände. Seine Bewegungen waren anmutig, bedächtig, natürlich; er war sehr geschickt. Der Gang war langsam, wenigstens im Alter; der Fürst blieb auf seinen Spaziergängen öfters stehen, um dieses oder jenes näher zu betrachten. Seine Verkehrsformen zeigten vollendete Höflichkeit und Aufmerksamkeit, waren aber durchaus frei und ohne jede Künstelei, nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten und Fürstlichkeiten gegenüber steif und würdevoll. Frauen behandelte er mit großer Ritterlichkeit; er küßte seiner Schwester stets die Hand.

In seiner Kleidung war Bismarck einfach, altväterlich, aber sehr sorgfältig und sauber, immer wie aus dem Ei gepellt. Er trug meist einen schwarzen Rock und die weiße Binde, die er selbst knüpfte, sowie einen großen Schlapphut, aber auch gern Uniform, da sie ihm den Verkehr mit dem Kaiser erleichterte. Großen Wert legte er auf Bequemlichkeit der Kleidung; alles Modische oder gar Geckenhafte lehnte er mit Entschiedenheit ab. Er trug niemals einen Ring und fand einen Mann, der Schmucksachen anlegte, unmännlich und verächtlich. Auch bei seinen Untergebenen liebte er Auffälligkeiten in der Tracht nicht. Er mißbilligte modisch gekleidete, offenkundig eitle Menschen, konnte sich über eine neue Halsbinde bei einem ihm zugeteilten Herrn ärgern und regte sich über Minister mit wallenden Bärten auf, da sie entweder unsauber seien oder dem Staate durch die Pflege ihrs Bartes die Zeit stöhlen; ein preußischer Minister habe dafür keine Zeit. Solche Dinge konnten ihm eine Persönlichkeit von vorneherein verleiden. Als Hilfe beim Sehen benutzte er eine Lorgnette.

Die Sprechweise Bismarcks war stockend, mühsam, durch Pausen unterbrochen; es war oft peinlich, ihm zuzuhören, weil man den Eindruck hatte, als bleibe er stecken. Er suchte sehr sorgfältig nach dem genau passenden Worte, machte lange Pausen zwischen Beiwort und Hauptwort, schoß dann plötzlich mit einer überraschenden Wendung heraus, auch über die Satzgrenze hinüber; es erschien wie ein qualvolles Ringen mit der Form. Dabei ergab sich dann schließlich ein sehr gewählter sprachlicher Ausdruck, der jedoch allen rein rednerischen Schmuck bewußt verachtete. Er habe schon manche glänzende Redner gehört, meinte der Fürst, bei denen nachher niemand wußte, was sie eigentlich gesagt hätten. Seine Ausdrucksweise war knapp, packend, sachlich, in gewissem Sinne nüchtern, ohne

Digitized by Google

schöne Beiworte, aber voll innerlichen Schwunges. Seine Reden hielt er meist frei oder nur durch kleine Aufzeichnungen unterstützt. Sehr gut gelangen ihm oft unvorbereitete Erwiderungen, bei denen er eine außerordentliche Schlagfertigkeit entwickeln konnte. Flüssiger als im Reichstage, wo er jede Wendung sorgsam abwog, äußerte er sich im kleinen Kreise, wo er Derbheiten nicht verschmähte, ohne doch jemals das Maß zu überschreiten. Aber auch hier sprach er in der Regel zögernd, bedächtig, überlegend. Dabei verstand er es glänzend, den Redekampf zu führen. Schließlich beherrschte er meist die Unterhaltung, plauderte ungemein fesselnd, unter Einflechtung politischer Darlegungen, lustiger Geschichten und zahlreicher Zitate. Gern bediente er sich dabei auch des Plattdeutschen, obgleich er es wohl kaum noch ganz geläufig sprechen konnte.

Dem schriftlichen Ausdrucke wendete er seine Sorgfalt in womöglich noch erhöhtem Maße zu. Er schrieb, wie bekannt, ein ausgezeichnetes, klares Deutsch und stellte an seine Mitarbeiter in dieser Hinsicht die allerhöchsten Anforderungen. Weitschweifigkeit und Künstelei im Ausdruck war ihm sehr zuwider. Über sprachliche Unzulänglichkeiten konnte er sich ernstlich erregen. Jedes Schriftstück, das durch seine Hände ging, sollte „in anständigem Deutsch" verfaßt sein. Er verbesserte selbst unerbittlich und ließ keine Nachlässigkeit durchgehen. Gegen Fremdwörter hatte er eine starke Abneigung, ebenso gegen die lateinischen Buchstaben. Er las kein derart gedrucktes deutsches Werk und nahm auch solche Widmungen nicht an.

Bismarck besaß eine sehr klare Auffassungsgabe; er war imstande, überall sofort das Wesentliche herauszugreifen. Draußen in der Natur bemerkte er alles und jedes, schöne Bäume, das Wild, die kleinen Änderungen beim Wechsel der Jahreszeiten, die Vögel. Dagegen fehlte ihm manchmal das Verständnis für verstiegene Witze, obgleich er über einfache, kindlich anmutende Wortverdrehungen, die er auch selbst öfters anbrachte, von Herzen lachen konnte. Anspielungen und Andeutungen entgingen ihm vielfach; er bediente sich ihrer auch selbst nicht, sondern pflegte sich offen und ohne Umschweife zu äußern. Die Herrschaft über seine Aufmerksamkeit besaß er in höchstem Maße. Wenn er nicht gerade leidend war, erschien er immer frisch und arbeitsfähig, auch nach stärkeren Kneipereien. Es war ihm möglich, unvermittelt vom Vergnügen zu verantwortungsvoller Tätigkeit überzugehen und umgekehrt. Wichtigste Verhandlungen führte er bisweilen am Frühstückstische, und er konnte arbeiten, obgleich die Kinder um ihn herumtobten, war durchaus nicht ablenkbar. Zeitungen pflegte er zu lesen, während rings um ihn die Unterhaltung geführt wurde, in die er ab und zu ein Wort einwarf; er beklagte sich nie über eine Störung. Niemals fand man ihn zerstreut; immer war er achtsam, bei der Sache, unermüdlich, ausdauernd bis zum äußersten.

Seine Vorstellungen waren von größter Lebendigkeit, doch besaß er keinen ausgeprägten Farbensinn. Er verfügte über eine sehr rege Einbildungskraft und war in gewissem Sinne ein Dichter, wenn er auch nie ein Gedicht verfaßt hat, was er auch wohl für lächerlich gehalten haben würde. Sehr gern bewegte er sich in Gleichnissen und Bildern, prägte geflügelte Worte, förderte eine unerschöpfliche Fülle von Einfällen zutage, von denen er sich in der zwanglosen Unterhaltung zu den mannigfachsten Abschweifungen verleiten ließ, ein Genuß für jeden Zuhörer; er wirkte daher in hohem Maße anregend, war niemals langweilig. Mit Rätseln befaßte er sich nur hier und da einmal; dem Schachspiel stand er fremd gegenüber; Karten hatten für ihn keine Anziehungskraft. Sehr gern beschäftigte er sich mit allerlei Plänen, auch wenn er eigentlich wußte, daß sie niemals zur Ausführung gelangen würden. So dachte er vielfach an Reisen, die aus den verschiedensten Gründen unmöglich waren, und spielte nach seiner Entlassung mit dem Gedanken, in den Reichstag zu gehen und die Regierung zu bekämpfen, um diesen Plan dann selbst unter dem Vorwande beiseite zu schieben, daß er in Berlin keine Wohnung finden könne.

Digitized by Google

Bismarcks Gedächtnis war außerordentlich umfassend. Vor allem besaß er sehr gründliche geschichtliche und geographische Kenntnisse und ein tief dringendes Verständnis für deren Bedeutung. Der Schatz seiner Erinnerungen war naturgemäß ungemein reich, und er war gern bereit, darüber mit der ihm eigenen bildhaften Lebendigkeit zu sprechen. Dabei stellte sich indessen öfters heraus, daß er sich in Zahlen und Daten irrte, und daß seine rege Einbildungskraft die Zuverlässigkeit der Wiedergabe beeinflußte. Ähnlich ging es mit den von ihm überall gern eingestreuten Zitaten und Geschichtchen. Dennoch hatte er ein so starkes Gefühl der Sicherheit, daß er der Meinung war, er irre sich nie. Es kam darüber vielfach zu lebhaften, ja leidenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Bucher, der regelmäßig Recht behielt. Familiengedenktage fielen ihm nicht ein; sie spielten für ihn eine geringe Rolle. Daß sein Sohn ihn gerade am Jahrestage des Todes der Fürstin besuchen wollte, war für ihn ohne besondere Bedeutung. Rechnen war nicht seine starke Seite. Dagegen beschäftigte er sich gern mit Sprachen; sie wurden ihm leicht. Das Französische beherrschte er mit vollendeter Sicherheit, das Englische nahezu. Seine Fähigkeit lag dabei mehr im sachlichen Ausdruck und im Verhandeln, als in der gesellschaftlichen Plauderei. Auf vielen anderen Gebieten, die ihn nicht anzogen, so auf demjenigen der Mathematik, der gesamten Naturwissenschaften, der Chemie, Physik, Erdgeschichte, namentlich aber auch der Technik, waren seine Kenntnisse sehr gering; er lehnte es ab, sich näher mit ihnen zu beschäftigen, und hatte keine rechte Vorstellung von ihrer Bedeutung.

Daß Bismarck eine ganz überragende Verstandesbegabung besaß, bedarf keiner besonderen Darlegung. Was ihn zunächst auszeichnete, war die Klarheit und Durchsichtigkeit seines Denkens. Sein geistiges Streben war durchaus auf das Tatsächliche gerichtet. Hier erfaßte er Einzelheiten wie Zusammenhänge mit größter Schärfe. Für ihn gab es keine Verschwommenheit, Dunkelheit, Zweideutigkeit, Schiefheit der Begriffe und Urteile, sondern nur genau umrissene Gegenständlichkeit, Sicherheit, Geradlinigkeit und Folgerichtigkeit. Geflissentlich hielt er sich daher von denjenigen Gebieten des Geistesleben fern, die sich mit den Rätseln des Daseins beschäftigen und der suchenden Ahnung wie der reinen Gedankenarbeit einen weiten Spielraum zugestehen müssen. Den religiösen Fragen stand er mit einer Art scheuer Zurückhaltung gegenüber, und die Philosophie lag ihm ganz fern. Die Beschäftigung mit abstraktem Denken erschien ihm als Firlefanz; Grübeleien mißachtete er. Für Seelenkunde und Ästhetik fehlte ihm jedes Verständnis.

Bismarcks Urteil war im allgemeinen vorsichtig. Er war nicht leicht begeistert, sondern nüchtern, abwägend und entschloß sich schwer und erst nach sorgfältigster Prüfung, neues anzunehmen. Mätzchen und Blendereien machten auf ihn nicht den geringsten Eindruck. Auf der anderen Seite hatte er nicht die Neigung, ohne weiteres abzusprechen, erschien nicht selten auffallend duldsam gegen die Meinungsäußerungen auch ganz junger Leute. Dennoch pflegte er an seinen Ansichten mit großer Zähigkeit, unter Umständen sogar Starrheit festzuhalten und ließ sich nicht leicht belehren. Manchmal konnten ihn Einzelbeobachtungen zu ungerechtfertigten Schlüssen veranlassen; dabei spielten dann besonders gemütliche Einflüsse, Neigungen und Abneigungen, eine Rolle. Sehr bemerkenswert war oft der Unterschied in seinen Urteilen über Fragen des gewöhnlichen Lebens und über Staatsangelegenheiten. Während er sich dort gewissermaßen gehen ließ und den alltäglichen Fehlerquellen des Denkens unterworfen war, nahm er hier einen ganz anderen Standpunkt ein, der ihn zu den höchsten geistigen Leistungen befähigte.

Unvergleichlich war seine Fähigkeit, Staatsangelegenheiten zu überblicken. Ihm stand hier in bewundernswertem Grade die Gabe des Augenmaßes zu Gebote, die Fähigkeit, die Bedeutung und das Gewicht der Dinge richtig gegeneinander abzuwägen, unbeirrt durch Schlagworte und Tagesmeinungen, durch Wünsche und Befürchtungen. Mit größter Klarheit und Sicherheit durchschaute er

die Beziehungen der Mächte zueinander, die üblichen Ränke und Kniffe, die Gegensätze und Gemeinsamkeiten. Von hoher Warte aus vermochte er sich ein Bild von zukünftigen Ereignissen zu entwerfen, die großen Linien staatlicher Entwicklungen zu erkennen. In unsere Zukunft sah er mit ernster Besorgnis. Ihn beunruhigte das von ihm selbst eingeführte allgemeine Wahlrecht, das den Massen einen zu großen Einfluß einräume und die Züchtung gewerbsmäßiger Politiker begünstige, der Mammonismus, der die Sitten verdarb und übermäßigen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewann, die Marinesucht, die Englands Feindschaft heraufbeschwöre, endlich die planlose Politik des Kaisers, von dem er meinte: „er geht im Walde rundherum und kommt niemals an den Rand".

In merkwürdigem Gegensatze zu seiner großartigen Einsicht und seinem Weitblick in Staatsangelegenheiten stand Bismarcks geringe Menschenkenntnis. Er beschäftigte sich wenig mit dem Einzelnen und suchte kein Verständnis für seine Eigenart zu gewinnen, soweit das nicht durch seine großen Aufgaben erfordert wurde. Den alten Kaiser, der allerdings eine sehr einfache, geradlinige Natur war, kannte er sehr genau. So wenig der Kanzler für Schmeichelei empfänglich war, ließ er sich doch unter Umständen durch fügsames Entgegenkommen beeinflussen, namentlich wo es ihm zur Förderung seiner großen Aufgaben erwünscht war. So kam es, daß bisweilen Persönlichkeiten Beziehungen zu ihm gewinnen konnten, über deren Verhalten er nachher enttäuscht war. Das galt z. B. von Harden, den er anfangs nicht durchschaute und mit Auszeichnung behandelte, über den er dann aber empört war. Im allgemeinen neigte er dazu, den Menschen Vertrauen zu schenken, war daher oft von verblüffender Offenheit, behandelte mitunter heikle Angelegenheiten in beängstigender Weise bei Tische in Gegenwart ferner stehender Personen. Andererseits traute er Jemandem leicht das Flunkern zu. Er selbst hatte von seinem Scharfblicke im Durchschauen der Menschen eine hohe Meinung. Daß der Kaiser ihn entlassen könne, hielt er für unmöglich und war darüber erstaunt, wie viele seiner früheren Freunde sich nach seinem Sturze von ihm zurückzogen. Offenbar legte er im täglichen Leben an die Menschen einen anderen Maßstab an, als in der Politik; er setzte unwillkürlich bei ihnen die gleichen Eigenschaften der persönlichen Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit voraus, die er selbst in höchstem Maße besaß.

Kennzeichnend für seine Anlage war seine großartige Einseitigkeit. Während er die weltumspannenden Fragen der hohen Politik mit nie versagender, überlegener Treffsicherheit beurteilte und behandelte, fielen in den Angelegenheiten des täglichen Lebens nicht selten geradezu naive und oberflächliche Meinungsäußerungen, so über Frauen, Modeangelegenheiten, Kunstfragen und andere Dinge, die seinem Gesichtskreise ferner lagen. Er war grundsätzlich kein Freund der Vielseitigkeit, suchte sich vielmehr nach Möglichkeit zu beschränken. Nur die Einseitigkeit mache stark, meinte er; wenn man ein Ding von allen Seiten betrachte, gehe die Tatkraft verloren. Seine eigene Neigung gehörte selbstverständlich in erster Linie der Politik und der Geschichte, die er als seine Lehrmeisterin betrachtete. Mit den Wikingern beschäftigte er sich gern; er gefiel sich in dem Gedanken, nicht begraben, sondern wie jene zwischen zwei Eichenwipfel gespannt und von Sonne und Vögeln vernichtet zu werden. Urkunden, Familien- und Stammesgeschichte, die Herleitung von Namen, sittengeschichtliche Tatsachen vermochten ihn sehr zu fesseln. Daß die Hohenzollern in der Vorzeit einmal einen Gutstausch von seiner Familie erzwungen hatten, konnte er ihnen eigentlich noch immer nicht verzeihen. Besondere Vorliebe besaß er ferner für Landwirtschaft, Viehzucht, Forstwesen, weniger für Gartenbau; ihm wäre es am liebsten gewesen, wenn die Waldwildnis bis an sein Haus gereicht hätte. Auch für die Bedeutung des Handels, der Industrie, der Volkswirtschaft hatte er volles Verständnis; gegen die Angaben der Statistik hegte er Mißtrauen.

Mit ganzem Herzen hing er an der Natur, die ihn immer wieder entzückte, weniger durch Stimmungen und Beleuchtungen, als durch die Beobachtung

Digitized by Google

der Pflanzen- und Tierwelt. Schöne alte oder eigenartige Bäume liebte er sehr. Er duldete nicht, daß Wald geschlagen wurde, ließ überall aufforsten. Daß seine Mutter einmal alte Eichen hatte niederlegen lassen, konnte er ihr gar nicht vergessen. Während er früher ein leidenschaftlicher Jäger war, wurde ihm im Laufe der Jahre das Töten der Tiere immer widerwärtiger; er ging daher einfach mit dem Opernglas in den Wald, um das Wild, namentlich die Vögel, zu beobachten. Seine Vorliebe für die Landwirtschaft betonte er häufig, sprach davon, sich ganz auf das Land zurückzuziehen, und bedauerte, daß sein Sohn Herbert als „reine Ministerjöhre" nur Sinn für Politik und nicht für Landwirtschaft habe. Auf sein Verständnis für Pferde war er stolz, obgleich es keineswegs hervorragend war. Er ritt zwar gern und ausdauernd, aber nicht besonders gut und wußte nicht, was man sich und dem Pferde zumuten dürfe.

Von den Künsten war ihm nur die Musik näher vertraut. Er übte sie zwar nicht selbst aus, besaß aber ein feines Empfinden dafür und hatte es gern, wenn in seinem Hause musiziert wurde. Es handelte sich dabei jedoch fast nur um Gesang und Klavier, nicht um Kammermusik, namentlich um Mozart, aber auch um Löwesche Baladen und Schubertsche Lieder; die Fürstin war eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Wagner sagte dem Fürsten nicht zu; er hätte es niemals fertig gebracht, die ganze Trilogie durchzuhalten. Dagegen besuchte er in Wien die Ausstellung, um Zigeunermusik zu hören. Am Theater hatte er Freude. Den Komiker Helmerding schätzte er sehr, lud ihn auch zu sich ein; mit Frau Lucca ließ er sich in Gastein photographieren.

Sehr merkwürdig war die Befriedigung seines Lesebedürfnisses. Vor allem las er mit größter Ausdauer Zeitungen, die ihm in Menge zugesandt wurden. Dabei liebte er es, mit einem der bekannten langen Bleistifte die Stellen anzustreichen, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Die Hamburger Nachrichten, die Leipziger und Berliner Neuesten Nachrichten, früher auch die Kreuzzeitung, pflegte er regelmäßig zu lesen; auch das Siglsche Vaterland kam öfters in seine Hände. Große Freude hatte er am Kladderadatsch und auch an den Fliegenden Blättern. Weiterhin las er selbstverständlich viel Geschichte, Memoiren, Lebensschilderungen, Briefe, auch Reisebeschreibungen. Von der schönen Literatur bevorzugte er sehr einfache und harmlose, auch etwas empfindsame Bücher, „Gartenlaubengeschichten", so diejenigen von Charlotte Niese und Hermine Villinger, ferner die Erzählungen von Storm. Endlich aber konnte er sich auch mit Genuß in die Kinderbücher seiner kleinen Enkel vertiefen. Von den Klassikern stellte er Shakespeare und Schiller am höchsten, letzteren wohl noch über Goethe, dessen Haltung in vaterländischen Fragen ihm nicht zusagte.

Zu den bildenden Künsten und auch zum Kunstgewerbe gewann Bismarck durchaus kein Verhältnis. Er hat selbst nie gezeichnet und auch keinen Sinn dafür gehabt. Von Bildern kaufte er nur Landschaften und geschichtliche Darstellungen. Die ihm als Geschenke übersandten Kunstwerke pflegte er dem Bismarckmuseum zu überweisen, das er ebenso wenig besuchte wie andere Kunstsammlungen. In Fragen des künstlerischen Geschmackes war er gänzlich ohne Ehrgeiz. Er hatte wohl Freude an schönen Humpen, altem Silber, an dem bunten Geflimmer der Orden, am matten Glanz der Perlen, die er häufig für die Fürstin kaufte, aber gar keinen Sinn für Prunk und Kostbarkeiten; so wurde das große Silbergeschenk der Deutschen Städte von ihm niemals benutzt. Dagegen sah er gern alte Sachen von geschichtlichem Wert und Familienerbstücke. Für die neueren Kunstrichtungen war er ganz unzugänglich; den Jugendstil fand er „horribel". Sammlerneigungen besaß er nicht. Die Fürstenbilder und die zahllosen Geschenke, mit denen er überschüttet wurde, schob er nach Möglichkeit in das Museum ab, weil sie ihm unbequem wurden.

Die Verstandesanlage des Kanzlers war in allerhöchstem Maße schöpferisch. Seine Gedankenentwicklung vollzog sich nicht auf dem Wege planmäßig fortschreitender Schlußfolgerungen aus sorgfältig gesammelten Voraussetzungen,

Digitized by Google

sondern durchaus triebhaft, aus den Tiefen seiner Persönlichkeit heraus. Sie war gleichsam das Ergebnis dichterischer Eingebung, die mit staunenswerter Sicherheit den Kern der Dinge erfaßte. Aus dieser Quelle stammte wohl das starke Gefühl von der Richtigkeit der eigenen Überzeugung, die eben nicht die Lösung einer mehr oder weniger verwickelten Rechenaufgabe, sondern den unmittelbaren Ausfluß seiner gesamten Lebenserfahrung darstellte. Mit der Zuversichtlichkeit des Nachtwandelnden, aber mit dem klaren Blicke des Sehers verfolgte er daher die Pläne, die in den geheimen Werkstätten seines Innern herangereift waren und in glücklicher Stunde Gestalt gewonnen hatten. Freilich scheint die Geburt seiner Gedanken und Entschlüsse keineswegs immer leicht und mühelos vonstatten gegangen zu sein. Da er sehr an Schlaflosigkeit litt, beschäftigte er sich in den durchwachten Nachtstunden, oft in qualvoller Weise, viel mit den sein Innerstes bewegenden Ideen.

So war Bismarck durch und durch sein eigener Lehrmeister, ganz aus sich selbst herausgewachsen, keiner staatsmännischen Schule angehörig, wie seine Fachgenossen mit mißbilligendem Erstaunen feststellen konnten. Er war keineswegs unzugänglich für Anregungen und fremde Gedankengänge, aber er nahm sie niemals ohne weiteres hin, sondern verarbeitete sie vollkommen selbständig nach eigenen Gesichtspunkten. Nachahmungen anderer kannte er nicht. Lehrmeinungen, herrschende Anschauungen, Aussprüche von Fachgrößen hatten für ihn keinerlei Überzeugungskraft, wenn er nicht selbst ihre Richtigkeit erkannt hatte. Jedes Aufstellen von Grundsätzen, Richtlinien, Lehrgebäuden, die mit dem Anspruche auf Anerkennung auftraten, ging ihm gegen die Natur, obgleich er selbst, namentlich im Alter, dazu neigte, seine Anschauungen mit einer gewissen lehrhaften Starrheit festzuhalten und zu verteidigen. Er hielt es für abgeschmackt, jemandem aus der Wandlung seiner Ansichten im Laufe der Jahre einen Vorwurf zu machen. In der Tat klebte er nicht an bestimmten Meinungen; er müßte ja ein Esel sein, erklärte er, wenn er mit 50 Jahren dieselben politischen Überzeugungen hätte, wie mit 20 Jahren. So fand er es selbstverständlich, zwischen Freihandel und Schutzzoll je nach Bedürfnis zu wechseln und nicht auf einer Schulmeinung zu beharren. Einwendungen gegen seine Anschauungen und Gründe ließ er auf sich wirken, wenn sie ihm in angemessener Form vorgetragen wurden, und war durchaus entwicklungsfähig. Allerdings warf er seine Ansichten nicht leichthin über Bord, sondern verfocht sie mit großer Gewandtheit, oft auch Hartnäckigkeit.

Die unmittelbar aus der Urkraft der geistigen Persönlichkeit schöpfende Anlage Bismarcks bedingte es, daß er nicht darnach strebte, seine politischen Gedanken in ein Lehrgebäude zusammenzufassen; er konnte es wohl auch nicht. Zur Niederschrift der „Gedanken und Erinnerungen" konnte er nur mit großer Mühe gebracht werden. Wo es sich um die Gewinnung allgemeiner Begriffe, die Aufstellung von umfassenden Regeln handelte, lehnte er ab. Darum vermochte er auch seine Staatskunst auf niemanden zu übertragen, keine Schule heranzuziehen; sie war eine Fähigkeit, die nur in ihm verkörpert war und sich nicht in lehrbare Sätze fassen ließ. In dieser seiner Eigenart lag auch der Grund, warum er der mühsamen, von der Sammlung zahlloser Einzeltatsachen zur Gewinnung allgemeiner Gesetze fortschreitenden Arbeit des Forschers und Gelehrten mit entschiedener Mißachtung gegenüberstand. Das „Blech" der grauen Theorie, die Katheberweisheit hatten für ihn wenig Anziehendes. Verstärkt wurde sein Widerstand, wo ihm die Neigung zur Behandlung politischer Fragen nach bestimmten Lehrmeinungen begegnete. Die politisierenden Professoren und die Katheder-sozialisten, die Konfusionsräte, begoß er weidlich mit seinem Spotte.

Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß Bismarck nur wenig daran dachte, sich mit eigentlichen Weltanschauungsfragen zu beschäftigen. Er lebte zu sehr in der wirklichen Welt mit ihren wechselnden Bedingungen, um das Bedürfnis nach grundsätzlicher Stellungnahme zu empfinden. Eine Ausnahme bildeten natürlich die großen politischen Fragen. Vor allem bekannte er sich rück-

Digitized by Google

haltslos zum Deutschtum und gegen alle Fremdländerei. Die Germanen hielt er für die herrschende Rasse. Jedes moderne Volk gehe unter, meinte er, das nicht einen gewissen Anteil germanischen Blutes in sich habe. Namentlich die Slawen, die er als weibliche Nationen bezeichnete, bedürften der Germanen zu ihrer Entwicklung. Rußland werde eine große Zukunft haben durch die Verbindung mit dem Deutschtum. Dabei war er nichts weniger als blind gegen die Fehler der Deutschen. Bei ihnen spielten die Vereine und die Parteien, besonders der Parteizwang, eine viel zu große Rolle, die Neigung zum Kannegießern, zu theoretisieren, das Herumreiten auf Grundsätzen, die Abneigung gegen die Opferung eigener Anschauungen zugunsten großer Ideen. „Jeder Deutsche sollte eine halbe Flasche Sekt im Blute haben, um rascher zum Handeln zu kommen". Der leidenschaftliche Wunsch, an der Größe Deutschlands zu arbeiten, war die Triebfeder seines Handelns. Von den übrigen Völkern schätzte er besonders die Franzosen und die vornehme Liebenswürdigkeit ihres Adels sehr hoch; Gambetta und Thiers waren ihm persönlich angenehm. Er legte großen Wert darauf, jenen auf die Kolonialpolitik verwiesen zu haben. Auch in Rußland hatte er sich wohl gefühlt. Dagegen stand er den Engländern zwar bewundernd, aber kühl und voller Mißtrauen gegenüber, doch hegte er für ihre Königin aufrichtige Hochachtung.

Daß Bismarck die monarchische Staatsform als die beste erschien, ist nach seiner Abstammung selbstverständlich. Er hielt allerdings eine Einschränkung der Herrschergewalt für zweckmäßig, wäre aber unter Umständen auch bereit gewesen, zum Absolutismus zurückzukehren, da die Tätigkeit des Reichstags seinen Erwartungen gar nicht entsprach. Den gekrönten Häuptern gestand er ohne weiteres eine Ausnahmestellung zu, war ihnen gegenüber außerordentlich vorsichtig und fast zu unterwürfig im Verkehr. Diese Ehrerbietung vor den Fürsten entsprang jedoch nicht einer knechtischen Gesinnung, sondern sie war nur die äußere Form, die er ihrer besonderen Stellung schuldig zu sein glaubte. Er lehnte es ab, in seinem Hause ein Buch zum Einschreiben von Besuchern aufzulegen, weil das nur Herrschern zukomme. Die Mannentreue saß ihm tief im Blute. Bei jeder Gelegenheit betonte er die Wichtigkeit der Rolle, die den deutschen Fürsten in der Entwicklung unseres Vaterlandes zukomme. Er küßte auch dem jungen Kaiser die Hand, weil es sein König sei; der alte hatte es ihm nicht gestattet. Als er nach seiner Entlassung den Besuch in Berlin machen sollte, der ihm sehr schwer wurde, entschloß er sich dazu in dem Gedanken, daß er das tun müsse, wenn sein König es brauche. Diese Gesinnung hinderte ihn nicht, die Schwächen des Kaisers zu erkennen und zu verurteilen. Er spottete über die Vergleiche mit Friedrich dem Großen, den er sehr bewunderte, über das Gerede von dem „Herrn Vater" und „Herrn Großvater" sowie über seine Bezeichnung als „Handlanger" Wilhelms I., bewahrte jedoch in seinen Äußerungen immer eine angemessene Zurückhaltung. Die politische Entwicklung des Kaisers erschien ihm in hohem Grade bedenklich. Die Gestaltung der deutschen Zukunft sollte sich nach seiner Ansicht in der Richtung gegen Südosten, über Ungarn und den Balkan nach Kleinasien, vollziehen. „Wir sind wie Antaeus", meinte er, „und müssen mit den Füßen auf der Erde bleiben". Der Kolonialpolitik stand er daher zweifelnd gegenüber und ließ sich nur durch die Rücksicht auf die Volksmeinung, auf die von ihm als wichtige politische Mächte erkannten „Imponderabilien", zu einem Eintreten in dieser Richtung bewegen. Die Flotte sollte nach seiner Meinung dem Handel folgen; das äußerliche Gepränge bei ihrer Aufmachung war nicht nach seinem Geschmack.

Über das eigentliche Parteiwesen war Bismarck längst hinausgewachsen. Er betrachtete die Dinge und Geschehnisse immer in ihrem Verhältnisse zu seinem Lebenswerke und wurde demgemäß durch die Einzelströmungen gar nicht berührt. Als selbstverständlich verlangte er von den Parteien, daß sie nichts tun sollten, was nicht dem Vaterlande diene. Im Grunde seines Wesens war er natürlich konservativ, kein Rückschrittler, aber geneigt, das bewährte Alte nach Möglichkeit zu erhalten. Von der Regierung Friedrichs III. befürchtete er, daß sie zu sehr in

Digitized by Google

das liberale Fahrwasser geraten werde. Ihm wäre es lieber gewesen, mit den Konservativen zusammenzugehen, und es traf ihn schwer, daß sie ihn im Stiche ließen. Dem arbeitenden Volke stand er mit großer innerer Wärme gegenüber, fühlte sich ihm durchaus verbunden und hatte sehr bestimmte Meinungen darüber, was der König und der Adel dem Volke schuldig sei. Namentlich zur Hilfe in Krankheit und Alter fühlte er sich verpflichtet. Mit den Soldaten im Kriege hatte er großes Mitleid. Er schätzte auch Lassalle und war bestrebt, das Volkswohl auf alle Weise zu fördern. Allerdings waren seine Volksbeglückungspläne mehr diejenigen des wohlwollenden Herrn und gerieten deswegen in scharfen Widerstreit mit den Umwälzungsbestrebungen der Sozialdemokraten, die er mit größter Gewalt zu unterdrücken suchte.

Die religiösen Anschauungen Bismarcks haben offenbar im Laufe seines Lebens eine Wandlung durchgemacht. Ohne Zweifel hatte er von Hause aus ein starkes religiöses Bedürfnis. Als junger Mann war er sehr fromm, wie es auch die Fürstin war. Späterhin trat diese Neigung bei ihm zurück. Er hielt sich wohl noch an die äußeren Gebräuche der Kirche, wohnte der Einsegnung seiner Kinder bei und wollte keinen Anstoß erregen, besuchte aber sonst nie den Gottesdienst. Die „Pfaffen" haßte er, die protestantischen wie die katholischen; gleichwohl verwahrte er sich dagegen, daß er den Kulturkampf angefangen habe, und erklärte, er habe Falck sogar davor gewarnt. Dabei war er religiös duldsam, aber keineswegs freigeistig. Es scheint vielmehr, daß er absichtlich oder unwillkürlich einer bestimmten Stellungnahme in religiösen Fragen aus dem Wege ging; wenigstens sprach er niemals darüber und hatte eine Abneigung, auf derartige Unterhaltungen einzugehen. Den Glauben an Gott und das Bekenntnis zum Christentum betonte er; „wenn ich nicht an Gott glaubte, wäre das Leben überhaupt nichts wert", erklärte er. Von Christus sprach er nie; über den Zwang zur Sonntagsheiligung, der die Leute gegen ihren Willen an der Arbeit hinderte, war er empört. Im Grunde hatte er sich wohl noch etwas von dem naiven Kinderglauben bewahrt. Wenn er etwas vorhatte, schlug er öfters beliebig die Bibel auf, um darin zu lesen; ebenso pflegte er jeden Abend die Losung der Brüdergemeinde anzusehen. Sich mit den übersinnlichen Dingen wirklich auseinanderzusetzen, sich eine eigene Weltanschauung zu bilden, dazu fehlte ihm jedes Bedürfnis. Dagegen war er zweifellos etwas abergläubisch. Er sagte dreimal seinen vermeintlichen Todestag voraus und fiel auch einmal an einem solchen Tage ohnmächtig vom Stuhle.

In anderen großen Lebensfragen bewegten sich seine Anschauungen meist im Rahmen des Hergebrachten. Von dem Einflusse der Erziehung hielt er nicht viel, kümmerte sich auch kaum um die Erziehung seiner Kinder, ließ sie gewähren, versagte, wenn er eingreifen sollte. Für die klassische Bildung trat er mit Wärme ein; ebenso war er ein Verfechter der soldatischen Zucht und Unterordnung. Hinsichtlich der Frauenfrage, die ihn im ganzen wenig berührte, huldigte er altväterischen Anschauungen, hielt vieles für unweiblich, namentlich das Radeln. In der Frage des Zweikampfes nahm er die übliche Stellung des preußischen Offiziers ein. Das Studentenleben dagegen, insbesondere das Paukwesen, das er ja selbst gründlich mitgemacht hatte, erschien ihm späterhin in wesentlich anderem Lichte, als sein Sohn an einer Blutvergiftung infolge einer Hiebverletzung erkrankt war. Für Juden war er persönlich nicht sehr eingenommen; er war aber nicht ihr grundsätzlicher Gegner, mißbilligte vielmehr durchaus jede Verhetzung. Sie gehörten nun einmal dazu, meinte er, und müßten daher geduldet werden. Auf dem Gebiete des Strafrechts, das ihm im übrigen fern lag, war er entschieden gegen eine Milderung der Strafen und hielt eine entschlossene Ausmerzung der Verbrecher für notwendig. Die Abschaffung der Todesstrafe erschien ihm unsinnig; er zwang daher auch den damaligen Kronprinzen, die Todesurteile gegen Hödel und Nobiling zu unterschreiben. Eine Alkoholfrage kannte er nicht. Für den Rausch hatte er ein mildes Bedauern, verurteilte aber sehr scharf den Verlust der Selbstbeherrschung. Er selbst hielt viel auf geistige Getränke und konnte große

Digitized by Google

Mengen zu sich nehmen, ohne daß eine Wirkung auffällig wurde. Seinen Gästen liebte er besonders feine Marken aufzutischen. Alkoholfreie Weine, die ihm als Geschenk zugesandt wurden, ließ er entrüstet zurückgehen.

Den Grundzug der gemütlichen Regungen bildete bei Bismarck eine kräftige Lebensbejahung. Er lebte gern, empfand den Gedanken an seinen Tod sehr peinlich und war im allgemeinen erfüllt von Zuversicht und Selbstvertrauen, erst in den letzten Jahren seines Lebens vielfach sorgenvoll. Die sonnige Heiterkeit seiner Seele, die einen Hauptzug seines Wesens bildete, wurde mehr durch Krankheiten, als durch Erlebnisse getrübt. Er besaß sehr viel Humor, Sinn für komische Lebenslagen, für Zerrbilder, Ironie, Satire, Wortspiele, verspottete auch gelegentlich sich selbst. So sagte er unter Hinweis auf seinen Kahlkopf, es sei ebenso gemein für einen Mann, Haare zu haben, wie für eine Frau, sie zu verlieren. Grundlosem Wechsel der Stimmung war er nicht unterworfen; er war nicht launisch oder wetterwendisch, meist gleichmäßig. Dabei waren seine Gefühle tief, kräftig und nachhaltig, nur in Kleinigkeiten rasch wieder verblassend. Er besaß indessen eine große Fähigkeit, sich zu beherrschen und nach außen seine Ruhe zu bewahren, wenn es die Umstände erforderten. Seine Natur war außerordentlich leidenschaftlich, der stärksten seelischen Erregungen fähig. Infolgedessen wurde er leicht heftig und zornmütig, auch bei verhältnismäßig geringfügigen Anlässen, so daß man es oft gar nicht recht verstand, wenn etwa der Bleistift nicht gespitzt, die Pfeife nicht gestopft, ein Befehl nicht ausgeführt war. Besonders seine Hausgenossen, Frau, Kinder und Dienstboten, hatten unter diesem maßlosen Aufbrausen zu leiden, doch ließ er sich vielfach durch Zureden oder einen Scherz rasch wieder beruhigen. Zu solchen Zeiten konnte er sehr ungerecht werden, grollte auch wohl eine Zeitlang, war aber schließlich froh, wenn er wieder darüber hinweg gekommen war, ohne indessen dann weichmütig seine Übereilung einzugestehen. Er selbst erkannte an, daß Leidenschaft eine Schwäche sei, aber er fügte hinzu: „die Leute müssen wissen, daß man ungeheuer ins Zeug gehen kann; ohne Leidenschaft gibt es keine Tat". Seine Umgebung konnte diese Ausbrüche manchmal schwer ertragen. Man fürchtete ihn sehr, und selbst die Fürstin wagte ihm heikle Angelegenheiten nicht persönlich vorzutragen, sondern pflegte im Vorzimmer auf seinen Bescheid zu warten. Dabei war der Fürst sehr ärgerlich, wenn man vor ihm Angst hatte.

Die Ausdrucksformen seiner Gemütsbewegungen waren sehr kräftige. Wenn er schon in der gewöhnlichen, ungezwungenen Unterhaltung den derben „Bismarckschen Ton" liebte, so konnte er in der Erregung jedes Maß überschreiten, sich in den stärksten Ausdrücken ergehen, brüllen wie ein Stier, fluchen und rücksichtslos wüten, bis der Zorn verraucht war. Schwere seelische Erschütterungen konnten ihn zum Weinen bringen. Nach der Abschiedsaudienz beim Kaiser war er völlig außer sich; nach dem Tode der Fürstin schluchzte er wie ein Kind. Er erzählte selbst, wie er in Nikolsburg, als man ihm vorwarf, er wolle die Armee um die Früchte ihres Sieges bringen, vor Erregung den Drücker aus der Türe herausgedreht habe. Wo ihm in der Erfüllung seiner großen Aufgaben persönliche Widerstände entgegentraten, konnte er leidenschaftlich hassen und kannte dann keine Schonung, wie im Falle Harry Arnim. Bei solchen Schwierigkeiten war er bisweilen tagelang finster, mürrisch und gereizt. Auf der anderen Seite konnte er ausgelassen sein wie ein Kind, lachte von Herzen über harmlose Witze, vermochte sich manchmal gar nicht wieder zu beruhigen.

Eine sehr ergiebige Quelle für Verstimmungen war sein körperliches Befinden. Er war recht empfindlich gegen körperlichen Schmerz und Unbehagen, litt darunter stark, selbst bis zum Weinen, und klagte sehr, bisweilen in übertriebener Weise. Es war ihm dann ein Bedürfnis, von seiner Umgebung bemitleidet und liebevoll behandelt zu werden, und er empfand es bitter, wenn das nicht in genügendem Maße geschah. Durch freundlichen Zuspruch, Scherze, Mitleidsäußerungen ließ er sich öfters ablenken und vergaß dann seine Beschwerden.

Digitized by Google

Sehr eigentümlich war dabei seine Stellung zur Heilkunde und zu den Ärzten. Er war sehr bedacht auf alles, was seinen Körper anging, ließ sich regelmäßig messen und wägen, hatte auch immer einen Hausarzt, der ihn jeden Tag besuchen und lange Zeit hindurch sogar zu Bett bringen mußte. Für Mittelchen interessierte er sich lebhaft, gab auch anderen gern ein Pulver, wenn sie Kopfschmerzen hatten. Sein Hauptleiden war hartnäckige Schlaflosigkeit, die zeitweilig mit Opium, später mit Paraldehyd, auch mit Bädern und Wicklungen, behandelt wurde. Dabei hatte der Fürst aber sehr wenig Neigung, ärztlichen Ratschlägen zu folgen, verlangte vielmehr, ohne jede Änderung seiner Lebensweise wieder hergestellt zu werden. Von der Fürstin wurde er darin eifrig unterstützt; sie besorgte ihm heimlich Genüsse, die der Arzt verboten hatte. Als einmal wegen der Zulässigkeit von geräuchertem Lachs eine Leuchte der Wissenschaft befragt werden sollte, erklärte Bismarck kurzweg: „Ach, was versteht der Kerl von Lachs!“ und ließ es sich schmecken. Als Schweninger die Behandlung Bismarcks übernehmen sollte, war dieser gar nicht geneigt, ihm über seine Beschwerden genauere Auskunft zu geben, und erst die Bemerkung, daß er sich dann einen Tierarzt holen müsse, der seine Kranken auch nicht ausfragen könne, brachte ihn zum Nachgeben. Obgleich er an sehr quälenden Gesichtsschmerzen litt, ließ er doch niemals seine Zähne untersuchen, weil er sich vor dem Zahnausziehen fürchtete; es seien alles Schweinehunde, und sie täten einem dann etwas, meinte er. Es scheint aber, daß er selbst diese Schwäche als beschämend empfand.

Ein Grundzug seines Wesens war ein sehr starkes Selbstgefühl. Bismarck hatte natürlich das Bewußtsein, daß er ein Mittelpunkt war, um den sich alles drehte, daß in seinen Händen eine ungeheure Macht lag, und daß er berufen war, seinem Vaterlande die allergrößten Dienste zu leisten. Diese Erkenntnis gab ihm das Gefühl einer außerordentlichen Sicherheit. Er glaubte fest an seinen Stern und hatte die unbedingte Zuversicht auf das Gelingen seines Werkes. Niemals war er im Zweifel über das, was er wollte. Daraus entsprang bei ihm die feste Meinung, daß seine Mitwirkung durchaus unentbehrlich sei, wenn nicht alles drunter und drüber gehen solle, und der leidenschaftliche Drang, alle seine Kräfte zur Erreichung seiner hohen Ziele einzusetzen. Mit der größten Geduld suchte er daher den König durch immer wiederholte Auseinandersetzungen seinen Plänen geneigt zu machen. Um so größer war seine Enttäuschung, als es ihm nicht gelang, Macht über den jungen Kaiser zu gewinnen; er war nach seiner Entlassung auf das tiefste erschüttert und empört und verlangte von seiner Umgebung in grimmigem Humor, daß man ihn nur als „weggejagt“ bezeichnen solle.

Die wahrhafte Größe aber lag darin, daß dieses Gefühl der Überlegenheit bei Bismarck völlig frei war von persönlicher Eitelkeit. „Die Eitelkeit verdirbt das Augenmaß und beeinträchtigt die Klarheit des Urteils“, pflegte er zu sagen; „der klügste Mensch kann durch Eitelkeit zum Narren werden.“ Allerdings war er durchaus nicht unempfindlich gegen Anerkennung, freute sich harmlos und unbefangen über die Besucher, die ihm huldigten, und legte Wert darauf, geliebt zu werden, aber die Hauptsache war ihm dabei doch immer die Förderung seiner hohen Ziele, die er von seiner Volkstümlichkeit erhoffte. Darum unterzog er sich willig den großen Anstrengungen, die mit den Empfängen verknüpft waren, weil er sich verpflichtet fühlte, wenigstens auf diese Weise sein Werk zu stützen. Schmeicheleien und Schranzentum waren ihm widerwärtig. Prahlerei kannte er nicht. Über den Ruhm meinte er lächelnd: „Wat ick mi davör köp!“ Die Ordenswirtschaft belachte er, wenn er auch das „Herumfliegen des schwarzen Adlerordens“ unter dem jungen Kaiser mißbilligte. Gegen die Standeserhöhungen lehnte sich sein junkerlicher Stolz auf. Er mißbilligte daher auch Moltkes Freude an Orden sowie dessen Wunsch, Graf zu werden, und hatte zu ihm persönlich nur ein kühles Verhältnis, hauptsächlich allerdings wohl wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Kaiserin, als sie die Beschießung von Paris verhinderte. Der mehr spießbürgerliche Roon stand seinem Herzen näher. Die Erhebung in den Fürsten-

Digitized by Google

stand nahm er nur mit großem Widerstreben an, um den alten Kaiser nicht zu kränken. Als ihn darauf einer seiner neuen Standesgenossen beglückwünschte, daß er nun einer der Ihren sei, lachte er sehr und erklärte, daß er nicht zu den Kerlen gehöre. Gegen den Titel eines Herzogs von Lauenburg sträubte er sich heftig; er fand ihn lächerlich, weil der Kaiser selbst Träger dieser Würde sei, und weil er außerdem nicht genug Vermögen besitze, um standesgemäß auftreten zu können. Privatbriefe mit jener Aufschrift wies er zurück.

Im Zusammenhange mit dem trotzigen Selbstgefühl stand wohl Bismarcks persönliche Unerschrockenheit, die ihn Gefahren mißachten ließ. Feigheit war ihm schimpflich. Daß er im Zweikampfe seinen Mann stand und unbedenklich in voller Uniform ins Wasser sprang, um mit eigener Lebensgefahr seinem ertrinkenden Reitknechte zu helfen, ist bekannt genug. Die auf ihn verübten Mordanschläge machten ihm wenig Eindruck; er war nur empört darüber, weil er solche Angriffe nicht verdiene. Den Schutz durch Geheimpolizisten lehnte er entschieden ab, sobald er ihn bemerkte. Allein er besaß auch in höchstem Maße die „Zivilkurage", die er an vielen sonst mutigen Männern vermißte. Bei seinen Kämpfen in der Konfliktszeit und gegen Österreich war er sich völlig darüber klar, daß er ein sehr gewagtes Spiel unternahm, und meinte, er würde wohl auf dem Schaffot geendet haben, wenn der Ausgang unglücklich gewesen wäre. Für Drohungen war er vollkommen unzugänglich. Sein berühmtes Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt" war somit ein überaus kennzeichnender Ausdruck seiner eigenen Gesinnung. Darum durfte er auf die Waffe der Schwachen und Feigen, die Unwahrhaftigkeit, auch so gänzlich verzichten. Er konnte Falsches behaupten, aber niemals wider besseres Wissen. Jede Lüge war ihm verächtlich. Einen wahrhaftigeren Mann hat es nie gegeben.

Hand in Hand mit seinem starken Selbstgefühl ging ein unbändiges Unabhängigkeitsbedürfnis. Bismarck war durchaus eine Herrennatur, die sich nur Gott und dem Könige unterordnete, an dem er mit leidenschaftlicher Liebe hing. Er mochte sich nicht demütigen, auch wenn er im Unrecht gewesen war, und ließ sich den Anspruch der Überlegenheit von niemandem gefallen, lehnte sich gegen Versuche auf, ihm Eindruck zu machen. Mit Vorliebe erzählte er aus seinem Leben Geschichten, bei denen er Vorgesetzten ein Schnippchen geschlagen hatte. So stand er hoch über den Menschen und Dingen, suchte sich immer seine innere Freiheit zu bewahren und ließ sich durch keine äußere Einwirkung entscheidend beeinflussen. Trotz seiner sonstigen Offenheit erschloß er doch sein innerstes Empfinden Niemandem; er verbarg keusch in sich, was letzten Endes seine Seele bewegte, und gehörte daher, wie alle wahrhaft großen Menschen, zu den Einsamen.

Das sittliche Gefühl Bismarcks war von fast kindlicher Reinheit und Natürlichkeit. Zweideutigkeiten, Unklarheiten und Halbheiten auf diesem Gebiete waren bei ihm nicht zu finden. Es war natürlich, daß für ihn sein eigenes Ich eine sehr große Bedeutung hatte. So legte er auch an seine eigenen Handlungen vielfach einen anderen Maßstab an, als bei anderen. Schon die ungeheure Last der Staatsgeschäfte, die auf ihm lag, drängte ebenso wie seine vielfachen körperlichen Beschwerden dazu, daß seine eigenen Bedürfnisse überall im Vordergrunde standen; ihnen mußte sich alles unterordnen. Seine Familie sollte vor allem für ihn da sein, und er nahm es übel, wenn eines ihrer Mitglieder sich dieser ihm selbstverständlich erscheinenden Pflicht zu entziehen suchte. Dem Schmerze über den Tod der Fürstin mischte sich für ihn eine gewisse Gereiztheit bei, daß auch sie ihn nunmehr im Stiche gelassen habe. Trotz dieser starken Betonung seiner persönlichen Wünsche, die ihn etwas zum Haustyrannen machte, war er im Grunde bescheiden „wie ein anständiger Mensch", ohne Überhebung, anspruchslos und mit väterlicher Sorge bemüht, seiner Umgebung das Leben behaglich zu gestalten. Er war auch weit davon entfernt, den Erhabenen zu spielen, gab sich vielmehr völlig ungezwungen und gemütlich.

Die Weite seines Gesichtskreises und der Druck seiner Verantwortung, die seine

Digitized by Google

ganze Persönlichkeit in Anspruch nahm, brachte es wohl mit sich, daß Bismarcks Verhältnis zu den Seinen vielleicht kein so inniges war, wie man von vornherein hätte erwarten sollen. Er wünschte zwar immer, jemanden von seinen Angehörigen um sich zu haben, freute sich über Familienfeste und empfand auf das stärkste die Behaglichkeit, die er im Kreise der Seinen genoß. Aber in erster Linie waren seine Söhne doch seine natürlichen Helfer, deren Arbeitskraft er rücksichtslos in Anspruch nahm. Namentlich Herbert wurde völlig sein Sklave, das Arbeitstier, der Mond, der um die Sonne kreiste, wie man es mit Bitterkeit nannte. Es wurde dem Fürsten schwer, sich in den Gedanken zu finden, daß seinen Kindern ein Anrecht zustehe, ihr Leben nach eigenen Wünschen zu gestalten. Weder die Fürstin noch seine Tochter nahmen trotz rührendster persönlicher Anhänglichkeit an seinem engeren geistigen Leben Anteil; sie lasen nicht einmal die Reden, die er gehalten hatte. Mit Kindern wußte Bismarck nichts anzufangen. Wenn er früher wohl einmal mit ihnen herumgetollt hatte, begnügte er sich bei seinen Enkeln, auch wenn er sich über ihr Erscheinen sehr gefreut hatte, mit der gelegentlichen Feststellung, daß sie sehr niedlich seien, ohne sich sonst weiter mit ihnen zu befassen. Erschütternde politische Ereignisse, der Mordanschlag Nobilings, seine Entlassung, regten ihn viel stärker auf, als etwa die Krankheit der Tochter oder selbst der Tod der Fürstin. Für die Kinder seines Bruders trat er nicht ein, um sich nicht dem Vorwurfe der Begünstigung auszusetzen. Dagegen tat er seinen Verwandten heimlich sehr viel Gutes, bezahlte Schulden und gewährte Zulagen.

Die starke Wurzel von Bismarcks Persönlichkeit war sein ungemein kräftig entwickeltes Heimatsgefühl. Er fühlte sich als Pommer, hing an den Jugenderinnerungen aus Kniephof, bevorzugte die Sitten, Gebräuche und Gerichte seiner Heimat. Die Bedeutung der Stämme und Rassen schätzte er sehr hoch ein. Eheschließungen mit Fremdstämmigen mißbilligte er, fand auch kein rechtes Verhältnis zu seiner ausländischen Schwiegertochter. Sein Herz gehörte ganz seinem Vaterlande; allgemeine Menschheitsfragen beschäftigten ihn wenig. Für Leute mit verschwommener Abstammung und Gesinnung hatte er den Ehrennamen „internationaler Schweinehund".

Seine Beziehungen zu anderen Menschen wurden von dem Gefühle vollkommener Gleichberechtigung beherrscht. Wenn er auch von den Pflichten durchdrungen war, die der Adel auferlegt, war Bismarck doch durchaus nicht adelsstolz oder hochmütig und hatte gar keine Empfindung für Standesunterschiede. Über sogenannte nicht standesgemäße Ehen dachte er weitherzig und hielt eine gelegentliche Blutauffrischung für zweckmäßig. Im persönlichen Verkehr behandelte er jedermann mit der gleichen wohlwollenden Höflichkeit. Im galt als Maßstab der Wertschätzung nur die Tüchtigkeit, gleichgültig, ob es sich um einen Kutscher, einen Fürsten oder um einen Millionär handelte. Vor den Rechten und der Eigenart seiner Mitmenschen hatte er große Achtung. Fremde Verdienste, geschichtliche Persönlichkeiten erkannte er rückhaltslos an. Von den Vorkämpfern für die deutsche Einheit aus dem Jahre 1848 meinte er: „Ich habe Glück gehabt und sie nicht." Neid und Mißgunst waren ihm gänzlich fremd. Ebensowenig kannte er Rachsucht. Während seine Angehörigen, namentlich die Fürstin, Kränkungen, die ihm widerfahren waren, nicht wieder vergessen und verzeihen konnten, kam er leicht darüber hinweg, wenn nicht das Gelingen seiner Pläne gefährdet war. Über den törichten Beschluß des Reichstags, ihm zu seinem 80. Geburtstag keinen Glückwunsch zu senden, zuckte er nur die Achseln. Von einem höheren Hofbeamten, der nach seiner Entlassung nichts mehr zu seiner Unterstützung zu tun wagte, meinte er nachsichtig, man könne das auch nicht von ihm verlangen, ihm sein Verhalten nicht übel nehmen. Einem anderen, der sein Duzfreund gewesen war, sich dann aber von ihm zurückgezogen hatte, kam er, als jener dann in Begleitung des Kaisers wieder erschien, mit unveränderter Freundlichkeit entgegen; er hatte anscheinend dessen Zurückhaltung gar nicht bemerkt. Als ein früherer Botschafter,

Digitized by Google

der sein erbitterter Feind gewesen war, an Zungenkrebs erkrankte und ihm den Wunsch zukommen ließ, sich wieder mit ihm auszusöhnen, ging er sofort zu ihm und besuchte ihn mehrere Male, obgleich die Seinen ihn davon abzuhalten suchten. Er müsse sich ja schämen, wenn er das nicht tue, erklärte er. Auch die Konservativen, die sich von ihm getrennt hatten, nahm er später wieder mit offenen Armen auf. Er dachte in solchen Fragen nichts weniger als kleinlich und hatte volles Verständnis für Menschlichkeiten. Über sein Schicksal war er durchaus nicht dauernd so verbittert wie seine Angehörigen.

Ein Ausfluß seines allgemeinen Wohlwollens für die Menschen war Bismarcks große Gastfreiheit. Er liebte es sehr, wenn man ihn besuchte, beklagte sich, wenn, um ihn zu schonen, Leute abgewiesen wurden, und war bemüht, seinen Gästen den Aufenthalt auf alle Weise angenehm und behaglich zu machen; er freute sich, wenn sie sich bei ihm wohl fühlten. Kurz vor seinem 70. Geburtstage lud er das ganze Regiment der Halberstädter Kürassiere ein, die es nicht gewagt hatten, die Erlaubnis zu einem Besuche zu erbitten. Für jedermann war er zugänglich, ging ohne weiteres auf Gespräche ein und vermochte es nicht immer, sich vor unbequemen Ausfragern zu schützen. Seine tief wurzelnde Höflichkeit machte es ihm schwer, ohne Schroffheit jemanden abzuschütteln. Er erzählte gern aus seinem reichen Leben, schilderte mit allen Einzelheiten, sprach sich mit größter Freiheit über alle möglichen politischen Fragen aus, wenn man ihn dazu anregte, war sehr liebenswürdig und geduldig im Anhören von Meinungsäußerungen. Bei seinen Ausfahrten benutzte er das Tor, wo die Leute auf seinen Anblick warteten, wurde nicht müde, halten zu lassen, und sprach grundsätzlich jeden Offizier an, auch ganz junge Leutnants. Bei einem Fackelzug drückte er jedem Teilnehmer die Hand und hörte damit auch nicht auf, als ihm die Hand schmerzte. Er hatte ein gewisses Bedürfnis, verwöhnt, gestreichelt, geliebkost zu werden, war auch selbst zärtlich, küßte die Leute auf die Wange, die ihm die Hand küßten; im Alter pflegte er auch junge Mädchen zu küssen. An seinen persönlichen Freunden, deren er eine ganze Reihe hatte, hielt er mit großer Treue fest; vielfach waren es allerdings wohl politische Interessen, die ihn mit ihnen verknüpften. Im ganzen waren jedoch seine inneren Beziehungen zu den Menschen trotz freundlichster Formen eher kühle. Gegen seine Dienstboten war er wohl einmal äußerst heftig, duldete aber nicht, daß jemand entlassen wurde. Sie hingen daher sehr an ihm, während sie der Fürstin gegenüber unbotmäßig waren.

Vom weiblichen Geschlechte hatte Bismarck eine geringe Meinung. Zwar gefielen ihm vornehme Frauen, und er ließ es nie an ritterlicher Aufmerksamkeit und Rücksicht für Damen fehlen. Aber sonst spielte alles, was lange Röcke trug, für ihn gar keine Rolle. Die Kaiserin Augusta, die seine Pläne immer wieder zu durchkreuzen und den Kaiser gegen ihn einzunehmen suchte, haßte er ehrlich. Sein allgemeines Urteil über die Frauen war oberflächlich und geringschätzig, etwa wie dasjenige eines Studenten oder Leutnants; er suchte auch keinen weiblichen Verkehr und hatte selbst zur Fürstin eigentlich kein tieferes innerliches Verhältnis. Über geschlechtliche Beziehungen dachte er ziemlich frei, doch waren seine Äußerungen über solche Dinge meist sehr harmloser Art. Von Verirrungen wußte er nichts. Seine eigenen geschlechtlichen Bedürfnisse scheinen nicht sehr stark gewesen zu sein. Sein Eheleben war tadellos.

Sehr bekannt ist Bismarcks Vorliebe für Tiere geworden, besonders für Hunde, die seine ständigen Begleiter waren. Ihnen gegenüber war er von unglaublicher Nachsicht, ließ sich alle durch sie verursachten Unbequemlichkeiten ohne weiteres gefallen. Er stand nachts auf, um sie herauszulassen, strafte sie nicht, wenn sie bissen. Eine Hündin, die an Gebärmutterkrebs litt, konnte er sich nicht entschließen, töten zu lassen, sondern behielt sie dauernd in seiner Umgebung.

Wenn Bismarck mit dem Namen des eisernen Kanzlers belegt wurde, so wird dadurch mit Recht die ungeheure Stärke des Willens gekennzeichnet, über die er verfügte. „Die Hauptsache ist die Tat", war sein Ausspruch. Er war ein

Digitized by Google

Mann von äußerster, rücksichtslosester Entschlossenheit, der ohne Schwäche und ohne Schwanken durchführte, was ihm als Ziel vorschwebte, bereit, jede Verantwortung zu übernehmen. Die Welt hätte einfallen können, bevor er nachgegeben hätte. „Das ist unser Mann" sagte Roon schon bei seinem ersten Auftreten. Schwierigkeiten, Widerstände, Gegnerschaften schreckten ihn nicht. Er war eine ausgesprochene Kampfnatur, die Genuß darin fand, sich mit ebenbürtigen Gegnern zu messen. In seiner Jugend galt er geradezu als Raufbold. Wer sich ihm entgegenstellte, den bekämpfte er mit leidenschaftlichem Hasse und rannte er nieder. Dabei war er durchaus kein planloser Draufgänger, sondern er verfolgte seine Pläne durch Jahrzehnte mit größter Nachhaltigkeit und Zähigkeit, bereitete sie sorgfältig vor und ließ sich durch keine Hindernisse von seinem Wege abdrängen. Es darf vielleicht als ein Sinnbild seiner Persönlichkeit gelten, daß er sich schon als Student bei einem Besuche der Vogesen sagte: „Dat möt wi hebben". Sein Handeln war immer durchaus folgerichtig und berechenbar, wenn man die Voraussetzungen und das Ziel kannte. Er sah den Weg klar vor sich und ging ihn mit unbeirrbarer Entschiedenheit. Seine Willensanlage trug daher den Stempel der unbedingten Zuverlässigkeit; man konnte Häuser auf ihn bauen. In sachlichen Fragen ließ er sich auf keine Weise beeinflussen, weder durch Einflüsterungen noch durch Bitten oder sonstige Rücksichten. Auch von der öffentlichen Meinung war er gänzlich unabhängig; wer sich ihr unterwerfe, sei schon verloren, meinte er. Dennoch benutzte er sie, wo sie ihm helfen konnte, und suchte auf sie einzuwirken, ganz besonders durch die Jugend bei den Empfängen von Studenten und Offizieren.

Die Triebfedern seines Strebens waren ganz unpersönliche. Sein Sinnen und Handeln galt Deutschlands Sicherheit, Glück und Größe, und das Gefühl der Verantwortlichkeit für sein Vaterland war es, was ihm die Nachtruhe raubte und ihn zu den folgenschwersten Entschlüssen befähigte, zur Auseinandersetzung mit Österreich und zum Kriege mit Frankreich, dessen Unvermeidlichkeit er klar erkannt hatte. Mit peinlichster Sorgfalt vermied er es, aus seiner Stellung für sich persönliche Vorteile zu ziehen. Kein Vorwurf konnte ihn mehr empören, als eine dahin gehende Unterstellung. „Wenn ich etwas bin, so bin ich ein ehrlicher Kerl", erklärte er. Nach seinen großen Erfolgen im Frankfurter Frieden sträubte er sich entschieden gegen eine Dotation vom Reiche, weil er sich nicht im Reichstage durchhecheln lassen wollte. Der Kaiser schenkte ihm dann persönlich den Sachsenwald. Jener Verzicht ist um so bemerkenswerter, als Bismarck sonst nach seinen eigenen Worten „gierig" nach Landbesitz war. Er wollte gern ein großes Gebiet sein eigen nennen, kaufte zu hohem Preise und hatte große Freude daran, seine Ländereien zu zeigen. Im übrigen galt er für geizig, und er war auch nicht besonders freigebig, machte nicht gern Geschenke; derartige Dinge mußte die Fürstin besorgen. Gegen Bettelbriefe, die ihm jeden Tag in ganzen Stößen zugingen, verhielt er sich gänzlich ablehnend, weil er sich nicht ausnutzen lassen wolle. Dagegen bezahlte er, ohne ein Wort darüber zu verlieren, auch sehr bedeutende Rechnungen für die Luxusbedürfnisse seiner Angehörigen. Er selbst hatte an Geschenken, auch unbedeutenden Aufmerksamkeiten, mehr Freude, als man eigentlich hätte meinen sollen.

Wollte Bismarck seine Ziele erreichen, so bedurfte er der vollsten Freiheit des Handelns. Er war daher in hohem Grade herrschsüchtig und verlangte unbedingte Unterordnung unter seinen Willen. Den Kampf um die Macht führte er mit größter Schärfe. Auch der alte Kaiser mußte sich ihm fügen; der Kanzler machte ihm durch seine Hartnäckigkeit und Gewalttätigkeit das Leben schwer und quälte ihn vielfach durch Verstimmungen und wohl nie ganz ernst gemeinte Rücktrittsdrohungen, um die von der Kaiserin ausgehenden Widerstände zu überwinden. Bismarck selbst arbeitete hart, aber gewandt und schnell, dabei sorgfältig, gründlich, umsichtig, großzügig; er konnte sich sehr rasch in eine Arbeit vertiefen und kannte keine Ermüdung. Diese Fähigkeiten setzte er, natürlich mit Unrecht,

Digitized by Google

auch bei seinen Mitarbeitern voraus und hatte daher gar keine Vorstellung von ihrer wirklichen Leistungsfähigkeit. Er überspannte seine Anforderungen und konnte sehr ungerecht werden, wenn sie nicht erfüllt wurden. Seine Untergebenen hatten vielfach schwer unter dieser rücksichtslosen Ausnutzung ihrer Arbeitskraft zu leiden; sie rieben sich auf oder sie wurden widerspänstig.

Dazu kam, daß Bismarck es nicht verstand, die Arbeiten zweckmäßig einzurichten und zu leiten. Er glaubte, es werde alles schlecht gemacht, was er nicht selbst tue, und traute niemandem zu, seine Absichten richtig auszuführen. Infolgedessen nörgelte er über Kleinigkeiten, erschwerte seinen Mitarbeitern ihre Tätigkeit und erzeugte innere Reibungen, die ihn zu Klagen über Widerstände und Unfähigkeiten veranlaßten. Weil er nicht gern in Berlin, sondern lieber in Varzin war, mußten seine Untergebenen regelmäßig die 14-stündige Reise dorthin machen. Er war auch nicht imstande, sich genügend zu entlasten, weil er überall selbst eingriff und niemandem Selbständigkeit ließ. In dienstlichen Angelegenheiten war er streng und unbarmherzig; alles mußte pünktlich und genau erledigt werden. Er beurteilte die Leute lediglich nach ihrer Nützlichkeit für seine Zwecke und konnte sehr bissige Bemerkungen über Botschafter machen, die ihm schlechte Berichte lieferten und nicht leisteten, was er erwartete. Andererseits stellte er womöglich die Menschen dahin, wo es ihnen am liebsten war. Im ganzen war er als Vorgesetzter gefürchtet und verhaßt, weil er von seinen Untergebenen strammsten Gehorsam verlangte und unerbittlich einschritt, wo es ihm die Sache zu erfordern schien. So lag er in stetem, aufreibendem Kampfe mit den Herren vom grünen Tische, mit den Regierungsräten; es war nach seinem Ausspruche der einzige Kampf, in dem er nicht siegte.

Die geringe Fähigkeit des Fürsten, einen Betrieb zweckmäßig einzurichten, machte sich auch in seiner eigenen Wirtschaft geltend. Obgleich er an sich sparsam war, wurde doch maßlos vergeudet, weil er an allen Enden bestohlen und betrogen wurde. Alles war unpraktisch und schwerfällig, nicht den hohen Anforderungen angepaßt, die seine Stellung und seine Gastfreiheit mit sich brachten. Bismarck war kein Freund von Neuerungen; es sollte möglichst alles so bleiben, wie es immer gewesen war. Fortschritten in der Technik, selbst der Einführung von Wasserleitung und elektrischem Licht, stand er zweifelnd gegenüber. Er selbst empfand die Unzulänglichkeiten und Schäden der Wirtschaft nicht und nahm es übel, wenn man ihn darauf aufmerksam machen wollte. Für geschmackvolle Ausstattung des Hauses hatte er gar keinen Sinn; seine Einrichtung war altväterisch, nüchtern und möglichst bequem. Zum Entwerfen von Bauplänen hatte er kein Geschick. Als ihm eine Feuersbrunst wegen eines unzweckmäßig angelegten Kamins vorausgesagt wurde, kümmerte er sich nicht weiter darum, regte sich aber auch nicht sonderlich darüber auf, als der Brand wirklich eintrat. Das Abreisen war stets mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil die Vorbereitungen sehr umständlich waren. Es wurde auch gern immer wieder hinausgeschoben, so daß man niemals recht wußte, woran man war.

Bismarcks Leben war in zielbewußter Zusammenfassung aller Kräfte nur der Erfüllung seiner hohen Sendung gewidmet. Außer den kurzen Ruhestunden im Kreise der Seinen, die vor seiner Entlassung karg genug bemessen waren, war seine Zeit wie sein Denken ganz durch die politische Arbeit in Anspruch genommen. Seine Erholung war namentlich das reichliche Zeitungslesen. Theater und Konzerte konnte er wegen der mit seiner Volkstümlichkeit verknüpften Behinderungen nicht besuchen; er pflegte in Berlin überhaupt das Haus nicht mehr zu Fuß zu verlassen. Die sogenannte Geselligkeit und große Essereien haßte er. Hoffestlichkeiten waren ihm ein Greuel; er lehnte deren Besuch ab, weil er keine Zeit habe und auch nicht so lange stehen könne. Spiele irgendwelcher Art liebte er nicht. Dagegen tanzte er in jungen Jahren gern. Auch an Leibesübungen, Turnen, Hanteln, und besonders Reiten, hing er sehr, während er den eigentlichen Sport als unnütze Zeitvergeudung mißbilligte. So lange er irgend konnte, ritt

Digitized by Google

er; auch ging er auf dem Lande viel spazieren; später machte er sehr ausgedehnte und anstrengende Wagenfahrten. Er hatte viele Beziehungen zu Zeitungen, schrieb aber selten eigenhändig, hielt meist nur Vorträge, nach denen dann Aufsätze ausgearbeitet wurden. Nach seiner Entlassung empfand er die erzwungene Untätigkeit sehr hart.

Die Lebensführung des Fürsten wurde stark durch seine Neigung beeinflußt, bis in die Nacht hinein zu arbeiten. Er pflegte erst gegen ½1 Uhr, öfters noch später, das Bett aufzusuchen. Auf die Mahnung, daß es Zeit sei, meinte er dann, es sei doch schade; er fühle sich gerade noch so munter. Die Nächte waren häufig zum Teil oder ganz schlaflos; ihn beschäftigten dann politische Sorgen und Pläne, Ärger über Reibungen, Schwierigkeiten mit dem Könige oder der Königin. Gegen 10 Uhr pflegte er sich zu erheben, nachdem er im Bette gefrühstückt hatte; dann kam das Bad, das Ankleiden und Rasieren, das er bis zuletzt selbst erledigte. Gegen ½1 Uhr erschien er zum zweiten Frühstück im Familienkreise. Er war dabei selbst nicht sehr pünktlich, ließ sich durch dieses oder jenes aufhalten, liebte es aber nicht, zu warten. Seine Eßlust war sehr stark. Als junger Mann verzehrte er einmal in einer Sitzung 12 harte Eier. „Wenn man Hunger hat, kann jeder Schweinhund essen", meinte er scherzend, „aber ohne Hunger — das ist etwas anderes." Seine Neigungen gingen dabei im allgemeinen auf die allereinfachsten Speisen; er hatte eine Menge von Lieblingsgerichten, meist hausbackener Art, namentlich solche, die ihm aus der Jugend vertraut waren, wenn er auch Leckerbissen keineswegs verschmähte. Auch zu trinken liebte er reichlich, bis dem ärztlicherseits Einhalt geboten wurde. Morgens nahm er Moselwein, Zitronenwasser, Milch zu sich, zum zweiten Frühstück Schaumwein. Bei seinen Spazierfahrten, auf denen er sich gewöhnlich von Verwandten oder Gästen begleiten ließ, wurden Bier und Schaumwein in Eis sowie einige Pfeifen mitgeführt; der Kutscher mußte an allem teilnehmen. Für Kaffee und Tee hatte der Fürst keine Vorliebe. Dagegen rauchte er fast ununterbrochen starke Zigarren, bis vom Arzte die Pfeife an deren Stelle gesetzt wurde. Um 7 Uhr fand das Abendessen statt; die Zeit nachher war dem Zeitunglesen bei einem Glase Bier im Kreise der Angehörigen und Gäste gewidmet, während dessen er sich hier und da an der Unterhaltung zu beteiligen pflegte.

Hinsichtlich seiner Lebensbedürfnisse war der Fürst im ganzen überaus anspruchslos. Jede Verkünstelung und Aufmachung, jedes Gepränge war ihm zuwider. Den Schmuck des Lebens konnte er leicht entbehren. Er war sehr empfänglich für naive Genüsse und fühlte sich auch in ganz einfachen Verhältnissen auf dem Lande wohl. Sein Streben richtete sich in erster Linie auf Behaglichkeit und Bequemlichkeit. Er hatte sehr die Neigung, sich helfen und bedienen zu lassen, war empfänglich für kleine Aufmerksamkeiten, dankbar für Liebesbezeugungen, ließ sich gern von Frauen seine Pfeife anstecken und anrauchen. Vor allem aber erfreute er sich an der Natur, am Rauschen der Quellen, am Singen der Amseln, an der Ankunft der ersten Stare, an den flinken Meisen, die er zu füttern pflegte. Eine saftige Wiese, ein hübscher Tannenzapfen, das frische Grün des Frühlings, die aufsprießenden Crocus, schöne Blumen, besonders Rosen, die Eichhörnchen, das Wild konnten ihn in lebhaftes Entzücken versetzen. Unter den Bäumen hatte er seine Lieblinge, die er auf seinen Fahrten besuchte, und mit Stolz fuhr er durch seine weiten Besitzungen, um den Stand der Saaten und die Arbeiten auf den Feldern zu besichtigen. Während seine natürliche Neigung dahin ging, das friedliche und regelmäßige Leben eines Landedelmannes zu führen und sich von der Liebe der Seinen verhätscheln zu lassen, warf ihn die unwiderstehliche Forderung seiner gewaltigen Persönlichkeit in das zermürbende Getriebe schwerster politischer Kämpfe und machte ihn zum bestgehaßten Manne Europas. Erst dann, als er das Höchste für Deutschland geleistet hatte und man ihn als unbequem und entbehrlich beiseite schob, war es ihm am Abend seines Lebens vergönnt, in diejenigen Bedingungen zurückzukehren, nach denen sich sein Herz im stillen im-

Digitized by Google

mer gesehnt hatte. Freilich begleitete ihn jetzt die quälende und nur allzu berechtigte Sorge, ob das kommende Geschlecht imstande sein werde, das Erbe zu erhalten, das er ihm hinterlassen hatte.

*

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die hier entworfene Schilderung der Persönlichkeit Bismarcks wesentlich neue, bisher unbekannte Züge enthält. Ihr Wert scheint uns mehr darin zu liegen, daß sie den Versuch macht, von einem einheitlichen Standpunkte aus ein möglichst zuverlässiges Bild davon zu geben, wie Bismarck wirklich war. Es wäre natürlich wünschenswert, zu prüfen, wie weit diese Darstellung mit dem sonstigen, ungeheuer reichhaltigen Beobachtungsstoffe im Einklang steht, den wir über das Leben, Wirken und Wesen Bismarcks besitzen. Diese umfassende Aufgabe mag der Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben. Hier sollte nur gezeigt werden, wie der große Kanzler einem Beobachter erschien, der, allerdings erst in späteren Jahren, tiefe Einblicke in seine Persönlichkeit tun konnte und bemüht war, sie schlicht und unverfälscht wiederzugeben.

Was uns aus diesen Beobachtungen entgegentritt, ist der zwingende Eindruck, daß Bismarck nicht durch Volksgunst oder Fürstenlaune, sondern durch die innere Macht seiner Persönlichkeit auf seinen Platz in der Geschichte unseres Vaterlandes gestellt worden ist. Seine politische Sehergabe, die Klarheit und Schärfe seines Denkens, seine leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande und endlich sein eiserner, unbezwinglicher Wille mußten ihn zu einem großen und erfolgreichen Staatsmanne machen. Daß er dabei jene freie und edle, fast kindliche Natürlichkeit besaß, die so oft die Begleiterin wahrer Größe ist, macht ihn unserem Herzen besonders teuer. Seine Schwächen, die vielfach nur die Kehrseite seiner großartigen Anlage sind, bringen uns sein Bild menschlich nahe. Wir erkennen aus ihnen, daß er ein Mensch war wie wir, der nur durch harte innere Arbeit zur Höhe seines Daseins gelangen konnte. Ein wahres Grauen aber erfaßt uns, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Nachfolger das Schicksal unserem ersten Reichskanzler gegeben hat! Unsere Zukunft wäre hoffnungslos, wenn der Tiefstand in der Folge der Persönlichkeiten, den uns die Entwicklung der Dinge gebracht hat, unser unabänderliches Los wäre. Das können, dürfen und wollen wir nicht glauben. Wenn die Urkraft seiner Veranlagung den Landjunker Bismarck zum größten Staatsmanne seines Jahrhunderts gemacht hat, so dürfen wir ja hoffen, daß sich, sobald die Zeit erfüllt ist, auch von neuem Männer finden werden, die Einsicht, Mut und Kraft genug besitzen, um unserem Jammer ein Ende zu machen. Denn das soll unser Trost sein: Bismarck war ein Deutscher! In seiner Persönlichkeit begegnen uns eine Reihe jener Wesenszüge, die wir mit Recht als die Wurzeln deutscher Größe betrachten. Noch lebt das Volk, dem er entstammte. Warum sollte es nicht ein zweites Mal in seiner Not einen Mann erzeugen können, der unserem Sehnen Erfüllung bringt?

Tim Kleins Bismarck

— unentbehrlich, unersetzlich für jeden, der in möglichst kurzer Zeit Bismarck wirklich kennen lernen will — ist eben im 96. bis 115. Tausend erschienen. Alles Wichtige ist mit jener Kunst des Auswählens symbolischer Tatsachen zusammengestellt, wie sie nur Tim Klein besitzt. Wir hatten angenommen, die neue Ausgabe, die gänzlich umgearbeitet ist und die neuesten Veröffentlichungen bis zum dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen" berücksichtigt, würde reißenden Absatz finden. Der Verleger, Wilhelm Langewiesche in Ebenhausen bei München, teilt uns mit, daß dies nicht der Fall ist und vermutet, der billige Preis (in jeder Buchhandlung gebunden M. 23.40) verhindere die neuen Reichen es zu kaufen.

Digitized by Google

Bismarck-Erinnerungen.

Von Luise Freiin von Poellnitz.

Den älteren unserer Leser, namentlich in Norddeutschland, ist der Name der Verfasserin des folgenden Beitrags, Luise von Poellnitz, wohl noch bekannt als der einer durch Empfindung, Schlichtheit, Verstand und Humor ausgezeichneten Schauspielerin der Berliner Bühnen (gest. 1904). Eine Reihe der besten Charakter- und Volksgestalten aus dem naturalistischen Jahrzehnt unserer Schauspielkunst (Ibsen, Hauptmann, Voß, Sudermann, Schnitzler) sind von ihr zuerst auf der Bühne nachgeschaffen worden. Als Mitglied des alten, in der preußischen Beamten- und Offiziersgeschichte ehrenvoll bekannten Geschlechts v. Poellnitz, war sie nicht ohne Kämpfe mit ihrer Familie zur Bühne gekommen; wie es heißt, hat erst die Vermittlung der damaligen Königin Augusta in den sechziger Jahren diese Schwierigkeiten behoben und auch ihr erstes Auftreten — damals als Sängerin — am Berliner Opernhaus ermöglicht. Aus diesen sechziger Jahren, und zwar offenbar aus dem Jahr 1867, stammen auch die folgenden Bismarck-Erinnerungen, die wir der Güte von Freiin Hertha von Poellnitz verdanken. Sie sind erst nach langer Zeit, beinahe 20 Jahre später, aufgezeichnet, und so ist das Gedächtnis der Erzählerin offenbar nicht überall ungetrübt geblieben. Die Erzählung von der Nacht nach der Schlacht bei Königgrätz ist offenbar eine Kontamination von kleinen anschaulichen Einzelzügen, die Bismarck aus dieser Nacht — in der das Hauptquartier aber in Horriz war — erzählt haben wird (vgl. z. B. J. Vilbort, Das Werk des Herrn von Bismarck, deutsche Ausg. Bd. II, S. 66 ff.), mit seiner Schilderung des großen bekannten Konflikts, den er in den Wochen darauf, vor allem in Brünn und Nikolsburg (das hier auch als Schauplatz genannt wird), mit König Wilhelm zu bestehen hatte. Sie bringt aber doch das unmittelbare Echo einiger sehr bezeichnender, in dieser Fassung u. W. bisher nicht überlieferter Bismarckworte. Auch die erste Erzählung vom 15./16. Juni 1866 bedarf noch der kritischen Durchleuchtung. Wir verweisen hier nur auf die Darstellung in der großen „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland" von O. v. Lettow-Vorbeck, 1. Bd., S. 112 und 137 ff., und Moltkes Korrespondenz 1866, S. 221 ff. auf die Erzählung bei R. v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck, S. 276 f.

Zu beneiden waren die wenigen Auserwählten, die zu dem kleinen Zirkel gehörten, der sich Ende der sechziger Jahre jeden 2. Sonntag um den gastlichen Tisch des Ministers Graf Fritz Eulenburg versammelte. Graf Eulenburg war vor einigen Jahren ausersehen worden, den für den preußischen Staat so wichtigen Handelsvertrag mit Japan in Jeddo, dem heutigen Tokio, persönlich abzuschließen; er hatte auf den beiden, ihm zur Disposition gestellten Kriegsdampfern unserer damals noch jungen Marine die exotischen Schätze, des uns bisher fast unerschlossenen Inselreichs in seine Heimat entführt, die jetzt diese Räume schmückten. Die eigentlichen Privaträume des Ministers, die nach der Front „Unter den Linden" zu lagen, zeigten einen von den nach rückwärts gelegenen Repräsentationsräumen ganz verschiedenen Charakter. Tief dunkle, sattfarbige Damaststoffe deckten die Wände, geschmückt mit kunstvoll komponierten indischen Trophäen, fratzenhaften Götzenbildern und allen möglichen japanischen und chinesischen Kunstschätzen. Zu den Habitués dieser genußreichen Zusammenkünfte gehörten zwei Damen, die große Sängerin und kleine Baronin Pauline Lucca — Baronin von Rhaden — und die Schreiberin dieser Erinnerungen. Zu den regelmäßigen männlichen Gästen gehörte der Gatte der kleinen Diva Adolf v. Rhaden und Graf Heinrich Lehndorff, der Lieblingsadjutant des Monarchen, zwei prachtvolle, echt norddeutsche Erscheinungen. Außer diesem „eisernen Bestand" wechselten an der Tafel: Prinz Nikolaus von Nassau, der seinen Groll gegen Preußen bereits vergraben hatte; der Hofmarschall des Prinzen Carl, der alte liebenswürdige

Digitized by Google

Marchese Lucchesini; der Bruder des Hausherrn, Graf Philipp Eulenburg, Kommandeur eines, wenn ich nicht irre, in Magdeburg garnisonierenden Ulanen-Regiments; der verflossene Gesandte Hessens, Exzellenz v. Schachten, ein Chevalier de l'ancien régime, der noch in der Erinnerung des seligen Wiener Kongresses schwebte; Hans von Rochow, der Gegner Hinckeldeys in dem todbringenden Duelle; Graf von Waldersee, damals noch Marine-Kapitän und Graf Otto Bismarck.

Einer dieser Abende wird mir ewig unvergeßlich bleiben und obgleich ich erst nach langen Jahren diese Erinnerungen zu Papier bringe, stehen diese Stunden mir so lebhaft vor Augen, als hätte ich sie gestern erlebt. Wir hatten uns nach dem Essen in einen der andern Salons verfügt, saßen, den Mokka aus rohrumflochtenen japanischen Schalen schlürfend, in zwanglosen Gruppen umher. Man hatte hyperbelt über Menschenverstand und tierischen Instinkt. Graf Eulenburg ließ einen kleinen japanischen Hund, den er von seinen Reisen mitgebracht, hereinführen. Das kleine schlitzäugige Tier erriet bei mir sofort die Sympathie für das ganze Hundegeschlecht und baute sich auf meinem Schoß unter zahllosen Windungen ein Nest, in welches er sich mit einem Seufzer der Erleichterung niederließ und in tiefen Schlummer sank. Die schöne weiße Hand meines Nachbars zur Rechten, des Hausherrn, lag auf dem schwarzen Fellchen, welches ihr eine kokette Folie verlieh, links von mir lehnte in einem Fauteuil in der Uniform der Halberstädter Kürassiere die Hünengestalt des preußischen Premiers. Die kleine Sangesfee neckte sich vis-à-vis mit den Grafen Lehndorff und Waldersee. Wir waren von Hundetreue auf Männertreue, von dieser auf Volksliebe und Gunst und schließlich auf den Feldzug des verflossenen Jahres und die Zeit kurz vor dem Ausbruch gekommen und beide Minister tauschten ihre Erinnerungen über den Vorabend der Kriegserklärung aus.

Graf Bismarck hatte von den Kämpfen gesprochen, die er in der Einsamkeit stiller Sommernächte in dem Park seines Ministerhotels in der Wilhelmstraße mit sich selbst bestanden. Die Unabweislichkeit des Krieges war ihm bewußt, er kannte den Widerstand unseres friedliebenden Herrn, kannte die Gefahr, die der kleinsten Großmacht, — nur einer Sympathie der italienischen vollkommen sicher — von einer Welt in Waffen drohte, kannte den Widerwillen der ganzen Nation und ihrer Führer gegen den Bruderkrieg. Nur zwei Männer standen ihm treu zur Seite: Graf Fritz Eulenburg und Moltke. Der anbrechende Tag fand ihn einmal an derselben Stelle seines Parkes, an der das scheidende Abendrot ihn verlassen. Täglich hatte er durch schwere Stunden seine ganze Beredsamkeit dem Widerstande des Monarchen gegenüber aufgeboten, täglich hatte sich die Menge vor dem Palais gesammelt und die Abfahrt des Ministers mit Drohungen, mit erhobenen geballten Fäusten begleitet — und das für seines Landes Heil und Größe einzig schlagende Herz des besten Patrioten hatte sich eines aufsteigenden bitteren Gefühls nicht erwehren können. Er fühlte: du mußt und wirst siegen! und diese Menge wird nach dem Erfolg dir zujauchzen, während sie dich steinigen würde, sollte das Glück dir abhold sein! Da kam der Abend des 15. Juni heran. Die Truppen standen kriegsbereit an der hessischen und hannoverschen Grenze. Graf Bismarck stand vor der Entscheidung, es mußte gehandelt werden, die Entscheidung noch heute von dem Monarchen erzwungen werden. Der Graf hatte im Lauf des Nachmittags auf eigene Verantwortung eine Depesche an den Grafen Vogel v. Falkenstein abgeschickt mit dem Befehl, falls er bis 5 Uhr morgens keine Konterorder erhalte, die Grenze zu überschreiten und so die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Gegen Abend war der Graf in das Palais gefahren mit dem festen Entschluß den König ohne Entscheidung nicht zu verlassen. Moltke und Eulenburg harrten in banger Erwartung der Entschließung, der erstere in seinem Hause, letzterer im Verein mit der Gräfin Bismarck und dem Baron v. Keudell, dem jetzigen Gesandten in Rom, im Ministerium in der Wilhelmstraße. Lange bange Stunden

Digitized by Google

spannten alle Fibern der Harrenden. Bis 1 Uhr nachts dauerte der Kampf des Ministers mit dem Monarchen, den Bluts- und Wahlverwandtschaften an die feindlichen Höfe fesselten, bis endlich unter heißen Tränen um die erste Morgenstunde König Wilhelm seinen Namenszug unter die Kriegserklärung setzte. Graf Eulenburg, den es trieb, sofort dem harrenden Moltke die ersehnte Botschaft zu überbringen, stürmte die Treppe hinunter, den ersten ihm begegnenden Menschen, den alten Portier, an die Brust drückend. Kopfschüttelnd starrte der alte Zerberus des Palais dem zu Fuß durch die Nacht Stürmenden nach, der atemlos die Wohnung Moltkes erreichte und stürmisch die Klingel zog. Still, wie im tiefen Schlafe lag das Haus, kein Lichtschimmer verriet die bange Erwartung, mit welcher der schon damals greise General des erlösenden Wortes harrte. Er hatte gegen Mitternacht die ganze Dienerschaft zur Ruhe gesandt und öffnete jetzt ernst und schweigend in voller Generalsuniform, den Helm im Arm, Lackstiefeln an den Füßen dem fieberhaft erregten Freund selbst das Haustor. Es bedurfte keines Wortes, beide Männer sanken sich in die Arme und Graf Moltke trat sofort zu Fuß seinen Weg nach dem Palais des Königs an. Die ganze Nacht hindurch herrschte vielbewegtes und doch geräuschloses Leben zwischen des Königs Residenz, dem Auswärtigen Amte, Unter den Linden, militärischen Kommandos.

Vom Palais in der Wilhelmstraße flitzte der elektrische Draht nochmals die Marschorder an den General Vogel v. Falkenstein. Diese Depesche hat den General nie erreicht; die Hessen hatten die Telegraphendrähte durchschnitten, und wenn Graf Bismarck nicht in letzter Stunde noch dem König die Entscheidung entrang, so überschritt der General, die Konterorder vergebens erwartend, die Grenze und — Graf Bismarcks eigene Worte: — „das Haupt des preußischen Premiers lag als das eines Staatsverräters auf dem Richtblock."

Graf Bismarck hatte zuerst in unserer engeren Konversation seine Erzählung nur an die Schreiberin dieser Zeilen gerichtet, bald aber hatte sich der ganze Kreis um unsere Sitze gruppiert und lauschte. Wir waren auf der eingeschlagenen Bahn weiterschreitend zu den verschiedenen Ereignissen des Feldzuges gelangt, zu den Fehlern bei Nachod, zu dem Kampf bei Gitschin bis zur Schlacht bei Königgrätz. Graf Bismarck bestätigte die bekannte Anekdote von der Graf Moltke auf dem Schlachtfeld angebotenen Zigarre[1]), sprach auch von der schweren und tiefen Sorge des greisen Strategen, der dem Ausgang der Schlacht durchaus nicht mit so sanguinischen Hoffnungen entgegensah, wie man glaubte. Wenn das großartig geplante Manöver der Armee des Kronprinzen nicht gelang, war die Schlacht verloren. Aber es wurde ausgeführt, wie es geplant war. Unsern Monarchen hatte der anbrechende Sommermorgen bereits zu Pferde unter seine Truppen getrieben, fieberhafte Erregung herrschte in dem ganzen königlichen Stabe, die Ordonnanzen flogen mit Windeseile hin und her zwischen den einzelnen Truppenkörpern. Der Verlauf der Schlacht ist bekannt: nach dem Eingreifen der Kronprinzlichen Armee Sieg auf allen Punkten! König Wilhelm, von seiner fieberhaften Erregung bis zur Exaltation getrieben, setzte sich selbst mit jugendlichem Feuereifer an die Spitze der den fliehenden Feind verfolgenden Kavallerie, es gelang Graf Moltke erst nach energischen Vorstellungen, den König zurück in sein Hauptquartier Schloß Nikolsburg zu führen. Der greise Sieger hatte 16 Stunden ununterbrochen zu Pferde gesessen, seine Kraft nur noch an dem Glückgefühl des errungenen Sieges aufrecht erhalten. Vom Pferde steigend, taumelte der greise Herr, und nur dem schnellen Zuspringen Graf Lehndorffs war es zu danken, daß er nicht zu Boden sank. An Ruhe war nicht zu denken, der Kronprinz und Graf Bismarck trafen mit dem Stabe nach und nach im Hauptquartier ein, die Konsequenzen des Sieges mußten in Erwägung gezogen werden.

[1]) In einem kritischen Augenblick der Schlacht, vor dem Eingreifen der Kronprinzen-Armee, wollte Bismarck feststellen, ob Moltke den Kopf noch oben halte, und reichte ihm einen Zigarrenbehälter mit einer guten und einer weniger guten Zigarre. Als Moltke mit Bedacht von den beiden Zigarren die bessere auswählte, war Bismarck beruhigt.

„Das war die schwerste Nacht meines Lebens. Preußens Ruhm und Deutschlands Zukunft standen auf dem Spiele", rief Graf Bismarck aus.

Die ganze Hofgesellschaft kannte die Abneigung der Kronprinzessin gegen den Grafen, der ihrer englischen Politik durchaus und offen feindlich oft bis zum scharf zugespitzten Wortgefecht selbst im Salon entgegentrat. Der Einfluß der Kronprinzessin auf den Kronprinzen war damals noch bedeutend, ja furchterregend für jedes patriotische Herz; ich war zu der Frage wohl berechtigt: ob der Graf in jener Nacht unter der Gegnerschaft des Kronprinzen besonders gelitten habe, denn niemand hätte geahnt, daß es der König gewesen, der dem Grafen entgegen gewesen sei.

„Nein," antwortete der Graf, „der Kronprinz hat in jener Nacht fest und treu zu mir gestanden." Der Kronprinz und Graf Bismarck waren zum König gerufen worden.

Ehe man das Hauptquartier erfahren und gefunden, war es spät in der Nacht geworden. Graf Lehndorff hatte seinen Diener mit dem Gepäck verloren, konnte sich nicht umkleiden und hatte sich einen entdeckten, schön rund gestopften Strohsack vor die Zimmertür seines Herrn geschleift, gestiefelt und gespornt, bedeckt mit dem ganzen Staub und Schmutz des Schlachtfelds sank er auf demselben nieder. Seine Vorsicht, die Tür seines Herrn mit seiner Person zu verbarrikadieren, hätte diesen schwerlich vor Gefahr geschützt, denn als des Grafen alter Diener Friedrich ihn endlich gegen Morgen gefunden, hat der ihm Stiefel und Kleidung ausgezogen, ihm ein Lager bereitet und ihn darauf gebettet, ohne daß der Graf erwacht war. Drinnen kämpfte Bismarck unterdessen wieder einen schweren Kampf mit dem Monarchen. Der König, aufs äußerste vom Siegestaumel erregt, verlangte mit anbrechendem Morgen die weitere Verfolgung des Feindes und dessen Demütigung bis zum Siegeseinzug in Wien. Graf Bismarck stellte dem Herrscher die Unmöglichkeit solchen Handelns vor Augen. Die Armee trug Cholera und Typhus in ihren Gliedern, die Folgen der schlechten Feldlager in Böhmen bei nasser Witterung; die schlechten Wege hatten Schuhwerk und Kleidung zerstört, die Truppen hatten in der Schlacht Unbegreifliches an Pflichterfüllung geleistet, sie waren am Ende ihrer Kräfte. Neue Streitkräfte waren nicht heranzuziehen, die Mainarmee in Bayern nötig, man mußte dem Feinde goldne Brücken bauen, um die eigene Schwäche zu maskieren. Der König wollte nicht glauben, nicht begreifen, weinend wie ein Kind — Bismarcks Worte — warf er sich in die Sofaecke, deckte mit geballten Fäusten die Augen und rief: „Man will den Sieg, den Ruhm einschmälern, ich will nicht nachgeben, will nicht einhalten, ich bin von Staatsverrätern umgeben!" Ich führe jetzt den Grafen an, um seine mir unvergeßlichen Worte genau wiederzugeben:

„Der Mann, der da vor mir lag, den ich vergötterte, für den ich in Stücke mich hätte hauen lassen, verlangte wie ein Kind, den Mond vom Himmel von mir. Sein Gedanke war unausführbar, meine Pflicht gegen mein Vaterland gebot mir, ihm entgegenzutreten. ‚Majestät,' erwiderte ich, ‚so bleibt mir nichts weiter zu tun, als mein Amt als preußischer Premier Ew. Majestät zu Füßen zu legen, ich bin nur noch Ew. Majestät Major in der Armee und das erste österreichische Quartier ist mein Tod! Ich, der die Notwendigkeit dieses Krieges für Preußen erkannt und gegen eine Welt von Widersachern alles daran gesetzt habe, ihn ins Werk zu führen, darf, besiegt nie nach Berlin zurückkehren. Die Armee ist dezimiert, ein Schritt weiter, und Frankreich greift in die Aktion. Es bedarf einer Heeresmacht nicht gegen uns, wenige französische Bataillons auf dem Schienenweg durch Bayern uns entgegengestellt, werfen unsere ganze disponible Kriegsmacht über den Haufen.' Ich bat, mich zu entlassen! Hier legte sich der Kronprinz ins Mittel, er verstand und begriff mich und mehr erschöpft als überzeugt gab der König nach."

Breslau, den 29. November 1886. Gez. Luise von Poellnitz.

Digitized by Google

Briefe über Bismarck.

Von seinem letzten Rechtsbeistand Heinrich Fülscher.

Mitgeteilt durch dessen Tochter Hildegard v. Stoutz, geb. Fülscher.

Mein Vater Heinrich Fülscher ist am 12. Januar 1858 in Glückstadt (Elbe) als Sohn des damaligen dänischen Deich- und Wasserbau-Kondukteurs Johann Fülscher geboren. Im Mai 1886 trat er aus dem Staatsdienst, wo er als Gerichtsassessor tätig war, aus, und ließ sich in Wandsbek als Rechtsanwalt nieder. Im August 1890 wurde er zum Königlichen Notar ernannt. Außer in seiner beruflichen Arbeit war er viel im öffentlichen kommunalen und politischen Leben tätig, wodurch er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Seine selbstlose Güte, die Offenheit und Gradheit seines Charakters, sowie sein köstlicher Humor, verschafften ihm in allen Schichten der Bevölkerung Anhänger und Freunde.

Vom Jahre 1895 bis zum Tode des Fürsten Bismarck war er dessen Rechtsbeistand und ein häufiger Gast in Friedrichsruh. Als begeisterter Verehrer des großen Kanzlers erzählte er oft und gern im vertrauten Kreise von seinen Erlebnissen im Sachsenwalde. — Sein häufig ausgesprochener Wunsch war, seine Bismarckerinnerungen zu sammeln und sie der Öffentlichkeit zugängig zu machen. Schon auf der Heimfahrt von Friedrichsruh pflegte er sich Notizen über die Gespräche und die Aussprüche des Fürsten zu machen, um sie daheim in Briefen an seinen Vater bezw. in Diktaten an meine Mutter niederzulegen. Durch Arbeitsüberhäufung, lange Krankheit, und seinen frühzeitigen Tod, ging sein sehnlichster Wunsch, seine Bismarckerinnerungen auszuführen, nicht in Erfüllung. Im Jahre 1904 starb er nach langer schwerer Krankheit.

* * *

Wandsbek, 25. Okt. 1895.

Mein lieber, guter Alter!

Erst mal meinen innigsten Glückwunsch zu Deinem Geburtstage! Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr ich wünsche, daß Du uns Allen noch recht lange erhalten bleibst, als Stolz der Familie Fülscher. Ich danke Dir auch herzlich für Deine väterlich besorgte Mahnung wegen meiner Benehmigung dem Fürsten gegenüber — ich habe sie redlich befolgt, na, Du trautest mir ja auch zu, daß ich es ohnehin so gemacht hätte — und so wäre es auch gewesen.

II. historischer Teil. Also:

Ich will also mit meiner Ankunft in Friedrichsruh beginnen, wo ich selbstverständlich von einer fürstlichen Equipage (d. h. sie gehörte dem Fürsten, sonst war sie nicht sehr fürstlich, sondern ziemlich simpel) vom Bahnhof abgeholt wurde. Ich fuhr vor, begab mich in das Vorderzimmer und wollte meine Karte hineinschicken, worauf mir das berühmte, aus den Allers'schen Bildern bekannte Factotum „Friedrich" erklärte, der Fürst warte schon auf mich im Nebenzimmer. Das stimmte; ich machte einen Knix, er gab mir die Hand, begrüßte mich und sagte mir: „Ich habe bis dahin meinen juristischen Bedarf immer bei Justizrat Philipp gedeckt; der ist indes kränklich und alt geworden" usw. Dann rauschten wir gemeinsam durch diverse Gemächer bis zum Speisesaal; der Fürst ließ mir bei jeder Tür den Vortritt; bei der ersten sagte ich (allerdings nur in Gedanken) bitte, bitte! und wollte ihn vorbeilassen; als er aber nicht wollte, hielt ich es für angemessen, forsch voran zu gehen und hinter den betr. Thüren sofort Posto zu fassen, um ihn wieder etwas vorangehen zu lassen.

Schließlich kamen wir ins Speisezimmer, wo er sich oben an den gedeckten Tisch setzte und mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Er sagte dann: „Es ist eine kleine Störung dazwischen gekommen; die Tochter des Großherzogs von Weimar, Prinzessin Reuß, ist von Berlin zum Frühstück herübergekommen; wenn wir vor

Digitized by Google

dem Frühstück nicht fertig werden, haben Sie vielleicht nachher auch etwas Zeit," was ich natürlich mit einer passenden Bemerkung bejahte. Wir besprachen indes noch eine Anzahl sehr interessanter Fragen (es handelte sich u. A. um sein Testament und um den Nachlaß der Fürstin, was ich indes, wie ich Dir wohl nicht zu sagen brauche, geheim gehalten wissen möchte). Dann wurde die Prinzessin gemeldet; sie tanzte an, mit ihr Graf und Gräfin Rantzau, Schweninger, die Jungen Rantzaus (famose Bengel) und deren sehr harmlos aussehender Erzieher.

Wir setzten uns, der Fürst trans den Tisch, die Prinzessin Heinrich VII. rechts, ich links von ihm, links von ihr Graf Rantzau und weiter links Dr. Schweninger, im Hintergrunde die Jungen mit ihrem Semmel-Türken. Erst gab es Bouillon mit geröstetem Brot. Aus den Gesprächen wird Dich Folgendes interessieren (von der weiteren Schilderung des originellen Menus will ich absehen.) Also alsbald fing die Prinzessin an mit einem Fragebogen; ihr Mann [1]) (der frühere Wiener Botschafter) habe sie gebeten, sie solle den Fürsten doch Verschiedenes fragen.

Also zuerst: wie denkt der Fürst über Rußland (wörtlich! ich mußte beinahe lachen) und über die jetzige deutsche Politik. Er dachte einige Augenblicke nach und sagte dann: „Ich werde nicht auf dem Laufenden gehalten, man verdeckt vieles vor mir; und wenn ich auch rathen sollte, rathen ohne thaten ist nichts; die beste Idee (oder Sache) wenn sie dumm ausgeführt wird, wird nichts; und die Politiker? Sie kochen nichts als pures Wasser, und sind zufrieden, wenn ihnen nur niemand den Kessel umstößt. Mit Japan hätten wir uns nicht entzweien sollen; es scheint ein Streich gegen England zu sein und im übrigen: na, Allerhöchstdieselben lieben die Veränderung; dabei fällt mir eine Geschichte ein, ein oller französischer König zeigte einer gescheiten Dame eine Inschrift im Schloß. Dieselbe lautete: ‚Souvent les femmes se varient etc.' Er ersuchte die Dame, es ihm vorzulesen; sie las: ‚Souvent les rois se varient'".

Es wurde dann über den Fürsten Stolberg [2]) gesprochen, der ein Kauz zu sein scheint. Bismarck sagte: „Ein deutscher Fürst? Was will das sagen? (Pause!) Ein deutscher Fürst bin ich auch; das kann man leicht werden." Prinzessin: „Wissen Sie noch, Durchlaucht, welche Angst Sie im Februar vor den Geburtstagsfeiern hatten? Und wie gut haben Sie alles überstanden; und wie herrlich waren alle die Reden, wie haben Sie alle Deutschen erfreut." Er: „Ja, auch meinen alten Kollegen Boetticher [3]); mit dem Mann ist es, wie auf der Treibjagd; immer, wenn ich auch gar nicht an ihn denke, kommt er mir vor den Schuß (kurze Pause!) und immer fühlt er sich getroffen, wenn ich auch gar nicht an ihn denke. Aber mit den Reden ist es eine eigene Sache; hier unter uns kann ich mich ja aussprechen; aber wenn ich öffentlich rede, wird mir jedes Wort verdreht; ich habe so das Gefühl, als wenn ich mit der Zunge steeple-chase reiten muß!"

Ich: „Haben Durchlaucht den Artikel über Boetticher in der neuesten Nummer der Zukunft gelesen?" „Ja!" Prinzessin: „Sehr gut war der Artikel, abgesehen von einigen Preßbengeleien. Welche Religion hat Maximilian Harden eigentlich? Ist er Jude?" Fürst: „Na, im öffentlichen Leben soll man sagen, ähnlich wie im code Napoléon: ‚la recherche de la réligion est interdite' (Kann Christian erklären! es heißt eigentlich bei unehelichen Kindern: ‚La recherche de la paternité est interdite'). Na, die Juden, einerlei, es sind finanzkräftige Steuerzahler, und friedfertig. Makkabäer sind nicht viele unter ihnen." Prinzessin: „Na Singer [4]) ist doch ein Makkabäer!" Fürst: „Ach, der baut auch keine Barrikaden!"

Prinzessin: (aus dem Fragebogen ihres Mannes) „Wie denken Sie über die

[1]) Heinrich VII, Prinz von Reuß, 1825—1906. Von 1878 ab Botschafter in Wien.
[2]) Graf Otto v. Stolberg, 1885—88 Minister des Königlichen Hauses, seit 1890 Fürst. Gest. 19. November 1896. — [3]) Karl Heinrich v. Boetticher, 1880—97 Staatssekretär und preußischer Staatsminister. — [4]) Paul Singer. Mit Bebel Vorsitzender der sozialdemokratischen Partei.

Digitized by Google

Türkei und ihre Schulden? einen großen Happen haben sie sich ja alle schon genommen[1])." Ich: „Ja, nur der ehrliche Makler nicht."

Bismarck: „Na, es ist noch ein guter Happen nach; übrigens glaube ich nicht, daß Rußland mehr will als ein Protektorat à la Tunis und Eingang in den Bosporus; wenn es klug ist, so will es jedenfalls nichts weiteres; es hat sich schon genug kleine Bulgarien herangezogen, die nun, statt ihm für ihre Befreiung zu danken, bange vor ihm sind; d. h. Serbien ist vor Österreich bange, weil es dicht bei ihm liegt."

Prinzessin: „Wie denken Sie über die Gebietserwerbungen in China, Amoy[2]) etc.?"

Bismarck: „Na, ich will nichts sagen; aber unter der jetzigen Regierung wird es nichts; da wird es nur ein Tummelplatz für Rangstreitigkeiten. Flaggenhissen usw. Ein Oberst will nicht unter einem Major stehen; ich habe als Major manche Generäle unter mir gehabt — aber eben auf einem ganz anderen Gebiete, als dem militärischen, darauf kommt es doch nur an. [England und Armenien.] Armenien ist für England nur rein innere Politik; es ist nur für die Wahlen; die Armenier sind den Engländern ebenso gleichgültig, wie uns die Engländer (Pause!) — oder noch mehr."

Mittlerweile wurden Zigarren herumgegeben durch den einen jungen Rantzau. Ich dankte, da mir zum Rauchen die Andacht fehlte.

Bismarck: „Rauchen Sie nicht?" Ich: „Nur wenig, Durchlaucht!"

Er: „Ja, das Rauchen kommt immer mehr ab, wie soll es nur mit dem Tabacksmonopol werden, das wir doch mal als Ersatz für die durch die Handelsverträge weggeworfenen 40 [oder 14?] Millionen haben müssen?"

Ich: „Durchlaucht, wenn das Monopol erst kommt, werde ich schon aus Patriotismus rauchen!" Er lächelte und sagte: „Ja, früher habe ich sehr viele und schwere Zigarren geraucht, jetzt bin ich immer quängelicher und reizbarer geworden; ich weiß nicht, kommt das nun von dem Rauchen, oder der Politik?" Inzwischen wurde ihm ein bemalter Behälter mit 3 Pfeifen hingestellt; die Prinzessin zündete ihm die Pfeife an und steckte das abgebrannte Zündholz in ihr Portemonnaie. „Das nehme ich mit", „Zum Andenken", „nein, als Heiligtum". Er nahm ihre Hand und küßte sie, worauf sie sofort die seine wieder küßte, er küßte wieder die ihrige; als sie wieder küssen wollte, entzog er ihr lachend seine Hand. Die Prinzessin ist ein famoses Frauenzimmer, etwas emanzipiert, aber fidel. Sie raucht mächtig. Als sie gefragt wurde, ob sie noch Sect wolle, meinte sie: ach Durchlaucht, Sie hatten früher einen so großartigen Nordhäuser, kann ich davon nicht einen bekommen? Der Nordhäuser wurde herbeigeholt und schmeckte herrlich. Es wurde dann von Nordhäuser gesprochen und der Fürst meinte: „Ja, ganz vorzüglichen Nordhäuser braut auch Graf Münster[3]) auf seinen Gütern (Pause). Sein Schnaps ist besser als seine Politik." (Streich den Namen bitte durch, die Sache ist doch etwas forsch!)

Als ich mich mit der Prinzessin über Jena und Dornburg (sie ist Weimarerin) unterhielt, erzählte der Fürst eine Anekdote aus seinem 17. Jahre, wo er mal in Jena gewesen sei, von Göttingen aus; dieselbe erzähle ich als minder interessant gelegentlich. Überhaupt wurde soviel gesprochen, daß ich nur einen Teil wiedergeben kann. Die Prinzessin rauchte forsch; sie fährt auch Zweirad. Als sie sagte, man sitze im Rock so unbequem auf den gewöhnlichen Fahrrädern, meinte die Gräfin Rantzau: aber es soll jetzt zweitheilige Röcke geben. „Na", sagte sie, „sagen Sie doch nur auf gut Deutsch: Hosen".

[1]) Gemeint ist wohl die nach dem Russisch-Türkischen Kriege 1877—78 erzwungene Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens, Montenegros usw. — [2]) Amoy, Vertragshafen in der chinesischen Provinz Fu-Kien. — [3]) Graf Georg Münster, 1885—1900 deutscher Botschafter in Paris.

Digitized by Google

Nachdem Durchlaucht schon einige Zeit die Pfeife geraucht und sehr viel Sect und Maximiner Grünhäußer (von Stumm) getrunken hatte, merkte ich, daß ihm die Sitzung über wurde. Er wurde dann die Prinzessin auf seine Art los. „Ich weiß nicht, die Pfeife brennt so lange, sie will gar kein Ende nehmen". Dabei pokerte er in der Pfeife herum. „Aber Durchlaucht, Sie haben ja Zeit". „Ja ich denke nur, wenn Hoheit noch etwas spazieren gehen wollen, so wird es Zeit, da sonst der schöne Sonnenschein weggeht." Schweninger[1]) fiel sofort ein: „Vielleicht darf ich Hoheit nachher gleich abholen", worauf sie Lunte merkte und emporschwebte. Allgemeiner Abschied, dann blieb ich mit dem Fürsten allein; während er vor Tisch alle — auch den bekannten Diener Friedrich — hinausgeschickt hatte, da wir über geheim zu haltende Sachen sprachen (famos, nicht?) so kam jetzt Rantzau wieder hinein, der Dr. Chrysander abgelöst hat. Wir conferierten dann noch ca. 1/2—3/4 Stunden; ich bestand mein Examen glaube ich, ganz gut; als eine Pause eintrat, erhob ich mich halb und fragte, ob Durchlaucht noch Befehle für mich habe. Er sagte nein und gab mir die Hand, die er mir, als ich sie küssen wollte, lächelnd entzog; dafür sah er mich mit seinen deutschen Augen so an, daß ich ganz — na, ich weiß nicht, wie — wurde. Ich ging dann mit dem Grafen Rantzau hinaus, der, als er nicht mehr unter „Papachens" strengen Augen war, ganz famos wurde. Er sagte, auf meinen Zylinder und Bratenrock zeigend: „Die Dinger müssen Sie aber das nächste Mal nicht wieder mitbringen — die sind hier überflüssig; wir frühstücken hier alle im Pourß-Rock."

Nächste Woche werde ich wieder dort sein voraussichtlich. Ich könnte noch so vieles erzählen — von — na, das nächste Mal, wenn ich Euch persönlich sehe. Das Gespräch über den „Erbauer des Nordostsee-Kanals"[2]) habe ich Dir gestern schon mitgeteilt; es war mir mit die größte Freude.

So, wenn Du dies nun alles durchgelesen hast, verleb den Rest Deines Geburtstages recht vergnügt, mein guter Vater, und grüß Alle herzlich.

Dein Heinrich.

Wandsbek, den 1. November 1895.

Lieber Vater,

Ich bin heute (am 1. Nov.) allerdings etwas abgeschunden, will Dir indes doch noch von meinem gestrigen zweiten Besuch in Friedrichsruh erzählen. Also ich wurde wieder per Wagen abgeholt, und traf, bereits beim Frühstück begriffen, den Fürsten, Graf u. Gräfin Rantzau, Dr. Chrysander[3]) u. die Jungen. Ich saß wieder beim Fürsten; beim Frühstück ging es sehr gemüthlich her, derart, daß ich bisweilen erst mir klar machen mußte, bei w e m ich eigentlich saß. Wir sprachen über alles mögliche; er scherzte und ich machte auch einige Schnäcke, die ihm anscheinend gefielen; denn er war ganz reizend; ebenso war die sonst so steife Gräfin Rantzau ganz famos, und unterhielt sich lebhaft mit mir. Leider hatte der alte Herr heftige Gesichtsschmerzen; bisweilen hielt er sich beide Backen fest; er bedauerte, von den herrlichen Weintrauben nicht essen zu können, da ihm das Herausnehmen der Schalen Schmerzen machte, auch rauchen wollte er nicht; als ich fragte, ob mein Rauchen ihn auch belästige, meinte er: ‚Nein, im Gegenteil, das thue ihm wohl, der Duft.' Einige interessante Bemerkungen machte er doch, z. B. sagte er, Caprivi habe Moltke nicht leiden können; Moltke (er nannte ihn immer „Molt") habe es mit Caprivi verdorben durch folgende Geschichte: im Kriege 1870—71 sei Caprivi Chef des Generalstabes eines Armee-Korps gewesen,

[1]) Ernst Schweninger, bekanntlich der Vertrauensarzt des Fürsten Bismarck. — [2]) Der Vater des Rechtsanwalts Fülscher, wirkl. Geh Oberbaurat Fülscher war oberster Baubeamter und Mitdirigent der Baubehörde des Kaiser-Wilhelm-Kanals. — [3]) Dr. Rudolf Chrysander, Hausarzt und Privatsekretär des Fürsten Bismarck.

Digitized by Google

und sei als solcher von seinen Thaten jedenfalls selbst sehr befriedigt gewesen; kurz nach dem Kriege habe er mit „Moltk" über den Krieg und besonders auch über seine Leistungen gesprochen; Moltke, der ein schlechtes Personengedächtnis gehabt habe und oft etwas zerstreut gewesen sei (er habe ja auch an genug anderes zu denken gehabt) habe Caprivi gefragt: wo standen Sie denn eigentlich? Das habe Caprivi bitter gekränkt, da er doch angenommen habe, daß Moltke ebenso gut gewußt habe, wo er gestanden habe, als er, wo Moltke gestanden habe. Über das schlechte Verhältniß zwischen Caprivi und Waldersee sprach er auch, und über dessen Ursachen.

Er hatte, als ich kam, in der „Zukunft" gelesen; er meinte, die beiden letzten Nummern hätten interessante Artikel gebracht; aber jetzt in dieser Nr. sei von Harden überhaupt nichts drin, nur ein Artikel von Björnsterne Björnson — der ein langweiliger Schwätzer sei — damit warf er das Heft mitten in die Stube.

Dann sprachen wir über „Schweningern", Graf Rantzau hielt streng die Vorschriften inne — erst 1 Stunde nach Tisch ein Glas Bier; die Gräfin meinte, das falle ihr nicht ein; sie tränke, wann es ihr schmecke (das that sie auch, und es hat auch kolossal bei ihr angeschlagen). Der Fürst, der merkwürdigerweise fand, daß ich auch ziemlich stark sei, meinte, bei ihm als alten Mann komme es nicht mehr viel darauf an, deshalb lebe er, wie es ihm passe; aber, wenn man, wie ich, noch 40—50 Jahre vor sich habe, müsse man noch etwas für sich thun; ich sagte, ich litte leider etwas an Atavismus, mein Großvater hätte immer gesagt: ‚Ick eet und drink, wat ick mag, und li, wat mi dafür hört' [1]), worauf er lachte, und meinte, ein liebenswürdiger Landgerichtspräsident habe ihm einmal in ähnlicher Weise gesagt: ‚Ick et min Swin, und li min Pin' [2]), worauf ich sagte, die Geschichte sei mir bekannt, das habe Witt in Altona gesagt.

Na, so ging es weiter, bis der Fürst sagte: „Ich möchte mit dem Herrn Justizrath (ich schrieb wohl schon, daß er mich dazu befördert hat) allein sein." Dann schoben sich alle, und ich blieb ca. 1—1½ Stunden mit ihm allein. Ich glaube, annehmen zu dürfen, daß ich sehr gut bestanden habe; er zündete sich bei unseren Gesprächen doch noch eine Pfeife an, ich rauchte eine Henry Clay und nachher noch eine, dabei tranken wir eine ganze Pulle Mosel (Josephhöfer) aus; meist schenkte er mir ein, einmal auch ich uns beiden. Auch einen von dem vorzüglichen Nordhäuser tranken wir; er meinte, der Alkohol sei immer noch das beste Palliativ-Mittel gegen seine Gesichtsschmerzen. Am Ende unserer Besprechung ließ er den Grafen Rantzau kommen, und theilte ihm mit knappen Worten seine Entschlüsse in den von uns erörterten Angelegenheiten mit; es war interessant, wie rasch er sie gefaßt hatte.

Wir unterhielten uns dann noch einige Zeit. 1837 sei er zuerst in Wandsbek gewesen. Als ich sagte, ich habe mich so über das letzte Leit-Gedicht im Kladderadatsch (betitelt: ex abruptu) gefreut, meinte er: „Ja, der Kladderadatsch hat immer treu zu mir gehalten; er hat mich auch oft bekämpft; aber ich hatte immer das Gefühl, daß die Waffen nur stumpf waren."

Ich erzählte ihm, daß Du Moltke noch herumgeführt habest am Kanal, und daß Moltke immer noch daran festgehalten habe, eine Verdoppelung der Flotte sei besser; er meinte: „Ja, darin war er hartnäckig; aber wenn die Flotte auch verdoppelt würde, woher die Mannschaften bekommen?"; ich meinte, ob nicht die Bestrebungen der Regierung anzuerkennen seien, durch Unterstützung der Fischerei eine größere seemännische Bevölkerung heranzuziehen; er billigte es und kam dann auf die Heringe zu sprechen; die holländischen seien viel besser als die deutschen, nicht so hart; die Deutschen verständen das Salzen noch nicht; freilich hätten

[1]) ‚Ich esse und trinke was ich mag, und leide was mir dafür gebührt." — [2]) ‚Ich esse mein Schwein und leide mein Pein.'

Digitized by Google

einige Emdener Herren ihm mal gesagt: wenn wir die Heringe erst faul werden ließen, wie die Holländer es machen, könnten wir es auch, aber das glaube er nicht.

Zum Wandsbeker Kreistag, meinte er, sei er ein paarmal gewesen; aber das sei nichts mehr für ihn; wenn er da gesessen habe, habe er gedacht: ach, wenn Du doch nur bei Muttern geblieben wärest.

Als Graf Rantzau ihm vorschlug, verschiedene Familienangelegenheiten bis Weihnacht aufzuschieben, wo Herbert und Bill da seien, (es handelte sich um die Juwelen, kostbare Pelze usw. der Fürstin) meinte er lächelnd: „Na, bis dahin kann mir das alles gestohlen werden, und dann ist die Sache erledigt", das klingt ja nicht sehr geistvoll; aber er kam so schelmisch und urkomisch, behaglich schmunzelnd damit heraus, daß wir alle lachen mußten.

Na, schließlich verabschiedete er mich; er gab mir die Hand und sah mich so herzgewinnend freundlich, so strahlend lächelnd an, daß ich ihm — na, ich weiß nicht, was ich für ihn hätte thun können. Er sagte: „Na, ich denke, ich sehe Sie noch öfter bei mir".

Ich habe das herrliche Gefühl, einen Tag erlebt zu haben, wie nie wieder, und ohne jeden Mißton, ohne irgend einen nachträglichen Vorwurf über eine Ungeschicklichkeit oder dergleichen, wie ich mir sie leicht mache; ich habe das Gefühl, daß ich ihm gefallen habe; sonst hätte er so nicht sein können; oft mußte ich denken, ich säße bei meinem strengen, aber guten alten Großvater; und dabei, wie scharf waren seine Gedanken, wie energisch und klar sein Wesen!

Graf Rantzau führte mich — nachdem ich mich von der in einem Nebenzimmer am Klavier sitzenden Gräfin verabschiedet hatte — noch in ein Zimmer mit vielen herrlichen Geschenken, u. a. mehreren Lenbach'schen Portraits des Fürsten, und dem etwa 5 Fuß hohen Marmor-Modell des Bismarck-Denkmals auf der Rudelsburg; auch eine herrliche japanische uralte Broncen-Vase von Riesen-Größe zeigte er mir, die im Park stand, und die ihm die Deutschen Japans zum Geburtstag geschenkt hatten.

Das wären in der Hauptsache meine Erlebnisse im Sachsenwald, der in herrlicher Herbstfärbung im Sonnenschein balag. Ich habe Dir manches vielleicht etwas zu ausführlich erzählt; ich wollte aber zugleich eine Niederschrift meiner Erlebnisse für spätere Zeit vornehmen, und bitte Dich deshalb, mir diesen Brief zurückzuschicken.

Köstlich war die Freundschaft des einen Hundes (Rebecka heißt er, Beckch wird er genannt) für mich; wenn ich ihn nicht klopfte, animierte er mich einigemale dadurch, daß er meinen Arm mit seinem mächtigen Kopf hochhob, wobei ich einmal, als der Fürst mir zutrank, fast den Wein verschüttet hätte.

Herzliche Grüße, lieber Vater, an Mutter, Chrischan und Anna

Dein Dich innig liebender Sohn

Heinrich.

Fülscher, Rechtsanwalt. Wandsbek, den 20. 12. 1895.

Meine lieben Eltern,

wie Ihr aus dem Datum ersehen wollt, fange ich mit meiner Weihnachtsepistel rechtzeitig an; es paßt mir heute Abend so schön, — und dann habe ich auch Allerlei aus meiner Klientel zu berichten, speziell aus Friedrichsruh. Einiges habe ich Dir, lieber Vater, ja schon erzählt, ich weiß aber nicht mehr was und bitte daher zu entschuldigen, wenn ich wiederhole.

Also — am Dienstag erschien ich in Friedrichsruh, um eine Unterschrift des Fürsten zu beglaubigen; er war indeß unpäßlich, und Graf Rantzau bat mich, zum Diner zu bleiben; da ich dies anderer Dispositionen halber ablehnen mußte, wurde ich auf Donnerstag zum Diner geladen, zu um 7.

Digitized by Google

Ich fuhr mit dem Zuge, der kurz vor 7 Friedrichsruh passierte; er mußte meinetwegen anhalten[1]). Nachdem ich einige Zeit in einem der gemütlich eingerichteten Zimmer gewartet und mir in Muße allerlei Dedicationen und Familienbilder angesehen hatte, erschien die ganze Gesellschaft — der Fürst, Graf und Gräfin Rantzau, Dr. Schweninger, der frühere Reichstags-Vicepräsident Bürklin, die Rantzau'schen Söhne und ihr Lehrer, d. h. Rantzau war schon vorher einmal da und begrüßte mich.

Gleich nach der Begrüßung (der Fürst sah herrlich aus und stand groß und prächtig in unserer Mitte) meinte er: „Der Schellwitz (s. neues Factotum an Stelle Chrysanders) paßt gut auf; heute beim Spaziergang im Park war er gleich an meiner Seite und widmete sich mir, ich komme mir ordentlich polizeilich bewacht vor" worauf Rantzau erwiderte: „Papachen, ich will ihm sagen, daß er Dich in Ruhe läßt". „Na, laß nur, er ist ein guter Kerl, aber ein bischen reichlich diensteifrig."

Wir gingen dann zu Tisch; ich saß wieder an meinem alten Platz links vom Fürsten, neben mir Rantzau; rechts Bürklin und neben ihm die Gräfin, neben Letzterer Schweninger. Dann erschien das opulente Diner — erst Schellfisch mit Sauce Hollandaise (keine Suppe), dann Barziner Küken, und dann Nüsse und Früchte. Dazu gab es erst Sect, dann aber gleich so herrliche Weine, daß ich den Sect stehen ließ; erst Bürklin zu Ehren einen wunderbaren Pfälzer, Gewürztraminer, schwer und feurig; dann einen Rüdesheimer Hinterhaus, der nicht dahin paßte und dann 1876er Rauenthaler Berg, Geschenk der Stadt Bremen — wohl mit das köstlichste, was existiert. Der Fürst war in bester Laune, obgleich er Schmerzen hatte und wenig aß. Reden — zum Theil auch Scherzreden — flogen hin und her; es würde zu weit führen, wenn ich Euch alles erzählen wollte; einige Haupt-Gespräche werde ich nachher berichten. Nach dem Essen rauschten wir ins Nebenzimmer, wo Kaffee und vorzüglicher Kognac serviert wurde, dazu importierte Cigarren; der Fürst zündete seine Pfeife an und machte es sich in seinem Großvater-Stuhl bequem; wir Andern saßen mit am runden Familientisch und dann war zwanglose Unterhaltung — ganz famos; nach dem Kognac mußten wir noch einen rheinischen Trester-Schnaps probieren, der ihm dediciert worden war; als ich erzählte, daß wir den als Soldaten im Elsaß geführt und auf den Märschen große Quantitäten davon vertilgt hätten, sagte er: „Ja, so unterwegs, da bekommt es gut! Wenn ich noch an 70 denke, wo wir da immer vor dem Feind waren — da habe ich oft ¼ oder ½ Pfund Speck gegessen und dazu ¼ Liter Kognac getrunken — und dann bisweilen in einer Ackerfurche geschlafen; einmal schlief ich so fest, daß man mich am nächsten Morgen kaum wach machen konnte — und ich habe mich nie wohler gefühlt als damals, das dauerte so lange, bis wir vor Paris waren; da kam die Diplomatie, und da war mein Brod gebacken."

Als ich mich nach Tyras erkundigte und seinen sonstigen Hunden, erzählte er viel Amüsantes, was ich gelegentlich mündlich erzählen will; schließlich fragte ich, ob der Hund, der neben ihm lag, nicht der vom Kaiser geschenkte sei. „Ja, den hat Boettticher besorgt, und ich kann wohl sagen, daß Boettticher nie einen Auftrag des Kaisers schlechter ausgeführt hat. Erst vergaß er es drei Monat, und als er dann erinnert wurde, kaufte er in Zahna diesen Köter für 600 Mark! Der Hund war total verhungert, kreuzlahm und voller Geschwüre. Als der Kaiser mich später einmal fragte, wie mir der Hund gefalle, sagte ich, ich müsse ihn noch herausfüttern, worauf Majestät sagte: ‚Na und was habe ich an Futtergeld für ihn bezahlen müssen' —— nein, das ist kein Hund für einen Kaiser —— das ist ein Hund für Boettticher" —— damit war das Thema erledigt. Er sprach noch so vieles über die Karolinen und Spanien, über Rußland, die Kölnische

[1]) Damals fuhren die Schnellzüge Hamburg-Berlin und Berlin-Hamburg in Friedrichsruh durch, und hielten nur auf Wunsch des Fürsten.

Digitized by Google

Zeitung — aber ich will Euch damit nicht die Zeit lang werden lassen. Von den Engländern meinte er: „Es ist ihre alte Gewohnheit, daß sie sich die Armeen, die sie selbst nicht haben, irgendwo auf dem Festland suchen".

Aus seiner Kindheit erzählte er eine drollige Anekdote. Seine Schwester habe sich so vor Fröschen gefürchtet, und da habe er ihr einmal einen großen mächtigen Frosch auf einer Säule, wo er nicht herunter konnte, vor ihre Stuben-Thür gestellt; nachher sei sie nicht bei Tisch erschienen, und als die Mutter sie gesucht habe, sei sie noch in ihrem Zimmer gewesen — der Frosch hatte sie blockirt. „Na, das war so ein Gymnasiasten-Streich."

Wie drollig und famos er bei all diesen Gesprächen ist, läßt sich gar nicht schildern — wie die Augen lustig blicken können — man traut es den mächtigen Augen gar nicht zu.

Nachher holte Rantzau erst die Stiftungsurkunde in elegantem Futteral, mit diversen Nachträgen — alle vom alten Kaiser eigenhändig genehmigt; dann warteten wir einen passenden Moment ab und schleiften den Alten ins Nebenzimmer, wo er mit einem Gänsekiel den neuen Nachtrag unterschrieb, und ich nachher seine Unterschrift beglaubigte — was er von Anfang bis zu Ende genau mit den Augen verfolgte. Dann blieb ich etwa 10 Minuten allein mit ihm im Nebenzimmer, wo wir einige Sachen besprachen. Nachher kam ich mit Rantzau noch in ein sehr animiertes Gespräch über alte Kieler Verhältnisse und Kieler Persönlichkeiten. Auf Lübbe hielt er große Stücke; der alte Burchardi (Burgfritz, wie er sagte) hatte ihn examiniert; es war sehr amüsant. Übrigens sagte er mir, nächstens wollten wir einmal 81er und 82er Rheinweine probieren „mein Schwiegervater hat einen guten Weinkeller."

Mittlerweile ist es der 23ste Abends 11 Uhr geworden, und es wird Zeit, daß ich den Brief beende. Wir haben eben den Tannbaum geputzt, und Henny, die sich etwas dabei übernommen hat, ist zu Bett gegangen. Die Kinder sind in riesiger Aufregung.

Viele herzliche Grüße Euch Allen! Euer Euch liebender Sohn Heinrich.

Wandsbek, den 24. Oktober 1897.

Mein lieber Vater,

Du siehst aus dem Datum, daß ich meinen Geburtstagsbrief schon rechtzeitig anfange. Ich habe auch die Absicht, Dir eine ganze Menge zu erzählen. Vor allem bin ich in letzter Zeit mehrfach in Friedrichsruh gewesen, und habe dort sehr Interessantes erlebt. Hauptsächlich die beiden letzten Male. Donnerstag, den 14ten war ich hier, um wegen einer Klage seines hiesigen Oberförsters Lange gegen ihn auf Pensionserhöhung mit ihm zu konferieren, um dann zwei Unterschriften von ihm zu beglaubigen, um darauf mit ihm nach seinem auf holsteinischem Gebiet gelegenen Gute Schoenau zu fahren und dort sein Testament zu errichten, und endlich, um mit ihm in Friedrichsruh Mittag zu essen. Alles verlief programmmäßig. Zunächst als ich gegen halb drei in Friedrichsruh eintraf, saß ich noch eine Zeit lang mit am Frühstückstisch, mit Ihm, dem Ehepaar Rantzau, der Gräfin Eickstedt und der Frau von P...kowski. Die letztgenannten beiden Damen, sind sehr häufig in Friedrichsruh zu Besuch; beides riesig nette Damen, und samt der Gräfin Rantzau von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen mich. Der Fürst ließ zunächst (die Frühstückzeit war ja längst vorbei) Stumm'schen Wein, Maximiner Grünhäuser, kommen, dann wurden die Unterschriften vollzogen, und er meinte, in Schoenau brauche er auch wohl nur zu unterschreiben. Ich sagte: „Nein Durchlaucht, ich muß noch ein langes Attest darunter setzen; unter anderem muß ich bescheinigen, daß Ew. Durchlaucht sich bei gesunder Vernunft befunden haben". Große Heiterkeit der Damen und des Grafen Rantzau! „Ja, ja," meinte der Fürst, „wollen Sie das denn so leichtsinnig bescheinigen? Wenn

Digitized by Google

man das durchgemacht hat, was ich durchgemacht habe, so ist es ein Wunder, wenn man dabei nicht verrückt geworden ist."

Dann wurde weiter geplaudert; der Fürst meinte: „Es ist mir geradezu unverständlich, daß der Fürst Hohenlohe noch immer Kanzler bleibt; ob er das nun aus Freundschaft (Verwandtschaft) thut, oder weil die Hohenlohes zu den Hohenzollern gehören, oder aus pekuniären Gründen? Er hat doch zu leben." Graf Rantzau meinte: „Wer weiß, Papa, vielleicht mag er es ganz gern" worauf der Fürst entgegnete: „Na, dann ist er..." und brauchte einen hier nicht wieder zu gebenden Ausdruck. „Aber Papachen" sagte Rantzau „er ist doch ein Deutscher Ferscht!" „Ja, damit kann man ja schließlich auch auf mich exemplificieren; ich bin ja auch einer; habe mich allerdings lange genug dagegen gewehrt". So wurde noch allerlei gesprochen; dann ließ er anspannen; er zog erst ein gefüttertes Lederwams über, darüber einen großen Pelz; auf dem Kopf eine Jagdmütze; mir pumpte Graf Rantzau zu meinem Sommerüberzieher seinen Hawelock und wir stiegen in einen kleinen leichten Wagen, ungefähr wie eine Berliner Droschke I. Güte; ich saß an seiner rechten Seite. Als das Parkthor geöffnet wurde, standen vor demselben eine riesige Menge Leute, bei dem herrlichen Wetter besonders viele. „Ach, sagte der Fürst, diese vielen Menschen immer; ich mag gar nicht mehr aus dem Thor herausfahren!" Einige Hurrahs, und bald waren wir allein im herrlichen grünen Wald; bald ließ er halten, der Kutscher brachte ihm eine Pfeife mit geflochtenem Kopf und etwas Feuerschwamm; ich zündete eine Cigarre an, und weiter gings durch den Wald nach Schoenau. Der Fürst unterhielt sich ununterbrochen mit mir, machte mich auf schöne Bäume aufmerksam, freute sich über kleine Kinder, denen wir begegneten, machte mich besonders auf ein kleines Butt von ca. 3 Jahren aufmerksam, die mit einem kleinen Wägelchen wie ein Bild von Oscar Pletsch dastand, und meinte: „Sehen Sie mal, wie niedlich."

In Schoenau stieß Dr. Chrysander, der in einem anderen Wagen mitgefahren war, zu uns, wir begaben uns in das Wohnzimmer des Inspektors, und dann bescheinigte ich dem Fürsten, daß er sich bei gesunder Vernunft befunden. Es wurden noch ein paar Pferde, die für den Nachfolger Lange's gekauft waren, eingehend gemustert. NB. dabei fällt mir ein, dieser Nachfolger Lange's war an dem Tage auch da, ein hübscher, noch junger Forstassessor; d. h. in Friedrichsruh war er, nicht in Schoenau.

Nun ging's zurück durch den Wald; es wurde schon dunkel. Bei einer Brücke über die Bille, der sogen. Fürstenbrücke, mußte der Kutscher, wie auch schon auf der Hinfahrt, einen Schlagbaum öffnen, und der Fürst fuhr mich höchst eigenhändig über die Brücke.

Ein Stück weiter, an einer wundervollen Waldwand, ließ er halten, der Kutscher brachte eine große Flasche Spaten aus dem Kutscherbock heraus und lederne Becher. Dann machten wir mitten im Sachsenwalde einen richtigen „Dämmerungsschoppen" und darauf gings mit angezündeter Pfeife weiter. Als wir an der Wiese, auf der damals der Kaiser die Parade zu Ehren des Fürsten abhielt, vorüber kamen, sprach er davon und meinte, es sei eine ungeheure Ehre für ihn gewesen; ich sagte: „Ich finde, etwas einseitig militärisch", „na, das ist einerlei, aber es war doch eine große Ehre, viel mehr, als ich je verdient habe". Ich verkniff hierauf einen naheliegenden Gemeinplatz. Ich wies statt dessen auf die Ehrung Moltke's hin, daß ihm die Fahnen des Gardekorps eine Nacht in sein Palais gebracht wurden; ich sagte, ich finde die Idee so schön. „Ja, Moltke ist auch niemals schlecht behandelt worden". „Durchlaucht, da kam auch keine Politik dazwischen". „Nein, nein so war es wohl". Nebenbei gesagt, erzählte mir Oberstlieutnant v. Burt, Moltkes Neffe und Adjutant, als S. Majestät Caprivi seine Idee, die Fahnen des Gardekorps in Moltkes Wohnung zu bringen, erzählt habe, habe Caprivi gemeint, das sei viel zu viel Ehre für Moltke! Caprivi haßte Moltke.

Digitized by Google

Während der Rückfahrt meinte der Fürst u. a. auch, mit ihm werde es auf einmal vorbei sein. Er fühle sich doch recht matt. Ich sagte, ich fände ihn frischer als im vorigen Jahr. „Ach nein, doch nicht, aber ich kann ja nicht klagen; 5 Prozent aller Menschen werden ja nur so alt, wie ich". „Ja, und von diesen 5% sind auch nur wenige, die noch, wie Ew. Durchlaucht, die sieben Stufen in Schoenau hinaufsteigen können". „Ja, allerdings, wenn ich so denke, eine leichtsinnig verlebte Jugend, und dann Arbeit und Arger, Arger und Arbeit, dann muß ich doch wohl ein gutes Gegengewicht in mir haben".

Als wir im Schlosse wieder eintrafen, war für mich im 1. Stock ein sehr molliges Zimmer geheizt, in dem ich bis zum Mittagessen (7 Uhr) verblieb. Dann ging es zu Tisch; ich führte die Gräfin Rantzau. Es gab Schellfisch in Senfsauce, Rehrücken mit Compot, Käse und Brod und eine Menge schöne Früchte aller Arten. Bei Tisch ging es wieder vergnügt her. Der Fürst hatte sich kurz vorher an einer Nadel der Gräfin Eickstedt die Hand verletzt. Sie nahm jetzt seine Hand, streichelte sie, sagte: „Die arme Hand" und küßte sie dann. Es war zu niedlich, wie sie es machte; sie ist eine noch junge, ganz allerliebste Dame. Der Fürst lachte, und die Gräfin Rantzau meinte zu mir: „Wird man für so eine Körperverletzung überhaupt nicht bestraft, Herr Fülscher, muß man dafür nicht sitzen?" worauf ich sagte: „Das ist wohl das Mindeste, Exzellenz!" Da lachte die kleine Gräfin lustig auf: „Ich sitze hier ja schon, und so gut und schön, wie nirgends".

Na, nachher wurde wie gewöhnlich Kaffee und Cognac getrunken, hierauf spielte die Gräfin Rantzau ganz wunderhübsch Clavier, und schließlich empfahl ich mich dann. Im Handküssen habe ich jetzt übrigens eine hervorragende Fertigkeit; immer drei Handküsse, wenn ich komme, drei wenn ich gehe[1]). Dies war am Freitag. Am Sonnabend kam dann schon ein Telegramm, ob ich auch die Klage des Oberförsters Lange mitbekommen hätte; als ich dies bejaht hatte, wurde ich Sonntag Morgen durch einen Eilboten aus dem Bett getrommelt so gegen sieben; Chrysander schrieb mir (Graf Rantzau war zur Kindtaufe nach Schoenhausen) der Fürst möchte mich baldigst sprechen wegen der Lange'schen Klage; ich möchte so bald wie möglich hinkommen, und die Klage, sowie den Brief des Grafen Wilhelm mitbringen. Nun hatte ich einen Brief des Grafen Wilhelm garnicht mitbekommen und in der Langeschen Klagesache steht Termin erst auf den 10ten Dezember an. Lange ist nämlich mit seiner Pension von 4500 Mk. nicht zufrieden und hat eine ganz haltlose Klage gegen den Fürsten eingereicht. Er hat vom Fürsten 8000 Mk. Gehalt, wovon 6000 Mk. pensionsfähig, sowie ferner freie Wohnung, freie Feuerung, 30 Morgen Land, Futter für 3 Pferde und 3 Kühe bekommen, und will nun trotz der ausdrücklichen Bestimmung, daß nur 6000 Mk. pensionsfähig sein sollen, auch von alle den anderen Dienstamolumaten noch $^3/_4$ des Taxwerthes als Pension haben. Ich fuhr denn also am Montag, den 18ten August zum Frühstück hin. Als ich ankam, entschuldigte der Fürst sich, daß er mich bemüht habe; sein Wunsch, mich baldigst zu sprechen, habe auf zwei Mißverständnissen beruht; der Brief des Grafen Wilhelm gehöre zu einer anderen Sache und er habe geglaubt, der Termin sei schon in den nächsten Tagen. Ich sagte, ich meinerseits könne mich über diese beiden Mißverständnisse nur freuen, und damit war der geschäftliche Theil erledigt. Es waren diesmal außer dem Fürsten und mir nur die drei Damen und Chrysander da. Es war wiederum famos. U. a. kam das Telegramm der Leipziger an, welche gerade am 18. Oktober das neue Leipziger Bismarckdenkmal einweihten. Es war in sehr schönen Worten abgefaßt; unter Anderem enthielt es auch den Ausdruck „dem Drachentödter". „Ach Gott, wenn ich jetzt noch einen Drachen tödten sollte." „Aber Durchlaucht, Sie haben manchen Drachen getödtet", „Ja, aber nicht die richtigen! die weiblichen!".

[1]) Die Hand zu küssen ist in Schleswig-Holstein wenig Sitte.

Digitized by Google

Dann erzählte er, er habe die Nacht schlecht geschlafen: „und dann kommen mir oft so allerlei Einfälle; heute Nacht zum Beispiel mußte ich mich mit dem Manne vergleichen, der über den Bodensee ritt; nur, als er hinüber war, fiel er in Ohnmacht, und das ist bei mir nicht geschehen; ein Unterschied war aber doch noch zwischen dem dummen Kerl und mir; er wußte es nicht, daß er über das Eis ritt, und ich wußte es. Ich möchte den Ritt auch nicht noch einmal machen, könnte es auch gar nicht mehr, jedenfalls körperlich nicht, und auch geistig nicht". Übrigens als das Leipziger Telegramm kam, meinte er: „Überschwängliche Ausdrücke, viel mehr als ich geleistet habe". Auch eine Postkarte mit Ansicht des neuen Bismarckdenkmals kam von einem Leipziger Stammtisch. Der Fürst ist auf demselben ohne Kopfbedeckung, scherzte darüber, und meinte, er sähe auf dem Denkmal, bezw. auf der Postkarte recht „bürgerlich freundlich" aus. Ich erzählte dann, daß er sich mit dem König von Siam auch bereits auf Postkarten befinde, und daß man allgemein sich über seinen Cylinderhut so freue. „Ja," meinte er, „ich hatte lange keinen Cylinderhut getragen; zuerst wollte mein Schwiegersohn mir einen geben, der rutschte mir aber in den Nacken, sodaß ich aussah, wie ein alter Jude; dann fand sich noch in einer spinnwebenreichen Ecke einer von den meinigen vor."

Bismarcks Biograph Horst Kohl hatte die Abschrift eines Briefes eingesandt, in dem Bismarck sich vor Jahren über England ausgesprochen hatte. Horst Kohl fragte an, ob er ihn veröffentlichen dürfe. Bismarck sagte zu Chrysander: „Schreiben Sie ihm, er möge ihn auf keinen Fall veröffentlichen lassen, jedenfalls jetzt nicht, bei unserer Stellung zu England; ob es später ginge, sei auch noch fraglich". Dann wunderte er sich, woher man nun diesen Brief wieder habe; der müßte ja irgendwo gestohlen sein.

Wir tranken wieder, wie gewöhnlich, viel und zwar durcheinander, die Gräfin Rantzau Sect aus einem großen Wasserglas. Der Fürst meinte, er würde viel lieber Grog trinken als Sect, aber Schweninger sei ihm in der Diätetik jedenfalls über, und deswegen gehorche er ihm. Meine Handschrift lobte er auch; sie sei groß und deutlich. Ich schreibe nun an ihn immer besonders groß. Zu frühstücken gab es wieder allerlei. Der Fürst aß erst eine große Anzahl saure Delicateßheringe, dann Milchreis, dann Caviar usw. Es war wundervoller Caviar da, zwei Dosen von Jagsivami & Block, eine Krucke von Borchardt, dem Hoftraiteur in Berlin. Als die Gräfin Rantzau von mir erfuhr, daß ich (gleich wie der Fürst) den Caviar so liebte, nöthigte sie mich erst mehrfach, und als ich nach ihrer Ansicht immer noch zu bescheiden war und zu wenig nahm, kam sie mit der Borchardt'schen Krucke um den Tisch herum zu mir und packte mir den ganzen Rest, mindestens ¼ Pfund, auf den Teller. Ich habe dann darin so geschwelgt, daß ich den Tag nicht zu Mittag gegessen habe.

So, nun brennen mir die Augen, ich habe die 4 letzten Bogen heute, am 27ten, in einem weg innerhalb einer guten Stunde geschrieben.....

Dein Dich liebender Sohn Heinrich.

Bewahrst Du die Briefe, bitte, auf? Ich möchte mir eine Abschrift davon nehmen, für meine Bismarck „Memoiren".

Die Bismarck-Erinnerungen von Minister Lucius,

die kürzlich bei Cotta in 4. bis 6. Auflage erschienen sind, gehören zu den wichtigsten Quellen über Bismarcks Amtstätigkeit. Und zwar die Aufzeichnungen aus der Zeit, in der Lucius noch nicht Landwirtschaftsminister, sondern Abgeordneter und gern gesehener Gast bei Bismarck war, mindestens ebensosehr, wie die aus der Ministerzeit. Lucius hat fortlaufend Aufzeichnungen gemacht, die den Stempel der Genauigkeit tragen, ihn als Mann zeigen, der bei aller Bewunderung des Riesen nie auf sein eigenes Urteil verzichtete und als sympathische Persönlichkeit, zu deren klarer Sachlichkeit man sich aus dem Getriebe parteilicher Parteigeschäftsleute unserer Zeit gerne flüchtet.

Digitized by Google

Die Entlassung.

Nach den bayerischen Gesandtschaftsberichten.

Von Karl Alexander von Müller.

Nachdem die preußischen und österreichischen Archive in der Frage der Entlassung Bismarcks der Forschung zugänglich gemacht worden sind, hat uns die bayerische Regierung in dankenswertem Entgegenkommen Einsicht in das noch nie benützte Material ihrer Berliner Gesandtschaftsberichte jener Monate gestattet.

Die bayerische Regierung war über die Vorgänge bei der Entlassung Bismarcks gut unterrichtet. Über dreißig, zum Teil sehr ausführliche besondere Berichte hat ihr damaliger Gesandter in Berlin, Graf Hugo Lerchenfeld — derselbe, der in der gleichen Stelle noch den Weltkrieg und den Zusammenbruch des Kaiserreichs erlebte — vom 16. Januar bis in den April 1890 über diese Ereignisse erstattet. Klar, sachlich, gänzlich ungeschminkt, geben sie einen scharfen Einblick in jene schicksalsvollen Wochen und gereichen ihrem Verfasser wie der Regierung, die er vertrat, zur Ehre. Nicht alle Züge des gesamten Bildes, wie wir es heute, nach dem dritten Bande der „Gedanken und Erinnerungen" und nach den gleichzeitigen Kaiserbriefen, sehen, treten dabei hervor: auch ein so nahestehender und gut unterrichteter Beobachter konnte sie als Mitlebender noch nicht alle erkennen. Aber seine Berichte gehören doch an ihrer Stelle zu den unmittelbaren Urkunden jener Tage und bringen manchen eigenen Zug. Was sie im ganzen auszeichnet, ist die Ruhe und Gerechtigkeit der Betrachtung und eine gewisse stille Nachdrücklichkeit der Darstellung; bei aller Sparsamkeit erheben sie sich an einigen Punkten durch die reine Wiedergabe des Tatsächlichen zu eindringlicher Wirkung.

Ich beschränke mich an dieser Stelle im wesentlichen auf die zum Teil gedrängte, zum Teil wörtliche Wiedergabe der neuen Quelle. Sie im einzelnen kritisch in den bisherigen Zusammenhang der Forschung einzuarbeiten, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Wer sich zunächst hierüber unterrichten will, sei auf die sehr sorgfältige und fesselnde Darstellung von Wilhelm Schüßler (Bismarcks Sturz, 1. u. 2. Auflage 1921, bei Quelle & Meyer) verwiesen. Der erste Bericht[1]) stammt aus der Mitte Januar 1890: Er ist ein Beweis, wie plötzlich und überraschend die eigentliche Krise einsetzte. Gelegentliche frühere Verstimmungen zwischen Kaiser und Kanzler waren ja in den anderthalb Jahren der Regierung Wilhelms II. schon vorhergegangen und hatten auch die Diplomaten bereits beschäftigt[2]). Aber noch am 28. Oktober 1889 — kurz nach dem Zarenbesuch in Berlin — hatte Graf Lerchenfeld berichtet, daß die früheren Schatten in den beiderseitigen Beziehungen anscheinend völlig geschwunden seien und Fürst Bismarck die Lage wieder vollkommen beherrsche. Nun am 16. Januar meldet er, daß ihm in letzter Zeit von verschiedenen Seiten Andeutungen über neuerliche Meinungsverschiedenheiten zugekommen seien. Ob in der langen Abwesenheit Bismarcks fremde Einflüsse auf den Kaiser störend eingewirkt hätten oder ob die Differenzen rein sachliche Ursachen hätten, vermöge er noch nicht zu sagen. Tatsache sei jedenfalls, daß die Richtung des Kaisers sich in einzelnen Fragen von der des Kanzlers entferne und daß man in den hohen Regierungskreisen nicht ohne Besorgnis der Entwicklung der Dinge entgegensehe.

Er selbst führt drei Streitpunkte an. Zunächst sei es wieder einmal das Verhältnis Deutsch-

[1]) Die Berichte sind, mit einer einzigen Ausnahme (Nr. 139, unten Seite 169) sämtlich an den damaligen Staatsminister des Königlichen Hauses und des Äußern, Freiherrn, später Grafen von Crailsheim gerichtet. Dieser hat sie dann fast alle, meist kurzhändig, manchmal mit kurzem formellem Begleitschreiben, an die Geheimkanzlei weitergegeben, die sie dem Prinzregenten vorlegte; sie tragen fast ausnahmslos den Sichtvermerk, keiner irgend eine Randbemerkung von dessen Hand. Dann kehrten sie wieder in das Ministerium des Äußern zurück. Vom 18. März ab hat auch der Kultusminister von Lutz noch Einsicht in die Berichte genommen. Die Visa, die er zum Teil schon mit zitternder Feder daraufsetzte, gehören zu seinen letzten amtlichen Unterschriften: die Tage des eigentlich leitenden Mannes im bayerischen Ministerium während der Bismarckischen Zeit gingen damals gleichfalls zu Ende. — [2]) Vgl. E. von Wertheimer, Bismarcks Sturz, in den Preuß. Jahrbüchern Bd. 184 (1921) S. 308 (nach dem Aktenmaterial des Wiener Staatsarchivs). Auch Lerchenfeld hatte am 21. Juni 1889 eingehend darüber berichtet.

Digitized by Google

lands zu Österreich und Rußland, das trennend wirke. „Se. Majestät beklagt sich darüber, daß Fürst Bismarck trotz aller üblen Erfahrungen immer wieder mit Rußland anzuknüpfen suche und daß darüber die Beziehungen zu Österreich vernachlässigt würden." Bismarck hingegen betrachte es als den Grundstein seiner Friedenspolitik, unbeschadet des Dreibundes, möglichst gute Beziehungen zu Rußland zu erhalten. Wie in fast allen früheren Fällen der Art habe sich auch jetzt die offiziöse Presse der Sache bemächtigt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" habe am 9. Januar (Nr. 14) einen Artikel aus der „Petersburger Zeitung" gebracht, der die Politik des Kanzlers im Gegensatz zu anderen Strömungen bespreche; der Kaiser sei darüber begreiflicherweise sehr verstimmt gewesen, der abschwächende Kommentar in Nr. 19 sei auf seinen besonderen Befehl erschienen.

Aber diese Meinungsverschiedenheit, meint der Gesandte, sei nicht neu und würde durch den persönlichen Verkehr zwischen Kaiser und Kanzler bald wieder auf ein unschädliches Maß zurückgeführt werden können. Bedenklich erschien ihm ein anderer Streitpunkt, der in seiner jetzigen Gestalt neuen Datums sei, obgleich auch seine Anfänge schon weiter zurücklägen: die Behandlung der Arbeiterfrage.

Er erinnert daran, mit welchem Interesse der Kaiser schon bei der ersten Streikbewegung in Rheinland-Westfalen (im Frühjahr 1889) persönlich eingegriffen habe. Schon damals sei Bismarck nicht mit allem, was auf kaiserliche Veranlassung geschah, einverstanden gewesen, da er streng auf dem Standpunkt stehe, daß zwischen den Streitenden Licht und Schatten gleich zu teilen, also nicht bloß die Koalitionsfreiheit der Arbeiter, sondern auch jene der Arbeitgeber von der Regierung zu schützen sei. Damals sei jedoch infolge der Entwicklung, welche die Dinge nahmen, die grundsätzliche Meinungsverschiedenheit nicht deutlich hervorgetreten. Anders schon bei der Arbeiterbewegung, die im Herbst im Saargebiet und in Rheinland-Westfalen entstanden sei. Damals wollten die Arbeitgeber es darauf ankommen lassen, mußten sich aber infolge unmittelbaren Eingreifens der Oberpräsidenten zu einer nachgiebigen Haltung gegenüber den Arbeitern bequemen[1]). „Dieser staatliche Eingriff war aber" — wie er jetzt aus zuverlässiger Quelle erfahre — „auf Grund eines persönlichen telegraphischen Befehls Sr. Majestät geschehen, von welchem der Reichskanzler keine vorherige Kenntnis erhalten hatte[2]). Die Folge hievon war ein Telegramm des Reichskanzlers an einen der beteiligten Oberpräsidenten, worin derselbe darauf aufmerksam gemacht wurde, daß königliche Behörden nicht befugt seien, Allerhöchste Befehle ohne Gegenzeichnung des Ressortministers zu vollziehen." Das sei gewissermaßen die Vorgeschichte zu der jetzt schwebenden Differenz.

Diese selbst liege auf dem Boden des sogenannten Arbeiterschutzes. Seit Jahren beschließe der Reichstag immer wieder fast mit Einstimmigkeit Gesetzentwürfe über Sonntagsheiligung, Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit usw., die dann vom Bundesrat nach Vorschlag Preußens regelmäßig abgelehnt würden. Seit Jahren versuche Herr v. Boetticher, den Reichskanzler für seine Ansicht zu gewinnen, daß die verbündeten Regierungen schon aus politischen Gründen dem Reichstag und der öffentlichen Meinung einige Zugeständnisse machen sollten. Aber Bismarck habe schon seit geraumer Zeit sein früheres reges Interesse an den sozialen Gesetzen verloren und lehne es beharrlich ab, seine Zustimmung zu irgendwelcher gesetzgeberischen Maßregel auf diesem Gebiet zu geben. Das Arbeiter-Invalidengesetz im verflossenen Jahr habe er wohl mehr aus persönlicher Rücksicht auf Herrn v. Boetticher vertreten, der andernfalls sein Amt niedergelegt hätte, als aus Interesse an der Sache. Vom Arbeiterschutz aber wolle er entschieden nichts wissen. Der Kaiser dagegen sei offenbar durch die Vorgänge in den Kohlenbergwerken dazu geführt worden, sich mit dem Los der Arbeiter überhaupt zu beschäftigen; die Frage des Arbeiterschutzes stehe jetzt im Vordergrund seiner Interessen.

Neuere Versuche Boettichers, den Kanzler zu einer Initiative auf diesem Gebiet zu bewegen, schienen ohne Erfolg geblieben zu sein; so habe sich der Kaiser, der nicht leicht eine einmal gefaßte Idee aufgebe, nach einem anderen Wege umgesehen, um diesem Ziel näher zu kommen. „Dieser unter den gegebenen Verhältnissen gewiß denkbar merkwürdigste ist, daß

[1]) Bericht Lerchenfelds vom 11. Dezember 1889. — [2]) Ein ähnliches Telegramm an den Oberpräsidenten v. Hagemann bereits vom 11. Mai 1889 (also während der ersten Streikbewegung) erwähnt Hans Rothfels, Zur Bismarck-Krise von 1890, in der Histor. Zeitschrift Bd. 123 (1920), S. 287.

Digitized by Google

der Kaiser die aus Anlaß der Leichenfeier [der Kaiserin Augusta] hierher gekommenen Fürsten, insbesondere den König von Sachsen und den Großherzog von Baden, für die Angelegenheit interessiert und an den König von Sachsen die ausdrückliche Bitte gestellt hat, daß Sachsen einen Gesetzentwurf über Arbeiterschutz im Bundesrat einbringe." Da der Kaiser auf dieser Bitte bestand und die sächsische Regierung einer gesetzlichen Regelung dieser Frage grundsätzlich zustimmte, so habe König Albert das Ansinnen nicht abgelehnt. Die sächsischen Ministerien seien bereits an der Arbeit, und wenn kein Zwischenfall eintrete, werde der Entwurf in naher Zeit dem Bundesrat vorliegen.

Wie der Reichskanzler diese Tatsache aufgenommen habe, sei noch nicht bekannt; Lerchenfeld vermutet, daß die Reise des Grafen Herbert nach Friedrichsruh[1]) damit zusammenhänge und daß man nach seiner Rückkehr bald näheres darüber erfahren werde. In Berlin glaube man nicht, daß der Kanzler hieraus eine Kabinettsfrage machen wird, „dazu scheint sie weder groß genug, noch bietet sie einen allgemein verständlichen, wenn ich so sagen darf, populären Anlaß. Ebensowenig glaubt man, daß der Kaiser die Dinge zum Äußersten kommen lassen will". Lerchenfeld selbst glaubt sogar, daß der Kaiser den Schritt nicht getan hätte, wenn er nicht überzeugt wäre, daß Bismarck schließlich nachgebe. „Aber immerhin zeigt der Vorfall, wie schwierig das Verhältnis zwischen einem jungen, tatendurstigen Kaiser und einem gesättigten, allen neuen Unternehmungen abgeneigten ersten Minister ist."

Es lasse sich nicht verkennen, daß sich bei Bismarck die Jahre allmählich doch fühlbar machten und daß er nicht mehr imstande sei, den riesigen, auf seinen Schultern lastenden Arbeitsstoff bis in alle Einzelheiten zu bewältigen. Bisher wolle er aber nichts aus der Hand geben, alle Dinge selbst ergründen und entscheiden, und so träten in vielen Zweigen der Verwaltung Stockungen ein. Er erinnert an die preußische Steuerreform, die sich unerledigt von einer Landtagssession in die andere schleppe, nur weil Bismarck über einzelne Seiten nicht mit sich ins reine komme und stets im letzten Augenblick den Fortgang der Sache hemme. „Über diesem Minister steht nun der junge Kaiser, der das Bedürfnis fühlt, etwas zu leisten und überall auf das Hindernis stößt: der Kanzler will nicht." Erschwert würden die Verhältnisse für alle Teile durch die Abgeschiedenheit, in der der Kanzler einen großen Teil des Jahres lebe und die einen regelmäßigen Gedankenaustausch zwischen ihm und dem Monarchen, wie zwischen ihm und den anderen Ministern hindere. So sei der Kaiser meist ohne verantwortlichen Ratgeber, da die Fachminister keinen Rat erteilen könnten, ohne genau zu wissen, wie der Kanzler zu der Sache stehe. Es sei unter diesen Umständen verständlich, wenn der Kaiser sich zuweilen an Unberufene wende, und es bleibe noch sehr anzuerkennen, daß es nicht häufiger geschehe und daß nicht weit mehr Friktionen entstünden.

Der Gesandte sieht aus dieser Lage nur einen Ausweg: „daß der Reichskanzler das Detail der Geschäfte seinen Kollegen im preußischen Ministerium und seinen Vertretern im Reichsdienst überließe und sich nur die Leitung im Großen vorbehielte." Bisher habe er aber auf solche Vorschläge immer geantwortet, daß er nichts aus der Hand geben könne, solange die Verantwortung auf ihm laste. Ginge es nicht mehr, so würde er sich zurückziehen. Auf den Einwurf, daß sein Nachfolger, sei er wer er wolle, auch nicht alles in seiner Hand vereinigen könne, habe er erwidert, daß es nach ihm überhaupt keinen Reichskanzler mehr geben würde.

Diese Äußerung sei Lerchenfeld schon vor einiger Zeit mitgeteilt worden. Er habe aber nicht darüber berichtet, weil sie in vollem Widerspruch zu der staatsrechtlichen Überzeugung stand, welche Bismarck bei jeder Gelegenheit früher bekannt hatte; er habe deshalb die Richtigkeit der Wiedergabe bezweifelt. Nun sei sie ihm aber von sicherer Seite bestätigt worden und noch dazu mit der näheren Erläuterung, daß es sich nach dem Gedanken des Fürsten nicht bloß um eine tatsächliche Teilung der Geschäfte, sondern um eine formelle Abschaffung des Amtes handeln würde[2]). Der Kanzler habe diesen Zukunftsgedanken auch schon dem Kaiser mitgeteilt; dieser lehne ihn aber ab[3]) und in maßgebenden Kreisen bestehe auch dar-

[1]) Vom 15. bis 16. Januar. — [2]) Vgl hiezu Schüßler a. a. O., S. 31. — [3]) In einem späteren Bericht vom 2. April erzählt Lerchenfeld dagegen nach Angaben Caprivis, daß der Kaiser sich gleichfalls eine Zeitlang mit dem Gedanken getragen habe, das Amt des Reichskanzlers in einzelne Teile aufzulösen. „Als S. M. Anfang Februar Herrn v. Caprivi zum erstenmal eröffnete, daß er unter Umständen der Nachfolger des Fürsten Bismarck werden müsse, habe der Kaiser ihm zugleich

Digitized by Google

über kein Zweifel, daß die deutschen Bundesregierungen an der Einrichtung des Reichskanzlers festhalten wollten.

Graf Lerchenfeld faßt seine ausführliche Darstellung zum Schluß dahin zusammen: Die brennende Frage des Arbeiterschutzes werde wohl dieser Tage in irgend einer Form ihrer Lösung näher geführt werden. „Wie aber die Dinge liegen, werden über andere Anlässe ähnliche Differenzen entstehen. Daß die Lage akut werden könnte, glaube ich aber vorläufig nicht, weil weder Fürst Bismarck ernstlich daran denkt, sich zurückzuziehen, noch auch der Kaiser sich von ihm trennen will."

So weit der erste Bericht. Das Charakteristische in ihm scheint mir, bei aller Verehrung für Bismarck, die allgemeine Parteinahme für den Kaiser; die Einsicht in die Gefahr der Lage, aber noch der Glaube, daß beide Teile gleichmäßig eine Krisis vermeiden wollen und daß sie deshalb auch vermeidbar sei.

Schon am 20. Januar muß er jedoch melden, daß die Lage sich inzwischen durch zwei neue Streitpunkte noch mehr verwickelt hat. Der eine ist die Stellung Preußens zum Sozialistengesetz. Der Kaiser wünsche, daß die verbündeten Regierungen das Gesetz annehmen, wie es ihnen vom Reichstag geboten werde, d. h. ohne Ausweisungsparagraph. Er verlange dies schon mit Rücksicht auf das Kartell. Bismarck hingegen wolle dies nicht. Er wünsche, daß die verbündeten Regierungen, ohne ein Nachgeben in Aussicht zu stellen, den Beschluß des Reichstags abwarten, und scheine sich noch immer mit dem Gedanken zu tragen, das Nichtzustandekommen des Sozialistengesetzes politisch auszunützen [1]).

Da die Konservativen bereit seien, in zweiter Lesung für den Kommissionsbeschluß zu stimmen, wenn sie die Zusicherung erhielten, daß die Bundesregierungen den so abgeschwächten Entwurf annähmen, im andern Fall aber ihrerseits auf der Ausweisung bestehen und den Kommissionsbeschluß ablehnen würden), so hänge alles davon ab, auf welcher Grundlage Kaiser und Kanzler sich verständigten. Vorläufig habe aber auch die Reise Herberts noch keine Klärung gebracht, weder in dieser Frage, noch in der des Arbeiterschutzes, noch endlich in einer dritten, der Regelung der Beamtengehälter. Diese letztere scheine zwar von geringerer Tragweite als die beiden anderen, sei aber dringlich, wenn ein unbequemer Beschluß des Reichstags vermieden werden solle.

Die Lage sei für einzelne Persönlichkeiten, namentlich Herrn v. Boetticher, sehr peinlich. „Die Parteien im Reichstag wollen wissen, was die Regierung beabsichtigt, Herr v. Boetticher kann ihnen aber nichts mitteilen, weil der Kanzler, der sehr verstimmt scheint, seit einigen Tagen überhaupt nicht mehr auf Anfragen antwortet. Dabei wächst die Ungeduld des Kaisers täglich. Se. Majestät wat gestern zweimal auf dem Auswärtigen Amte, um zu erfahren, wie die Dinge in Friedrichsruh stehen, kurz die Situation ist für alle Beteiligte unerträglich und die einzige Lösung die, daß der Reichskanzler endlich nach Berlin kommt." Glücklicherweise sei dies für nächsten Mittwoch [den 22.], spätestens Donnerstag, zu erwarten; damit werde den peinlichen Zuständen wohl ein Ende gemacht werden.

Am 25. Januar berichtet er, daß Bismarck am 24. nachmittags endlich nach Berlin zurückgekehrt sei. Gleich nach seiner Ankunft habe eine Staatsministerialsitzung, dann abends 6 Uhr ein Kronrat unter Vorsitz des Kaisers stattgefunden — es ist der berühmte entscheidende Kronrat, in dem der erste, leidenschaftlich erregte Zusammenstoß erfolgte (s. Schüßler S. 71 ff.); aber der Gesandte weiß zunächst noch wenig darüber zu berichten: „Über die

angekündigt, daß seine Amtsführung nur solang zu dauern hätte, bis die an die Stelle des Reichskanzlers zu setzende Organisation durchgeführt sein werde." Nach dem Rücktritt Bismarcks hätte der Kaiser diesen Gedanken jedoch vollständig aufgegeben, es sei nie wieder davon die Rede gewesen. Caprivi nahm an, daß Bismarck dem Kaiser die Undurchführbarkeit klar gemacht habe. Auch er, Caprivi, sei zur Überzeugung gekommen, daß die ganze Gestaltung des Reichs einen Reichskanzler, wie ihn die Verfassung vorsehe, verlange. Nur werde er den einzelnen Ressorts mehr Selbständigkeit einräumen müssen, „denn in seiner alles umfassenden Tätigkeit könne niemand den Fürsten Bismarck ersetzen". — [1]) „Ohne Zweifel wird dabei der Reichskanzler von dem Gedanken geleitet, daß das Nichtzustandekommen des Sozialistengesetzes als günstige Wahlparole ausgenützt werden könne." (Bericht vom 14. Januar.) — [2]) Die Stellung des Reichstags hatte Lerchenfeld in zwei Berichten vom 11. und 14. Januar behandelt, die im folgenden erwähnte Frage der Beamtengehälter in einem vom 20. Januar. Vgl. hiezu Schüßler S. 60. Über das weitere Schicksal des Sozialistengesetzes sind einige Notizen in den Berichten vom 23. und 25. Januar.

Digitized by Google

Vorgänge in dieser Sitzung hüllen sich die Teilnehmer vorläufig in Schweigen. Ich habe nur gehört, daß der Kaiser den Wunsch ausdrücklich ausgesprochen haben soll, es möchte noch in letzter Stunde eine Verständigung mit dem Reichstag gesucht und das Sozialistengesetz in der Fassung zur Annahme gebracht werden, welche erreichbar erscheint, daß aber der Reichskanzler jeder Konzession einen absoluten Widerspruch entgegengestellt habe. Außerdem wurde mir erzählt, daß der Reichskanzler in einer äußerst gereizten Stimmung sein soll." Ob auch noch andere Fragen, insbesondere die des Arbeiterschutzes, behandelt worden seien, habe er noch nicht erfahren. Bis gestern abend sei diese noch genau so gestanden wie vor einigen Wochen. „Der Kaiser will, daß etwas darin geschieht; der Reichskanzler aber erklärt auf alle Vorstellungen, daß er Beschränkungen der Arbeit auf diesem Gebiete für schädlich halte und sich unter keinen Umständen darauf einlasse." Für die sächsische Regierung sei die Lage sehr peinlich. Der König habe dem Kaiser die Einbringung des Antrags zugesichert, andrerseits möchte die sächsische Regierung aber doch die Gewißheit haben, daß ihr Antrag nicht mit einer preußischen Mehrheit vom Bundesrat abgelehnt werde.

Die beiden nächsten Berichte gebe ich im vollen Wortlaut:[1])

„Nr. 48. Berlin, den 30. Januar 1890.

Hochwohlgeborener Freiherr!

Hochverehrtester Herr Staatsminister!

Euer Exzellenz habe ich in den letzten Tagen nicht berichtet, weil es mir nicht gelungen war, einen klaren Einblick in die innere Lage zu gewinnen.

Was inzwischen geschehen war und was man vernommen hatte, ließ eher darauf schließen, daß die Krisis einer Lösung entgegenginge. In der Thronrede beim Reichstagsschluß war das Sozialistengesetz mit Stillschweigen übergangen und der Frage des Arbeiterschutzes nur in einer vorsichtigen, alle Deutungen zulassenden Weise gedacht. Der Reichskanzler hatte mit dem König von Sachsen eine eineinviertelstündige Unterredung gehabt, dabei auch den zu erwartenden Antrag besprochen, ohne einen Versuch zu machen, den König von der Stellung des Antrages abzubringen. Auch vernahm man, daß im Reichsamt des Innern Erwägungen über Arbeiterschutz stattfänden. Alles dies konnte man als beruhigende Symptome deuten.

Andererseits aber waren auch wieder Anzeichen dafür vorhanden, daß die Dinge einen glatten Verlauf nicht nehmen.

Heute mittag hat mich nun der Reichskanzler rufen lassen, und hat in einer fast einstündigen Unterredung mir sein Verhältnis zum Kaiser und die Krisis, wie er es nannte, geschildert. Die Unterredung war zu lang und ich war verhindert, Notizen zu machen. Ich kann also nicht wörtlich referieren und muß mich beschränken, das wichtigste der Mitteilungen wiederzugeben.

Der Reichskanzler begann damit, die Stellung des Kaisers und die seine zu dem sogenannten Arbeiterschutz darzulegen. Der Kaiser trage sich mit den weitgehendsten Gedanken. Er wolle auf einmal alle Menschen beglücken. Fremde Einflüsse phantastischer Leute (Hinzpeter, Graf Douglas, der Maler Heyden) seien vorhanden. Auf ihn und seine Minister wolle er nicht hören.

Er, der Reichskanzler, betrachte diese Beschränkungen der Freiheit des Arbeiters, zu verdienen, als eine Torheit. Hier folgte eine lange Entwicklung der bekannten Ansichten des Fürsten über die Frage.

Dann kam der Reichskanzler auf den zu erwartenden sächsischen Antrag über Arbeiterschutz zu sprechen. Wäre dieser ohne weiteres gestellt worden, so hätte er ihn im Bundesrat bekämpft. Nun habe aber der König von Sachsen mit dem Kaiser die Sache abgemacht, und zwar ohne daß sein Allergnädigster Herr seine Minister gefragt hätte[2]). Unter diesen Umständen könne er nicht im Bundesrat widersprechen. Er sei aber zu alt, und habe keine Lust, seinen Namen für Maßregeln herzugeben, welche seiner Überzeugung zuwiderlaufen.

Bisher habe er sich als Anwalt der Bundesstaaten und Fürsten im Reich betrachten können und seine Aufgabe darin erblickt, die Interessen dieser gegen Übergriffe zu schützen. Nun sei

[1]) Rechtschreibung und Zeichensetzung der Berichte habe ich, da sie von verschiedenen dritten Händen geschrieben sind, gleichmäßig modernisiert. Anrede und Schlußformel werden nur einmal als Beispiel gegeben: sie sind mit kleinen Abweichungen immer dieselben. — [2]) Vgl. Ged. u. Erinn., Bd. 3, S. 50 ff.

Digitized by Google

eine Reihe deutscher Fürsten, Sachsen, Baden, Weimar gegen ihn mit seinem kaiserlichen Herrn vorgegangen.

Seine Lage sei unhaltbar und er sei darum fest entschlossen, den übermäßig aufgebauschten Reichskanzler einer Schweningerkur zu unterziehen. Der Anfang sei gemacht, indem er dem Kaiser den Oberpräsidenten v. Berlepsch, auch einen der nicht ganz legitimierten Ratgeber Sr. Majestät, als Handelsminister vorgeschlagen habe, und der Kaiser sei sehr bereitwilligst darauf eingegangen. So wolle er nach und nach den Reichskanzler gliederweis ablegen, und nur den Rumpf, die Leitung der auswärtigen Politik, behalten. Sei er ganz aus dem preußischen Staatsdienst ausgeschieden, dann könnte im Bundesrat die preußische Stimme auch gegen seine Auffassung abgegeben werden.

Hier kam der Fürst wieder auf den sächsischen Antrag und sagte, daß nach seiner Überzeugung Arbeiterschutzgesetze, wie sie gedacht seien, einen höchst ungünstigen Einfluß auf die Wahlen üben würden. Er habe darum nach Dresden geschrieben und gebeten, man möge doch den Antrag bis nach den Wahlen zurückhalten.

Ich schalte hier ein, daß der Fürst dem sächsischen Gesandten gestern ausdrücklich gesagt hat, er könne dem König Albert schreiben, er, der Reichskanzler, werde an dem Tage seine Demission geben, an welchem der Antrag beim Bundesrat einkommt.

Auf die Wahlen zurückkommend, fuhr dann der Fürst fort, daß der Kaiser eine Proklamation erlassen wolle, worin den Arbeitern alles mögliche an Arbeiterschutz versprochen würde. Dies müßte den denkbar schlechtesten Eindruck auf alle besitzenden Klassen machen. Der junge Monarch wolle alle Leute zufrieden machen. Er wisse noch nicht, daß die absolute Zufriedenheit für niemand in der Welt bestünde. Deraktige enthusiastische Bestrebungen seien gefährlich auf dem Thron.

Ich deutete hier dem Fürsten die frühere Stellung der Königlichen Regierung zu den im Bundesrat abgelehnten Anträgen Ackermann an, und sprach dann meine Meinung dahin aus, daß der Kaiser sich doch besinnen werde, den Fürsten abtreten zu lassen.

Der Fürst bestritt dies. Er fühle es lange, daß er dem Kaiser unbequem sei als ein Mentor, der immer widerspricht. Der Kaiser vermeide es, ihn zu sehen, er wolle Leute, welche ihm zu Gefallen sprechen und glaube, alles selbst machen zu können. Der Kaiser werde aufatmen, wenn er ihn erst einmal los sei.

Er, der Reichskanzler, könne ja einen Konflikt jeden Tag herbeiführen. Das wolle er aber nicht. Er würde sich lieber in der Stille zurückziehen. Wie es gehen werde, wisse er nicht, denn vier der anderen Minister seien auch müde und hätten ihm ihre Entlassung angeboten. Boettticher, Scholz, Goßler, Maybach. Er halte sie aber davon ab.

Am Schluß der Unterredung fragte ich den Fürsten, ob es ihm recht sei, wenn ich den Inhalt seiner Mitteilungen meiner hohen Regierung berichte. Er antwortete, daß er dies wünsche, damit die Königliche Regierung die Situation kenne.

Dem Vorstehenden werden Ew. Exzellenz entnehmen, daß der Reichskanzler ganz gegen seine Gewohnheit die ganze Angelegenheit akademisch behandelt hat, ohne zu einem bestimmten Schluß zu kommen. Trotz verschiedener Zwischenfragen, die ich gestellt, kann ich nicht sagen, was er vorhat. Er sprach von vollständigem Rücktritt, von Beschränkung seiner Tätigkeit, dabei aber, was die Hauptsache betrifft, den sächsischen Antrag, von dilatorischer Behandlung desselben, ohne aber anzudeuten, was später geschehen soll. Der Fürst war bei der Unterredung weder heftig noch ernster als gewöhnlich.

Wenn ich meine Ansicht aussprechen darf, so wünscht er durchaus nicht zurückzutreten, sondern nur, daß kein sächsischer Antrag auf Arbeiterschutz kommt. Zu dieser Auffassung bestimmt mich auch, was ich von anderer Seite höre, daß nämlich seit Sonntag, den 26., seine Stimmung jeden Tag wechselt und er erst seit gestern mit dieser Bestimmtheit Stellung genommen hat.

Ich werde morgen früh Ew. Exzellenz weiter berichten. Heute muß ich schließen, um diesen Bericht zur Post zu bringen.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher ich zu sein die Ehre habe

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster

Gr. H. Lerchenfeld."

Digitized by Google

„Nr. 50. Berlin, den 31. Januar 1890.

Im Verfolg meiner gestrigen Berichterstattung über die Differenz zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler kann ich Ew. Exzellenz noch folgendes melden:

Der Reichskanzler hat bereits aus Anlaß des Sozialistengesetzes Freitag, den 24. dieses Monats, seine Entlassung angeboten. Der Kaiser hat daraufhin im Kronrat, welcher am gedachten Tage stattfand, nachgegeben und das Gesetz ist, dem Wunsche des Reichskanzlers entsprechend, im Reichstag gefallen. Man hatte nun gehofft, daß der Fürst Bismarck seinerseits dem Kaiser im Arbeiterschutz entgegenkommen werde und bis Sonntag, den 26. ds. Mts., hatte es auch den Anschein, daß dies geschehen werde; dann zeigte sich der Reichskanzler schwankend, bis er vor zwei Tagen endlich den Standpunkt absoluter Verneinung annahm.

Der Gegensatz ist, wie ich schon früher berichtet habe, ein prinzipieller. Der Kaiser hat sich für die Verbesserung des Loses der Arbeiter begeistert und will mit allen Mitteln eine friedliche Lösung der sozialen Frage herbeiführen. Der Reichskanzler stellt sich seit geraumer Zeit auf den Standpunkt, daß die Arbeiter nicht zu befriedigen seien und mit Pulver und Blei behandelt werden müßten. Aus dieser pessimistischen Auffassung erklärt sich auch die Stellung des Reichskanzlers zum Sozialistengesetz. Er hält es für nützlich, wenn die Sozialdemokraten eine Zeitlang frei sich entfalten können, damit die besitzenden Klassen zum Bewußtsein der Gefahr kommen.

Von solcher Politik will der Kaiser nichts wissen; er hat bei jeder Gelegenheit erklärt, daß er seine Regierung nicht mit Blutvergießen seiner Untertanen beginnen wolle und friedliche Mittel verlange, um den Ausbruch der Krisis zu vermeiden.

Nun ist, wie ich Ew. Exzellenz schon wiederholt berichtet habe, der Kaiser Vorstellungen zugänglich und hat ja zuletzt auch bei dem Sozialistengesetz bewiesen, daß er dem Reichskanzler gegenüber das Opfer seiner Überzeugung bringt. Es wären darum gute Beziehungen zwischen beiden trotz des Unterschieds des Alters und der Auffassung denkbar, wenn der Reichskanzler seinen Herrn anders zu behandeln verstünde und ihn mehr sähe. Aber seit dem Beginn der Regierung Wilhelms II. hat er ihn meist entweder ohne Führung gelassen und ihm alles nachgegeben oder er hat sich, wie jetzt, zu ihm in einen schroffen Gegensatz gestellt. Es entspricht dies dem nicht zu ergründenden Naturell des großen Mannes, der keine andere als eine angriffsweise geführte Verteidigung je gekannt hat.

Das ist es auch, was die gegenwärtige Situation zu einer ernsten macht. Die offiziöse Presse ist zwar noch nicht angespannt worden, aber dafür hat der Reichskanzler in den letzten Tagen eine Reihe von Leuten rufen lassen und hat ihnen ohne jeden Rückhalt seine Ansicht über die Lage und über den Kaiser gesagt. Unter diesen befand sich auch der frühere Erzieher und Vertraute des Kaisers, Herr Hinzpeter, der die ganze Schale des Zornes und des Hohns des Fürsten zu kosten bekam, unter anderm das Angebot, ihn — Hinzpeter — zum Reichskanzler vorzuschlagen. Alles dies wird dem Kaiser wieder zugetragen und so ist es erklärlich, daß auch Se. Majestät in einer sehr gereizten Stimmung ist.

Der Großherzog von Baden ist bemüht gewesen, möglichst beruhigend auf den Kaiser zu wirken. Auch höre ich, daß Graf Waldersee sich nicht im geringsten in die Angelegenheit eingemischt hat. Die persönlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler scheinen auch äußerlich die alten geblieben zu sein, wofür spricht, daß in diesen Tagen ein parlamentarisches Diner beim Reichskanzler stattfindet, an welchem Se. Majestät teilnimmt.

Wozu sich Sachsen entschließt, ist hier noch nicht bekannt. Ich zweifle aber nicht, daß der König Albert jedenfalls auf das Verlangen eingeht, den Antrag für Arbeiterschutz bis nach dem Wahltag auf sich beruhen zu lassen; damit ist vorläufig Zeit gewonnen.

Über die weitere Entwicklung der Dinge scheint mir hier jedermann, am meisten die Minister, im unklaren, nur das kann ich als die communis opinio bezeichnen, daß ein Rücktritt des Fürsten Bismarck trotz der allerdings schlimm verfahrenen Lage als sehr unwahrscheinlich betrachtet wird. Heute ist wieder Staatsministerialsitzung, in welcher der Reichskanzler seine Absichten vor seinen Kollegen entwickeln dürfte. Ich nehme an, daß dabei auch der kaiserliche Erlaß an das Staatsministerium über Arbeiterschutz, welcher nach dem Willen Sr. Majestät veröffentlicht werden soll und den der Reichskanzler in der gestrigen Unterredung mit mir berührt hat, zur Sprache kommt. Derselbe soll bereits entworfen sein.

Allmählich fangen weitere Kreise an, sich mit der Krisis zu beschäftigen und es wird kaum

Digitized by Google

mehr lange währen, bis die Presse von den Dingen Wind bekommt. Auf der Börse haben bereits gestern Gerüchte zirkuliert."

Das Wichtigste dieser Berichte, weshalb sie hier im Wortlaut wiedergegeben werden, ist die Unterredung mit Bismarck. Auffällig ist, wie wenig auch sie über den entscheidenden Kronrat vom 24. Januar enthalten. Ebenso fehlen bei Lerchenfeld Nachrichten über die scheinbare Wiederversöhnung am Geburtstag des Kaisers (Schüßler, S. 100).

Schon am 1. Februar folgt eine neue Meldung über die Staatsministerialsitzung, die am 31. Januar stattgefunden hatte (Schüßler, S. 101 ff.). Der Kaiser sei sehr ungehalten gewesen, daß Bismarck vor dem Kronrat am 24. Januar seine Kollegen zuerst allein um sich versammelt und für die Abstimmung in der Sozialistenfrage voreingenommen hatte. „Offenbar, um ähnlichem vorzubeugen, erschien der Kaiser gestern unangemeldet und unerwartet in der Sitzung. Diese nahm einen nach Lage der Dinge völlig unerwarteten Verlauf." Es sei nämlich beschlossen worden, daß der Kaiser zwei Erlasse, einen an den Reichskanzler, einen zweiten an die Minister der öffentlichen Arbeiten und des Handels richten werde, um damit die Aktion für die Verbesserung der Lage der Arbeiter zu eröffnen. (Es folgen einige Angaben über den Inhalt der Erlasse.) Diesem Beschluß habe der Reichskanzler zugestimmt, und man müßte also eigentlich die Krisis jetzt als überwunden betrachten, wenn nicht die letzten acht Tage so viel Wandlungen gebracht hätten, daß jedes Vertrauen auf die nächsten Stunden geschwunden sei. Eine große Schwierigkeit werde schon die redaktionelle Feststellung der beiden Erlasse bieten. Wie er höre, lägen Entwürfe schon heute vor, in denen das Wort „Arbeiterschutz" mit Rücksicht auf den Reichskanzler vermieden sei; ob der Entwurf im übrigen dem Kanzler entspreche, ob der Kaiser ihn dann nicht wieder ändere und den Arbeiterschutz doch hineinkorrigiere, werde abzuwarten sein [1]).

Lerchenfeld wirft die Frage auf, wie diese neueste Stellung Bismarcks sich erkläre. „Will er seinen Widerstand dem Drängen des Kaisers gegenüber fallen lassen oder glaubt er, durch diese Art der Einleitung die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben und auf diese Weise vereiteln zu können — ich weiß es nicht." Jedenfalls bleibe es schwer zu verstehen, daß der Kanzler, der im verflossenen Jahr die Beschickung der Konferenz in der Schweiz auf das entschiedenste abgelehnt habe, sich jetzt mit diesem Erlaß einverstanden erklärt habe, durch den sich Deutschland gewissermaßen an die Spitze der internationalen Regelung der Frage stelle. Überhaupt schließe doch dieser Beschluß für ihn ein größeres Opfer seiner Überzeugung ein, als es die Einbringung eines Arbeiterschutzgesetzes gewesen wäre, das unschwer so hätte gestaltet werden können, daß es an den bestehenden Verhältnissen wenig oder nichts ändere und doch dem Kaiser und der öffentlichen Meinung genüge. Auch wie sich diese neue Aktion zum sächsischen Antrag verhalte, sei noch unklar. Der Kaiser habe nicht die Absicht, auf ihn zu verzichten. Er habe im Gegenteil König Albert gebeten, sich keinesfalls davon abhalten zu lassen [2]). Was in Dresden geschehe, darüber habe sein sächsischer Kollege bis heute noch keine Nachricht; persönlich halte Graf Hohenthal dafür, daß jedenfalls vor den Wahlen der Entwurf von seiner Regierung nicht eingebracht werde.

Im ganzen habe die Situation also seit gestern eine etwas freundlichere Gestalt erhalten. „Die Stimmung der beiden maßgebenden Personen scheint aber nichts weniger als beruhigt. Die Gereiztheit und das Mißtrauen dauern fort und lassen neue Differenzen jeden Tag befürchten."

Die allgemeine Lage war in diesen Berichten klar und gut gekennzeichnet. Ihr Ernst veranlaßte den bayerischen Minister des Äußern, die Berichte dem Prinzregenten vorzulegen und zu überlegen, ob irgend ein unmittelbares Eingreifen der bayerischen Regierung möglich und nützlich sei. Er kam jedoch zu dem Schluß [3]), daß die dermalige Sachlage keinen Anhaltspunkt für ein solches Eingreifen zu bieten scheine, um so weniger, als Lerchenfelds letzter Bericht doch einige Hoffnung lasse, daß es gelingen werde, über die vorhandenen Schwierigkeiten und Gegensätze ohne eine eigentliche größere Krisis hinwegzukommen. Er forderte aber den Gesandten auf, zu berichten, wenn er glaube, daß von bayerischer Seite

[1]) Der endgültige Entwurf zu den beiden Erlassen stammte von Bismarck selbst: Geb. und Erinn., 3. Bd. S. 66. — [2]) Vgl. Schüßler S. 101. — [3]) Schreiben Crailsheims an den Chef der Geheimkanzlei, Generalleutnant Frhr. Freyschlag von Freyenstein und an Graf Lerchenfeld, beide vom 2. Februar 1890.

Digitized by Google

etwas geschehen könnte, um zu einer befriedigenderen Gestaltung der Verhältnisse beizutragen. „Daß wir der Sachlage mit tiefem Bedauern und ernster Besorgnis gegenüberstehen und dringend einen beruhigenden Ausgleich wünschen", schrieb Freiherr v. Crailsheim nach Berlin, „bedarf nicht der Versicherung". Er ermächtigte Lerchenfeld ausdrücklich, diesen Empfindungen und zugleich dem lebhaften Dank für die durch Bismarck persönlich gegebenen vertraulichen Mitteilungen Ausdruck zu geben, falls sich ihm eine Gelegenheit hiezu darbiete.

Wir stoßen damit im Rahmen unserer Berichte auf die Frage, inwieweit ein Eingreifen der Bundesstaaten zugunsten Bismarcks möglich gewesen wäre. Die nächsten Berichte Lerchenfelds geben darauf, auf Grund der Äußerungen Bismarcks und seines Sohnes selbst, eine Antwort. Ich bringe sie deshalb, da sie wiederum unmittelbare Besprechungen mit Bismarck, bezw. seinem Sohn enthalten, gleichfalls im vollen Wortlaut:

„Nr. 59. Berlin, den 8. Februar 1890.

Ew. Exzellenz bestätige ich gehorsamst dankend den hohen Erlaß vom 2. ds. Mts. Nr. 62, welcher sich auf die Friktionen innerhalb der preußischen Regierung bezog.

Meines unmaßgeblichen Erachtens dürfte bisher eine Gelegenheit zu einem nützlichen Eingreifen in die Entwicklung der Dinge der Königlichen Regierung nicht geboten gewesen sein. Bei dem leider vorhandenen Mißtrauen des Kaisers würde ein solches Eingreifen höchstens geeignet gewesen sein, die Gegensätze zu verschärfen und die Stellung des Reichskanzlers zu erschweren.

Übrigens kann ich konstatieren, daß inzwischen die Krisis ihren ganz akuten Charakter insoweit verloren hat, als die Gefahr eines Bruches zwischen dem Kaiser und seinem ersten Ratgeber, die einige Tage brennend schien, als überwunden betrachtet werden darf. Dabei kann ich aber leider nicht verhehlen, daß bei dem Reichskanzler die Absicht, sich aus dem preußischen Dienste zurückzuziehen, an Festigkeit zu gewinnen scheint. Der Fürst hat dies als sein bestimmtes Vorhaben nicht nur den am Geburtstag des Kaisers um ihn versammelten fremden Vertretern, sondern auch verschiedenen Abgeordneten des preußischen Landtags verkündet, welche Dienstag, den 4. ds. Mts. [1]), mit Sr. Majestät dem Kaiser bei ihm zu Tisch waren. Aber auch aus seiner nächsten Umgebung ist mir bestimmt versichert worden, daß an dem Ernst des Entschlusses nicht zu zweifeln sei.

Um über diese wichtige Frage Sicherheit zu erhalten, habe ich heute den Grafen Bismarck um eine Unterredung gebeten und die Krisis der letzten Wochen mit ihm besprochen. Ich leitete das Gespräch damit ein, daß ich dem Grafen den Schlußpassus der hohen Instruktion vom 2. lfd. Monats vorlas und ihm anheimgab, denselben seinem Vater mitzuteilen. Ich bemerkte dann, wie sehr Ew. Exzellenz und die Kgl. Regierung die hervorgetretene Spannung bedauerten und die Hoffnung festhielten, daß die vorhandenen Schwierigkeiten ohne eine eigentliche größere Krisis überwunden werden möchten. Im eigenen Namen fügte ich dann bei, wie ich mich für überzeugt halten könnte, daß meine hohe Regierung nicht bloß den völligen Rücktritt des Fürsten im höchsten Maße beklagen, sondern daß sie sicherlich auch jede Beschränkung seiner Geschäftstätigkeit, soweit sie nicht durch Alter und Gesundheit geboten erschiene, mit ernstem Bedauern wahrnehmen würde. Endlich bemerkte ich noch, daß nach meiner Auffassung die Sachlage keine Handhabe zu irgend einer Aktion der Königlichen Regierung bieten dürfte.

Graf Bismarck versprach mir, die für den Reichskanzler bestimmten Worte Ew. Exzellenz demselben zu wiederholen und pflichtete ausdrücklich der Ansicht bei, daß ein Eingreifen von dritter Seite nicht veranlaßt und nicht nützlich scheine. Sodann sprach er sich über die Absichten des Reichskanzlers und deren Motive dahin aus, daß in der Tat der Entschluß des Reichskanzlers, sich ganz aus dem preußischen Staatsdienst zurückzuziehen, feststünde. Der Fürst wolle zunächst Reichskanzler bleiben und damit die Hand in den Geschäften überhaupt behalten. Als Reichskanzler und als Äußerer Minister des Reiches werde alles zu seiner Kenntnis kommen und er daher auch nach Niederlegung des Vorsitzes im Staatsministerium in der Lage sein, seine Anschauungen zur Geltung zu bringen. Bei seinem Alter sei der Fürst nicht mehr imstande, alle Geschäfte mit einem jungen Kaiser zu führen, der selbst einen bestimmten Einfluß üben wolle. Es seien da Friktionen unvermeidlich, die den Reichskanzler

[1]) Schüßler gibt als Tag dieses Diners bei Bismarck den 5. Februar an (S. 100 u. 112). — Über die Frage der Abgabe des preußischen Präsidiums s. Schüßler S. 112 ff.

vor der Zeit aufreiben würden. Er, der Reichskanzler, betrachte es aber als seine wesentliche Aufgabe, sich im Interesse des Reichs für die auswärtige Politik so lange als möglich zu erhalten.

Ich bemerkte hier dem Grafen Bismarck, daß ich nicht recht abzusehen vermöge, wie der Fürst durch einen Verzicht auf die Präsidentschaft den Zweck erreichen wolle, seine Verantwortung zu entlasten, wenn er als Reichskanzler und als preußischer Minister des Äußern bei der Instruierung und Abgabe der preußischen Stimme noch mitwirke. Die Sachen würden doch zu seiner Kognition kommen, aber nicht im Stadium des Entstehens, sondern abgeschlossen, und bei jeder Meinungsverschiedenheit würde es dann erst recht zu Konflikten kommen. Ich wolle darum die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Reichskanzler auch in Preußen die Leitung behalte und die nötige Entlastung in der Weise suche, daß er sich um minder wichtige Dinge nicht mehr bekümmere und seinen Ministerkollegen größere Freiheit gebe. Damit kam ich auf die Ursachen der gegenwärtigen Krisis zu sprechen und äußerte, daß nach meiner persönlichen Ansicht es wohl möglich gewesen wäre, ein unschädliches Arbeiterschutzgesetz zu bauen und daß dies jedenfalls der großen Aktion auf diesem Gebiete vorzuziehen gewesen wäre, welche mit den Kaiserlichen Erlassen vom 5. ds. Mts. ins Werk gesetzt worden sei.

Graf Bismarck gab letzteres zu. Aber der Reichskanzler hätte es nicht vermocht, sich in Widerspruch mit seiner Überzeugung und seinen bestimmten früheren Äußerungen zu setzen. Als er gesehen, daß Se. Majestät an seiner Idee des Arbeiterschutzes und der Proklamation festhalte, habe er selbst dem Kaiser vorgeschlagen, die Erlasse zu redigieren, zugleich aber erklärt, daß er dieselben nicht gegenzeichnen werde. Übrigens, fuhr Graf Bismarck fort, wäre mit der Zustimmung des Reichskanzlers zu einem Arbeiterschutzgesetz nichts gewonnen gewesen, denn dieselbe Situation würde sich bei irgendeinem anderen Anlaß, übertriebene Forderungen des Militärs, übermäßige Heranziehung der Eisenbahnen zu militärischen Zwecken oder anderen Dingen, an denen es nie fehle, erneuert haben. Der Grund der heutigen Spannung sei eben ein tieferer und liege darin, daß der Kaiser sich unterdrückt fühle und das Bedürfnis habe, selbst zu regieren und persönlich etwas zu leisten. Deshalb sei auch der von mir angedeutete Ausweg, daß der Reichskanzler formell die Präsidentschaft behalte und den Ressortministern überlasse, die Geschäfte zu führen und den Kaiser zu beraten, nicht gangbar. Wenn der Reichskanzler jünger wäre und immer um den Kaiser sein könnte, dann würde das Verhältnis auch auf die Dauer befriedigend zu gestalten sein. Dies sei aber durch den Altersunterschied ausgeschlossen. Es müsse also ein anderer Ministerpräsident gefunden werden, man nehme an, Herr von Boetticher, der den Dienst ganz ausfüllen könne. Schließlich dürfe man auch nicht vergessen, daß der jetzige Reichskanzler nicht ewig lebe und da ein Nachfolger seines Kalibers kaum mehr zur Verfügung sein werde, so sei es vielleicht gut, daß bei Lebzeiten des Fürsten Bismarck der Übergang gefunden werde. Zudem sei der Augenblick für den Rücktritt des Fürsten als Ministerpräsident günstig, denn der nächste Reichstag werde außer der Militärvorlage, dem Sozialistengesetz und einem Nachtragsetat für die Wißmannsche Expedition wenig Wichtiges zu tun erhalten. Das Sozialistengesetz werde doch abgelehnt werden, die Militärvorlage und die Wißmannsche Vorlage würden wohl durchgehen und dann werde etwa von Ende Mai bis zum Herbst eine ziemlich geschäftslose Zeit eintreten, innerhalb welcher die neuen Verhältnisse sich bequem einleben könnten. Der Versuch müsse jedenfalls gemacht werden, denn der gegenwärtige Zustand sei unhaltbar. Einige Schwierigkeiten würden allerdings entstehen, denn soviel er, der Graf, höre, würden zwei der derzeitigen Minister ausscheiden, wenn der Reichskanzler die Präsidentschaft niederlege. Die Herren seien durch Kaiser Wilhelm I. verwöhnt, welcher seine Minister immer gesehen und gehört und bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet habe. Dies sei anders geworden. Der jetzige Kaiser sähe manche der Minister nur sehr selten und liebe nach eigenen Heften zu handeln. Dies empfänden die Herren schmerzlich und wollten die Verantwortung los sein.

Ich sprach dann noch mit Graf Bismarck von den beiden Erlassen vom 5. ds. Mts. [so] und verhehlte nicht, daß mich persönlich die beiden Schriftstücke nicht angenehm berührt hätten. Es sei gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn Se. Majestät Allerhöchstseinen Ministern seine Ansichten bekanntgäbe. Wenn aber die Allerhöchsten Ansichten veröffentlicht würden, so wirkten sie präjudizieller als dies vom föderalistischen Standpunkte aus wünschenswert er-

Digitized by Google

schiene. Derartige Fragen wären doch zunächst im Bundesrat zu besprechen oder durch Fühlung mit den verbündeten Regierungen zu erörtern, bevor sie als Programm urbi et orbi verkündet würden. Was die Stellung der Königl. Regierung betreffe, so sei sie bisher die gewesen, daß sie eine Erweiterung der Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Fabrikarbeiter nicht für erforderlich halte. Besonders bedenklich erschiene mir aber der Passus über die Organisation einer Arbeitervertretung. Ich wisse bestimmt, daß zwei der ersten Unternehmer, Krupp und Stumm, sogar dem Kaiser gegenüber freimütig erklärt hätten, daß wenn derartige Organisationen von regierungswegen ins Leben gerufen werden sollten, sie entschlossen seien, aus ihren Werken Aktiengesellschaften zu bilden und sich persönlich zurückzuziehen.

Ohne eine Antwort auf das Vorstehende zu provozieren, ging ich dann auf den Umstand über, daß in dem Erlaß an den Reichskanzler nur Frankreich, England, die Schweiz und Belgien benannt und dagegen Österreich-Ungarn und Italien übergangen seien, und frug den Grafen, ob die den Vertretern der letztgenannten Staaten unoffiziell erteilte Antwort den wahren Grund enthielte. Dieselbe hatte gelautet, daß man zunächst die Zustimmung jener Staaten erhalten wollte, bei welchen man möglicherweise auf Schwierigkeiten stoßen würde. Graf Bismarck bestätigte dies im allgemeinen, teilte mir aber dann mit, daß ungeachtet der Fassung des Erlasses an alle europäischen Staaten gleichzeitig die Anfrage demnächst gerichtet werden würde. Sodann frug ich, wie wohl die Schweiz, welche erst ganz kürzlich ihrerseits die Einladungen zu einem Kongreß erlassen habe, bei welchem dieselben Fragen zur Erörterung kommen sollten, angesichts der vorjährigen Ablehnung Deutschlands, sich an diesem Kongreß zu beteiligen, sich nun ihrerseits zu dem Konkurrenzprojekt stellen werde.

Auf diese Frage konnte mir Graf Bismarck eine Antwort nicht erteilen und bestätigte damit, was ich schon aus anderer Quelle wußte, daß dem Erlaß keinerlei Fühlung mit den darin benannten Staaten vorausgegangen war.

Hier konnte ich das Gespräch nicht länger fortsetzen, obwohl ich an den Grafen noch gern die Fragen gestellt hätte, was unter der veränderten Lage aus dem sächsischen Antrage über Arbeiterschutz werden solle und welchen Zeitpunkt der Reichskanzler für seinen Rücktritt vom Ministerpräsidium ins Auge fasse.

Beim Scheiden sprach ich nur noch dem Grafen meine Zweifel darüber aus, daß der Kaiser ohne weiteres die Demission des Fürsten Bismarck als Ministerpräsident annehmen werde. Wie der Reichskanzler selbst ließ aber der Graf meine Zweifel nicht gelten und sprach die Ansicht aus, daß der Kaiser die Demission annehmen werde.

Ich habe mich bemüht, die Äußerungen des Grafen Bismarck möglichst getreu wiederzugeben. Daß manche derselben über das hinausgingen, was ein Minister einem Gesandten mitzuteilen pflegt, und daß das Gespräch den Charakter eines rein vertraulichen Gedankenaustausches trug, brauche ich nicht hervorzuheben.

Was nun die beiden Punkte betrifft, welche ich nicht mehr bei der Unterredung hatte berühren können, so habe ich über dieselben von anderer Seite folgendes erfahren. Der sächsische Minister Graf Fabrice war in der vorigen Woche in Berlin und hat mit dem Reichskanzler den sächsischen Antrag besprochen. Das Ergebnis der Unterredung war, daß es bei der Vertagung des Antrags bis nach den Wahlen sein Bewenden behält, entsprechend dem Wunsche des Reichskanzlers. Inzwischen ist der Entwurf längst fertiggestellt und hoffe ich, über dessen näheren Inhalt bald berichten zu können. Angesichts der großen, mit den kaiserlichen Erlassen eröffneten Aktion müßte man annehmen, daß Preußen Sachsen die Initiative abnehmen werde. Davon habe ich aber nichts vernommen, vielmehr scheint es bei der sächsischen Antragstellung zu bleiben.

Was den Zeitpunkt des Rücktritts des Fürsten Bismarck vom Ministerpräsidium anbelangt, so habe ich die Andeutung erhalten, daß der Reichskanzler das Eintreffen des sächsischen Antrags als Anlaß seiner Demission benützen wolle. Dafür spricht auch der Wunsch, den Antrag bis nach den Wahlen vertagt zu sehen, womit wohl vermieden werden soll, daß während der Wahlperiode eine Ministerkrisis sich abspielt.

Auffallend ist, daß die hier schon sehr bekannte Absicht des Fürsten, die Präsidentschaft niederzulegen, von dem Publikum sehr ruhig aufgenommen wird. Es genügt offenbar der öffentlichen Meinung, zu wissen, daß das Amt des Reichskanzlers und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in seinen bewährten Händen bleiben. Im übrigen scheint das Ge-

Digitized by Google

fühl, daß ins innere Staatsleben Neues kommen müsse, vorzuherrschen. Hierzu muß wohl auch die Haltung des Reichskanzlers beim Sozialistengesetz beigetragen haben, die eigentlich niemand recht verstanden hat und die vielfach als Eigensinn des alternden Kanzlers gedeutet wurde.

In vorstehendem habe ich versucht, Ew. Exzellenz die Lage zu schildern, wie sie mir von vertrauenswürdiger Seite geschildert wird. Dennoch kann ich, was die Hauptfrage des Augenblicks, den Rücktritt des Reichskanzlers von der Präsidentschaft, betrifft, den Zweifel nicht unterdrücken, daß die Dinge doch noch einen anderen Verlauf nehmen werden, als man nach den Äußerungen des Fürsten und seiner Umgebung annehmen sollte. Ich und mit mir die meisten Personen, welche die Verhältnisse kennen, vermögen sich vorläufig die Stellung des Reichskanzlers außerhalb des preußischen Dienstes nicht vorzustellen. Dieselbe würde eine gewisse Resignation erfordern, wenn sie nicht ein bloßer Schein sein soll, die bei einem Mann, der seit 28 Jahren alles bestimmt, und bei dem Charakter dieses Mannes kaum erwartet werden darf. Außerdem hege ich aber auch noch den Zweifel, ob der Kaiser so weit in der Entlastung des Fürsten gehen will, und endlich könnte wohl auch die Umgestaltung des preußischen Ministeriums sich unter den gegenwärtigen Umständen als eine sehr schwierige darstellen."

Der entscheidende Punkt in der Besprechung mit Herbert Bismarck sind die Bedenken, welche Lerchenfeld vom föderalistischen Standpunkt aus gegen die Erlasse vom 4. Februar, wie gegen die geplante Abtrennung des preußischen Ministerpräsidiums aussprach. Bismarck ging sofort darauf ein.

„Nr. 61. Berlin, den 10. Februar 1890.

Heute morgen hat mich der Reichskanzler wieder zu sich rufen lassen.

Er leitete das Gespräch damit ein, daß er mir sagte, er habe das Bedürfnis, mich darüber aufzuklären, wie es gekommen sei, daß die beiden kaiserlichen Erlasse vom 5. lfd. Monats erschienen seien, ohne daß die verbündeten Regierungen vorher Kenntnis davon erhalten hätten.

Weder er noch die übrigen Minister hätten von der Absicht des Kaisers gewußt. Als am Freitag, den 24. vor. Mts., der Kaiser im Kronrat erschienen sei, habe er einen teils von Sr. Majestät selbst, teils von Herrn Hinzpeter verfaßten Entwurf mitgebracht und verlesen. Dieser an das Staatsministerium gerichtete Erlaß, welchen sämtliche Minister hätten unterzeichnen und welcher dann mit seiner, des Reichskanzlers, Gegenzeichnung versehen hätte erscheinen sollen, sei stark sozialdemokratisch und überhaupt so bedenklich gewesen, daß er dem Kaiser vorgeschlagen habe, ihm eine Redaktion zu entwerfen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Kaiser von seiner Idee nicht abzubringen sei. Er und die übrigen Minister hätten aber Sr. Majestät sofort erklärt, daß sie die Erlasse nicht gegenzeichnen würden. Die Situation hätte sich dann täglich geändert, er hätte selbst nicht gewußt, welchen Verlauf die Dinge schließlich nehmen würden und unter diesen Umständen sei es nicht möglich gewesen, den verbündeten Regierungen eine Mitteilung zu machen.

Der Reichskanzler fügte bei, daß er mir anheimstelle, meinen Kollegen diesen Zusammenhang zu erklären.

Sodann kam der Fürst auf die Politik des Kaisers zu sprechen und sagte, daß er es tief bedauere, seinen kaiserlichen Herrn diesen Weg wandeln zu sehen. Die in den Erlassen vertretenen Ideen seien Utopien. Sie seien darauf gerichtet, die Popularität der niedersten Klassen zu gewinnen. Das werde der Kaiser noch zu bereuen haben, denn diesen Klassen würde damit eine Macht gegeben, die das Königtum verliert. Seit 1862 wäre seine Politik dahin gerichtet gewesen, das Königtum zu stärken, und dasselbe habe sich nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland zu der jetzigen Höhe entwickelt. Wenn Utopien verfolgt und vom Thron nach Popularität gehascht werde, so führe dies zum Parlamentarismus und zum Niedergang der monarchischen Gewalt. Der Kaiser zehre an dem Ansehen und der Gewalt, die ihm sein Großvater hinterlassen habe. Wenn er so fortfahre, so brauche er das hinterlassene Kapital auf. Das sei es, was ihn, den Fürsten, schmerze an der gegenwärtigen Situation. Er habe sich vom Kaiser anderes erwartet.

Dann kam der Reichskanzler auf seinen Rücktrittsgedanken zu sprechen. Das Ausscheiden würde ihm nicht leicht, aber er könne die ständigen Friktionen nicht vertragen. Er sehe

Digitized by Google

voraus, daß er [so] beim Verbleiben im preußischen Staatsdienst in kürzester Zeit zum völligen Bruch mit dem Kaiser kommen müsse. Das wolle er vermeiden. Auch habe er eine zu gute Vergangenheit, als daß er gegen seine Überzeugung bei politischen Dingen mitwirke, die er für schädlich hielte. Er sei aber bereit, in der Stellung als Reichskanzler die äußere Politik noch ferner zu leiten. Ob dies gehen werde, wisse er nicht, denn die Stellung werde eine schwierige sein. Wenn er bisher einen bestimmenden Einfluß auf die Dinge besessen habe, so habe er dies nicht seiner Überlegenheit über seine Kollegen, sondern seiner festen Stellung bei Kaiser Wilhelm I. zu danken gehabt.

Ich nahm hier das Wort und sagte dem Reichskanzler, daß ich immer noch hoffen wolle, ihn von seiner Absicht zurückkommen zu sehen, indem ich auf die sich von selbst bietenden Bedenken hinwies, welche die Trennung zwischen dem Amt des Reichskanzlers und des preußischen leitenden Ministers bietet. Der Fürst ging bereitwilligst auf das Thema ein und sprach, die Reichsverfassung in der Hand, seine künftige Stellung durch. Dabei bezeichnete er als seine feste Absicht, auch das Ministerium der preußischen auswärtigen Angelegenheiten niederzulegen, um mit der Instruierung der preußischen Stimme nichts mehr zu tun zu haben. Die Fragen, welche er weiter erörterte, waren, ob er als Reichskanzler eo ipso Mitglied des Bundesrats sei. Ob er als solcher die preußische Stimme zu führen habe oder der Ministerpräsident; ob er hiezu eines besonderen Mandats bedürfe, wen die Bevollmächtigten im Bundesrat vertreten: ihre Souveräne oder ihre Regierungen? ob er als Reichskanzler den Ausschüssen des Bundesrats vorsitzen könne, wie sein Verhältnis und seine Kompetenz zum Reichstage sein werde?

Wie bekannt, gibt die Reichsverfassung über alle diese Fragen keinen bestimmten oder gar keinen Aufschluß. Die meisten gehören nicht dem Reichsrecht an, sondern gestalten sich nach den in den Einzelstaaten getroffenen Bestimmungen.

Ich konnte bei der Unterredung über diese Punkte konstatieren, daß der Reichskanzler sich selbst über seine künftige Stellung noch nicht klar geworden ist, daß er aber die Schwierigkeiten vollkommen übersieht, welche die Neuordnung der Dinge überall bietet.

Zugleich mußte ich den Bemerkungen und Fragen entnehmen, daß sein Ziel die Ausübung einer mäßigenden und kontrollierenden Gewalt ist, ohne selbst gezwungen zu sein, bei der Vorbereitung der Angelegenheiten in Preußen mitzuwirken. Handhabe hierzu will er im Bundesrate finden. Er sprach als seine Absicht aus, künftig seine Vertretung einzuschränken und auch bei den Ausschußberatungen mitzuwirken, um rechtzeitiger den Angelegenheiten näher zu treten. Alle Kombinationen, welche der Reichskanzler anstellte, stießen aber stets auf den Punkt, was entstehen wird, wenn die preußische Stimme gegen seine Ansicht instruiert sein sollte.

Nachdem dieser Teil des Gesprächs, der etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, [beendet war,] wiederholte der Fürst, daß seine künftige Stellung nur ein Versuch sein solle, ob es gelinge, wisse er nicht.

Dann sprach der Fürst nochmals von den Erlassen und Arbeiterschutzgesetzen und über den üblen Einfluß, den der König von Sachsen, namentlich aber der Großherzog von Baden auf seinen kaiserlichen Herrn geübt hätte. Leider, fuhr er dann fort, habe er aber auch bei all seinen Kollegen nicht die Unterstützung gefunden, welche notwendig gewesen wäre, um den Kaiser umzustimmen. Sowohl Boetticher als Verdy hätten dem Kaiser zu Gefallen geredet. Maybach und Scholz würden mit ihm abtreten. Lucius und Goßler hätten sich durch ihn zum Bleiben bestimmen lassen. Beim weiteren Verlauf der Dinge, fuhr der Fürst dann fort, werde der Kaiser schon im Staatsrat auf Schwierigkeiten stoßen, denn dort würden sich manche Stimmen gegen das Programm erheben. Se. Majestät habe sich allerdings geäußert, auf der eingeschlagenen Linie nicht weiter fortschreiten zu wollen, wenn der Staatsrat widerspreche. Aber was helfe dies. Wenn der Kaiser dann zurückgehe, verliere er an Ansehen.

Ich brachte hier das Gespräch wieder auf Herrn von Boetticher und erfuhr, daß der Reichskanzler sich diesen Minister als seinen Nachfolger im Präsidium denkt, aber von einer gewissen Verstimmung gegen ihn nicht frei ist. Hierin liegt aber eine neue Schwierigkeit für das künftige Verhältnis des Reichskanzlers.

Am Schlusse der Unterredung hielt ich es für meine Pflicht, nochmals dem Fürsten die Bedenken gegen seinen Rücktritt aus dem Ministerpräsidium vom föderalistischen und speziell

Digitized by Google

bayerischen Standpunkt vorzutragen. Ich sagte ihm schließlich: „Lassen Sie doch die Dinge in Preußen einige Zeit laufen, aber behalten Sie formell die Hand im Geschäft. Es wird sehr bald der Augenblick kommen, wo man Ihren Rat braucht."

Der Fürst antwortete, daß das, was er vorhabe, einigermaßen dem entspreche. Er glaube aber nicht an seine Rückkehr in den preußischen Staatsdienst, dazu fühle er selbst keine Lust. Er müßte dann ein ganz neues Ministerium bilden und sei müde, die letzten Wochen hätten ihn sehr angegriffen. Jetzt leide er unter dem Zweifel, wie für die nächste Zukunft die Dinge am besten für das Reich zu gestalten seien. Er würde übrigens seinen Rücktritt aus Gesundheitsrücksichten verlangen. Vor der Öffentlichkeit wolle er nicht Meinungsverschiedenheiten mit seinem Herrn bekennen.

Bevor ich mich verabschiedete, entledigte ich mich noch des hohen Auftrags Ew. Exzellenz vom 2. lfd. Mts. [1])."

Dieser Bericht bezeichnet den einzigen Punkt, an dem die bayerische Haltung wirklich einen gewissen Einfluß auf die Krise gehabt hat — indem Bismarck sie benützte. Man weiß, daß er am 12. Februar dem Kaiser die staatsrechtlichen Bedenken Bayerns über die Ämtertrennung mitteilte und daraufhin seinen Rücktritt vom preußischen Dienst zurücknahm. (Schüßler, S. 118. Bismarck selbst erwähnt an dieser Stelle im 3. Bd. der Ged. u. Erinn. [S. 76] von Lerchenfelds Schritt nichts.) Der bayerische Gesandte berichtet über die Geschehnisse der nächsten Tage:

„Nr. 64 [Auszug]. Berlin, den 12. Februar 1890.

Im Nachgang zu meinem gehorsamsten Berichte vom 10. lfd. Mon. Nr. 61 beehre ich mich, Ew. Exzellenz noch folgendes ganz vertraulich zu melden.

Bevor der Reichskanzler am 10. lfd. Mon. mit mir über seine Absichten, den preußischen Dienst zu verlassen, sprach, hatte er am Tage vorher im Staatsministerium seinen Rücktritt bereits angekündigt und den Ausdruck des Bedauerns von seiten seiner Kollegen entgegengenommen. Er hatte auch dem Kaiser seinen Entschluß mitgeteilt und die Zustimmung Sr. Majestät erhalten. Sogar der Tag des Austritts war bereits festgestellt und hiezu der 20. lfd. Mon., der Tag der Reichstagswahlen, festgesetzt worden. Einesteils, um nicht vor der Wahl Beunruhigung zu erzeugen, anderenteils, damit es nicht im Fall ungünstiger Wahlen den Anschein gewinne, als hinge der Rücktritt des Reichskanzlers mit diesen zusammen [2])."

Es schien also eine vollendete Tatsache vorzuliegen. Soeben erfahre ich aber, daß seit heute Fürst Bismarck völlig anderen Sinnes geworden sei und sich entschlossen habe, im preußischen Dienst zu bleiben, nachdem er sich überzeugt habe von der Unmöglichkeit, die preußischen Geschäfte von denen des Reichskanzlers zu trennen.

Die Schwankungen des Fürsten werden allmählich ein Rätsel für jedermann, und Ew. Exzellenz werden sich vorstellen, welche Unruhe in den hiesigen hohen gouvernementalen Kreisen bei der bestehenden Unsicherheit herrscht. Ob heute abend die Lage nicht wieder eine ganz andere ist, wenn der Reichskanzler, wie er beabsichtigt, dem Kaiser Vortrag wird erstattet haben, ist nicht zu wissen.

Dabei soll, wie ich vernehme, die Spannung zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler, unter dem Einfluß von Zuträgereien, welche in solchen unklaren Situationen selbstredend nicht ausbleiben können, noch fortgesetzt wachsen, so daß, wenn auch für diesmal die Krisis überwunden werden sollte, die begründete Befürchtung vor deren Rückkehr bestehen wird.

Daß gegenseitiges Mißtrauen in den hohen gouvernementalen Kreisen vorherrscht, haben Ew. Exzellenz schon aus der Äußerung des Reichskanzlers über Herrn von Boetticher entnehmen können, welche ich vorgestern berichtet habe. Wenn nun jemand das Verdienst hat, ohne jede Spur von Selbstsucht bestrebt gewesen zu sein, den Reichskanzler zu stützen und die Krisis zu verhindern, so ist es der Staatssekretär des Innern gewesen. Ich habe mir auch erlaubt, diesen und anderen Äußerungen des Fürsten über Herrn v. Boetticher mit Zweifeln und Einwürfen entgegenzutreten, bis mir der Fürst endlich sagte, daß er, der alles durchgelebt habe, diese Dinge doch am besten wissen müsse, eine Bemerkung, auf die es für mich allerdings keine Antwort gab."

[1]) Vgl. auch den Bericht Boettichers über diese Unterredung Lerchenfelds mit Bismarck bei G. v. Eppstein, Fürst Bismarcks Entlassung, S. 62 f. — [2]) Vgl. Ged. u. Erinn. 3. Bd., S. 74; Schüßler S. 115.

Digitized by Google

(Es schließen sich noch einige Notizen über den preußischen Staatsrat an, der demnächst unter dem Vorsitz des Kaisers zusammentreten werde. Die neuen Ernennungen im Staatsrat seien vom Kaiser selbst bestimmt; unter ihnen falle vor allem die des Professors A. v. Heyden auf, der ein sehr unbedeutender Maler, aber in seiner Jugend im Bergfach gewesen sei und dem Kaiser seine gesammelten Erfahrungen mitgeteilt habe.)

Es folgt kein Bericht bis zum 19. Februar — „weil bis vor zwei Tagen die Verhältnisse sich nicht geändert hatten. Man durfte zwar hoffen, daß der Reichskanzler schließlich in seinen Ämtern bleiben werde, aber einstweilen wechselte die Stimmung bei ihm täglich und schien ein anderer Ausgang der Krisis nicht ausgeschlossen". Noch Sonntag den 16. sei ihm von ganz zuverlässiger Seite mitgeteilt worden, daß der Fürst als seine bestimmte Absicht ausgesprochen habe, am 20. Februar nicht nur den preußischen, sondern auch den Reichsdienst ganz zu verlassen. Seit zwei Tagen dagegen scheine Bismarck zum entgegengesetzten Entschluß gekommen zu sein, nämlich sowohl Reichskanzler wie preußischer Ministerpräsident zu bleiben, und diesmal scheine der Entschluß ein endgültiger zu sein.

Lerchenfeld versucht, diese auffälligen fortgesetzten Sinnesänderungen Bismarcks zu erklären. Daß der Rücktritt aus dem preußischen Dienst allein keinen Ausweg biete, habe der Fürst bei reiflichem Nachdenken selbst erkennen müssen. Außer dem Kaiser habe wohl auch niemand diese Lösung als tunlich betrachtet. Die Frage mußte sich ihm also schließlich so stellen, ob er seine beiden Ämter oder keines niederlegen wolle. „Zur ersteren Alternative drängte ihn, neben Müdigkeit und Verdruß, die Erkenntnis, daß es mit seiner dominierenden Stellung dem Kaiser gegenüber vorbei sei, daß künftig mit eigenen Ideen des Kaisers und fremden Einflüssen an Allerhöchster Stelle gerechnet werden müsse." Auf der anderen Seite sei Bismarck aber doch wieder zu sehr mit seinem eigenen Werk verwachsen, als daß er sich entschließen könnte, es anderen Händen zu überlassen. Die letztere Erwägung habe den Ausschlag gegeben, und so dürfe man denn fürs erste die Krisis als überwunden betrachten. Der Graf wiederholt aber auch hier, daß irgend eine Sicherheit für die Zukunft damit noch nicht gegeben sei. Bismarck selbst betrachte seinen neuesten Entschluß als provisorisch, nur für die nächsten Wochen geltend; auch andere hielten die Lage für sehr unsicher, da die trennenden Punkte zwischen Kaiser und Kanzler nicht beseitigt seien. Der letztere habe insoweit nachgegeben, daß er Erhebungen und Erwägungen über die Arbeiterfrage auf internationalem und nationalem Boden nicht mehr entgegengetreten sei, ja sogar die Hand gegeben habe, die Beratungen in die Wege zu leiten. Dabei habe er aber seine ablehnende persönliche Ansicht und Stellung vorbehalten und es bleibe noch abzuwarten, ob und inwieweit er imstande sein werde, gegenüber dem Ergebnis der Beratungen, fertigen Gesetzentwürfen und zu treffenden Maßregeln Opfer seiner Überzeugung zu bringen.

Der Kaiser andererseits werde auf die Ausführung seiner Ideen sicher nicht verzichten. Er habe sich mehr und mehr in sie eingelebt, und der politische Erfolg, den er über den Kanzler davongetragen, sei wohl auch nicht geeignet, ihn künftig nachgiebiger zu machen. Was Bismarck erreichen könne, wenn er sich damit begnügen wollte, wäre, einen mäßigenden Einfluß auf den Kaiser zu üben, denn dieser sei sachlichen Vorstellungen nicht unzugänglich. Gänzliche Abweisung dagegen, wie sie nun einmal im Naturell des großen Mannes liege, würde keinen Erfolg mehr haben und bald zum gänzlichen Bruch führen. Das persönliche Verhältnis zwischen beiden sei unter dem Druck der jüngsten Differenzen ein sehr unerfreuliches geworden. Im äußeren Verkehr sei zwar nichts davon zu bemerken. Der Kanzler sei bei jeder Begegnung voll Devotion, und der Kaiser voll Aufmerksamkeit, „aber unter dieser äußeren Beherrschung liegt der Stachel verborgen".

Am 24. Februar[1]) sendet Lerchenfeld einige Nachrichten über die Vorbereitung der internationalen Konferenz, in deren Programm auffälligerweise trotz der bestimmten Erklärung Englands der Normalarbeitstag aufgenommen worden sei — warum, wisse er nicht. Vielleicht erkläre es sich daraus, daß der Kanzler, seit er gezwungenermaßen auf das Programm des Kaisers eingegangen sei, diesem Programm eine sehr weite Deutung gebe, jedenfalls eine weitere, als der Kaiser selbst, der im Wunsch, etwas Positives zu erreichen, die Grenzen mög-

[1]) Über das Ergebnis der Reichstagswahlen findet sich auffälligerweise kein Bericht vor. Die vom Preuß. Min. d. Innern über die Wahlergebnisse aufgestellten Nachweisungen übersandte Lerchenfeld unterm 23., 26. Febr. u. 15. März ohne Kommentar.

Digitized by Google

lichst eng ziehen wolle. Er habe dies wiederholt erklärt und sogar besonders bemerkt, daß er den Normalarbeitstag von der Erörterung der Konferenz ausgeschlossen wissen wolle.

In dem Streit zwischen Kaiser und Kanzler herrsche augenblicklich Waffenstillstand — ein richtiger Friedensschluß aber sei noch nicht erfolgt. Der Gesandte faßt noch einmal kurz die Entwicklung in den beiden letzten Wochen zusammen: Nachdem Bismarck am 10. die gemeldete Unterredung mit ihm gehabt habe, habe er am Tage darauf Boetticher gefragt, ob er einverstanden sei, unter Verzicht auf das Staatssekretariat des Innern, die Präsidentschaft im preußischen Staatsministerium zu übernehmen. Wie zu erwarten war, habe Boetticher diesen Tausch abgelehnt, der ihn, abgesehen von anderen Nachteilen, jedenfalls auch in eine auf die Dauer unhaltbare Stellung zum Kanzler gebracht hätte. Mit dieser Antwort habe sich der Kanzler dann zum Kaiser begeben und diesem mitgeteilt, „wie er aus einer Unterredung mit mir den Eindruck gewonnen habe, daß sein Rücktritt von den anderen Bundesregierungen mit Beunruhigung werde aufgenommen werden" und wie der Gedanke, Boetticher die Präsidentschaft zu übertragen, an dessen Widerstand gescheitert sei. Er halte unter diesen Umständen den früher ins Auge gefaßten Ausweg nicht für gangbar und habe sich entschlossen, bis auf weiteres die Präsidentschaft fortzuführen. Der Kaiser habe sich damit einverstanden erklärt.

„Dieser Vorgang, der mir aus ganz sicherer Quelle zugekommen ist, würde an sich die Deutung zulassen, daß die Rücktrittsprojekte des Reichskanzlers lediglich ein taktisches Manöver gewesen sind. Diese Auffassung wäre irrig." Richtig sei, daß der Fürst seit Beginn der Krisis in seinen Absichten beständig geschwankt und fast jeden Morgen widerrufen habe, was er den Abend vorher als seinen feststehenden Entschluß bezeichnet hatte. Man dürfe nicht übersehen, daß Einflüsse in seiner nächsten Umgebung auf seinen Rücktritt gedrungen hätten, unter anderm auch Schweninger, der heute noch erkläre, daß der Fürst der Arbeit und der Aufregung seiner Stellung gesundheitlich nicht mehr gewachsen sei[1]). Diese Einflüsse im Zusammenhang mit dem erlittenen Ärger hätten dem Fürsten oft das Wort „halbe oder ganze Entlassung" auf die Zunge gelegt. Wenn es aber darauf angekommen sei, es bindend auszusprechen, hätten doch immer wieder andere Erwägungen durchgeschlagen.

Sehr merkwürdig sei nun, was seitens des Kanzlers auf die Unterredung mit dem Kaiser erfolgt sei. „Das erste war ein Erlaß an sämtliche Reichsressorts, daß künftig kein Immediatvortrag, ohne mit der eigenhändigen Unterschrift des Kanzlers versehen zu sein, abgehen dürfe. Dann kamen unangenehme Erörterungen mit den einzelnen Ministern; dazwischen immer wieder Aussprüche, die auf einen baldigen Rücktritt und zwar aus allen Ämtern schließen ließen, und endlich offenbar lancierte Andeutungen in der Presse, daß der Kanzler mit Rücktrittsgedanken umgehe."

Glücklicherweise hätten der Kaiser und andere Beteiligte die Ruhe ihrerseits nicht verloren, und so scheine seit den letzten Tagen, wie bemerkt, Waffenstillstand eingetreten zu sein. So unerfreulich der Ausfall der Reichtagswahlen in anderer Hinsicht sei, so habe er vielleicht doch auch dazu beigetragen, daß der Kaiser sich mehr dessen bewußt werde, wie unersetzlich die Persönlichkeit Bismarcks sei und daß auch dieser die Gefährlichkeit seines Rücktritts stärker empfinde. Um wirklich zum Frieden zu gelangen, sei es aber noch notwendig, daß Kaiser und Kanzler sich einmal aussprächen und selbst einen modus vivendi suchten. Dazu wäre jedoch vor allem die Feststellung des Streitgegenstandes erforderlich. Bis jetzt vergrößere der Kanzler wohl absichtlich das Programm des Kaisers in der Arbeiterfrage, um alles ablehnen zu können. Dieser Stein des Anstoßes müsse beseitigt werden, was um so leichter wäre, als die Forderungen des Kaisers nicht hoch gespannt seien. Er wolle ein Arbeiterschutzgesetz im Rahmen weiterer Beschränkung der Sonntagsarbeit und der Frauen- und Kinderarbeit.

Verschiedene einflußreiche Personen seien bestrebt, eine Unterredung zwischen Kaiser und Kanzler auf der Grundlage eines vorher festzustellenden Programms in Szene zu setzen. Ob und wann dies gelinge, sei noch abzuwarten. Aber nachdem der Kanzler nicht zum Entschluß gekommen sei, abzugehen, werde er wohl selbst das Bedürfnis haben, seine Beziehungen zum

[1]) Vgl. hiezu den Bericht des öst.-ung. Gesandten vom 10. Februar bei Schüßler S. 264 f. — Über Bismarcks Schwankungen s. auch den ungefähr gleichzeitigen Bericht des öst.-ung. Gesandten vom 26. Febr. bei Schüßler S. 265.

Digitized by Google

Kaiser wieder normaler zu gestalten und hiezu eine persönliche Aussprache zu benützen. Was ihm, dem Gesandten, vor allem die Lage erfreulicher erscheinen lasse, sei, daß Boetticher, der zeitweise sehr hoffnungslos schien, seit einigen Tagen wieder guten Mutes wäre und eine baldige Beruhigung erwarte.

Die Aussprache, die hier noch als unsicher erwähnt wird, ist die berühmte Aussprache zwischen Bismarck und dem Kaiser, die am 25. Februar wirklich stattfand. (Schüßler, S. 133 ff.) Lerchenfeld berichtet über sie erst unterm 28. Februar:

„Nr. 88. [Auszug] Berlin, den 28. Februar 1890.

In meinem gehorsamsten Bericht vom 24. lfd. Mon. Nr. 80 habe ich Ew. Exzellenz gemeldet, daß demnächst eine Aussprache zwischen Sr. Majestät dem Kaiser und dem Reichskanzler stattfinden solle, von welcher man sich für den Ausgleich der Gegensätze viel versprach. Die Aussprache hat denn auch, und zwar wie ich höre am 24. ds. Mts. [so], stattgefunden und soll anscheinend einen sehr befriedigenden Verlauf genommen haben. Über den Inhalt habe ich bis jetzt nur erfahren, daß der Reichskanzler vom Kaiser die Zusicherung energischen militärischen Eingreifens für den Fall erbeten habe, daß die auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes zu treffenden Maßregeln die vom Reichskanzler befürchteten Folgen haben sollten. Der Kaiser hätte diese Zusicherung unbedingt erteilt.

Trotz des wie gesagt scheinbar höchst erfreulichen Verlaufs der Unterredung ist jedoch die günstige Wirkung, die man sich von derselben versprochen hatte, ausgeblieben. Der Kaiser soll sich zwar nachher sehr zuversichtlich ausgesprochen und eine gute Stimmung gezeigt haben, der Reichskanzler hingegen zur Zeit wenn möglich noch gereizter und verstimmter sein als vorher, so daß also die Situation sich um nichts gebessert hat[1]).

Der Reichskanzler fährt einerseits fort, mit den üblichen Schwankungen seinen Rücktritt anzukündigen, andererseits reißt er mehr wie je alles an sich. Keine Vorlage an den Bundesrat darf mehr von einem der Staatssekretäre gezeichnet werden. Keiner dieser Herren, keiner der Minister, Herrn v. Maybach ausgenommen, genießt mehr das Vertrauen des Fürsten. Daß dessen Gesundheit, wenn er alle Details wie jetzt selbst bearbeiten will, ganz abgesehen von dem Ärger und der Aufregung, welche die politische Situation mit sich bringt, den Anstrengungen nicht lange widerstehen kann, ist wohl außer Zweifel. Ebenso müßte man annehmen, daß das Verhältnis zum Kaiser und zu seinen Kollegen auf die Dauer für niemand erträglich ist. Bisher ist aber, wie gesagt, noch kein Schimmer von Hoffnung sichtbar, daß der Reichskanzler einlenken und sich mit der Situation, wie sie sich einmal gestaltet hat, abfinden könnte."

So habe er zwar bis heute an den Beratungen des Staatsrates teilgenommen, aber mit einer eigentümlichen, ihm sonst fremden Zurückhaltung, aus welcher deutlich die Absicht hervorleuchte, zu bekunden, daß er grundsätzlich dem ganzen Beratungsstoff ablehnend gegenüberstehe. Hätte er statt dessen versucht, auf die Beschlüsse mäßigend einzuwirken, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, alle zu weitgehenden Neigungen zu ersticken. Diejenigen Mitglieder des Staatsrates, welche wie der Korreferent Jencke die Regierung verhindern wollten, auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes und der Einrichtung von Arbeitervertretungen bedenkliche Maßregeln zu treffen, hätten dies selbst erwartet. So aber wachse der Einfluß Miquels, „dessen phantastische Pläne und oratorische Leistungen ihren Eindruck auf den jungen Kaiser nicht verfehlen". Der Staatsrat arbeite nun seit drei Tagen als Abteilung unter dem Vorsitz des Kaisers von 11 Uhr bis 6 oder 7½ Uhr nachmittags, wobei der Kaiser unermüdlich den Debatten folge. Die Frage des Arbeiterschutzes sei gestern bereits erledigt worden. Die Frage des Normal-Arbeitstages sei grundsätzlich ausgeschlossen geblieben und zwar auf Verlangen des Kaisers, während Bismarck jetzt die Ansicht verlauten lasse, daß die Festsetzung des Normalarbeitstages noch der einzige vernünftige Gedanke des ganzen Programmes sei. Der Bericht geht dann über auf die Stellung, welche die Öffentlichkeit bisher zur Krisis eingenommen habe (vgl. Schüßler S. 119 und 130 f.):

„Wie Ew. Exzellenz nicht entgangen sein wird, hat die Presse die Reichskanzlerkrisis inzwischen vielfach besprochen. Den Anstoß haben Andeutungen und Nachrichten gegeben, welche offenbar vom Reichskanzler selbst lanciert worden sind. So war in den „Hamburger Nachrichten" vor drei Tagen zu lesen, daß Fürst Bismarck seine Entlassung als Minister-

[1]) Vgl. hiezu Eppstein S. 84, Schüßler S. 139 f.

Digitized by Google

präsident und Reichskanzler habe nehmen wollen, aber in Rücksicht auf den Ausfall der Reichstagswahlen seinen Entschluß vertagt habe.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Presse diese Nachrichten mit auffallender Kühle behandelt. Von dem Schrecken, der zur Zeit des Battenbergischen Heiratsprojektes, als es hieß, der Reichskanzler wolle zurücktreten, die Gemüter durchfuhr, ist diesmal nichts zu bemerken. Einzelne Blätter, ja auffallenderweise vorgestern die früher so kanzlerische „Post", haben sogar Artikel gebracht, welche geradezu eine Abwendung von der Politik des Reichskanzlers darstellen. Den Artikel der Post hat denn auch die fortschrittliche Vossische Zeitung unter der Spitzmarke abgedruckt „Die Ratten verlassen das Schiff".

In den maßgebenden Kreisen hier ist nur eine Stimme, daß der Rücktritt des Reichskanzlers einen schweren Verlust für Preußen und das Reich darstellen würde und daß alles versucht werden müsse, einen Ausgleich herbeizuführen. Auf diesem Boden steht auch der Kaiser, der das Gewicht des großen Mannes für die äußere und innere Politik Deutschlands vollkommen würdigt, der selbst nicht am wenigsten unter den gegenwärtigen Verhältnissen leidet und gern bereit wäre, seinerseits Entgegenkommen zu zeigen, wenn dieses nur von der anderen Seite auch einigermaßen erwidert würde. Wie aber ein Ausgleich gefunden werden soll, wenn wie bisher die Gereiztheit des Reichskanzlers und die Tendenz, allem zu widersprechen, von welcher Seite es auch kommt, noch immer zunimmt, ist vorläufig ein Rätsel.

Daß der gegenwärtige Zustand, bei welchem Kaiser und Reichskanzler sich als politische Gegner behandeln, und sich gegenseitig matt zu setzen suchen, nicht fortdauern kann, ohne zu einer vollständigen Desorganisation zu führen, darüber ist alles einig. Um so größer waren die Hoffnungen, welche man auf die jüngste Unterredung gesetzt hatte. Nachdem nun diese nicht erfüllt worden sind, stellt sich allmählich eine gewisse Entmutigung ein und tritt sogar der Zweifel auf, ob der Reichskanzler bei seinem durch das Alter noch verschärften Naturell trotz seiner in vieler Hinsicht noch ungeschwächten Leistungsfähigkeit noch imstande ist, unter den gegebenen Verhältnissen an der Spitze der Geschäfte zu bleiben.

Dieser Zweifel taucht leider auch bei denjenigen nach und nach auf, welche dem Fürsten Bismarck die größte Anhänglichkeit bewahren und sein Verbleiben am dringendsten wünschen.

Daß es auch Andersdenkende gibt, in den dem Hof und der Regierung nahestehenden Kreisen, ist sicher. Diese Gegner des Reichskanzlers halten sich in der letzten Zeit auffällig zurück und scheinen die Taktik zu befolgen, die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen."

Lerchenfeld erwähnt in diesem Zusammenhang zwei Namen: Waldersee und Miquel. Der erstere sei allerdings während der ganzen jetzigen Krise nicht genannt worden. Ja es habe sich sogar das Gerücht verbreitet, daß sein Einfluß bei dem Kaiser im Rückgang sei und daß er sich auf die Seite des Reichskanzlers geschlagen habe. Lerchenfeld glaubt jedoch diesem Gerücht nicht und ist der Ansicht, daß Waldersee in demselben Grad an Einfluß gewonnen habe, wie das Verhältnis Bismarcks zum Kaiser getrübt worden sei. „Dafür wird es wohl keines anderen Beweises bedürfen als den, daß in den Tagen, wo man ernstlich mit dem Abgang des Fürsten zu rechnen begann, Graf Waldersee schon als Reichskanzler ins Auge gefaßt war" [1]). Daneben nennt er Miquel, den damaligen Oberbürgermeister von Frankfurt, als „eine Persönlichkeit, welche allmählich zu großer Bedeutung gelangt ist." Er gehöre heute zu den Personen, welche einen entscheidenden Einfluß auf den Kaiser ausüben. Dieser habe ihm bereits das Handelsministerium und dann das Oberpräsidium der Rheinprovinz übertragen wollen. Das erstere sei nur am Widerspruch Bismarcks gescheitert, das letztere habe

[1]) Diese Meldung ist nach allem, was wir wissen, irrig. Schon Anfang Februar hatte der Kaiser mit Caprivi verhandelt. In einem späteren Bericht vom 26. März kommt Lerchenfeld selbst auf diese Nachricht zurück. Er habe sie aus der denkbar besten Quelle empfangen. „Sei es, daß sie dennoch irrig war, sei es, daß sich inzwischen die Kaiserliche Gunst gewendet hat, jedenfalls ist heute Graf Waldersee nicht mehr der Mann der Situation." Der Kaiser habe ihn, wie auch die Blätter schon berichtet hätten, vor einer Anzahl junger Offiziere in einer Weise kritisiert, die vielleicht einen anderen zur Einreichung seines Abschiedsgesuches veranlaßt hätte. „Ob aber Se. Majestät sich von der Tragweite seiner Worte Rechenschaft gegeben hat, steht dahin." Graf Waldersee habe sich in Urlaub begeben, und man betrachte dies vielfach als Einleitung eines Wechsels im Generalstab. Vorläufig halte er, Lerchenfeld, diese Annahme für irrig.

Digitized by Google

Miquel selbst abgelehnt. Sollte es jetzt zu einer Krisis kommen, so würde er sicher zu einer Rolle berufen. „Ich würde dies bedauern, denn nach allem, was ich von Herrn Miquel weiß, besitzt derselbe mehr blendende als solide Eigenschaften und nicht den Charakter, der große Garantien bietet. Daß er Unitarier ist und sich mit Projekten trägt, welche Eingriffe in die Kompetenz der Einzelstaaten darstellen, ist bekannt. Ich brauche nur an das von ihm im Reichstag erörterte Reichswohnungsgesetz zu erinnern."

Unterm 1. März folgen nur kurze Notizen über die Beschlüsse des Staatsrats, dessen Abteilungen am 29. Februar ihre Sitzungen vollendet hatten. Wenn Bismarck überhaupt geneigt sein sollte, irgendwelche Maßnahmen anzunehmen, könnte er nach dem, was Lerchenfeld höre, mit dem Inhalt der Beschlüsse zufrieden sein. Es sei sowohl für Sonntagsruhe, wie für Frauen- und Kinderarbeit nur das Mindestmaß an Zugeständnissen empfohlen worden. Speziell die Arbeitervertretung solle nur als fakultativ befürwortet sein, d. h. in das Belieben der Arbeitgeber gestellt bleiben. Wahrscheinlich habe der Wunsch, dem Kanzler eine Brücke zu bauen, diese Entscheidungen beeinflußt. Auch diejenigen Sachverständigen hätten ihnen zugestimmt, die ursprünglich dem ganzen Reformwerk ablehnend gegenübergestanden waren.

Die Berichte der folgenden Tage stehen unter dem Zeichen einer scheinbaren Entspannung, die aber rasch von neuen Verwicklungen abgelöst wird. Sie spitzen sich, wie es scheint, zunächst nicht zu. Die Fragen der praktischen, nächsten Arbeit, vor allem die Vorbereitung des kommenden Reichstags drängen sich in den Vordergrund, — bis jählings die Katastrophe hereinbricht.

Unterm 4. März — am gleichen Tag, an dem bereits eine neue, heftige Auseinandersetzung zwischen Bismarck und dem Kaiser stattfand (Schüßler S. 142) — meldet Lerchenfeld, daß die Situation in den letzten Tagen etwas an Spannung verloren zu haben scheine. Der Kanzler habe dem Kaiser wieder Vortrag erstattet und dem Hofdiner zu Ehren des Staatsrates beigewohnt. Selber spreche Bismarck allerdings noch so, als wenn sein Verbleiben im Amt nicht von langer Dauer sein könnte. In der Staatsministerialsitzung vom 2. März habe er sich ungefähr dahin ausgedrückt, daß ihn der Ausfall der Wahlen bestimmt habe, seine Demission zu vertagen; „er wolle diesem Reichstage noch einmal ins Auge sehen".

Eine Besserung der Beziehungen des Kanzlers zu den einzelnen Ministern, namentlich zu Boetticher, sei noch nicht eingetreten. Es seien vor allem zwei Dinge, die er diesem vorwerfe; einmal hätte er ihn in der Frage des Arbeiterschutzes im Stich gelassen und den Kaiser in seinen Plänen bestärkt und dann hätte er in der Frage der Erhöhung der Beamtengehälter im Bundesrat und Reichstag am 20., bezw. 21. Januar gegen seine bestimmten Weisungen gehandelt. Der letztere Vorwurf sei in der Tat formell begründet. Bismarck habe ihm selbst bestätigt, daß er dem Staatssekretär schon vor der Bundesratssitzung vom 20. Januar die bestimmte briefliche Anordnung erteilt habe, gegenüber der Reichstagsresolution jede Stellung zu vermeiden [1]). Warum Boetticher dem entgegengehandelt habe, sei ihm nicht bekannt. „Ich nehme an, daß er deren innere Richtigkeit nicht anerkannte und daß vielleicht der Kaiser eine Pression in entgegengesetzter Richtung auf ihn ausübte."

Neben diesen ostensibeln Gründen dürfte aber, meint der Gesandte, noch ein anderes Vorkommnis von Einfluß auf das Verhältnis Bismarcks zu Boetticher gewesen sein. Der Kanzler habe, wie berichtet, in der Staatsministerialsitzung vom 9. Februar förmlich von seinen Kollegen Abschied genommen. Nach dem späteren Verlauf der Dinge dürfe man vermuten, daß er dabei auf Widerstand rechnete, zum mindesten die Bitte erwartete, seinen Entschluß zu vertagen. „Jedenfalls wäre es ihm erwünschter gewesen, dem Kaiser gegenüber als Motiv seiner Sinnesänderung die Bitten und Wünsche der Staatsminister als meine Äußerungen aus der Unterredung vom 10. Februar ins Feld zu führen." Boetticher habe aber an-

[1]) Die Gründe Bismarcks hiezu seien gewesen, „daß wenn der Reichstag ... eine bestimmte Summe für Beamtengehälter in den Etat ei gestellt hätte, er damit seine Kompetenz überschritten und eine Torheit begangen haben würde, welche zu verhindern für den Bundesrat kein Anlaß vorgelegen habe". Dieser hätte dann die Wahl gehabt, diese Summe zu dem Zweck zu verwenden oder nicht. So habe er sich vom Reichstag nötigen lassen, was an sich schon seiner Stellung schade. Auch würde sich die Unzufriedenheit der Beamten, die in jedem Fall eintrete, gegen ihn richten, andernfalls hätte der Reichstag die Verantwortung zu tragen gehabt.

Digitized by Google

genommen, daß es sich um eine unabänderliche Tatsache handle und habe dem Fürsten sofort namens der übrigen Minister eine wohlgesetzte Abschiedsrede gehalten [1]).

Auf jeden Fall habe das früher so gute Verhältnis zwischen beiden einen schweren Stoß erlitten. Die Erlasse an die Staatssekretäre (betreffend das Verbot der Unterzeichnung von Immediatberichten und Anträgen an den Bundesrat) hätten ihre Spitze nur gegen Boetticher. Diese Erlasse seien auch noch weitergehend, als er vorher wußte, indem zukünftig den Vertretern des Kanzlers auch verboten sei, ohne seine Genehmigung irgend eine Erklärung im Reichstag abzugeben. Endlich habe Bismarck auch die Blankette für seine Vertretung im Bundesrat zurückgezogen und angeordnet, daß ihm unter Vorlage der Tagesordnung jedesmal die Entscheidung unterstellt werde, ob er selbst den Vorsitz führen oder ein anderes Mitglied substituieren wolle.

Dem sächsischen Gesandten sei folgendes begegnet. Er hatte den Auftrag erhalten, den Entwurf des sächsischen Antrags vertraulich in Berlin mitzuteilen und hatte deshalb, wie üblich, das Schriftstück Herrn v. Boetticher übergeben. Darauf habe Bismarck den Gesandten vorgestern zu sich gebeten und von ihm offiziell Auskunft verlangt, ob die Anträge förmlich im Bundesrat eingebracht seien oder nicht. „Sei ersteres gemeint, so müsse er sich dagegen verwahren, daß seine Person umgangen werde. Er als Reichskanzler habe das Recht, Mitteilungen für den Bundesrat zu erhalten, nicht Herr v. Boetticher, denn nach Artikel 15 der Reichsverfassung stehe ihm die Leitung der Geschäfte des Bundesrats zu und das Stellvertretungsgesetz berühre sein Verhältnis zum Bundesrat in keiner Weise."

Boetticher befinde sich seit diesen Mißhelligkeiten in einer äußerst peinlichen Lage. Bismarck habe ihm wiederholt die bittersten Vorwürfe gemacht und ihm rundweg erklärt, daß er kein Vertrauen mehr zu ihm habe. Unter andern Umständen würde der Staatssekretär ohne Zweifel seine Entlassung genommen haben. Aber er wolle um jeden Preis Bismarck im Amte erhalten und fühle, daß sein eigener Rücktritt den kaum beschwichtigten Konflikt neu zum Ausbruch bringen würde. In der Tat würde der Kaiser, wenigstens jetzt, Boetticher und andere Minister dem Kanzler nicht opfern. So bleibe dem ersteren nichts übrig, als mit Geduld eine Besserung seiner Beziehungen abzuwarten. Die Erfahrung spreche zwar nicht dafür, daß Bismarck das einmal verlorene Vertrauen wiedergewinne; immerhin wäre bei Boetticher eine Ausnahme vielleicht möglich, weil der Fürst doch selbst ein großes Interesse habe, die Dinge nicht zum Äußersten zu treiben und sich seines unersetzlichsten Mitarbeiters zu berauben. Wie sollten aber die Geschäfte im Reichstag gehen, wenn der Kanzler alles selbst vertreten wolle? Ursprünglich hätte er die Absicht gehabt, den Reichstag bald nach den Wahlen zu versammeln. Der Gedanke sei jedoch fallen gelassen worden, weil das Parlament sofort mit dem Nachtragshaushalt für die Heeresbedürfnisse begrüßt werden solle. Nach dem heutigen Stand dieser Vorlage könne die Einberufung frühestens am 14. April erfolgen.

Den Schluß des Berichtes füge ich im Wortlaut an:

„Daß große Militärforderungen in Sicht sind, wird allmählich auch in Abgeordnetenkreisen bekannt. Zugleich wird dort der Wunsch laut, daß die verbündeten Regierungen die Einbringung der Militärforderungen, wenn irgend möglich, bis zum Herbst vertagen und dem Reichstag im Frühjahr nur Arbeiterschutzgesetze und andere unbedenkliche Vorlagen machen möchten, für welche eine Majorität sicher vorhanden ist. Man fürchtet in Reichstagskreisen, daß, wenn gleich nach den Wahlen der Reichstag auf eine so schwere Probe gestellt wird, er dieselbe nicht besteht. Ganz abgesehen aber davon, ob diese Taktik, nachdem die Vorlage einmal erwartet wird, sich noch empfiehlt, nehme ich auch an, daß der Kaiser und der Reichskanzler auf solche Wünsche auch aus anderen Gründen nicht eingehen werden. Wie man mir sagt, will der Kaiser die Einbringung eines Arbeiterschutzgesetzes und der Militärvorlage und will, daß der Reichstag aufgelöst werde, wenn er letztere ablehnt, in der Erwartung, daß durch Neuwahlen ein gefügigerer Reichstag gefunden werde. Der Reichskanzler teilt diese Erwartung nicht. Er hat sich kürzlich über die Möglichkeit einer Auflösung ungefähr dahin geäußert: der Kaiser habe ein physisches und moralisches Hurra-Bedürfnis und glaube, er sei populär. Das sei aber nicht der Fall, denn durch sein Vorgehen bei den Streiks und seine Erlasse über Arbeiterschutz habe er die Arbeiter unruhig und begehrlich gemacht und die besitzenden Klassen erschreckt. Das hätten die Wahlen gezeigt. Jetzt verlange

[1]) Vgl. den Bericht des öst.-ung. Gesandten vom 26. Februar bei Schüßler S. 265 f.

Digitized by Google

er, man solle ihm durch Neuwahlen wie im Jahr 1887 einen besseren Reichstag schaffen. Das sei jetzt unmöglich. Unter dem alten Kaiser sei dies gelungen, denn dieser sei wirklich populär gewesen. Er habe mit Ruhe regiert und jedermann habe gewußt, daß er mit dem Reichskanzler und seinen Ministern einig war. Der jetzige Kaiser hingegen habe seine, des Reichskanzlers, Autorität selbst untergraben. Überhaupt könne man eine Politik wie 1887 einmal mit Erfolg machen. Ein zweites Mal werde sie nicht gelingen.

Soviel ich weiter erfahren habe, soll auch hinsichtlich der weiteren Behandlung des Sozialistengesetzes der Kaiser und der Reichskanzler anderer Meinung sein. Se. Majestät wünscht, daß zunächst wenigstens von der Einbringung eines solchen Gesetzes ganz abgesehen werde. Der Reichskanzler empfiehlt, sofort ein noch verschärftes Gesetz vorzulegen. Jeder dieser Vorschläge scheint mir den voneinander abweichenden Grundanschauungen zu entsprechen, von welchen auf beiden Seiten ausgegangen wird. Der Kaiser ist durchdrungen, daß die geplanten Reformen auf dem Boden der Arbeitergesetzgebung allseitig freudige Aufnahme finden und den sozialen Frieden begründen werden. Der Reichskanzler ist vom Gegenteil überzeugt und glaubt, mit der Angst der besitzenden Klassen rechnen zu sollen.

Wenn ich die Lage richtig beurteile, so irrt der Reichskanzler, wenigstens für diesen Augenblick. Denn von einer Angst der besitzenden Klassen, die diesen oder einen neuen Reichstag bestimmen könnte, ein verschärftes Sozialistengesetz anzunehmen, ist nichts zu bemerken. Zudem hat der Kaiser durch die Worte, mit denen er den Staatsrat schloß: „Was die Sozialdemokraten betrifft, so lassen Sie das meine Sorge sein", ängstliche Gemüter beruhigt und hegt überhaupt niemand Zweifel, daß Se. Majestät es gegebenenfalls an der nötigen Energie fehlen lassen wird.

Ich bin auch überzeugt, daß der Reichskanzler mit seiner Ansicht nicht durchdringen und vorläufig ein Sozialistengesetz nicht eingebracht werden wird.

Was nun nochmals die Militärvorlage betrifft, so scheint mir die vielfach verbreitete Ansicht, daß der neue Reichstag ohne weiteres den allerdings große Opfer verlangenden Entwurf ablehnen werde, noch sehr fraglich. Wenn, wie mir General Verdy gesagt hat, es dabei bleibt, daß hinsichtlich des Septennats und der Dauer der Dienstpflicht bei den Fußtruppen Konzessionen in Aussicht gestellt werden können, so halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß die Majorität dies als Brücke zu einer Verständigung mit der Regierung benützt. Dabei kommt noch das weitere Moment in Betracht, daß die Fortschrittspartei sichtlich bestrebt ist, sich bei dem Kaiser möglich zu machen. Sie nützt dafür dessen Differenz mit dem Reichskanzler nach Kräften aus. Wenn nun diese Tendenz, welche zurzeit aus den meisten Preßorganen hervorleuchtet, sich im Reichstage erhält, so ist nicht zu erwarten, daß der Fortschritt in einer Frage äußersten Widerstand leistet, welche dem Kaiser besonders am Herzen liegt.

Zurzeit sind jedoch alle diese Kombinationen noch verfrüht. Die brennende Frage bleibt noch immer, wie sich das Verhältnis des Reichskanzlers zum Kaiser gestalten wird.

Wie ich eingangs gesagt habe, hat die Spannung nachgelassen. Sodann scheint mir sicher, daß der Reichskanzler sich nicht zum freiwilligen Rücktritt entschließen kann und daß der Kaiser klug und ruhig genug ist, seinerseits den Bruch zu vermeiden. Andererseits fährt aber der Kaiser fort, nach eigenen Heften Politik zu machen und sich Rats überall zu erholen, wo er ihm in angenehmer Form entgegengebracht wird, und dabei den Reichskanzler und andere berufene Ratgeber in einem Grade zu umgehen, wie er in einem modernen Staat wohl noch nicht erlebt worden ist. Der Reichskanzler wiederum ist zwar so weit gekommen, daß er in der Arbeiterschutzfrage bis zu einem gewissen Grade nachgeben will, aber er tut dies grollend, und bei allen seinen Maßnahmen zeigt sich der innere Widerwille und die Absicht, Hindernisse zu bereiten. Von einer Übereinstimmung zwischen den Ministern ist keine Spur mehr vorhanden. Die Herren widersprechen zwar dem Reichskanzler nicht, aber einzelne scheinen doch schon über ihn hinüber auf eine weitere Zukunft zu blicken. Dazu kommt, daß der Reichskanzler es nicht lassen kann, allen Leuten seine Beschwerden über den Kaiser mitzuteilen und allen Zuträgereien damit Stoff liefert.

Daß unter diesen Verhältnissen von einem normalen Gang der Staatsmaschine nicht die Rede sein kann, ist einleuchtend und ebenso, daß dieser Zustand nicht auf die Dauer haltbar ist. Es ist möglich und zu hoffen, daß die künftige Reichstagssession die Elemente der hiesigen Regierung einander wieder näher bringt. Es scheint mir aber auch nicht ausgeschlossen,

Digitized by Google

daß vor dem Reichstag die Differenz zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler ebenso in die Erscheinung tritt, wie dies jetzt schon in der Presse geschieht und damit eine nicht mehr zu beschwörende Krisis herbeigeführt wird."

Am 9. März ergänzt er seine Mitteilungen über die Differenz bezüglich der Vorlage eines neuen Sozialistengesetzes. Wie er inzwischen erfahren, habe Bismarck in der letzten Staatsministerialsitzung vom 2. März seine Absichten näher dargelegt. Diese gingen dahin, daß in dem neuen Entwurf die Strafe der Ausweisung aus dem Wohnort durch den Verlust der Staatsangehörigkeit und Ausweisung aus dem Reichsgebiete ersetzt werden solle. Außerdem wolle er, daß die Teilnahme an sozialistischen Bestrebungen durch den Verlust des aktiven und passiven Wahlrechtes geahndet werde. Hinsichtlich der formellen Behandlung solle er sich dahin geäußert haben, daß zunächst ein Beschluß des Bundesrates herbeizuführen und später in der Thronrede die Einbringung des verschärften Gesetzes dem Reichstag bei seiner Eröffnung kundzugeben sei. „Wie mir aus guter Quelle versichert wird, hätte der Reichskanzler sich gegenüber seinen Ministerkollegen auf die ausdrückliche Zustimmung des Kaisers zu dem im obigen Sinne verschärften Sozialistengesetze und dem formellen Vorgehen berufen, worauf auch das Preußische Staatsministerium sein Einverständnis ausgesprochen hätte."

Dienstag den 4. habe dann der Kanzler dem Kaiser über diese Angelegenheit Vortrag erstattet[1]) und sei dabei auf einen absoluten Widerspruch bei diesem gestoßen. „Der Kaiser soll geäußert haben, daß er dem Reichstage zunächst ein Sozialistengesetz nicht vorgelegt wissen wolle, da irgend eine Aussicht auf dessen Annahme nicht bestehe, daß eine derartige Maßregel nur beunruhigend wirken und die Annahme der Arbeiterschutzvorlagen und Militärvorlagen beeinträchtigen würde." Unter diesen Umständen werde das Präsidium das frühere oder ein verschärftes Sozialistengesetz vorläufig nicht wiedervorlegen.

Am gleichen Tage folgt noch erst telegraphisch, dann schriftlich die Nachricht, daß Boetticher ohne Vorwissen des Kanzlers durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet worden sei. Der Orden sei von einem eigenhändigen kaiserlichen Dankschreiben begleitet gewesen für die großen Verdienste, welche der Staatsminister „besonders auch in letzterer Zeit Sr. Majestät geleistet habe". Es erinnere an das gedeihliche Wirken, das Boetticher unter Aufopferung seiner Kräfte und Gesundheit schon unter Wilhelm I. und jetzt unter Wilhelm II. auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung entfaltet habe und bemerke, daß der 9. März vom Kaiser für die Verleihung ausgewählt worden sei als der Todestag des Herrschers, welcher in der unvergeßlichen Thronrede die Grundlage der Sozialpolitik gelegt habe. Man hätte befürchten müssen, daß diese Auszeichnung das Verhältnis zwischen Bismarck und Boetticher abermals verschlechtern würde, ja daß sie vom Kanzler als eine Verletzung empfunden werden könnte, geeignet, neuerdings eine Krise herbeizuführen. Wie er indessen erfahre, habe Bismarck die Nachricht ruhig aufgenommen und Boetticher im Staatsministerium sogar beglückwünscht. Überhaupt solle er diesem auf unmittelbares Verlangen des Kaisers, wie man erzähle, schon seit einigen Tagen wieder größeres Entgegenkommen zeigen[2]).

Ein Bericht vom 15. März ergänzt diese Nachrichten dahin, daß der nächste Anlaß zur Ordensverleihung der gewesen sei, daß Bismarck sich beim Kaiser über Boetticher beschwert habe. Der Kaiser, fest entschlossen, diesen nicht zu opfern, hätte dann „gewissermaßen als Akt der Verteidigung seiner eigenen Autorität die Verleihung vollzogen". Das kaiserliche Handschreiben, in dem Boetticher das volle kaiserliche Vertrauen auch für die Zukunft zugesichert werde, habe den Erfolg gehabt, diesen etwas mehr mit seiner schwierigen Aufgabe auszusöhnen. In der eigenen Auffassung seiner Stellung zu Bismarck habe sich aber nichts verändert. Boetticher betrachte sich nach wie vor als der Mann des Fürsten Bismarck und sehe seine Aufgabe darin, diesen nach Kräften zu unterstützen und dessen völligen Bruch mit dem Kaiser zu verhindern. Er werde darum auch persönlichen Anfeindungen gegenüber die Geduld nicht verlieren, solange nicht ein dienstlicher Grund ihm das Verbleiben im Amt unmöglich mache. Einen solchen Grund würde er darin sehen, wenn ihm der Reichskanzler

[1]) Über die vorhergehende Audienz des Herrn v. Helldorff und den Abfall der Konservativen von Bismarck, s. Schüßler S. 141. — [2]) Vgl. hiezu Ged. u. Erinn. 3. Bd., S. 78; Schüßler S. 147.

Digitized by Google

dem künftigen Reichstag gegenüber vollständig die Hände binden wollte, wie dies in der Absicht des Fürsten zu liegen scheine. Boettticher habe dies auch Bismarck schon offen erklärt, dieser habe es aber vorläufig mit dem Bemerken abgetan, man könne überhaupt gar nichts erklären und den Reichstag reden lassen[1]).

Die Ordensverleihung habe der Kanzler, wie berichtet, wenigstens äußerlich sehr kühl hingenommen. „Er ist überhaupt in der letzten Woche ruhiger, sogar weich gestimmt, bleibt aber dabei, alle Staatsgeschäfte an sich zu ziehen, sichtlich bemüht, damit zu beweisen, wie seine Arbeitskraft nicht abgenommen hat." Nur der dringende Rat seines Arztes habe ihn abgehalten, am 12. beim Hofdiner zu Ehren des Prinzregenten zu erscheinen. Schweninger habe ihm, Lerchenfeld, erst kürzlich versichert, daß der Fürst die große Arbeit der letzten Wochen gegen alles Erwarten gut ertragen habe. Lerchenfeld hält es aber für unmöglich, daß dies auf die Dauer der Fall bleiben könne, wenn die Tendenz, alles bis in die Einzelheiten zu bestimmen, noch immer weiter zunehme, wie es gegenwärtig der Fall sei. Denn inzwischen sei auch den preußischen Ministern auf Grund einer alten Kabinettsordre von 1852 untersagt worden, über Angelegenheiten des Ressorts mündliche oder schriftliche Vorschläge ab majestatem ohne Vorwissen und Einverständnis des Ministerpräsidenten zu erstatten. Bismarck habe diese längst aus der Übung gekommene Kabinettsordre in einer der letzten Staatsministerialsitzungen verlesen und bemerkt, daß er in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage die genaue Beachtung der Vorschrift verlange. In Regierungskreisen bezeichne man diese Maßregel als „Ministersperre".

Lerchenfeld kommt dann wiederum auf das Verhältnis Bismarcks zu den Parteien zu sprechen: Mit der Haltung der nationalliberalen Partei im letzten Reichstag, namentlich mit deren Stellung zum Sozialistengesetz, sei der Fürst, wie bereits früher berichtet, sehr unzufrieden gewesen. Man hatte vor dem Schluß des Reichstages sogar befürchtet, daß er nach Berlin kommen werde, um an die Nationalliberalen eine förmliche Absage zu richten, was der Partei noch einige Sitze mehr gekostet hätte. Ihre Schwächung bei den Wahlen habe seine Stimmung auch nicht verbessert und es habe sich erwarten lassen, daß er sich nach anderen Bundesgenossen umsehen werde. Dies sei geschehen, denn am 12. sei Windthorst zu ihm gerufen worden. Über den Inhalt der Verhandlungen habe er noch nichts erfahren. „Die Tatsache allein aber, daß Fürst Bismarck mit dem Mann gesprochen hat, mit dem er seit 8 Jahren jede Verbindung ostensibel abgelehnt hat, scheint an sich schon sehr bezeichnend und hat hier sensationell gewirkt." Der nächste Effekt sei ein weiteres Abrücken der nationalliberalen Presse von Bismarck gewesen, das seinen schärfsten Ausdruck in dem Artikel „Offiziöser Unfug" der Kölnischen Zeitung vom 13. gefunden habe.

Der Gesandte erinnert daran, daß in den letzten Reichstagssessionen immer von Zeit zu Zeit und zu bestimmten Zwecken eine Annäherung der Regierung an den rechten Flügel des Zentrums, d. h. an Franckenstein und seine näheren Freunde, stattgefunden und daß ebenso die Konservativen mit diesem Flügel Fühlung behalten und Geschäfte gemacht hätten, zum nicht geringen Ärger Windthorsts[2]). „Im Zentrum selbst gingen die Strömungen zuweilen soweit auseinander, daß man im Grund mit zwei Parteien zu rechnen hatte." Dies Verhältnis sei durch den Tod Franckensteins anders geworden. Ferner habe das Vorgehen dieser Partei bei den Wahlen, wo sie fast überall unter dem Wahlspruch „vor allem gegen das Kartell" handelte, die Konservativen aufs äußerste verstimmt. Auch diese würden daher ein Bündnis Bismarcks mit dem Zentrum als wenig angenehm empfinden. Ihre Führer hätten bereits unter der Hand erklärt, daß sie den künftigen Reichstagspräsidenten nicht stellen wollten, obwohl das Zentrum seine Stimme für die Wahl anbiete. Das bedeute, daß man auf konservativer Seite nicht mit dem Zentrum paktieren wolle. Ob es dabei bleibe, sei freilich noch die Frage, besonders, wenn es Bismarck gelingen sollte, sich mit Windthorst zu verständigen. Der Gegenstand einer solchen Verständigung dürfte — abgesehen von der minder wichtigen Forderung für Wißmann — wohl nur in der Militärforderung zu suchen sein, über andere Regierungsvorlagen würde eine grundsätzliche Differenz kaum entstehen.

In der Militärvorlage höre er, daß der Gedanke, den Verdy ihm gegenüber angedeutet hatte, dem Reichstag in der gesetzlichen dreijährigen Dienstzeit Zugeständnisse zu machen,

[1]) Vgl. hiezu den Gedanken des „legalen Staatsstreichs" bei Schüßler S. 152 ff. — [2]) Vgl. Schüßler S. 156 ff.

Digitized by Google

einem grundsätzlichen Widerspruch beim Kaiser und dessen Ratgebern begegne. Es werde sich nun fragen, ob etwa vom Grundsatz des Septennats etwas nachgegeben werden könnte. Ganz ohne Konzessionen werde es dem Reichstag schwer werden, die hohen Summen zu bewilligen [1]).

Das Staatsministerium habe sich bereits in der letzten Woche mit den Vorlagen des Kriegsministers beschäftigt und zunächst beschlossen, daß dieser mit dem Reichsschatzsekretär und dem preußischen Finanzminister eine Verständigung suchen solle, indem alle Forderungen gestrichen würden, die nicht im Interesse der Schlagfertigkeit absolut notwendig erschienen. Auch die Deckungsfrage habe das Staatsministerium schon erörtert, aber gefunden, daß es sich nicht empfehle, dem künftigen Reichstag, dessen Auflösung vielleicht notwendig werden könnte, sofort eine Steuervorlage zu machen, da eine solche bei etwaigen Neuwahlen jedenfalls ungünstig wirken würde. Man sei aber der Ansicht gewesen, daß es sich nicht vermeiden lasse, dem Reichstag Steuervorlagen im allgemeinen anzukündigen und daß man sich baldigst über die Deckungsfrage mit den Bundesregierungen benehmen müsse. Zuerst nach dem Zusammentritt des Parlaments solle eine Novelle zur Gewerbeordnung betreffend den Arbeiterschutz eingebracht werden. „Es entspricht dies dem besonderen Wunsch des Kaisers, der befürchtet, daß wenn es über der Militärvorlage zur Auflösung kommen sollte, der Arbeiterschutz im Reichstag unerledigt bliebe." Da Berlepsch aber zur Fertigstellung der Arbeiterschutzvorlage nebst Motiven noch mehrere Wochen verlange, werde der Reichstag erst in den letzten Tagen des April einberufen werden. —

Man gewinnt den Eindruck, daß man mitten in der praktischen Arbeit stehe und daß der Streit zwischen Kaiser und Kanzler hinter ihr augenblicklich zurückgetreten scheine. Völlig unvermittelt melden zwei lakonische Chiffretelegramme vom 18. März die jähe Katastrophe. Das erste von 2 Uhr 16 nachmittags berichtet, daß die Veranlassung des Rücktritts Bismarcks die vom Kaiser verlangte Aufhebung der Ministersperre sei; auch Graf Bismarck sei fest entschlossen, seine Entlassung zu nehmen. Das zweite von 4 Uhr 36 nachmittags ergänzt, daß das Entlassungsgesuch um 12 Uhr mittags eingereicht wurde, die Annahme unzweifelhaft und daß zur Nachfolge voraussichtlich Caprivi berufen sei. Noch am gleichen Tag läßt der Gesandte ihnen eine ausführliche Darstellung folgen. Der Minister werde aus seinen letzten Berichten entnommen haben, daß man hier trotz allem die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben hatte, daß der Rücktritt Bismarcks vermieden werden könnte. Inzwischen sei die Krisis überraschend schnell eingetreten. Er schildert den Verlauf der Dinge bereits ebenso, wie er inzwischen bekannt geworden ist.

Samstag, den 15., habe der Kaiser den Kanzler um ½10 Uhr morgens in die Wohnung des Grafen Herbert rufen lassen, wo er bei Gelegenheit seiner Ritte in den Tierpark öfters vorsprach. Diese Unterredung habe den Verlauf der Krise entschieden. Der Kaiser habe vom Kanzler verlangt, daß er die Minister ermächtige, mit Sr. Majestät direkt zu verkehren und habe ihm Vorwürfe gemacht, daß er gegen seinen ausdrücklichen Wunsch eine Annäherung an das Zentrum gesucht habe. „Zum erstenmal soll bei dieser Unterredung beiderseits die Ruhe nicht bewahrt worden sein, welche bisher immer den persönlichen Verkehr zwischen dem Kaiser und seinem ersten Ratgeber, trotz sachlicher Differenzen und tiefer Verstimmung, ausgezeichnet hatte."

Sonntags sei dann ein Inzidenzfall eingetreten, welcher die Lage noch verschärfte. Das Auswärtige Amt hatte dem Kaiser einen Bericht [so] des Konsuls in Kiew vorgelegt, worin dieser Kriegsrüstungen der Russen meldete. Am genannten Tag sei der Bericht ans Amt zurückgelangt mit einer eigenhändigen Notiz des Kaisers, des ungefähren Inhalts, „daß wenn die Russen, wie aus vielem hervorgehe, geradezu den Krieg vorbereiten, dies die Politik Deutschlands ändern müsse. Der Kaiser werde es unter solchen Umständen ablehnen, zu den Manövern nach Petersburg zu gehen. Am Schluß der Notiz folgt eine kurze Bemerkung, welche, wie ich höre, in sehr verletzender Form den Vorwurf enthält, daß das Auswärtige Amt dem Kaiser Berichte absichtlich vorenthalte" [2]).

[1]) Vgl. Ged. u. Erinner. 3. Bd., S. 78 f. — [2]) Der Wortlaut des kaiserlichen Handbillets im 3. Bd. der Ged. u. Erinner., S. 88. Bismarck verlegt die Rücksendung der Kiewer Berichte auf den 17. März früh, dagegen den 1. Besuch Hahnkes schon auf den 16. März Nachm. Vgl. auch Schüßler S. 201 ff.

Digitized by Google

Montag früh sei General v. Hahnke im Auftrag des Kaisers bei Bismarck erschienen und habe die Aufhebung der Ministersperre verlangt. Der Kanzler habe die Notwendigkeit der Disziplin im Dienst geltend gemacht, die dem General verständlich sein müsse, und im übrigen eine ausweichende Antwort gegeben. Diese habe der Kaiser ungenügend gefunden und den General wenige Zeit nachher noch einmal beauftragt, vom Kanzler ein bestimmtes Ja oder Nein zu verlangen. Diese Botschaft sei an sich ein Ultimatum gewesen. Wie man ihm sage, habe Hahnke aber auch noch ausdrücklich den Wunsch des Kaisers überbracht, daß Bismarck im Fall der Ablehnung seine Entlassung einreichen möge. Die Antwort war ein bestimmtes Nein und die Ankündigung des Entlassungsgesuchs. Um 3 Uhr nachmittags habe der Kanzler von diesen Vorgängen im Staatsministerium Mitteilung gemacht und in längeren Ausführungen sein bisheriges Wirken besprochen, „wobei er Besorgnisse wegen des künftigen Gangs der äußeren Politik kundgab“ [1]). Bei Berührung der Sozialpolitik hätte er Boetticher als seinem verdienstvollsten Mitarbeiter auf diesem Gebiet einige anerkennende Worte gewidmet. Nachmittags 5 Uhr seien die Ereignisse allgemeiner bekannt geworden. Der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ hatte jedoch bereits um 2 Uhr eine Mitteilung im Auswärtigen Amt erhalten, welche noch in der 5-Uhr-Ausgabe des Blattes Aufnahme gefunden habe.

Ihm, Lerchenfeld, habe Graf Herbert noch gestern abend auf das bestimmteste gesagt, daß er seinem Vater folgen und auf seiner heute einzureichenden Entlassung bestehen werde. Nach der Staatsministerialsitzung hätte man allgemein angenommen, daß auch die Minister Maybach und Scholz zurücktreten würden. In einer spät abends bei Boetticher stattgehabten Besprechung der Staatsminister (außer Bismarck Vater und Sohn) sei jedoch vereinbart worden, daß kein Minister seine Entlassung nehmen werde.

Als mögliche Nachfolger Bismarcks hätte man in der letzten Zeit Boetticher, General Caprivi und Miquel genannt. Inzwischen scheine die Wahl Caprivis festgestellt, er sei bereits in Berlin. Diese Wahl werde allgemein Beifall finden. „Der Rücktritt des Fürsten Bismarck erfüllt doch jeden mit banger Sorge, und man wird darum einen Mann als Nachfolger mit Freude begrüßen, dessen Charakterfestigkeit außer Zweifel steht und der darum auch Garantien gegen ein zu persönliches Regiment des Kaisers bietet.“ So viel er höre, würden namentlich auch die Staatsminister den General gern als Kanzler und Ministerpräsident begrüßen, vor allem Boetticher, der selbst die Nachfolgerschaft durchaus nicht angestrebt habe. Wie sich Caprivi selbst zu seiner Wahl stelle, sei ihm noch nicht bekannt. Jedenfalls werde sich der Wechsel des Reichskanzlers sehr rasch vollziehen. Dagegen beabsichtige der Kaiser, das Entlassungsgesuch des Staatssekretärs des Äußern abzulehnen — ob mit Erfolg, sei wohl zu bezweifeln; Graf Herbert dränge seit langer Zeit hinaus; er habe auch seinem Vater seit dem Beginn der Krisis am entschiedensten geraten, jeden Kompromiß abzulehnen.

„Die Presse hat die Nachricht ziemlich kühl aufgenommen. In allen Kreisen der Bevölkerung ist aber der Eindruck ein mächtiger. Er wird vermehrt durch das schmerzliche Gefühl, daß die Trennung in Streit und Hader und unter tiefer Kränkung des großen Staatsmannes sich vollzieht.“ Welches Rücktrittsmotiv nach außen in den Vordergrund gestellt werde, wisse man noch nicht. Auch nicht, in welche Form der Kaiser die Annahme der Entlassung kleiden werde. Trotz der beiderseitigen tiefgehenden Entfremdung sei zu hoffen, daß die Formen gewahrt würden, namentlich vom Kaiser.

Am folgenden Tag, dem 19. März, berichtet Lerchenfeld, daß das Abschiedsgesuch Bismarcks erst am 18. abends abgegangen sei, da das sehr umfangreiche Schriftstück vom Kanzler mit besonderer Sorgfalt redigiert wurde. Die Annahme werde Bismarck entweder heute oder morgen früh in Form eines kaiserlichen Handschreibens zugehen, vorausgesetzt, daß der Boettichersche Entwurf, der dem Kaiser zurzeit vorliege, dessen Billigung finde. Die Ernennung Caprivis werde unmittelbar folgen. In einer Versammlung der Kommandierenden Generäle, die hierher berufen worden seien, um ihr Votum über die neue Militärvorlage abzugeben, habe der Kaiser ihn bereits gestern abend als Nachfolger Bismarcks angekündigt. Er habe sich, wie sich jetzt herausstelle, schon Anfang Februar der Geneigtheit Caprivis zur Annahme des Amtes versichert. Umlaufende Gerüchte, daß der Personenwechsel mit Verfassungsänderung

[1]) Protokoll der Staatsministerialsitzung vom 17. März im 3. Bd. der Ged. u. Erinner. S. 163 ff.; vgl. ebendort S. 90 ff.

Digitized by Google

oder gar mit einer Neuorganisation der Reichsämter verbunden sei, entbehrten jeder Begründung.

Herbert Bismarck wolle sein Entlassungsgesuch erst nach der Annahme des Entlassungsgesuches seines Vaters einreichen. Der Kaiser versuche ihn jedoch aus naheliegenden Gründen im Amt zu erhalten. In der Tat würde der Eindruck, den der Rücktritt Bismarcks auf die fremden Staaten ohne Zweifel üben werde, noch wesentlich vermehrt, wenn der Staatssekretär seinem Vater in der Demission folgen würde. Im Lauf des heutigen Tages habe der Kaiser Herbert auch durch Graf Philipp Eulenburg und andere wiederholt auffordern lassen, von seinem Rücktritt abzusehen, vorläufig ohne Erfolg. Nach der bekannten Stimmung des Grafen würden wohl auch die dringendsten Aufforderungen ihn nicht von seiner Absicht abbringen.

Den Bericht vom 20. März, der Bismarcks eigene Äußerungen über seine Entlassung enthält, lasse ich wiederum im vollen Wortlaut folgen [1]):

„Nr. 130. Berlin, den 20. März 1890.

Heute früh hat Fürst Bismarck mich ersuchen lassen, ihn um 3 Uhr nachmittags zu besuchen. Als ich zu dieser Stunde dort erschien, hatte der Fürst bereits den Kaiserlichen Brief erhalten, mit welchem sein Abschiedsgesuch angenommen worden ist.

Der Fürst sagte mir nach der Begrüßung, daß sich die Dinge schneller entwickelt hätten, als er es selbst erwartet habe. Er habe tatsächlich seinen Abschied nicht verlangt, sondern erhalten und kenne selbst die Gründe nicht, welche bestimmend auf den Kaiser eingewirkt hätten, ihn zum Rücktritt gerade in diesem Augenblick aufzufordern.

Se. Majestät habe an ihn das Verlangen gerichtet, die Kabinettsordre vom Jahre 1852 außer Wirksamkeit zu setzen. Er, der Fürst, sei zu Lebzeiten des Kaisers Wilhelm I. nie gezwungen gewesen, diese Ordre anzuwenden, da bei seinem Verhältnis zu seinem früheren Herrn ein eigenwilliges Vorgehen seiner Kollegen von vornherein ausgeschlossen war. In der neueren Zeit aber sei das Ministerium demoralisiert gewesen, nicht zum wenigsten durch die Schuld Herrn v. Boettichers, der an seinem Amte klebte und sich einem allerhöchsten Stirnrunzeln nicht aussetzen wollte. In diesen Umständen sei für ihn als Ministerpräsident die Nötigung gelegen, auf die alte Ordre zurückzugreifen.

Er habe deshalb auch dem Kaiser nur erwidern können, daß er an diesen Bestimmungen im Interesse des Dienstes festhalten müsse und zugleich Sr. Majestät bemerkt, daß die Ordre zu Recht bestünde und nur vom Könige selbst aufgehoben werden könne. Der Kaiser habe darauf eine Vorlage wegen Aufhebung der Ordre verlangt und nachdem er, der Fürst, darauf nicht eingegangen sei, dasselbe kategorisch wiederholt.

Eigentliche Differenzen hätten zwischen Sr. Majestät und ihm gerade im gegebenen Augenblick nicht bestanden. Der Kaiser habe zwar daran Ärgernis genommen, daß er, der Fürst, den Abgeordneten Windthorst empfangen habe. Da aber irgendeine Abmachung zwischen dem Reichskanzler und dem gedachten Abgeordneten nicht getroffen worden sei, so könne er auch in dieser Unterredung keine Erklärung für den allerhöchsten Entschluß erblicken.

Als Reichskanzler habe er seit 23 Jahren die Gepflogenheit gehabt, jeden Abgeordneten zu empfangen, welcher das Verlangen hiezu ausgesprochen hatte. Windthorst habe letztlich durch Herrn v. Bleichroeder einen solchen Wunsch geäußert und darum habe er ihn empfangen. Bei der Unterredung habe ihm der gedachte Abgeordnete seine Ideen dahin entwickelt, daß er für Gegenleistungen auf kirchenpolitischem Gebiet bereit sei, alles im Reichstag zu gewähren, was von der Regierung verlangt werde. Für ihn, Fürst Bismarck, seien die Dinge, welche der Abgeordnete Windthorst verlangte, kein noli me tangere, er wisse aber, daß die verlangten Konzessionen in hohem Grade unpopulär seien und daß kein Daranbenken bestünde, daß Se. Majestät der Kaiser sich darauf einlassen könnte. Darum sei Windthorst auch von ihm dahin beschieden worden, daß die Regierung nicht in der Lage sei, irgend etwas zu gewähren.

Ich schalte hier ein, daß nach Nachricht aus anderer Quelle Windthorst den status quo ante 1871 auf dem Gebiet der Kirche und Schule verlangt hat.

Bei einem kürzlichen Vortrage, fuhr der Fürst fort, habe ihn nun der Kaiser wegen dieser Unterredung mit Windthorst zur Rede gestellt und zwar mit den Worten: „Der Abgeordnete

[1]) Am gleichen Tag nachmittags 5 Uhr 10 schickte Lerchenfeld ein Chiffretelegramm voraus, daß Bismarck um 2 Uhr die erbetene Entlassung erhalten habe.

Digitized by Google

Windthorst war ja bei Ihnen?" Auf die Bejahung der Frage habe der Kaiser erwidert: „Warum haben Sie mir das nicht vorher geschrieben?" Der Fürst habe dann erwidert, daß er hiezu keine Veranlassung gehabt habe und daß er als erster Minister das Recht in Anspruch nehme, mit einem Abgeordneten zu sprechen, ohne jedesmal eine besondere kaiserliche Genehmigung vorher zu erholen. Der Kaiser hätte ferner noch bemerkt, daß Herr Windthorst durch Vermittlung des Herrn v. Bleichroeder die Audienz beim Reichskanzler verlangt habe, worauf er, der Reichskanzler, erwiderte, daß Bleichroeder sein Bankier sei, daß er überhaupt Juden für einen nützlichen Teil der menschlichen Gesellschaft halte, durch welche er schon ganz anders wichtige Geschäfte, auch bei fremden Kabinetten, mit Erfolg gemacht und daß er sich im übrigen freuen müsse, Se. Majestät so genau über alles unterrichtet zu sehen, was im Hause des Reichskanzlers vorginge.

Zum besseren Verständnis des Vorstehenden muß ich hier einschalten, daß das Mißtrauen des Kaisers seit den letzten vier Wochen gegen den Reichskanzler so vorgeschritten war, daß er denselben polizeilich überwachen ließ und alle einzelnen Personen kannte, die dort verkehrten; ferner, daß der Verkehr des Reichskanzlers mit Herrn v. Bleichroeder seit Jahresfrist schon ersterem vom Kaiser zum Vorwurf gemacht wurde. Der Vorwurf datiert von der Frage der russischen Konversion, welche im Juli vorigen Jahres spielte.

Fürst Bismarck fuhr dann fort, indem er es als möglich bezeichnete, daß der Besuch Windthorsts den eigentlichen Grund der raschen Entwicklung der Dinge gebildet habe. Der Kaiser habe gewußt, daß der Reichskanzler entschlossen war, sich zurückzuziehen. Es war mit Sr. Majestät vereinbart, daß er zunächst mit der Niederlegung seiner preußischen Ämter beginnen wolle, und daß dies am 21. [so] vorigen Monats geschehen sollte. Se. Majestät habe aber gewünscht, daß er noch die große damals geplante Militärvorlage im Reichstag vertreten solle. Zugleich habe Se. Majestät die Einbringung eines verschärften Sozialistengesetzes verlangt.

Letzteres Verlangen des Kaisers, das er vollkommen gebilligt habe, sei für ihn der Grund der Ablehnung des durch den Reichstag abgeschwächten Sozialistengesetzes gewesen. Man hätte doch nicht vernünftigerweise daran denken können, die Reichstagsbeschlüsse anzunehmen, wenn man ernstlich der Absicht war, kurze Zeit später mit einer Verschärfung des früheren Gesetzes hervorzutreten. Das Verlangen des Kaisers, daß der Fürst die beiden genannten Vorlagen im Reichstag noch vertrete, sei für ihn bestimmend gewesen, den Gedanken, aus dem preußischen Staatsdienst auszutreten, zugleich aber Reichskanzler zu bleiben, wieder fallen zu lassen, weil er sich sagen mußte, daß er mit größerer Autorität vor dem Parlament auftreten könnte, wenn er noch im Besitz der preußischen Ämter sei. Er habe aber, als er dem Kaiser sein Verbleiben als Ministerpräsident ankündigte, gleich mitgeteilt, daß er im Mai ganz zurücktreten werde. Der Kaiser habe die Mitteilung mit Kopfnicken und mit der Bemerkung: „Dann bleibt also alles beim alten" hingenommen. Der Fürst habe aber schon gefühlt, daß der Kaiser wenig von der Änderung seines Entschlusses befriedigt sei.

Inzwischen habe der Kaiser aber seine Absichten geändert. Se. Majestät habe nichts mehr von dem Sozialistengesetz wissen wollen und heute sei auch die große Militärvorlage als aufgegeben zu betrachten. Man werde die Artillerie vermehren und alles weitere beim alten lassen. Der Kaiser wolle offenbar jede Differenz mit dem Parlament vermeiden und eine Politik einschlagen, welche sich großer Popularität erfreuen soll. Denn wie er, der Kanzler, höre, sei der Kaiser sogar geneigt, auf die zweijährige Dienstpflicht einzugehen, was Se. Majestät früher, als er, der Fürst, einmal diesen Punkt berührte, mit der größten Entrüstung abgewiesen habe.

Ich brachte hier die Unterredung auf den Nachfolger des Reichskanzlers, General Caprivi. Fürst Bismarck sagte mir, daß er von dieser Wahl äußerst befriedigt sei und daß er selbst diese Persönlichkeit dem Kaiser vorgeschlagen habe. Er habe aber auch dem Kaiser weitere Veränderungen im Ministerium empfohlen und als geeignete Personen den Oberpräsidenten Grafen Zedlitz und speziell für das preußische Justizministerium den badischen Gesandten Freiherrn von Marschall bezeichnet. Wenn Zeiten kämen, wo es auf der Straße unruhig werde, dann gewinne das Justizressort an großer Bedeutung und würde es gut sein, wenn ein kluger und mutiger Mann wie Herr von Marschall dasselbe inne habe[1]). Die jetzigen Minister seien nichts als Unterstaatssekretäre, die selbständig keine Politik leiten könnten.

[1]) Vgl. Schüßler S. 114.

Digitized by Google

Fürst Bismarck erzählte mir dann, daß der Kaiser eine Ordre an ihn geschickt habe des Inhalts, daß das preußische Ministerium des Äußern von seinem Sohn übernommen werden solle. Er habe abgelehnt, in dieser Hinsicht im Sinn der Ordre auf seinen Sohn, der entschlossen sei, seine Demission zu geben, zu wirken und die Überbringer der Ordre, General Hahnke und Geheimrat Lucanus, an den Grafen Herbert direkt gewiesen. Sein Sohn sei heute krank und angegriffen und könne nicht zu den Geschäften, welche er jetzt schon geführt, auch noch seine, des Fürsten, Geschäfte übernehmen, noch dazu unter einem Nachfolger, welcher wie General Caprivi sich zunächst informieren müsse. Außerdem hänge er, der Fürst, an seinem Sohn, derselbe sei noch jung, habe eine Zukunft vor sich und solle nicht unter den jetzigen Verhältnissen verbraucht werden. Wenn man fühle und wisse, daß ein Schiff im Sinken sei, so vertraue man demselben den Sohn nicht an.

Ferner erzählte mir der Reichskanzler, daß ihn der Kaiser zum Generaloberst der Kavallerie mit dem Rang eines Feldmarschalls ernannt und ihm die Würde eines Herzogs von Lauenburg übertragen habe. Letzteres habe er aber rundweg abgelehnt, trotz stundenlangen Zuredens der kaiserlichen Sendboten. Es sei ihm schon im Jahre 71 „die Durchlaucht" höchst unbequem gewesen und auf den Herzog ließe er sich unter keinen Umständen ein[1]).

Ich brachte das Gespräch dann nochmals auf den Grafen Herbert und bemerkte, daß, wenn ich auch an ein längeres Verbleiben des Genannten unter den gegenwärtigen Umständen, so sehr ich es bedaure, nicht glauben könne, es mir doch im Interesse der auswärtigen Politik zu liegen schiene, wenn der Staatssekretär nicht gleichzeitig mit ihm, dem Reichskanzler, den Abschied nehmen wollte. Die fremden Mächte würden ohnedies einen sehr gewaltigen Eindruck von dem Abgang des Kanzlers erhalten und das Vertrauen in die deutsche Politik eine heftige Prüfung zu bestehen haben. Bliebe Graf Herbert im Amte, so würde gewissermaßen die Firma fortgesetzt und die zu fürchtenden Wirkungen einigermaßen abgeschwächt. Der Fürst erwiderte mir, daß dies eigentlich auf eine Täuschung hinauslaufe, die Leute würden allerdings annehmen, daß der Sohn die Fühlung mit dem Vater aufrecht erhalte, aber es sei doch etwas anderes, ob er, der Fürst, bloß im Wagen sitze und sein Sohn fahre, oder ob er selbst die Zügel in der Hand halte.

Ich nahm dann Abschied von dem Kanzler und dankte ihm für das Vertrauen und Wohlwollen, welches er mir durch beinahe 10 Jahre geschenkt, sodann sagte ich, daß ich mich für berechtigt hielte, auch im Namen meiner Regierung ihm deren Dank für alles, was er speziell im Interesse Bayerns während seines langen Wirkens getan habe, auszudrücken.

Der Fürst stellte mir beim Abschied anheim, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzregenten von den Gründen seines Rücktritts Bericht zu erstatten."

Ehe noch dieser Bericht in München einlief (nach dem Präsentationsvermerk Crailsheims war dies erst am 22. März der Fall), hatte man dort erwogen, ob eine eigene Kundgebung zur Entlassung angezeigt sei. Am 20. März hatte der Chef der Geheimkanzlei an Crailsheim geschrieben, daß der Regent die Erlassung eines Handschreibens an Bismarck „im Hinblick auf die von Sr. Majestät dem Kaiser und König zu fraglicher Angelegenheit eingenommene Stellung zurzeit nicht für angezeigt" erachte. Am 21. März, vermutlich unter dem Eindruck der kaiserlichen Abschiedserlasse, änderte man den Entschluß:

Handschreiben des Prinzregenten Luitpold an Bismarck[2]). (Entwurf.)

„An den Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg.

Mein lieber Fürst und Herzog! Daß Sie aus dem Dienst des Reiches scheiden, dem Sie durch eine lange Reihe von Jahren, inmitten einer großen weltgeschichtlichen Epoche, Ihre Kräfte geweiht haben, erfüllt Mich mit dem tiefsten Bedauern. In der hohen und bedeutungsvollen Stellung, die Ihnen zugewiesen war, haben Sie Mein vollstes Vertrauen jederzeit genossen und immer gerechtfertigt.

[1]) Vgl. Ged. u. Erinner. 3. Bd., S. 104 f. — [2]) Der Entwurf stammt von der Hand des Staatsrats im Min. d. Äuß. Dr. v. Mayer und ist von Crailsheim unterzeichnet. Über die Titelfrage (Hoheit oder Durchlaucht) war noch ein Telegrammwechsel mit Lerchenfeld vorangegangen. Dieser hatte empfohlen, von der Verleihung der Herzogswürde vorläufig überhaupt keine Notiz zu nehmen, da Bismarck entschlossen scheine, sie abzulehnen. Das Telegramm lief aber zu spät ein, und Crailsheim wies den Gesandten an, das Handschreiben, das dringend an diesen abgegangen war, gleichwohl zu übergeben. Lerchenfeld meldet am 22., nachmittags 5 Uhr 15, daß die Übergabe bereits erfolgt sei.

Digitized by Google

Unsterbliche Verdienste haben Sie Sich um Deutschland erworben. Tief durchdrungen waren Sie stets von dem Gedanken an des Reiches Machtstellung[1]) wie von der Achtung für die Rechte seiner Glieder. Und weit hinaus über die Marken des Reiches haben Sie, mit weitschauendem Blick, im Dienst des Friedens, eingewirkt auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse.

Innig erfreut über die Gnadenbeweise und Auszeichnungen, mit welchen Ihr Kaiserlicher Herr bei Ihrem Rücktritt Sie geehrt hat, schließe Ich dem Danke des Kaisers auch Meinen und Meines Volkes Dank an.

Möge ein freundliches Geschick, nach einem Leben voll rastloser und glänzender Arbeit, Ihnen noch viele Jahre der verdienten Ruhe gewähren.

Mit hoher Wertschätzung und dankbarer Gesinnung verbleibe ich

München, den 21. März 1890.

Ihr wohlgewogener
gez. Prinz Luitpold."

Das Handschreiben ist ohne politischen Akzent — das interessanteste daran vielleicht die kleine Berichtigung von der Hand des Prinzregenten. Bismarck antwortete in gleicher Weise:

Bismarck an Prinzregent Luitpold (Original).

„Berlin, den 22. März 1890.

Durchlauchtigster Prinz-Regent!
Gnädigster Herr!

Eurer Königlichen Hoheit huldvolles Schreiben vom 21. d. M. habe ich mit tiefer Bewegung erhalten und erlaube mir, Allerhöchstdenenselben meinen untertänigsten Dank für die darin ausgesprochene gnädige Gesinnung zu Füßen zu legen.

In dem Augenblicke, da ich mich gezwungen sehe, von der verantwortlichen Stelle zurückzutreten, in welcher ich mich des Vertrauens Eurer Königlichen Hoheit erfreute, erinnere ich mich dankbarst des gnädigen Wohlwollens, womit Eure Königliche Hoheit mich seit zwanzig Jahren auszuzeichnen geruht haben. Ich nehme in das Privatleben die ehrerbietige Dankbarkeit mit für die Betätigung der gnädigen und bundesfreundlichen Gesinnung, in der Eure Königliche Hoheit mir meine amtliche Aufgabe stets zu erleichtern die Gnade gehabt haben, und verharre jederzeit in ehrfurchtsvollster Anhänglichkeit

Eurer Königlichen Hoheit
untertänigster Diener
gez. v. Bismarck.

Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Luitpold,
Regenten des Königreichs Bayern. München. Eingeschrieben."

Inzwischen hatte Lerchenfeld unterm 22. März berichtet, daß alle Versuche, Herbert Bismarck an der Einreichung seines Abschiedsgesuches zu verhindern oder ihn zur Zurücknahme desselben zu bewegen, gescheitert seien. Der Kaiser wie Caprivi bedauerten diesen Entschluß, der im Augenblick eine große Verlegenheit bereite. General Caprivi, selbst nicht in diplomatischen Dingen erfahren, hätte sein Amt in der sicheren Voraussetzung angenommen, daß Herbert ihn unterstützen werde. Ein anderer Kandidat, der sowohl Geschäftsgewandtheit als genügende Autorität besäße, sei nicht vorhanden; man müßte auf Persönlichkeiten greifen, die entweder zu alt oder zu jung für den Posten wären oder deren Begabung kaum über das Mittelmaß hinausreiche.

Die ostensibeln Gründe Herberts seien seine zurzeit in der Tat angegriffene Gesundheit und grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten mit mehreren seiner Kollegen. Er habe jedoch auch unumwunden ausgesprochen, daß er zu lang die Geschäfte unter seinem Vater fast selbständig geführt habe, als daß er von irgend einem anderen Instruktionen empfangen könne und daß er darum weder in der Lage sei, seinen jetzigen Posten unter dem neuen Kanzler weiterzuführen, noch irgend eine andere Stellung im diplomatischen Dienst anzunehmen. Daß Graf Herbert, wie man danach vermuten könnte, die Nachfolge seines Vaters angestrebt habe, glaubt der Gesandte nicht. Er sei auch längst darauf vorbereitet gewesen, daß der Kaiser hierin andere Absichten habe. Herbert habe auch schon früher wiederholt geäußert, daß er nur solange, wie sein Vater Kanzler sei, im Amt bleiben wolle. Die tiefgehende Verstimmung, die er über den plötzlich provozierten Rücktritt seines Vaters empfinde, sei sicherlich nicht geeignet, seine

[1]) Eigenhändige Verbesserung des Prinzregenten für: Einheit.

Digitized by Google

Absichten zu ändern. Auch habe er sehr viele Feinde am Hof und der Regierung, und sein Verhältnis zu den übrigen Ministern sei in der letzten Zeit höchst gespannt gewesen. Der Kaiser scheine nunmehr zu beabsichtigen, ihn vorläufig zur Annahme eines längeren Urlaubs zu bestimmen, um wenigstens zunächst der Wahl eines Nachfolgers überhoben zu sein. Vermutlich werde der Graf sich aber auch auf diesen Kompromiß nicht einlassen.

Bismarck selbst fasse die Lage mit etwas mehr Ruhe als sein Sohn auf. „Bei der jüngsten Unterredung mit mir erschien mir sogar der Fürst weit weniger gereizt wie bei den früheren Unterredungen in letzter Zeit. Immerhin hat er das Vorgehen seines kaiserlichen Herrn sehr bitter empfunden und scheidet mit entschiedenem Groll von Sr. Majestät und einem Teil seiner Kollegen." Alle Bemühungen, ihn zur Annahme des Herzogstitels zu bewegen, habe er entschieden abgelehnt. Da andererseits der Kaiser die Verleihung nicht zurückgenommen habe, so werde es dabei bleiben, daß er diesen Titel rechtlich besitze, ohne ihn zu führen. Er, Lerchenfeld, habe deshalb empfohlen, von dieser Titelverleihung vorläufig keine Notiz zu nehmen und empfehle dies auch bei etwaigen weiteren Mitteilungen an den Fürsten.

Über den Eindruck des Rücktritts bei den fremden Kabinetten erfahre er folgendes. In Österreich[1]) und Italien habe man sich bereits über die Ereignisse beruhigt. „Schwieriger dürfte es sein, die guten Beziehungen zu Rußland aufrecht zu erhalten, welche zum größten Teil auf dem Vertrauen beruhten, welches der Reichskanzler bei Kaiser Alexander besaß. Diese Beziehungen waren auf dem Punkt, unbeschadet der Tripleallianz, sehr gesicherte zu werden. Ob der Wechsel in der Leitung der deutschen Politik hiefür kein Hindernis bildet, wird abzuwarten sein." Der Kaiser scheine jedenfalls entschlossen, die Politik im Bismarckischen Sinn auch gegenüber Rußland weiterzuführen. Er habe gestern früh auch Graf Schuwalow zu sich rufen lassen, um ihm hierin bindende Zusicherungen zu geben[2]).

Der neue Kanzler habe sein Amt nur widerstrebend übernommen und fühle sich unter der Last der Verantwortung gedrückt. Viele zweifeln, ob er lange bleiben werde, denn er sei nichts weniger als nachgiebig und dürfte auch dem Kaiser gegenüber seine Stellung wahren. „Leider ist aber nicht zu verkennen, daß Se. Majestät in neuester Zeit sich gewöhnt hat, sehr nach eigenen Heften zu handeln und daß es daher an Konfliktsstoff mit seinem ersten Minister nicht fehlen wird."

Bismarck habe geäußert, daß er den Grund des plötzlichen Vorgehens des Kaisers nicht kenne. „Tatsächlich liegen aber die Gründe auf der Hand. Der Kaiser hatte das Gefühl, daß der Fürst ihn als Feind behandle und alle seine Absichten auf Umwegen durchkreuze. Se. Majestät befürchtete aber besonders, daß der Fürst seine Stellung im Reichstag benützen werde, um Überraschungen zu bereiten und die kaiserliche Politik zu durchkreuzen. Mit anderen Worten, es war an die Stelle des Vertrauens das höchste Mißtrauen getreten."

Seit der Entlassung stelle der Kaiser in Unterredungen mit verschiedenen Personen die Sache so dar, als ob er sich durch das Interesse an der Person des Fürsten Bismarck habe bestimmen lassen, diesem den Rücktritt nahezulegen. „Se. Majestät äußerte unter anderm, daß er gesehen habe, wie der Fürst sich bei der gegebenen Situation aufreibe; daß er dies nicht habe geschehen lassen können; daß er vielmehr einen Mann erhalten wolle, dessen Rat das Deutsche Reich nicht entbehren könne."

Lerchenfeld fügt dieser kaiserlichen Äußerung kein Wort bei[3]).

---

[1]) Am 16. April berichtet Lerchenfeld von der Übersendung des kaiserlichen Handschreibens an Franz Josef durch den Flügeladjutanten Graf Wedel. Dieser sei ermächtigt gewesen, die schriftlichen Mitteilungen des Kaisers mündlich noch zu vervollständigen. Die Antwort Kaiser Franz Josefs sei am 14. April durch dessen Generaladjutanten Freiherrn Bolfras von Ahnenburg übergeben worden. — [2]) Vgl. Schüßler S. 220 f. u. 224 ff., Ged. u. Erinner. 3. Bd., S. 106. [3]) Am gleichen Tag legte er in gesondertem Bericht auch die Adresse vor, welche die Mitglieder des Bundesrats am selben Tag an Bismarck gerichtet hatten. (Gedruckt bei Eppstein, S. 203.) Man hätte zuerst an eine Deputation, dann an eine Protokollstelle gedacht, schließlich sei man übereingekommen, eine Adresse zu verfassen, welchem Vorschlag Boetticher beitrat. Auf Ersuchen der Kollegen habe Lerchenfeld das Schriftstück entworfen, Boetticher und Unterstaatssekretär Bosse hätten es durchgesehen. Da die Einholung der Unterschriften der nicht in Berlin anwesenden Bevollmächtigten die Absendung zu sehr verzögert hätte, habe man davon abgesehen. „Teils in Rücksicht auf diesen Mangel, teils weil eine ganz offizielle Äußerung des Bundesrats ohne förmlichen, auf Instruktionen beruhenden Beschluß nicht zulässig schien, endlich aber die Extrahierung eines solchen Beschlusses in dem gegenwärtigen

Digitized by Google

Am 23. März folgen zunächst weitere Nachrichten über den Rücktritt Herberts, der formell immer noch nicht zum Abschluß gekommen war. Vermutlich werde er aber demnächst sein Amt endgültig niederlegen. Er berufe sich namentlich darauf, daß eine interimistische Vertretung bei der immerhin verwickelten politischen Situation schädlich sein könnte. Als Nachfolger nenne man Graf Hatzfeldt, Herrn von Alvensleben, Gesandten in Brüssel, und die beiden Gesandten von Bülow in Bern und Bukarest. Alvensleben scheine die meisten Aussichten zu haben.

Caprivi habe eine längere Unterredung mit Bismarck gehabt, von der er sehr befriedigt zurückgekommen sei. Bismarck habe seinem Nachfolger die ganze Lage entwickelt, eine Menge Fragen mit ihm durchgesprochen und dabei merkwürdigerweise das Geständnis gemacht, daß er in letzter Zeit auch in einigen Dingen Fehler begangen habe[1]). Mitte nächster Woche werde Bismarck mit seiner Familie nach Friedrichsruh übersiedeln. Man sei sehr gespannt, ob er noch den Versuch machen werde, sich vom Kaiser zu verabschieden, ob der Kaiser noch den Fürsten und die Fürstin besuchen werde.

Den Schluß des Berichtes lasse ich wörtlich folgen:

„Ew. Exzellenz wird der Leitartikel der gestrigen Nordd. Allgemeinen Zeitung (Abendausgabe) nicht entgangen sein, der, offenbar unter dem Einfluß des Fürsten Bismarck geschrieben, die Gründe seines Rücktritts in schonungsloser Offenheit darlegt. Der Artikel hat die schon allenthalben bestehende Sorge vermehrt, daß der im Groll scheidende Staatsmann und sein Sohn ihre künftige Muße dazu benützen könnten, der neuen Regierung in der Presse Opposition zu machen.

Nachdem der erste Eindruck des Rücktritts des Fürsten Bismarck vorüber ist, nimmt die Bevölkerung Berlins den Abschied von ihrem Liebling nicht nur leicht, sondern zeigt eine entschiedene Parteinahme für den Kaiser, den sie bei Ausfahrten akklamiert. Die höheren Kreise teilen diese Stimmung nicht. Dort herrscht aufrichtiges Bedauern über den Rücktritt des Fürsten und wenn auch anerkannt wird, daß er manche Fehler gemacht und daß der Zustand, wie er sich zuletzt gestaltet hat, ein unerträglicher geworden war, so beklagt man doch aufs tiefste, daß sich die Trennung zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler, wenn sie schon unvermeidlich war, nicht in schonenderen Formen für den großen Staatsmann vollzogen hat. Der monarchische Sinn, der in diesen Kreisen herrscht und die Disziplin verhindert, daß das Vorgehen des Kaisers offen getadelt wird. Aber ein stummer Vorwurf richtet sich gegen den Thron, und man sieht mit einer gewissen Sorge den kommenden Regierungshandlungen des Kaisers entgegen.

Der Kaiser selbst empfindet dies und bemüht sich in Gesprächen mit den verschiedenen Persönlichkeiten, Erklärungen seines Vorgehens zu geben, wobei das Ruhebedürfnis des Fürsten Bismarck in den Vordergrund gestellt wird. Gegenüber einem meiner Kollegen hat Se. Majestät bei dem heutigen Ordensfest sich besonders eingehend geäußert und denselben versichert, daß er, der Kaiser, die schwersten inneren Kämpfe durchzumachen gehabt habe, bevor er zu dem Entschluß gekommen sei, das Verhältnis zu lösen. Bei allen Vorträgen sei der Fürst von einer Erregtheit und Heftigkeit geworden [so], von der sich niemand einen Begriff machen könne. Er, der Kaiser, sei gewiß nicht undankbar, aber weder er noch vor allem Fürst Bismarck hätten den Zustand länger ausgehalten. Es sei darum besser, wie es gekommen sei. Der Fürst müsse dem Reiche erhalten bleiben, um bei schwierigen äußeren Verwicklungen auf seinen Rat zurückgreifen zu können.

Gestern hat der Reichskanzler noch die Staatsminister bei sich zu Tisch versammelt. Das Diner hat unter dem Eindruck gelitten, den das absichtlich eisige Benehmen des Wirtes gegenüber Herrn von Boetticher auf die übrigen Gäste machte.

Die Aufgabe, welcher General Caprivi entgegengeht, ist unter den gegebenen Verhältnissen keine leichte. Die Hauptschwierigkeit wird er in seinen Beziehungen zum Kaiser finden. Die

Augenblick nicht ganz bedenkenfrei schien, so kam ich mit Herrn v. Boetticher überein, der Adresse einen mehr privaten Charakter in Form und Inhalt zu geben. Es fehlt die Unterschrift „Der Bundesrat" und es ist nicht eigentlich die Körperschaft als solche, sondern die unterzeichneten Bevollmächtigten, welche zu dem scheidenden Vorsitzenden sprechen." Die Antwort Bismarcks („An den Bundesrat") vom 24. März gedruckt bei Eppstein S. 205 f. Lerchenfeld legte sie unterm 27. März gleichfalls seiner Regierung vor. — [1]) Vgl. hiezu die ganz abweichende Darstellung im 3. Bd. der Ged. u. Erinner. S. 114 f.; auch Schüßler S. 229 f.

Digitized by Google

Tendenz des Hohen Herrn, bei seiner besonders raschen Auffassung wechselnde Eindrücke in sich aufzunehmen, plötzliche Beschlüsse zu fassen und alle Schranken der Ressorts zu überspringen, hat in letzter Zeit noch immer zugenommen. Es kommt dazu, daß der Kaiser sich an keine Zeiteinteilung hält, daß daher wichtige Vorträge verschoben werden, wichtige Aktenstücke liegen bleiben und somit der Geschäftsbetrieb an Allerhöchster Stelle ein stoßweiser, unregelmäßiger ist. In allem diesem eine Besserung herbeizuführen, wird auch einem so bedeutenden und tatkräftigen Mann wie dem neuen Reichskanzler schwer fallen. Vor allem aber wird er seinem Herrn den Glauben benehmen müssen, daß er als Kaiser auch sein eigener Reichskanzler sein kann. Ob dies gelingt, ist fraglich. Im entgegengesetzten Falle würde aber dann Graf Caprivi nicht lange Reichskanzler bleiben, denn er gilt nicht für eine Natur, welche sich gegen bessere Überzeugung einem fremden Willen unterwirft."

Am 24. März berichtet Lerchenfeld über seine erste amtliche Besprechung mit Caprivi (dies ist der einzige der hier vorliegenden Berichte, der unmittelbar an den Prinzregenten stilisiert ist.)

„Nr. 139. Berlin, den 24. März 1890.

Soeben hat mir der Reichskanzler General Caprivi, nachdem er mich und meine Kollegen schon bei dem gestrigen Ordensfeste begrüßt hatte, den ersten Besuch gemacht.

Er wiederholte mir heute, was er mir schon gestern gesagt hatte, daß er nur sehr wider Willen und nur aus militärischem Gehorsam die Stellung übernommen habe und sprach die Hoffnung aus, daß der Bundesrat ihm sein Vertrauen entgegenbringen werde.

Ich benützte diese erste Unterredung sogleich, um den Reichskanzler um die Ermächtigung zu bitten, mich in allen Fällen, welche mir wichtig erschienen, vertrauensvoll an ihn direkt zu wenden. Wenn das Verhältnis, fuhr ich fort, im Bundesrat zwischen den Bundesstaaten ein so erfreuliches gewesen sei, so gebühre ein großes Verdienst dem Fürsten Bismarck, welcher für die Interessen und Wünsche der einzelnen Staaten stets Verständnis und Herz gehabt und in vielen Gelegenheiten nach der Erwägung gehandelt habe, es sei weit wichtiger, daß Bayern befriedigt sei, als daß diese oder jene Maßregel getroffen oder dieser oder jener Paragraph gerade so oder so gefaßt werde. Nach meinen Erfahrungen bilde den größten Feind des föderalistischen Prinzips, auf welchem das Reich beruhe, der Ressortbürokratismus, der seiner Natur nach doktrinär sei und unifizierend wirke. Gegen diesen müsse der Appell an den Reichskanzler frei sein, welcher über den Ressorts stehe und die Fragen vom höheren politischen Standpunkte beurteilen könne.

Der Reichskanzler erwiderte mir, daß er mir nur empfehlen könne, mich stets vertrauensvoll an ihn zu wenden. Er sei entschlossen, in den Beziehungen zu den Bundesstaaten sich an das Beispiel seines Vorgängers zu halten. Nach seiner Überzeugung beruhe die Größe und Kraft Deutschlands auf dem festen Zusammenhalten der Bundesfürsten. Die anderen Grundlagen, welche man geschaffen habe, hätten sich insgesamt als hinfällig erwiesen. Soweit es an ihm sei, werde alles geschehen, um das innige Verhältnis der Regierungen zu pflegen."

Ich hebe aus diesem Bericht die prophetischen Worte über den unifizierenden Ressortbürokratismus als den größten Feind des föderalistischen Prinzipes hervor.

Am 26. März heißt es, daß der Kaiser sich nach verschiedenen persönlichen Besprechungen mit Herbert entschlossen habe, dessen Entlassungsgesuch anzunehmen. Caprivi selbst sei nach genauerer Einsicht in die hiesigen Verhältnisse von seinem ursprünglichen Verlangen, Herbert an seiner Seite zu behalten, zurückgekommen. Auch habe Schweninger dem Kaiser bestätigt, daß der Graf in der Tat leidend sei und einer längeren Ruhe bedürfe [1]). Alvensleben sei schon gestern abend in Berlin erwartet worden, an seiner Ernennung sei kaum mehr zu zweifeln, so ungern er den schwierigen Posten übernehmen würde.

„Die Frage, ob Fürst Bismarck sich vom Kaiser verabschieden werde oder nicht, ist tatsächlich in bejahendem Sinn entschieden. Der Fürst ist in das Schloß gefahren und wurde auf dem Rückweg Gegenstand einer überraschenden herzlichen Ovation der Bevölkerung. Überhaupt fängt seit 2 Tagen Berlin an, sichtbar von dem Rücktritt des Fürsten Notiz zu nehmen.

[1]) Unterm 27. berichtet Lerchenfeld, daß Herbert wenigstens scheinbar in voller Gunst vom Kaiser scheide. Dieser habe ihm selbst die Kette der Großkomture des Hohenzollernordens umgehängt.

Digitized by Google

Während bis dahin die Wilhelmstraße ihr gewöhnliches Ansehen gezeigt hatte, umstehen seit gestern den ganzen Tag über zahlreiche Gruppen das Kanzlerpalais, die Ein- und Ausfahrten beobachtend." Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung habe die Aufnahme weiterer Aufklärungen über die Gründe des Kanzlerwechsels verweigert. Der Erfolg der Krisenartikel sei nur der gewesen, „daß die fortschrittliche Presse, voran das ‚Berliner Tageblatt' daran Anlaß nahmen, den zurücktretenden Staatsmann mit Schmutz zu bewerfen."

Am 27. März erfolgte die erste Vorstellung Caprivis im Bundesrat:

„Nr. 151. Berlin, den 27. März 1890.

Der Reichskanzler von Caprivi hat sich in der heutigen Bundesrats-Plenarsitzung dem Bundesrate vorgestellt.

Nach der Begrüßung richtete er ungefähr folgende Worte an die Versammlung: „Ich bin gekommen, um mich den geehrten Herren vorzustellen. Die Schwierigkeiten meiner Stellung empfinde ich tief und erkenne ich klar. Wohin sich mein an so große Verhältnisse nicht gewöhntes Auge richtet, sehe ich überall die Zukunft unklar, zweifelhaft und dunkel. Einer der wenigen hellen Punkte in diesem Bilde ist das Verhältnis des Reichskanzlers zum Bundesrate. Das Deutsche Reich, zu welchem eine demokratische Bewegung die erste Anregung gegeben, hat sich verhältnismäßig günstig konsolidiert und hat, wenn auch begleitet von der Teilnahme breiter Massen, seinen Hauptstützpunkt in der bundestreuen Gesinnung der deutschen Regierungen gefunden.

Die große Gefahr, die uns droht, ist die sozialdemokratische Agitation, aber auch diese dunkle Wolke zeigt einen lichten Saum. Die Bundesregierungen in ihrer Vereinigung im Reiche sind heute ungleich mehr in der Lage als im Jahre 1848 die Einzelstaaten, revolutionäre Strömungen in geeignete Bahnen zu leiten und in den Schranken zu halten.

Die gewaltige Gestalt des Fürsten Bismarck kann nicht durch eine einzelne Person ersetzt werden, um so mehr ist es die Aufgabe der Bundesregierungen und ihrer Vertreter, fest zusammenzustehen und mit vereinten Kräften den kolossalen Verlust auszugleichen und die große Lücke auszufüllen.

Es wird mein eifriges Bestreben sein, die intimen Beziehungen zwischen dem Reich und den Einzelstaaten, zwischen Preußen und den übrigen Bundesstaaten durchaus einträchtig zu erhalten. Ich bin überzeugt, daß die gleiche Gesinnung von den hohen Bundesregierungen gehegt wird.

In diesem Sinne bitte ich um die Mitwirkung und Hilfe aller einzelnen Mitglieder des Bundesrats bei der Erfüllung unserer gemeinsamen Aufgabe."

Ich nahm hierauf im Namen der Versammlung das Wort, um den nunmehrigen Vorsitzenden in unserer Mitte ehrerbietig zu bewillkommnen. Ich dankte ihm für das Vertrauen, welches er der Versammlung entgegenbringe und versicherte ihn, daß er jederzeit auf unsere Unterstützung rechnen könne und daß wir freudig unter seiner Leitung für das Wohl des Reiches zu wirken bestrebt sein würden. Ich fügte hinzu, daß wir nicht verfehlen würden, die eben gehörten Worte des Vorsitzenden zur Kenntnis unserer hohen Regierungen zu bringen. Ich könne aber jetzt schon für meine Regierung die Versicherung geben, daß die Äußerungen des Vorsitzenden, welche den föderalistischen Charakter des Reichs so treffend zum Ausdruck gebracht hätten, von meiner Regierung mit besonderer Genugtuung vernommen werden würden, und ich sei überzeugt, daß wohl sämtliche hohen Bundesregierungen die gleichen Empfindungen hegen.

Der Reichskanzler übertrug dann, wie er sich ausdrückte, in Rücksicht auf andere unaufschiebbare Geschäfte, den Vorsitz Herrn von Boetticher und verließ die Versammlung."

Unterm selben Tag berichtete Lerchenfeld, daß Herbert seine Entlassung am 26. abends in aller Form erhalten habe; da Alvensleben wider Erwarten abgelehnt, sei für den Augenblick eine Vakatur eingetreten. Weder der gegenwärtige Unterstaatssekretär Berchem, noch Graf Radowitz, noch Graf Hatzfeldt kämen ernsthaft in Betracht. Die Wahl werde deshalb vermutlich auf eine Persönlichkeit außerhalb des Reichsdienstes fallen, nämlich den hiesigen badischen Gesandten Freiherrn von Marschall[1]). Dieser sei durch die Kanzlerkrisis zu großem Einfluß

[1]) Die Meldung von der Ernennung Marschalls erfolgte durch Telegramm vom 28., 4 Uhr nachmittags, und Bericht vom gleichen Tag. Marschall erzählte Lerchenfeld, daß er schon vor einer Woche gefragt worden sei, ob er bereit wäre, das Auswärtige Amt zu übernehmen. Er

Digitized by Google

gelangt. Durch den Großherzog von Baden sei er in nahe persönliche Beziehungen zum Kaiser gekommen, der ihn in jüngster Zeit wiederholt zu Rat gezogen habe. Während der Krise habe er die Auffassung vertreten, daß der Kaiser sich nicht von Bismarck trennen solle; in allen praktischen Differenzpunkten aber (Arbeiterschutz, Sozialistengesetz) sei er von Anfang an auf seiten des Kaisers gestanden und habe demzufolge „im Verein mit seinem Landesherrn, vielleicht ohne es zu wollen, beigetragen, die Krisis zu befördern, jedenfalls zu beschleunigen". Ihm dabei ehrgeizige Motive vorzuwerfen, wie dies von der Familie Bismarck geschehe, halte er für ungerecht; Marschall sei ein durchaus loyaler Mann. Seine Befähigung als Leiter der großen Politik werde er allerdings erst zu beweisen haben. „Seine sehr bedeutenden Anlagen, seine große Arbeitskraft und das Vertrauen, welches er einzuflößen versteht, berechtigen aber zur Hoffnung, daß er die Stelle in jeder Beziehung ausfüllen wird." Er sei sehr beliebt bei den maßgebenden Räten des Auswärtigen Amtes, seine intimen Beziehungen zu Boetticher und anderen Mitgliedern des Staatsministeriums und den Chefs der Reichsämter würden ihm den künftigen schwierigen Verkehr mit den anderen Ressorts erleichtern.

„Die letzte Zusammenkunft des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck soll weniger dramatisch verlaufen sein, als man befürchtet hatte. Der Fürst ist überhaupt in den letzten Tagen ruhiger geworden; nur mit dem Gedanken kann er sich nicht abfinden, daß die Welt seinen Rücktritt als freiwillig und infolge seines Kräftenachlasses erfolgt betrachten könnte. Aus diesem Grunde hat ihn das bekannte kaiserliche Telegramm an eine Persönlichkeit in Weimar (Graf Goertz oder Graf Eulenburg?) besonders verletzt.

Ich habe gestern im kleinen Kreise beim Fürsten gegessen. Er sprach in der bekannten offenen Art über die letzten Ereignisse und versicherte immer wieder, daß er durchaus nicht habe zurücktreten wollen, sondern vom Kaiser weggeschickt worden sei. Er fühle sich so gesund wie seit zehn Jahren nicht und habe sich darauf gefreut, dem Reichstag entgegenzutreten.

Was mich in den Äußerungen des Fürsten besonders peinlich berührte, war der Pessimismus, mit welchem er von der Zukunft sprach. Es ist allerdings auf einen gewissen Grad begreiflich, daß sich in den langen Jahren absoluter Macht in dem Kopfe des großen Mannes seine Schöpfung mit der eigenen Person identifiziert hat. Aber daß er selbst und noch mehr sein Sohn sich das Reich ohne Bismarck gar nicht vorstellen können, wirkt doch befremdend. Dabei denkt der Fürst sehr hoch von seinem Nachfolger, aber er nimmt die Möglichkeit gar nicht an, daß dieser besser als er selbst Einfluß auf den Kaiser gewinnen könnte. Zu Sr. Majestät ist jede Spur von Vertrauen bei dem Fürsten geschwunden. Er betrachtet ihn als den sicheren Verderber des Reichs."

Dies waren die letzten Worte, die Lerchenfeld in Berlin von Bismarck hörte.

Am 29. März faßt Lerchenfeld selbst noch einmal seine gesamte Auffassung über die Krise zusammen:

„Nr. 162. Berlin, den 29. März 1890.

Nach dem Abschluß der Kanzlerkrisis will ich mir gestatten, einige kurze Rückblicke auf die Vergangenheit zu werfen.

Die ersten Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und seinem ersten Ratgeber sind auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, speziell über das Verhältnis Deutschlands zu Rußland entstanden. Hier sind nach meiner festen Überzeugung einzelne Personen von der Schuld nicht freizusprechen, dem Kaiser übertriebene Nachrichten über russische Rüstungen bloß zu dem Zweck hinterbracht zu haben, Se. Majestät mißtrauisch gegen den Leiter der auswärtigen Politik zu machen. Diese Differenzen wurden jedoch immer bald wieder ausgeglichen. Als Kaiser Alexander nach Berlin kam, war Kaiser Wilhelm II. fest entschlossen, seinen Gast kühl zu behandeln. Es vergingen aber nicht 48 Stunden, so hatte der Reichskanzler mit unvergleichlichem Geschick die Monarchen einander näher gebracht, so daß sie in Freundschaft voneinander schieden.

Ernster und folgenschwerer waren die Meinungsverschiedenheiten, welche zuerst bei dem

hätte Bedenken geltend gemacht, daß er kein Preuße sei, sich bisher mit auswärtiger Politik wenig beschäftigt habe, und habe deshalb auch seinerseits zunächst Alvensleben empfohlen. — Die Wahl mache hier allgemein guten Eindruck, auch im diplomatischen Corps. Nur Bismarck und sein Sohn teilten diese Befriedigung nicht. (Bericht vom 2. April).

Digitized by Google

Ausbruch der Streikbewegung am Rhein, Westfalen und Schlesien über die Behandlung der Arbeiterfrage entstanden sind. Es trat schon damals der Gegensatz in dem Naturell der beiden maßgebenden Personen zutage. Während Fürst Bismarck sich in seiner ganzen politischen Laufbahn nie um den Eindruck seiner Handlungen auf die öffentliche Meinung gekümmert hat, zeigte sich beim Kaiser das Bedürfnis nach äußerem Erfolg. Er wollte als Retter der Gesellschaft auftreten und anerkannt werden. Die Beschäftigung mit diesen Streikbewegungen zeitigte nach und nach im Kaiser ein großes Interesse für die Arbeiterfragen im allgemeinen und den Glauben, daß er berufen sei, die soziale Reform auf dem gesetzlichen Wege durchzuführen. Dabei konnte sich Se. Majestät mit Recht darauf berufen, daß der Reichskanzler selbst durch die Versicherungsgesetze die Politik des Reiches in diese Bahnen gelenkt habe.

Aber inzwischen war der greise Staatsmann an seinem eigenen Werke bedenklich geworden und entschlossen, wenn auch nicht rückwärts, keineswegs mehr vorwärts auf diesem Wege zu gehen. Er stellte sich auf den Standpunkt, daß mit weiteren Konzessionen nur die Begehrlichkeit der Arbeiter vermehrt würde und daß der drohenden sozialen Revolution je früher desto besser mit Waffengewalt begegnet werden müsse. Aus dieser Auffassung entwickelte sich das politische Programm, welches Fürst Bismarck nach den Reichstagswahlen dem Kaiser empfohlen hat. Es lautete in Kürze: Vorlage eines weitgehenden Militärgesetzes und eines verschärften Sozialistengesetzes, eventuell Auflösung des Reichstags und Oktroierung eines neuen, auf einer Versammlung der deutschen Fürsten vereinbarten Wahlgesetzes [1]).

Bei Sr. Majestät dem Kaiser war hingegen unter dem Einfluß der Regierung fernstehender Personen die Idee von seiner sozialen Mission immer gewachsen. Er verlangte innere Reformen, internationale Abmachungen. Die pessimistische Politik des Fürsten Bismarck lehnte er entschieden ab, entschlossen, zunächst zu versuchen, ob nicht im Wege der Reform eine Heilung der sozialen Schäden zu erreichen sei. Sowohl bei Sr. Majestät dem Könige von Sachsen als bei Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog von Baden fand der Kaiser Verständnis für seine Politik.

Eurer Exzellenz ist bekannt, wie diese Meinungsdifferenz über die innere Politik sich nach und nach zuspitzte. Aber sie war von vornherein mehr die äußere Veranlassung, als der innere Grund des Streites zwischen Kaiser und Kanzler, und sie trat auch gegen das Ende so sehr in den Hintergrund, daß sich schließlich die Krisis deutlich als das zeigte, was sie wohl von Anfang an war: ein Kampf um die Macht.

Se. Majestät der Kaiser hat trotz mancher Verschiedenheiten doch viel von dem Charakter seiner Mutter geerbt. Rasch und dabei wechselnd in seinen Entschlüssen, voll Tatenlust und Selbstgefühl hat er sich niemals gern einem fremden Willen gebeugt. Man hatte erwartet, daß der Ernst der Regierungsgeschäfte seine jugendliche Energie und Unruhe zügeln und seinem Denken und Handeln Stetigkeit geben würde. Diese Erwartung hat sich aber bisher leider nicht erfüllt, im Gegenteil scheint der Besitz der Macht jene Eigenschaften noch zu steigern.

Wenn für die Entwicklung des Prinzen Wilhelm und des nachmaligen Kaisers ein Einfluß von Bedeutung war, so ist es der des früheren Reichskanzlers und dessen ältesten Sohnes gewesen. Beide haben den damaligen jungen Prinzen gegen den Willen seiner Eltern an sich gezogen und in die Politik eingeführt. Nach ihrem Gedanken sollte der von Begeisterung für seinen Großvater und von dessen Regierungsmaximen erfüllte Enkel unter der Herrschaft des Kaisers Friedrich eine Stütze der kanzlerischen Politik werden. Der Reichskanzler war damals das Ideal des Prinzen. Letzterer bewunderte ihn in seiner Größe und seinen Fehlern, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn der junge Herr manche Eigenschaften von seinem Lehrmeister annahm, die sich jetzt gegen diesen selbst richteten.

Als dann später der Reichskanzler berufen war, die ersten Schritte des Monarchen zu lenken, hat er nicht verstanden, erziehend zu wirken. Er brachte mit Absicht seinem kaiserlichen Herrn eine Devotion entgegen, die dessen ohnedies entwickeltes Selbstgefühl allzusehr steigern mußte. Er war es, der dem Kaiser immer wieder sagte, daß er, der Kaiser, einst sein eigener Reichskanzler sein müsse, ohne an die Möglichkeit zu denken, daß Se. Majestät die Nutzan-

[1]) Dies ist auffälligerweise die einzige Stelle in den mir vorliegenden Berichten, an der Lerchenfeld von diesem sog. „Staatsstreichplan" Bismarcks spricht.

Digitized by Google

wendung früher ziehen könnte. Auch ließ er dem Kaiser gleich anfangs in vielen Dingen zu freie Hand und vermied es ängstlich, ihm zu widersprechen, überzeugt, daß in wichtigen Dingen sein eigenes Wort schließlich doch den Ausschlag geben müsse. Endlich — und dieser Punkt hat sich als besonders nachteilig erwiesen — ließ er den Kaiser viel zu oft und zu lang ohne Ratgeber. In den Augen des Reichskanzlers und daher auch in denen des Kaisers waren die übrigen Minister nichts als Unterstaatssekretäre. Er selbst aber war meist abwesend und glaubte, durch seinen Sohn die Fäden halten zu können. Letzteres hat sich als Täuschung erwiesen. Graf Bismarck besaß keinen eigenen Einfluß auf den Kaiser und hat, wie es scheint, versäumt, den Reichskanzler rechtzeitig über die Entwicklung der Dinge zu informieren.

So kam es, daß der Kaiser immer selbständiger wurde, immer mehr den Glauben gewann, alles allein entscheiden zu können, und im gleichen Maße die Fesseln unwilliger ertrug, die ein Ratgeber von der Bedeutung des Reichskanzlers ihm auferlegte.

Dennoch würde die Krisis, dessen bin ich überzeugt, wenigstens jetzt noch nicht eingetreten sein, wenn Fürst Bismarck nach dem Beginn der Mißhelligkeiten konsequenter und ruhiger vorgegangen wäre. Er hat aber, wie stets, wenn er auf Widerstand stieß, die Verteidigung angriffsweise geführt und damit den Kaiser aufs tiefste verletzt. Se. Majestät mußte unter dem Eindruck sein, daß sein erster Minister ihm zwar ostensibel nachgebe, daß aber jeder Schritt desselben zu dem Zwecke unternommen werde, die Absichten des Kaisers zu vereiteln, ihn zu isolieren und schließlich matt zu setzen. Daß der Kaiser diesen Zustand nicht länger ertragen konnte, ist erklärlich, aber unerklärlich bleibt, daß Se. Majestät so leichthin den Streit mit einem Manne begonnen hat, in dessen Natur für Nachgeben nie Raum gewesen ist, dessen Erhaltung im Amt aber von unschätzbarem Werte für das Deutsche Reich und die eigene Größe des Kaisers gewesen wäre.

Gestern hat Berlin von dem Fürsten Bismarck Abschied genommen. Die Ovationen der Bevölkerung begannen am Palais des Reichskanzlers und setzten sich bis zum Lehrter Bahnhof fort. Dort war alles versammelt, was die Hauptstadt an Personen von Rang und Stellung besitzt. Auch der Kaiser hatte durch Kommandierung einer Ehreneskadron und durch Übersendung von Blumen den Scheidenden geehrt. Kein Auge blieb beim Abschied trocken, aber in die Trauer mischte sich eine Begeisterung, wie ich sie hier nie gesehen habe."

Es ist charakteristisch, daß die nächsten Berichte, in denen die Krisis allmählich verklingt, sich insbesondere noch mit der Person des Kaisers beschäftigen. Jedermann hier stelle sich jetzt die Frage, heißt es am 30. März, ob es Caprivi gelingen werde, den notwendigen Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen, um diesen von zu selbständigem unüberlegtem Handeln abzuhalten und die kaiserliche Politik in ruhigere Bahnen zu lenken. Die Absicht Caprivis sei, nach außen und innen eine klare und einfache Politik zu verfolgen. Im Innern werde man zunächst wohl alle schwierigen Dinge vertagen; so habe man aus der Militärvorlage alle weitausschauenden Teile entfernt, so daß sie lediglich noch die Vermehrung der Artillerie und anderer technischen Waffen zum Gegenstand haben werde. In der äußeren Politik sei nach der übereinstimmenden Anschauung Caprivis und Marschalls an dem Ziele nichts zu ändern; in der Ausführung aber werde sich Deutschland künftig größere Zurückhaltung auferlegen müssen. „Fürst Bismarck hat tatsächlich die Politik aller Staaten geleitet. Stark durch die Furcht und das Vertrauen, welches er gleichzeitig einflößte, konnte er sich Probleme stellen, an welchen jeder Nachfolger scheitern würde." Der Dreibund werde ohne Zweifel auch die Grundlage der künftigen Politik Deutschlands sein. Ebenso werde man nach dem Vorbild Bismarcks möglichst freundliche Beziehungen zu Rußland zu unterhalten suchen. Caprivi selbst genieße das allgemeine Vertrauen. An Boetticher und Marschall werde er gute Stützen finden. Er „ist, wie er mir selbst gesagt hat, entschlossen, zunächst unter Berücksichtigung der Eigentümlichkeiten Sr. Majestät, vorsichtig und unter Umständen nachgiebig vorzugehen, so wenig letzteres auch seinem eigenen Rat irell entspricht". Es werde sich bald zeigen, ob der Kaiser gewillt sei, rein sachlich vorgebrachten Vorstellungen mehr nachzugeben als den leidenschaftlichen Mahnungen und Drohungen des Fürsten Bismarck und ob der häufigere Verkehr mit seinen berufenen Ratgebern anderweitige, unberufene Einflüsse abzuhalten vermöge.

„Vielfach wird mir versichert, daß der Kaiser triftigen Gründen gegenüber nachzugeben weiß, und dies berechtigt zu guten Hoffnungen für die Amtsführung des neuen Reichskanzlers.

Digitized by Google

Ob aber nach scheinbar endgültiger Verständigung Se. Majestät bei seiner großen Impressionabilität nicht plötzlich wieder, eigenen oder fremden Gedanken folgend, von der Richtung abspringt, wird zunächst noch abzuwarten sein. Jedenfalls dürfte der Reichskanzler und die Minister unter folgenden zwei Eigenschaften des Hohen Herrn zu leiden haben. Einmal, daß Se. Majestät keine Grenze der Hierarchie und der Ressorts kennt, sondern, wenn es ihm gefällt, irgend einen Rat aus einem Amt rufen läßt und ohne Wissen von dessen Chef die wichtigsten Dinge mit ihm bespricht und demselben Aufträge gibt[1]) — selbst fremde Diplomaten sind hievon nicht ausgeschlossen —, ferner daß die Tageseinteilung Sr. Majestät, der stets zu viel und zu vielerlei unternimmt, den Dienst wesentlich erschwert. Unter Kaiser Wilhelm I. hatte jeder Minister seine bestimmten Vortragstage und die schriftlichen Vorlagen erledigte Se. Majestät selbst mit der größten Pünktlichkeit. Jetzt gibt es hiefür keine Regel, die Vorträge sind seltener und finden zu den unwahrscheinlichsten Stunden statt, und die schriftlichen Vorträge werden mit Adjutanten hin und her besorgt und bleiben oft lange Zeit unerledigt."

Die Verheißungen und Versprechungen, daß Bismarcks unentbehrlicher Rat dem Reiche erhalten bleiben sollte, erwiesen sich alsbald als das, was sie waren: Bewußte Heuchelei. Bei der Reichstagseröffnung am 6. Mai wurde der bereits vorbereitete Teil der Thronrede, der „die Verdienste des großen Staatsmannes anerkannte", wegen einiger Artikel der „Hamburger Nachrichten", die man Bismarck zuschrieb, im letzten Augenblick gestrichen, die Worte, mit denen Caprivi seines Vorgängers gedenken sollte, um damit den Parteiführern Gelegenheit zu geben, ihrerseits „die Gefühle dankbarer Verehrung" gegenüber Bismarck namens des Reichstags auszusprechen, im letzten Augenblick weggelassen. Man „wollte und konnte", so motivierte Caprivi selbst dies Vorgehen, „nicht die Gefahr laufen, daß der Ausdruck des kaiserlichen Bedauerns über den Verlust des großen Mannes von diesem in der Presse als Heuchelei erklärt würde und ebensowenig durfte man eine nationale Ehrung in dem Augenblick in Szene setzen, wo die Politik des Kaisers von dem zu Ehrenden angegriffen und einer der ersten Beamten des Reiches (Herr v. Boetticher) in so rücksichtsloser und ungerechter Weise von ihm beleidigt sei". (Bericht vom 7. Mai.)

Schon in den nächsten Wochen ließ sich die Regierung auf den traurigen Kampf gegen Bismarck ein, der sich bis zum Uriasbrief von 1892 steigerte.

Nachwort.

Es sei erlaubt, einige Bemerkungen anzufügen, nicht über den Inhalt der vorstehenden Gesandtschaftsberichte, welche zunächst für sich selber sprechen mögen, noch über die darin berührten Einzelfragen, sondern einige allgemeinere Gedanken, die beim Rückblick auf die Entlassung Bismarcks heute in uns wachgerufen werden.

Wenn man den Zeitraum von 1862, d. h. dem Jahr, in welchem Bismarck als leitender Staatsmann sein Werk für das neue Deutsche Kaiserreich begann, bis 1918, d. h. dem Jahr, in welchem dieses Kaiserreich in Niederlage und Revolution verschwand, als eine zusammenhängende geschichtliche Einheit betrachtet, so liegt der Sturz Bismarcks fast arithmetisch genau in seiner Mitte. Achtundzwanzig Jahre, ein knappes Menschenalter, rückwärts spannt sich der Bogen des Aufstiegs, genau wieder achtundzwanzig Jahre, ein knappes Menschenalter, vorwärts die Bahn zum Untergang. Die beherrschende Gestalt in der einen Hälfte ist Bismarck, in der andern Wilhelm II.; ihr persönlicher Zusammenstoß 1890 bezeichnet den Wendepunkt, führte den Wandel herbei.

Das System Wilhelms II., das sich 1890 durchsetzte, hat nach außen wie im Innern mit Katastrophen geendigt. Es ist in sich selbst zusammengebrochen in einem Einsturz, der zu den furchtbarsten in dem an furchtbaren Schicksalsschlägen reichen Leben unseres Volkes gehört. Dies können heute auch seine Freunde und Anhänger nicht mehr bestreiten; es ist durch die Geschichte erwiesen. Fast dreißig Jahre lang hat es sich unbehindert mit all seinen Kräften ausgewirkt, und der Erfolg liegt vor Augen. Die einzige Möglichkeit seiner Verteidigung ist die, daß das Bismarckische Reich, wie Wilhelm II. es übernahm, von Anfang an nicht

[1]) Vgl. Bismarcks Äußerungen zum Vertreter der Köln. Zeitung, Justizrat Fischer: Köln. Zeitg. vom 15. Januar 1921 Nr. 36.

Digitized by Google

lebensfähig war, daß es den Keim des Verderbens schon damals in sich getragen habe; daß es auch ohne Wilhelm II. hätte zugrundegehen müssen; ja daß Bismarck selbst es nicht hätte retten können. Dieser Beweis wird schwer zu führen sein. Denn was wir in der Vergangenheit tatsächlich sehen, ist dies: Solange Bismarck es führte, wuchs das Reich an Stärke und Kraft; solange er selbst seine Geschicke lenkte, gab es keine Schwierigkeit, die er nicht überwand; nie ist eine Lage über ihn gekommen, die stärker war als er. Wenn man sagt, daß er bei weiterem Leben sein Spiel nicht mehr hätte durchführen können, weil niemand heute sagen kann, wie er es ermöglicht hätte, so ist zu erwidern, daß er nicht Bismarck gewesen wäre, wenn ein anderer auch sagen könnte, was er getan hätte. Seine Lösungen waren immer die, die kein andrer gesehen hatte, kein andrer durchführen konnte. Wenn man sagt, daß sein Reich dann eben so aufgebaut war, daß es ohne ihn nicht bestehen konnte, so ist zu erwidern, daß es ohne ihn auch niemals zustande gekommen wäre. Die Deutschen wären dann jetzt einfach wieder auf den Punkt zurückgekehrt, wo sie vor ihm auch waren. Vor der Geschichte wird es dabei bleiben, daß er der Erbauer des neuen Deutschen Kaiserreiches ist und Wilhelm II. sein Verderber. In diesem Licht wird auch der persönliche Zusammenstoß zwischen beiden Männern erscheinen, dem der Gründer des Reiches zum Opfer fiel.

Zu uns allen spricht heute über diese Dinge mit unmittelbarer Kraft der 3. Band seiner „Gedanken und Erinnerungen“: die erschütternde Stimme eines Toten aus dem Grabe — des größten deutschen Toten seit Goethe: eine prophetische Warnung vor Folgen, die inzwischen Wirklichkeit geworden sind. Der tote Recke tritt noch einmal in den Streit der Lebenden, und sein Wort schlägt noch immer wie einst durch alle Hüllen der Schlagworte und Verschleierungen an das Herz der Wirklichkeit.

Das Kennzeichnende an diesem 3. Bande ist seine erschreckende Zeitgemäßheit. Sie ist ungleich größer als es seinerzeit die der beiden ersten Bände war, von denen uns, bei all ihrer hinreißenden Größe und Wucht, schon lange vor dem Krieg, das Gefühl eines seltsam weiten zeitlichen Abstandes trennte, einer inneren Fremdheit ihrer und unsrer Welt, die kaum eine ihrer Lehren für uns noch ohne weiteres anwendbar erscheinen ließ. Denn sie handelten vom Zeitalter Bismarcks, dieser Band aber handelt von dem Wilhelms II.

Was ihn von Anfang bis zum Ende erfüllt, ist die Sorge vor diesem Zeitalter, die Angst um sein Reich. Aus der grausam zurückhaltenden Erzählung seiner Entlassung leuchten seherische Blicke auf, von furchtbarer Klarheit über die Gefahren; schonungslos sachlich spricht er sie aus. Er kennt die Schwächen des Kaisers genau, die zur Niederlage und zur Revolution führen werden: die Neigung, „seine Feinde durch Liebenswürdigkeiten zu gewinnen, anstatt seinen Freunden Mut und Vertrauen einzuflößen“, „antimonarchische Kräfte in den Dienst der Krone zu stellen“, den Glauben, „daß sich die revolutionären Gefahren auf dem Wege der Popularität bekämpfen ließen“. Er sieht das Ende Wilhelms II. und warnt ihn davor: „Die festeste Stütze der Monarchie suche ich aber in beiden nicht (d. h. weder im nationalen noch im christlichen Gedanken), sondern in einem Königtum, dessen Träger entschlossen ist, nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitsam mitzuarbeiten an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen, als zu weichen. Einen solchen Herrn läßt kein deutscher Soldat im Stich.“ Er spricht von der Sozialdemokratie: er habe (1890) den Satz vertreten, „daß die Sozialdemokratie in höherem Grade wie gegenwärtig das Ausland eine Kriegsgefahr für Monarchie und Staat involviere und als innere Kriegs- und Macht-, nicht als Rechtsfrage von staatlicher Seite angesehen werden müsse“. Er spricht vom Zentrum, dem gegenüber Wilhelm II. dieselbe „Politik des Entgegenkommens, um nicht zu sagen Nachlaufens“ angenommen habe wie gegenüber der Sozialdemokratie: „Es ist zu befürchten, daß auch diese begünstigte Stütze der Monarchie eine weichende sein wird in Momenten, wo man ihrer bedarf.“ Jedenfalls werde die volle Befriedigung der Bundesgenossen beim Zentrum „sich als ebenso unerreichbar erweisen wie die der Sozialisten, und es wird sich im Falle der Gefahr und Not um analoge Ergebnisse handeln, wie bei dem Verfall des Deutschen Ordens in Preußen den Söldnern gegenüber stattfanden, welche der Orden nicht bezahlen konnte“. Hat er nicht Erzberger, die Friedensresolution, Max von Baden gesehen? Bei der mangelnden Neigung unserer Zeit, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, ist zu erwarten, daß man versuchen wird, diese Worte mit dem großen Lob- oder Tadelschor, der sich über den 3. Band erhebt,

Digitized by Google

zu überschreien oder totzuschweigen. Aber sie enthalten seine entscheidenden Sätze, und kein Überschreien oder Verschweigen kann an ihrer Wahrheit etwas ändern. Was heute, nach dem Sturz des Kaiserreichs in Deutschland regiert, sind die Mächte, welche Bismarck als die im Kern unversöhnlichen Gegner seines Staates betrachtete. Sie haben gesiegt. Sie beherrschen heute sein Reich: aber es ist nicht das seinige mehr.

Ungeheuer verstärkt sich für jeden, der die Geschichte dieser Entlassung überdenkt, der Eindruck des Widerspruchs, der zwischen diesem Mann und seiner Zeit klafft. „Er war undemokratisch bis zum Grunde" ‚man erlaube mir, diese früheren Worte wieder aufzunehmen, „im Kern seines Wesens überhaupt kein Mensch des 19. Jahrhunderts, sondern ein Urgestein aus früheren Schichten, das plötzlich im Flugsand auftaucht, eine Gestalt viel mehr aus der Welt Shakespeares als aus der der humanistischen deutschen Dichtung oder gar seiner eigenen Gegenwart." (Geschichtliche Randglossen, Süddeutsche Monatshefte, November 1919.) Keines seiner beiden Hauptwerke, weder die Erhöhung Preußens noch die Errichtung des neuen preußisch-deutschen Kaiserreiches, entsprach der herrschenden Zeitströmung, in Europa oder auch nur in Deutschland. In ständigem Kampf mit ihr hat er sie ihr abgerungen. Immerfort hat sie gearbeitet, sie wieder zu unterwühlen. Es ist ihr nicht gelungen, ihn bei Lebzeiten zu bezwingen, aber auch er hat es nicht vermocht, ihre Gewalt in das Bett seiner Schöpfungen herüberzuleiten. Immer stärker drängte sie seit Ende der siebziger Jahre von neuem gegen ihn an.

Den unmittelbarsten Eindruck dieses Kampfes mit der Zeit geben seine Reden aus dem letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft. Täuschen wir uns nicht darüber hinweg, daß das deutsche Volk von 1881—1887, wenigstens soweit es wählend an der Politik teilnahm, einen Reichstag entsandte, der im schärfsten Gegensatz zu Bismarck stand, ihn als bittersten Feind bekämpfte. Im Februar 1890, nach der kurzen Unterbrechung des sog. Kartellreichstags für Bismarck — wieviel Mühe hatte es gekostet, ihn herbeizuführen, ihn zu sichern — entschied das deutsche Volk in den Wahlen abermals im gleichen Sinn gegen ihn. Von 7 Millionen Wählerstimmen wurden 4½ Millionen gegen ihn abgegeben. Eine Tatsache, die für die Entlassung und für die Verantwortung dafür von großer Wichtigkeit ist. Hätte Wilhelm II. einen Mann, hätte er einen Bismarck zu entlassen gewagt, hinter dem die überwältigende, entschlossene Mehrheit des deutschen Volkes gestanden wäre? Die Formen der Entlassung waren autokratische und trugen alle persönlichen traurigen Charaktermerkmale ihres Urhebers. Aber die Entlassung selbst war kein autokratischer Streich gegen den Willen des Volkes. Dieses hat sich in seiner politischen Vertretung nicht nur nicht dagegen erhoben, sondern sie laut oder stillschweigend gebilligt. Der Kaiser hatte, indem er Bismarck entließ, einen nicht geringen Teil seines Volkes, die Mehrheit seiner Volksvertreter hinter sich. „Das System Bismarck fällt", schrieb die Frankfurter Zeitung am 18. März 1890 (Abendblatt, Leitartikel), „es stirbt ab an dem jugendkräftigen Wesen einer neuen Zeit, die sich aus dem Volke heraus offenbart und auch auf der Höhe die Geister beherrscht." „Die Nation ist ruhig; nicht ohne Bewegung, aber ohne Furcht vor der Zukunft sieht das deutsche Volk den gewaltigen Mann aus der Machtfülle scheiden, in der er für die innere Entwicklung seit Jahren ein unüberwindliches Hindernis geworden war... Möge auch von ihm gelten, daß nicht wiederkehrt, was einmal gegangen ist; die Nation wird dann den 18. März 1890 bald zu den Tagen zählen, deren man mit Freuden gedenkt" (Frankfurter Zeitung vom 21. März 1890, Abendblatt, Leitartikel). Ist es nicht der gleiche Ton wie der Wilhelms II.: „Herrlichen Zeiten führe ich Euch entgegen?" Der gleiche wie beim Beginn der Revolution 1918, bei der Annahme des Ultimatums 1921? Und hören wir nicht heute neben allen diesen Verheißungen den stolz verächtlichen Ton des Alten, der zu solchen Worten des Kaisers anmerkt: „Hoffen wir, daß die nächste Generation die Frucht dieses ... Selbstvertrauens ernten wird"? Wir haben sie geerntet.

Seit er den Staat leitete, war er, oft als Einziger, auf der Bresche gestanden für ein deutsches Königtum gegen Parlamentsherrschaft, Mehrheitstyrannei, Demokratie. 1890 trat sein König selbst, aus Eitelkeit, auf die Seite der Gegner, vor denen Bismarck ihn bisher geschützt, gegen die er ihn emporgehoben hatte. Das war es, was der Gründer des preußisch-deutschen Kaisertums vom Januar bis zum März 1890 erlebte.

Digitized by Google

Wochen eines verzweifelten Kampfes, den wir jetzt durch die Fülle der Zeugnisse — Bismarcks und des Kaisers selbst, dann Lucius, Boetticher, Rottenburg, die österreichischen, die bayerischen Gesandtschaftsberichte — fast von Tag zu Tag, manchmal von Stunde zu Stunde verfolgen können. Unerwartet findet er sich zu ihm gezwungen, in ihn verstrickt, Es ist doch so gewesen: bei aller Menschenkenntnis und Menschenverachtung hatte er es nicht glauben können, daß der Kaiser ihn entlassen, daß seine Kollegen ihn verraten würden. Jählings, mit dem Kronrat vom 24. Januar, steht er vor der offenen Gegnerschaft seines Monarchen, vor dem Abfall seiner Amtsgenossen. Noch einmal in dieser Sitzung ringt er mit der Wucht seines Willens und seines Ansehens den vereinigten Widerstand zu Boden. Aber es sind bereits seine letzten Pfeile, die er in diesem ersten Kampf verschossen hat. Schonungslos wie immer übersieht er seine eigene Lage. Schon am Tage darauf sagt er zu einem Vertrauten, sein Verbleiben im Amt sei unmöglich, der Kaiser sei ihm völlig entfremdet, die Stimme andrer Leute habe bei ihm mehr Gewicht als die seinige; im Kronrat habe er sich überzeugt, daß seine Kollegen ihn verlassen hätten. Er lag bei diesen Worten, erzählt Rottenburg, in seinem Schlafrock auf dem Sofa, Tränen in den Augen.

Er hätte nicht Bismarck sein müssen, hätte er nicht trotzdem den Kampf aufgenommen. Nicht nur eine, sei es noch so großartige, Selbstsucht trieb ihn dazu. Nicht nur sein löwenhaftes Herz erlaubte ihm nicht, kampflos den Platz zu räumen: je stärker die Feinde wurden, um so kühner sah er ihnen ins Auge. Er wußte auch, was er für Deutschland bedeutete und welche Gefahren sein Rücktritt für Deutschland mit sich brachte. Es war seine Pflicht zu bleiben und sich nicht von Schwächeren vertreiben zu lassen. Er sah genau die Stelle, an der er am unentbehrlichsten war: in der Leitung der auswärtigen Politik, wo die verhängnisvolle Erneuerung des russischen Vertrages vor der Türe stand. Sein Streben, dessen höchstes Ziel stets die Stärkung der Monarchie gewesen war, mußte sein, wenn möglich ohne offenen Kampf mit dem Kaiser eine Lösung zu finden; aber alle Leidenschaft seines stolzen und dämonischen Herrscherwillens bäumte sich auf gegen das Kleinliche und Niedrige, das ihn nun zu fällen strebte. Er rang darnach, das Wichtigste zu retten, indem er alles Minderwichtige preisgab. Die ganze Findigkeit seines rastlos kombinierenden Geistes erschöpfte sich in Plänen, die dies ermöglichen sollten. Er dachte an Abgabe aller entbehrlichen Beigaben des Kanzleramtes, an Niederlegung aller preußischen Ämter, an ausschließlichen Rückzug auf das Altenteil des auswärtigen Dienstes. Aber was ihm entgegenstand, war die Güte seines eigenen Werkes. Kein Glied ließ sich schadlos aus dem Organismus lösen. Alle Pläne erwiesen sich beim Durchdenken als unmöglich, wenn nicht das Einvernehmen zwischen Monarch und Kanzler gesichert war. Er sah sich um nach Bundesgenossen: Minister, Bundesregierungen, Parteien, Presse. Aber er wußte am besten, daß er selbst die Stellung des Kaisertums so stark und unangreifbar gemacht hatte, daß es für ihn gegen den Kaiser keine Hilfe gab. Wir sehen in den Lerchenfeld'schen Berichten, wie er sie ablehnen muß, wenn sie ihm, schüchtern genug, angeboten wird. Er hätte seine eigene Schöpfung zerstören müssen, wenn er zu solchen Mitteln greifen wollte — und vielleicht wäre sie stärker gewesen als er.

Furchtbare Tage und Wochen! Der Held, der nie in seinem Leben im Entschluß gezweifelt hatte, beginnt zu schwanken, irre zu werden, zu widerrufen. Was er gestern als feste Entscheidung bekannt gab, hebt er heute wieder auf, was er heute dafür ankündigt, wird er morgen wieder fallen lassen. Von der ersten Minute an ist es ein vollkommen hoffnungsloser Kampf, den er kämpft, weil er selbst sich gegenübersteht, und er weiß es. Es ist das größte Zeichen seiner übermenschlichen Kraft, wie das Ringen sich hinauszögert, indem seine Überlegenheit ihm immer wieder Teilerfolge verschafft; aber für das Ganze helfen sie nichts. Erst in den allerletzten Stadien feiert seine diplomatische Meisterschaft noch einen vollen Triumph: die Art und Weise der Entlassung, die er der Ungeduld des Kaisers aufzwingt, setzt Wilhelm II. in jedem Schritt vor der Geschichte ins Unrecht. Aber es ist *sein* Kaisertum, das dadurch geschwächt wird, und die Wiedervergeltung, die furchtbare, die es einst treffen wird, zerschmettert zugleich sein Werk.

Erschütternd ist die Kleinheit und Kleinlichkeit der Welt, mit der er ringt. Wenn man seine Erinnerungen liest, hat man nicht so sehr den Eindruck eines Riesen unter gewöhnlichen Menschen, sondern er erscheint wie der einzige vollständige Mensch inmitten von Zwergen und traurigen Bruchstücken. Kein großer Gegenspieler in der ganzen Handlung; ein tragi-

Digitized by Google

sches Schicksal, das sich in stumpfer Alltäglichkeit abspielt. Es wird immer eine Schande vor der Geschichte bleiben, daß nicht ein einziger bedeutender Deutscher offen für ihn aufgestanden ist, kein Minister, kein Bundesfürst, kein General (auch Moltke nicht), kein leitender Parteiführer, kein großer Volkstribun, kein geistiger Führer des Deutschtums. Die einen kochten eifrig ihre Parteisuppe am allgemeinen Unheil, die andern standen zur Seite und ballten die Faust im Sack. Kein Schrei der Empörung fegt die schmachvollen Lügen und Heucheleien der kaiserlichen Abschiedserlasse beiseite. Alles, was nicht offen zustimmt, nimmt hin, fügt sich, stellt sich geschickt und froh über die eigene Gewandtheit auf den Boden der neuen Tatsachen. In dieser Welt triumphiert Wilhelm II. Und nur einer sieht den Tag der Wiedervergeltung kommen, an dem dieser Kaiser selbst, wie er jetzt, in Not rundum Hilfe und Teilnahme suchen wird: Und niemand von all denen, mit deren Zustimmung er ihn jetzt stürzt, wird dann bei ihm stehen; keiner wird sich für ihn opfern, auch keiner seiner treuesten Anhänger, genau so wie sich keiner für Bismarck geopfert hat: kein Minister, kein Bundesfürst, kein General, kein Parteiführer, kein großer Preßtribun, kein geistiger Führer des Deutschtums. Ein Volk, das seinen Helden kampflos preisgab, wird auch seinen Kaiser kampflos fallen lassen, der kein Held ist.

Weihnachtsrundschau.

Über Goethe wird in Deutschland immer noch unheimlich viel geschrieben. Hier sollen nur ein paar Bücher genannt werden, die wert sind, aus dieser Flut herausgefischt zu werden. Zunächst ein Sonderdruck des „Märchens" mit 10 farbigen Bildern nach Gemälden von Hermann Hendrich und einem Nachwort von Max Hecker (Leipzig, J. J. Weber, gebunden 28 Mark). Sodann eine Ausgabe des „Reineke Fuchs" mit Wiedergabe nach den 57 Radierungen des Allart von Everdingen (gleichfalls Verlag J. J. Weber, in Leinen geb. 33 Mark), mit Einleitung des Leipziger Stadtbibliothekars Johannes Hofmann. Beide Werke Goethes dürfen als sozusagen aktuell bezeichnet werden: wobei das „Märchen" mehr die allgemein politischen Probleme versinnbildlicht, der Reineke hingegen die parlamentarische Welt der neuen Schönheit und Würde aus dem Allzumenschlichen ins Rein-Tierische erhebt.

Wer hätte nicht schon so und so oft die „Bekenntnisse einer schönen Seele" im ‚Wilhelm Meister' überschlagen? Es war daher ein famoser Einfall des jungen und rührigen Verlags Walter Seifert (Stuttgart), gerade von diesen Aufzeichnungen eine hübsch ausgestattete kleine Sonderausgabe zu machen (geb. 12 Mark), und uns Sündern so zu verstehen zu geben, daß man dieses zarte Kapitel nur überschlagen dürfe, um es in die Tasche zu stecken und auf einer stillen Lieblingsbank zu lesen.

Der 8. Band des „Jahrbuchs der Goethegesellschaft" ist im Inselverlag erschienen. Vielleicht entschließt sich der eine oder andere Leser, nachdem er in dessen reichen Inhalt Einsicht genommen, Mitglied zu werden. Es sind soviel illustre Ausländer in der Gesellschaft, daß sich der internationalste Deutsche nicht mehr genieren braucht, diesem Klub beizutreten. Schließlich schadet es nicht, wenn es außer den Deutschen, die in die Weimarer Fürstengruft einzubrechen pflegen, auch noch andere gibt, die die Erinnerung an die daselbst bestatteten Großen pflegen.

Eine Ausgabe des II. Teils des „Faust", die unter jeder Seite die manchen Lesern sehr wünschenswerten Erläuterungen gibt, erschien bei der „Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger", und der Erklärer ist Adolf Trendelenburg (geh. 60 Mark). Wer die Ratlosigkeit kennt, mit der manche Leser dem zweiten Teil entgegenstehen, muß froh sein, daß er jetzt auf die Frage nach einem fortlaufenden Kommentar unter dem Text auf eine derart fast übergründliche Ausgabe verweisen kann.

Die Veröffentlichungen über Goethes Verhältnisse zu der Frau sind noch immer ebenso zahlreich wie überflüssig. Besonders beliebt sind nach wie vor Rettungen, beziehungsweise

Digitized by Google

Verunglimpfungen der Frau von Stein, beziehungsweise der Christiane Vulpius; wobei das Prügelmädchen der diese Sorte Literatur kultivierenden Damen mehrstenteils die Vulpius ist, wohingegen die Herren besagtes Frauenzimmer mit einer Nachsicht zu behandeln pflegen, die — na! na! ... wir wissen schon: ce qui se ressemble und so weiter... Soweit man eine Ehe nach dem Briefwechsel der beiden Kontrahenten beurteilen kann, ermöglicht dies das ausgezeichnete Buch von Hans Gerhard Gräf: „Goethes Ehe in seinen Briefen" (Frankfurt, Rütten & Loening, geheftet 60 Mark): 40 Seiten Einleitung, hiergegen fast 500 Seiten Briefe von Ihr und Ihm. Anstatt psychologischen Klatsches authentische Dokumente, womit wohl dem Andenken beider Ehegatten, aber nicht dem Tratschbedürfnis männlicher und weiblicher Blaustrümpfe gedient ist. Zu allem Überflusse hat das (übrigens auch sehr schön ausgestattete) Werk das Motto der Bettina: „Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen", womit es von vornherein auf einen größeren Leserkreis verzichtet.

Wenn im Verlage Beck (München) eine Biographie erscheint, so weiß man unbesehen, daß sie gediegen ist. Harry Maync hat ein, oder vielmehr das Buch über Immermann geschrieben (gebunden 60 Mark), einen stattlichen Band von über 600 Seiten. Immermann gehört zu den am ungerechtesten verkannten und vergessenen bedeutenden Köpfen des 19. Jahrhunderts. Maync hat ganz recht: sein Roman „Münchhausen" ist heute noch nicht übertroffen. Es gewährt einen hohen Genuß, die meisterhaften Analysen der Werke Immermanns und die Darstellung seines Lebens nachzulesen. Wie jeder unserer heimlichen Herzöge und Fürsten des Geistes, hat er seine über ganz Deutschland verstreute Gemeinde, deren Gliedern es erfreulich sein wird zu vernehmen, daß das Andenken ihres Mannes derart erneuert worden ist. Schon die Aufnahme der Werke Immermanns in die Reihe der Klassiker des Bibliographischen Instituts bedeutete einen Anfang seines Wiederauflebens. Die Biographie von Maync ist ein weiterer großer Schritt.

Ist es bei Immermann gelungen, wenigstens den Anfang zu machen mit der Wiederaufnahme des heute noch lebensfähigen Teiles seines Werks in den Blutkreislauf der Literatur, so ist Clemens Brentano in noch viel höherem Grade des Näherbringens bedürftig. Der Hüter des Nachlasses dieses genialen Dichters, Lujo Brentano, legt aus seinen Familienschätzen einen kleinen, aber ungemein anziehenden Band vor: „Clemens Brentanos Liebesleben" (mit 8 Bildnissen, Frankfurter Verlagsanstalt, geb. 30 Mark). Das Kostbarste sind wohl die bisher völlig unbekannten Briefe, die Brentano an eine Geliebte seiner Jugend, Gritha Hundhausen geschrieben hat. Außer diesen höchst merkwürdigen Dokumenten sind besonders die von der allgemeinen Ansicht stark abweichenden Andeutungen Lujo Brentanos über seines Oheims Ehe mit Sophie Mereau von Interesse. Allem Anschein nach birgt das Archiv des Neffen noch ganz gewaltige Überraschungen, die nur an den Tag zu kommen brauchen, um den Namen Brentano mit einem Schlage so bekannt zu machen, wie er bisher halbverschollen war.

Wenn von Brentano die Rede ist, klingt unwillkürlich die Gitarre an der Wand, und man denkt ans Volkslied. Darum sei im Vorbeigehen geschwind der reizenden Sammlung deutscher Volkslieder gedacht, die Hermann Hesse unter dem Titel „Der Lindenbaum" ausgewählt hat (Berlin, S. Fischer).

Die „Briefe der Diotima", 19 an der Zahl, sind von Frida Arnold und Carl Viëtor im Inselverlag veröffentlicht worden (16 Mark), worüber die große Gemeinde der Verehrer Hölderlins beglückt sein wird.

Eine neue Biographie Ludwig Anzengrubers erschien bei Cotta. Ihr Verfasser ist Professor Alfred Kleinberg. (Preis geh. 48 Mark.) Diese neue Darstellung geht gegenüber der ersten von Anton Bettelheim mehr ins einzelne und bringt eine Zusammenstellung alles Wissenswerten über den großen österreichischen Dramatiker und Erzähler. Jedes einzelne Stück, jede Erzählung bis herab zur kleinsten Kalendergeschichte wird nach ihrer Bedeutung gewürdigt.

Der Name Anton Bettelheims ist nicht nur mit Anzengruber aufs engste verbunden, sondern vor allem auch mit der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach, der er ein schönes biographisches Denkmal gesetzt hat (Leipzig, Quelle & Meyer). Der meisterliche Biograph Beaumarchais, Anzengrubers, Rochus von Liliencrons, der Gründer des Biographi-

Digitized by Google

schen Jahrbuchs, hat uns auch hier wieder ein Buch geschenkt, voll Kenntnis und Wärme, wie die große Herzenskennerin selbst, der es gewidmet ist.

Mit Romanen wird der Büchermarkt überschwemmt, das meiste ist gänzlich überflüssig. Es verschönert unser Dasein nicht, es vertieft es nicht, es macht es nicht reicher. Besonders dick habe ich die neue Sorte parfümierter Schundliteratur, die dem Leser jeden Komfort bietet wie ein Großstadthotel, kaltes und warmes Wasser zu jeder Tageszeit, Telephon auf dem Nachtkastl, alle Helden und noch mehr natürlich die Heldinnen in untadeliger Gesellschaftstoilette, Musik zum Nachmittagstee, Musik zum Abendessen, Kellner im Frack (20 Prozent Trinkgeldablösung), Foxtrott, Ehebruch, Ehescheidung und derlei kitschige Begebenheiten mehr. Warum die Leute eigentlich so erhaben tun über Courts-Mahler und Anny Wothe? Das bissel gequälte Psychologie und virtuose Milieuschilderung macht das Kraut noch lang nicht fett. Geschriebenes Kino ist noch ekelhafter als gefilmtes.

Von Paul Heyse hat Erich Petzet eine fünfbändige Auswahl der schönsten Novellen gemacht (Cotta, Halbleinen 125 Mark). Was ist der Grund, daß Heyse, der bei Lebzeiten vielen Leuten veraltet schien, heute künstlerischer wirkt als die meisten Lebenden? Ich glaube, es ist etwas, das dem Musikalischen verwandt ist. Eine Novelle von Heyse ist vor allem gebaut, wie eine Sonate gebaut ist und nicht gespritzt oder getupft oder geknetet. Jede Begebenheit hat ihren spezifischen Stil, in dem vorgetragen sie glaubhaft wirkt, und nicht nur glaubhaft, sondern gemäß. Diese Gemäßheit des Grundstils erfordert Gemäßheit der einzelnen Teile, ein inneres Umschmelzen alles Stofflichen, bis etwas ganz andres, Neues da ist. Abtönung des Landschaftlichen, Abstimmung des Dialogs, Wahl der Tempi, Durchführung des Themas, Kontrapunktik der Gegenthemen, Blutsverwandtschaft der einzelnen Sätze, Engführung, Lösung, Abklang; ich finde nur musikalische Vergleiche. Das alles ist nun in den besten Werken Heyses meisterhaft, und es gewährt einen hohen Genuß, die Reintönigkeit dieser Kunst auf sich wirken zu lassen. Die Vorzüge Heyses sind vielfach auch vermeidender Art: nirgends ein zuviel, oder zu stark, oder zu grell. Heyse, der neben vielem andern auch, wenn es ihm im Scherz beliebte, eine gefährliche Spottdrossel sein konnte, hätte jederzeit schärfere, effektvollere, schmissigere Akzente gehabt. Es ist ihm nie eingefallen, den ihm gemäßen Ton zu verlassen, um etwa bei Keller oder bei Meyer oder bei Storm oder bei den Russen oder den Franzosen sich einen Modeton auszuborgen. Denn gekannt hat der Herausgeber des deutschen und des ausländischen Novellenschatzes so ziemlich alles, und gekonnt hätte er so ziemlich auch alles, von der Immensee-Zartheit bis zum derbsten Naturalismus. Darum ist diese Auswahl von Petzet so verdienstlich, weil sie den Deutschen wieder einmal die Nase auf einen der eminentesten Erzähler des Jahrhunderts stößt. Wäre Heyse ein Franzose gewesen, ich möchte nicht wissen, wieviel Übersetzungen wir von seinen Werken alljährlich serviert bekämen, und in welchem Deutsch! Aber er war nur ein Deutscher, der eine Sprache schrieb, an der wir alle noch auf ein Jahrhundert hinaus zu lernen haben.

Bei Strecker & Schröder, Stuttgart, sind zwei hübsche Sammelbände erschienen. Kleinstadtgeschichten: Novellen von Hermann Kurz, Zschokke, Keller, Isolde Kurz, Max Dürr, Ottomar Enking, Alfred Bock. Der andere heißt: Um Haydn und Mozart; er enthält Novellen von E. T. A. Hoffmann, Riehl, Matthäus Gerster, Perkonig und Mörike. Preis geheftet je 12 Mark.

Auffallend mehren sich die Sammlungen unserer romantischen Erzähler. Novellen der Romantik: 4 von Tieck, 2 von Fouqué, 1 von Brentano, 4 von Arnim (J. J. Weber, geb. 26.50). Romantik-Land: Novellen und Gedichte von Goethe bis Eichendorff, mit 16 Bildern von Cornelius, C. D. Friedrich, Jos. A. Koch, Rethel, Runge, Schinkel und Schwind (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, geb. 24 Mark). Die Zusammenstellung von Prosa und Dichtung ist mit Feinheit und Umsicht gemacht. Eine Sammlung: Der lichte Steig, bei Franz Ludwig Habbel, Regensburg, enthält als Einzelbände: Das kalte Herz, von Hauff; Den tollen Invaliden, von Arnim; und den Zwerg Nase, von Hauff.

Wer Hagens Norica schätzt, oder Riehls kulturgeschichtliche Novellen, wer überhaupt Sinn hat für deutsche Vergangenheit, dem wird Hans von Hammersteins Roman „Ritter, Tod und Teufel", ein bewegtes, buntes, frisches Buch, ein paar gute Stunden bereiten (Leipzig, Amelang, gebunden 30 Mark).

Für einen der bedeutendsten unserer lebenden Erzähler halte ich E. G. Kolbenheyer.

Digitized by Google

Seine Werke sind: der Spinoza-Roman Amor Dei; Meister Joachim Pausenwang; Montsalvasch; und der große Paracelsus-Roman, von dem bisher 2 Teile erschienen sind: Die Kindheit des Paracelsus, und, als neuester, Das Gestirn des Paracelsus. (Alles bei Georg Müller, München, verlegt). Wer Raabe schätzt, und zwar die schweren und schwersten Werke von Raabe, der greife nach Kolbenheyer: Nicht, daß er Raabe nachahmte; er ahmt gar niemanden nach. Aber es ist derselbe deutsche Geist, dieselbe Tiefe.

Ein Buch, das jeder Verehrer Wilhelm Raabes besitzen sollte, ist das Raabe-Gedenkbuch (Berlin-Grunewald, Hermann Klemm, in Pappband 25 Mark). Es ist geschmückt mit einer großen Anzahl Bilder, darunter dem bekannten Bildnisse von Hanns Fechner in farbiger Wiedergabe, und enthält kostbare Gedanken und Einfälle von ihm und Gespräche mit ihm. Auch die Aufsätze über ihn sind trefflich geeignet, den Mann und seine Werke näher zu bringen.

An dem Roman „Suso" von Ludwig Diehl hätte der alte Herr seine Freude gehabt. Es ist ja ein Wagnis, aus dem großen mittelalterlichen Mystiker den Helden einer Erzählung zu machen, aber, soweit dies Wagnis in moderner Sprache überhaupt gelingen kann, ist es gelungen. Das Buch hat jetzt schon einen großen Erfolg und scheint eines der beliebtesten Weihnachtsbücher werden zu sollen. (Stuttgart, Strecker & Schröder, geheftet 18 Mark).

Der Roman „Krauskopf" von Hermann Wette erschien zuerst in 3 Bänden, und fand rasch eine Gemeinde. Er ist einer der besten Entwicklungsromane, die wir besitzen. Der Verfasser hat das Werk kurz vor seinem Tode noch in einen Band zusammengedrängt, wodurch es an innerem Reichtum nichts verloren, an Körnigkeit und Fülle noch gewonnen hat. Das Werk ist von Anfang an glänzend besprochen worden und verdient, als richtiges deutsches Heimat- und Volksbuch, einen großen Erfolg. (Verlag Richard Hermes, Hamburg, gebunden 30, geheftet 18 Mark).

Für die Agnes Günther-Gemeinde: die erste (dialogische) Form des Problems ihres wundersamen Romans: „Von der Hexe, die eine Heilige war". Zwei Ausgaben, eine kleine, billige, ohne Bilder, und eine größere mit Scherenschnitten von Tilla Ebhardt, beide im Verlage der Christlichen Welt (Marburg) erschienen.

Von Willy Seidel, der die beiden glänzenden Bücher „Der Garten des Schuchan", und „Der Sang des Sakkhie" (Inselverlag) schrieb, liegt ein neuer Roman vor, der aber nicht im Buchhandel zu haben ist, sondern nur an Mitglieder des „Volksverbands der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag" (Berlin W. 50, Rankestraße 34) abgegeben wird. Der Roman von Willy Seidel, „Der neue Daniel", ist allein schon den Eintritt wert. Er spielt in Amerika während des Weltkrieges und behandelt die Tragik eines mit einer Engländerin vermählten Deutschen. (Für Mitglieder kostet er 12.80 Mark.)

Nicht ohne Wehmut nimmt man den Band „Das wilde Jahr" aus dem Nachlasse des toten Ludwig Ganghofer vor, zu dem der tote Ludwig Thoma das Vorwort geschrieben hat. (Berlin, Grote, gebunden 25 Mark). Er enthält die letzten Arbeiten dieses Erzählers, dem tausendmal mehr eingefallen ist, als den Leuten, die süffisant über ihn die Nase rümpfen, darunter den Anfang der autobiographischen Aufzeichnungen „Buch der Berge". Ein Autor, der sein ganzes Leben lang seinen Mitmenschen soviel frohe Stunden bereitet hat, ist nicht so leicht zu ersetzen. Ich benütze die Gelegenheit, um auf ein paar andere Werke des Verlags Grote aufmerksam zu machen: Federer, Berge und Menschen; Jegerlehner, Bergluft; Raabe: Chronik der Sperlingsgasse, Horacker, Unruhige Gäste, Im alten Eisen, Nach dem großen Kriege, Die Kinder von Finkenrode, Halb Mär halb mehr; Erich Wentscher, Freiheit; Wildenbruch, Das schwarze Holz, Lukrezia. —

Der neue Roman von Ernst Zahn heißt Jonas Truttmann, und ist erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt (gebunden 27 Mark). Von Zahn kann man ähnlich sagen wie vorhin von Ganghofer: wenn jemand sein ganzes Leben lang, Buch auf Buch und Jahr für Jahr, seine nicht kleine Begabung als Schriftsteller mit solchem Ernst und solchem Verzicht auf billige Effekte in den Dienst der Volkserziehung gestellt hat: Hut ab! Der Mann ist nützlicher, als alle Grausen-, Brunst- und Skandal-Exploiteurs, mögen ihre Namen noch so berühmt sein.

Den Franzosen wenn es so gegangen wäre wie uns, so gäbe es in jeder französischen Stadt eine Straßburger-, Colmarer-, Rigaer-, Danziger-, Deutschböhmen-, Bozener-, Meraner-,

Eupener-, Togo-, Kamerun- usw.-Straße, und die Hälfte aller Buben würden zur Erinnerung an Straßburg Erwin getauft. Aber den glorreichen Majoritäten deutscher Stadträte fällt es im Traum nicht ein, das zu tun, was jede französische, italienische, tschechische, serbische Stadt in unserem Falle längst getan hätte. Darum sei hier den Familien und den Schulen empfohlen, den Band „Verlorenes Land", der bei Velhagen & Klasing, mit vielen Bildern geziert, erschienen ist, in ihre Büchereien einzustellen mit der Inschrift, die ich vor Jahren in Schloß Coppet an einem unter Glassturz aufbewahrten Granatsplitter fand: Haud obliviscendum nepotibus!

Gleichzeitig erscheinen von Velhagen & Klasings Volksbüchern zwei hübsche Bände über Lessing und Mozart, jeder reich illustriert. Von früheren Bänden dieser mit Recht beliebten Sammlung empfehlen wir besonders: Tizian, Beethoven, Dürer, Wagner, Raffael, Goethes Faust, Goethe, Hans Thoma, Wilhelm Busch, Arndt, Spitzweg, Prinz-Regent Luitpold.

Zwei eigenartige liebe Bücher aus dem Furche-Verlag: Lob der Armut: ein Buch vom einfachen, bedürfnislosen Leben, und Vom Reisen und Wandern, beide mit je über 50 Abbildungen, das erste 20, das andere 24 Mark gebunden. Bücher, wie es vorhin einmal hieß: nicht für die Bösen, sondern die Guten; nicht für die Lauten, sondern die Stillen, nicht für das Schieber- und Wuchererpack, sondern für den Mittelstand.

Eine prächtige Auswahl aus den Schriften des tiefsinnigen Görlitzer Schusters Jakob Böhme ist ebenfalls im Furche-Verlag erschienen (60 Mark). Sie ist so zusammengestellt, daß sie nicht einen Traktat enthält, der in der Auswahl des Inselverlags steht. Böhme ist schon rein sprachlich so charaktervoll und originell, daß man von ihm einen Genuß hat, auch wenn man inhaltlich nicht viel mit ihm anfangen kann. Als geistesgeschichtliches Dokument für einen Zustand der deutschen Seele ist er vom größten Interesse.

Die Leser wissen, wie hoch ich die Nachgelassenen Schriften von Otto Braun stelle. Sie haben verschiedene Schicksale gehabt, zuerst waren sie in der Deutschen Verlagsanstalt, aber als sie merkten, daß die Memoiren Mathias Erzbergers im selben Verlag erschienen seien, entwichen sie fluchtartig zu Bruno Cassirer, und jetzt haben sie im Insel-Verlag ihre Ruhe gefunden (21 Mark), aus dem sie vielleicht die dort seit neuerem stark grassierende expressionistische Dichtung wieder vertreibt. Denn Otto Braun war selber ein Dichter und äußerst wählerisch in bezug auf Gesellschaft.

Etwas ganz Apartes ist die Sammlung Scriptor-Drucke des Drei-Masken-Verlags. Es sind schmale Hefte, deren Inhalt nicht gesetzt, sondern geschrieben und direkt nach dieser Handschrift gedruckt worden ist. Als kleine Zugabe oder Überraschung läßt sich nicht leicht etwas Niedlicheres denken. (Preis je 15 Mark). Liebesgedichte: Das Rosenband, (Gedichte aus dem Rokoko); Mutter; Trostbüchlein; Dantes Sonette, Balladen und Sestinen (in italien. Sprache). Am schönsten geschrieben sind die beiden letzten, die Trostgedichte in ebenso wundervoller Fraktur, wie der Dante in einer herrlichen Antiqua.

Als das Werk „Ein Jahrhundert München" bei Franz Hanfstängl zum erstenmale erschien, waren wir alle von diesen zeitgenössischen Bildern und Dokumenten entzückt. Es war für uns Münchner das Weihnachtsbuch des Jahres 1919, wie „Als Herre Krist geboren ward", von dem gleich die Rede sein soll, das Buch der Weihnacht 1920 war. Wir hatten noch die grauenhaften Tage der Räterepublik in frischer Erinnerung, und so überkam uns angesichts dieses Bandes über das gemütliche München 1800 bis 1900 ein schwer zu beschreibendes Heimweh wie nach einem verlorenen Paradies. Nun ist die zweite Auflage da, und sie ist ein ganz neues Buch: Das Bessere war auch hier der Feind des Guten, neue Quellen flossen, seltene Blätter wurden zugänglich, an Abbildungen allein hat die 2. Auflage um über 100 mehr als die erste. Für jeden, der das München vor dem Kriege gekannt und gern gehabt hat, eine köstliche Erinnerung. (Preis Halbleinen 80, Ganzleinen 90 Mark.)

Der vorhin erwähnte Band Als Herre Krist geboren ward war das schönste Buch der Weihnacht 1920, und als Weihnachtsbuch ist er heute noch nicht übertroffen (Preis 96 Mark). Er enthält die schönsten Marien-, Verkündigungs-, Krippen- und Kindheitsbilder der Altdeutschen und Altniederländer in vorzüglicher Wiedergabe, als Text mittelalterliche Volks- und Kirchenlieder, Predigten, Mystiker. Die Ausstattung ist liebevoll bis ins Feinste. Die herrlichen gotischen Initialen Beringers, die Umrahmungen nach Dürers Ge-

Digitized by Google

betbuch des Kaisers Maximilian, alles wirkt zusammen, aus diesem Weihnachtsbuche ein Schmuckkästchen zu machen.

Die heurige Weihnachtsüberraschung der Gesellschaft für christliche Kunst ist eine Veröffentlichung Cajetan Oßwalds über den Malerpoeten Matthäus Schiestl (120 Textbilder, 12 farbige, 10 zweifarbige ganzseitige Einschaltbilder, Preis 96 Mark). Dieser im Salzburgischen geborene, im Fränkischen aufgewachsene Maler ist ein Künstler nach dem Herzen des Volkes, so deutsch und herzlich, daß man ihm nicht mehr kritisch gegenübersteht, sondern sich nur aufrichtig freut, daß in dieser kalten, frechen, gemeinen Zeit noch so holdselige Sachen gemalt werden. Ein Buch wie geschaffen fürs deutsche Haus.

Ein andres Bilderwerk, das uns sehr lieb ist, legt der Delphin-Verlag vor: „Münchener Landschafter im 19. Jahrhundert" (81 meist ganzseitige Abbildungen, Pappband 80 Mark). Der Text stammt von dem Spitzweg- und Feuerbach-Forscher Uhde-Bernays. Das Werk ist eine sehr ernste und kritische Darstellung dessen, was die Münchener Landschafter des 19. Jahrhunderts erstrebt und nicht erstrebt, erreicht und nicht erreicht haben. Alle bedeutenden Landschafter von Kobell und Wagenbauer über Rottmann und Schleich bis zu Toni Stadler, Fritz Baer und Karl Haider werden darin teils besprochen, teils gewürdigt. München ist eine merkwürdige Stadt im Künstlerischen. „Letzten Endes", wie jetzt jeder Fortbildungsschüler sagt, macht es den Malermodenschwindel nicht mit und steht dem aufgeregten Getue der Kunstjobber mit der Geberde des Götz von Berlichingen gegenüber. Erst neulich war wieder so ein Kunstreisender mit seinem expressionistischen Musterkoffer bei uns und tat — ogottogottogott! — erstaunt, daß wir so rückständig seien. „Am Rhein, sehen Sie, den ganzen Rhein entlang" — — —. Mir san an der Isar.

Ein köstliches Seitenstück zu dem schönen Bande von Uhde-Bernays, alles andere als eine Konkurrenz, völlig anders und selbständig angelegt nach Text und Bildern, gerade deshalb die unentbehrliche Ergänzung dazu, zugleich aber auch zu dem vorhin erwähnten „Jahrhundert München": „Die Entdeckung der Münchner Landschaft" von G. J. Wolf (Hanfstängl, geb. 135 Mark). Der Begriff Münchner Landschaft dieses Buches reicht vom Königs- bis zum Eibsee, vom Watzmann bis zur Zugspitze, und die Texte vom 18. Jahrhundert bis ins 20. Es wäre falsch, die beiden Bücher gegeneinander auszuspielen. Freuen wir uns im Gegenteil, daß wir uns an beiden freuen können, und daß jedes das unerschöpflich schöne Thema so unabhängig behandelt.

Wir denken noch an die Zeit zurück, da der Isenheimer Altar in der Alten Pinakothek aufgestellt war. Das bleibende Ergebnis dieses vorübergehenden Aufenthaltes sind mehrere Mappenwerke unserer größten Verlage. Das Mathias Grünewald-Werk des Furcheverlags (10 mehrfarbige, 21 einfarbige Wiedergaben, Halbleinen 80 Mark) legt das Hauptgewicht trotz der vorzüglichen Reproduktionen auf die Erkenntnis durch den Text. Dieser Text, der von Wilhelm Niemeyer stammt, ist in der Tat eine in jeder Beziehung außerordentliche Leistung. Wie hier versucht wird, jede einzelne Tafel des großen Altarwerkes mit Worten nachzuschaffen, wie das spezifisch Grünewaldische herausgearbeitet wird, das ist schon als Leistung deutscher Prosa erstaunlich, als Einführung in das Isenheimer Altarwerk wohl das beste, was für ein größeres Publikum in Betracht kommt.

Manchmal wird einem angesichts des heutigen künstlerischen Bolschewismus ganz schlecht. Dann wirkt eine kurze Lesung im Flörke wie ein Glas Kognak. Das Böcklinbuch Flörkes, jahrelang vergriffen, ist wieder zu haben (München, Bruckmann 36 Mark): einseitig, prachtvoll einseitig, aber ungeheuer anregend.

Veröffentlichungen über Rembrandt: Rembrandts Handzeichnungen, I. Band (Hermann Freise's Verlag, Parchim i. M.) glänzende Wiedergaben von 56 der bedeutendsten Zeichnungen des Rijksprentenkabinetts Amsterdam. — Bei Hugo Schmidt, München, erscheint die Rembrandt-Bibel, das Alte Testament liegt fertig vor, vom Neuen der erste Teil. Alles, was von Rembrandt an Zeichnungen, Gemälden und Stichen zur Bibel vorhanden ist, wird in diesem Werke veröffentlicht, mit den dazugehörigen Texten der Heiligen Schrift. Ohne Zweifel ein ganz ausgezeichneter Gedanke. Professor Brebt überwacht Auswahl und Ausführung. Der Preis (etwa 54 Mark das ganze Werk) ist äußerst niedrig.

Ein nicht nur für die Jugend, für die es zunächst bestimmt ist, sondern auch für Erwachsene anregendes Buch ist der bei Bong erschienene Band „Gemälde und ihre Meister,

Digitized by Google

die unsere Jugend kennen sollte". Es behandelt 48 Gemälde von Giotto an bis Leibl und Segantini, und enthält 48 Wiedergaben, darunter 8 farbige. Wenn es Erwachsene gibt, die am liebsten der Entente unsere alten Meister um einen Pappenstiel hinschmeißen, damit Platz für ihr bolschewistisches Geschmier in der Galerie wird, so ist es wünschenswert, daß wenigstens das kommende Geschlecht im Geiste des Respekts vor den alten Meistern erzogen wird, und dazu kann dieses kleine Buch treffliche Dienste leisten.

Bücher für die Jugend. Das Angebot ist überschwemmend, das Gute spärlich, aber immer noch soviel, daß kein Mensch Zeit hätte, alles zu nennen. Ich nenne nur ganz wenig, aber dafür bürge ich, daß es lauter gute, brauchbare Bücher sind.

Die Bücher des Verlags Thienemann, Stuttgart, schätze ich sehr. Als das schönste Knabenbuch empfehle ich, wie im Vorjahre: Leopold Weber, Asgard, Die Götterwelt unserer Ahnen (16.50 Mark), die beste mir bekannte künstlerische und doch jedem Knaben verständliche Einführung in die Edda. Für Mädchen: Helene Raff, Regina Himmelschütz, eine Geschichte aus den bayerischen Bergen (16.50 Mark).

Sehr nett, vor allem auch mit reizenden Zeichnungen geschmückt ist „Märchenfäden" von Hildegard Nusser-Stavenhagen (Berlin, Max R. Hoffmann). Die Geschichten bilden mit feiner Phantasie Motive aus unseren bekanntesten Märchen weiter.

Ganz ausgezeichnet sind die bei Gerhard Stalling in Oldenburg herausgegebenen 2 Jugendschriften: Miguel de Cervantes, Don Quixote; und Will Vesper, Gute Geister. Der Don Quixote ist von Hans Pape famos illustriert (28 Mark gebunden). Auch die Bilder zu „Gute Geister" (20 Mark) passen zu diesen für ältere Kinder vorzüglich geeigneten Märchen, Gleichnissen und Legenden.

Ich warne alle Bücherkäufer, sich unter keinen Umständen Bücher aufschwätzen zu lassen, die bolschewistisch illustriert sind. Das ginge uns grad noch ab, daß der kubistische, futuristische usw. Unfug noch die Jugendliteratur infizierte! Kaufe niemand das Zeug, dann bleibt es liegen, und die Verleger überlegen sichs dann, ob sie nochmal so etwas machen!

In Bilderbüchern leistet die Firma Hegel & Schade Hervorragendes. Ihre 2 schönsten, überhaupt wohl die schönsten deutschen Bilderbücher sind: Georg Scherers Deutsches Kinderbuch (15 Mark), und Die schöne alte Zeit (20 Mark). Beide illustriert von Ludwig Richter, Oskar Pletsch u. a. Man verlange vor allem diese beiden, sie gehören in jedes Haus. Von den diesjährigen Veröffentlichungen der Firma nenne ich die beiden Aufstellbücher und Ausmalspiele „Der Bahnhof", und „Der Gutshof" (je 12 Mark); die schöne Sammlung Elbsagen (17.50); und Esselborn, Wie Hannen-Peterle ein Mann wurde (16.—).

Ein prächtiges Knabenbuch ist „Auf großer Safari mit treuen Askari" von Reinhard Röhle (Union Deutsche Verlagsgesellschaft), ein Buch, in dem die uns gestohlenen ostafrikanischen Kolonien wieder lebendig werden, mit Romantik und Humor geschildert, wie es Knaben mögen, Abenteuer, auch kriegerische, aber durchaus nicht zuviel, ergötzliche Vorkommnisse, Spannung, Land und Leute.

Das bei Bruno Cassirer erschienene Klein-Irmchen, ein Kinderliederbuch von Christian Morgenstern, mit Zeichnungen von Josua Leander Gampp (35 Mark) ist etwas vom Hübschesten, was uns seit langer Zeit untergekommen ist.

Ein wirklich künstlerisches Bilderbuch ist ABC im Walde, Verlag Offenstadt & Fellheimer, Nürnberg (20 Mark), mit guten Versen und stimmungsvollen Bildern.

Ausgezeichnet für kleine Kinder ist „Schweinchen schlachten", Verlag Gerhard Stalling (20 Mark), lauter kurze Verslein, viele alte dabei, kindliche Bilder.

Zuguterletzt: Fröhliche Kindheit: Bilder von Ludwig von Zumbusch, Text von Fritz von Ostini (München, Georg W. Dietrich, 60 Mark); muß man zu diesen beiden Namen noch ein Lob hinzufügen?

Josef Hofmiller.

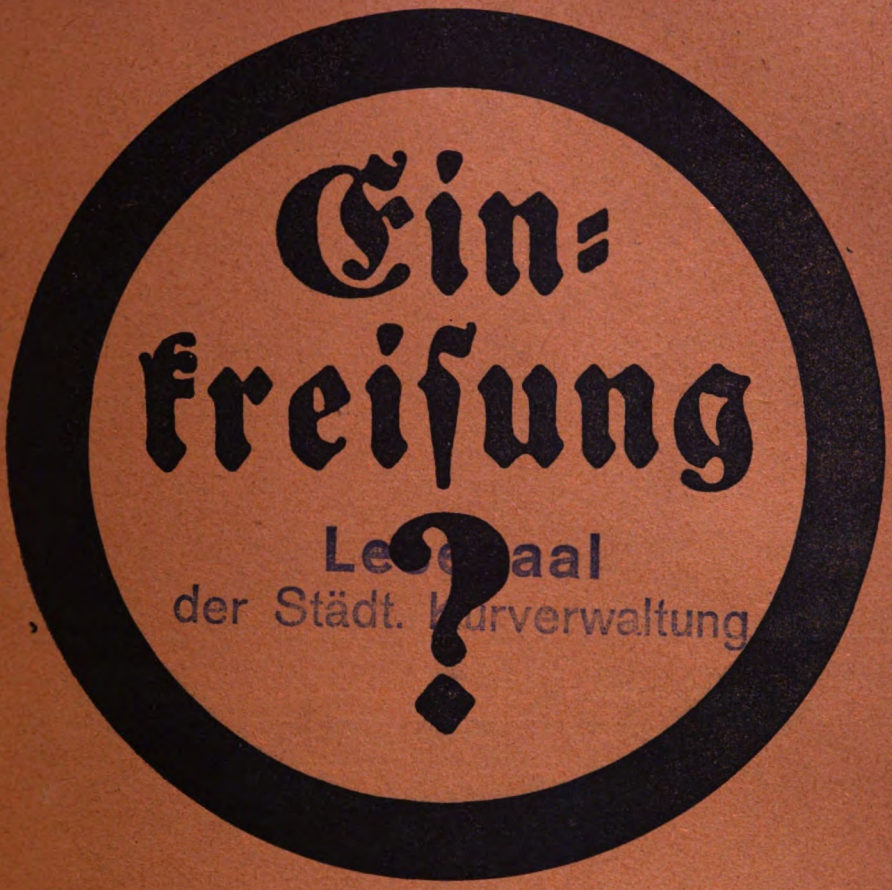
Redaktionell abgeschlossen am 26. November 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen auszugsweise bei genauer Quellen- und Preisangabe gestattet. Druck: F. Bruckmann A. G., München. Buchbinderarbeiten: Grimm & Bleicher, München. Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

12. Jan. 1922

Aus den Akten der russischen Diplomatie



Lesesaal
der Städt. Kurverwaltung

Von
B. von Siebert
bis zum Krieg Sekretär der russischen Botschaft in London

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite IV

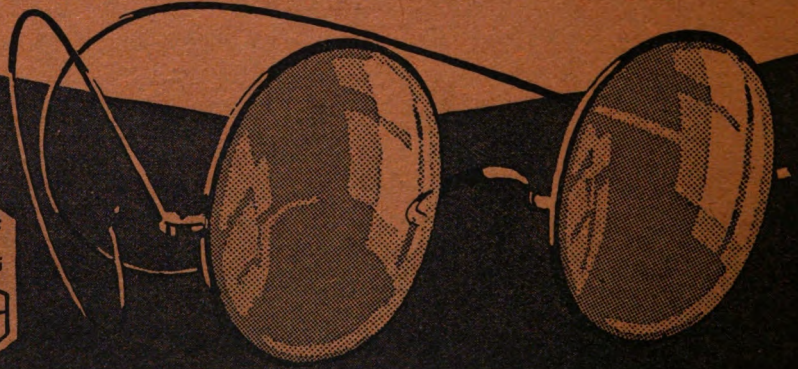
Süddeutsche Monatshefte
Preis M. 5.50
Vierteljahrspreis M. 15.–
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München
Januar 1922

Digitized by Google

Zeichnung von Th. Th. Heine.

ZEISS Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete, für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser richtig zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen u. Kneifer Zeiss Punktalgläser ein.



Druckschrift Punktal 5 kostenfrei

CARL ZEISS JENA

Digitized by Google

LEIPZIGER FRÜHJAHRSMESSE

Allgemeine Mustermesse und Baumesse
vom 5. bis 11. März 1922
Technische Messe vom 5. bis 14. März 1922

Der Zentralmarkt für den internationalen Warenaustausch

Für Aussteller und Einkäufer gleich wichtig.

BEGINN DER HERBSTMESSE AM 27. AUGUST 1922.

Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen

MESSAMT FÜR DIE MUSTERMESSEN IN LEIPZIG

JOHANNES TZSCHICHHOLD

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Januar 1922

Einkreisung?

Von

Benno von Siebert,

bis zum Krieg Legationssekretär an der russischen Botschaft in London

Seite

Einleitende Bemerkungen 185
Österreich-Ungarn, Rußland und der Balkan 187
Italiens Verhältnis zur Entente 195
Veränderung der Weltlage durch die anglo-russische Konvention über Persien . . . 199
Der ferne Osten 206
Wirtschaftliche Hemmungen 208
Die Londoner Botschafterkonferenz 1912/13 212
Schlußbetrachtungen 224

Rundschau:

Neue Bücher / Von Dr. Josef Hofmiller . . . 228
Deutsch oder lateinisch? 231
Eine Geschichte des französischen Großen Hauptquartiers / Von Dr. Friedr. Wilh. Freih. v. Bissing, Prof. a. d. Universität München 231
Zur geistigen Einkreisung / Von Geheimrat Professor Dr. Georg Wolfram, ehemals Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg 238

Friedrich von Gentz

Staatsschriften und Briefe

Auswahl in 2 Bänden / Herausgegeben von Hans von Eckardt

Mit zahlreichen Bildbeilagen und bisher unveröffentlichten Briefen. Geh. 100 M., geb. 120 M

Erster Band

Friedrich von Gentz in der Zeit deutscher Not (1799–1813)

*

Zweiter Band

Friedrich von Gentz und die deutsche Freiheit (1815–1832)

„Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen! — In diesem Zeichen ist die Ausgabe gemacht worden, wird sie ihren Weg finden ins deutsche Volk.

Der deutsche Staatsgedanke

Eine Sammlung / Begründet von Arno Duch

Bisher erschienen:

1. Reihe: Führer und Denker

Von den Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen. Hrsg. Prof. Dr. P. Joachimsen. Justus Möser. Hrsg. Prof. Dr. Karl Brandi. Fichte. Hrsg. Prof. Dr. O. Braun. Freiherr vom Stein. Hrsg. Dr. Hans Thimme. Arndt. Hrsg. Reichsarchivdirektor Müsebeck. Görres. Hrsg. Arno Duch. 2 Bände. Radowitz. Hrsg. Prof. Dr. Fr. Meinecke. 1848. Hrsg. Archivdirektor P. Wentzcke. 2 Bände.

2. Reihe: Die Parteien und der Staat.

Politischer Katholizismus. Hrsg. Prof. Dr E. Bergsträsser. 2 Bände.

3. Reihe: Deutsche Probleme.

Großdeutsch = Kleindeutsch. Hrsg. Prof Dr. Rapp.

Jeder Band geheftet 20 bis 30 Mark, gebunden 26 bis 36 Mark.

Man verlange illustrierten Prospekt

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

DREI MASKEN VERLAG · MÜNCHEN

Digitized by Google

Einleitende Bemerkungen.

Schuld und Öffentlichkeit.

„Schuldfrage" — welch eine Gedankenfülle in einem einzigen Worte! Ursprünglich handelt es sich um ein Gefühl des Entsetzens beim Ausbruch der Weltkatastrophe, welche von der Gesamtheit als ein an unserem Menschentum begangenes „Verbrechen" empfunden wird. Aber alsbald versteht es die Propaganda der einen Mächtegruppe, ihre Tätigkeit mit genialem Scharfblick auf dieses allgemein verbreitete Gefühl einzustellen und die „Schuld" an diesem Verbrechen dem Gegner zuzuschieben: einerseits um die eigenen nationalen Leidenschaften zu jenem fanatischen Paroxysmus emporzupeitschen, der allein ein Durchhalten bis zum endgültigen Erfolge gewährleistet, andererseits um einen moralischen Rechtstitel für die unerhörten Bestimmungen des angestrebten Friedens zu erfinden, welche sich im 20. Jahrhundert mit einem — weitaus ehrlicheren — „Wehe den Besiegten" nicht mehr gut hätten begründen lassen. Und endlich — Aufbäumen des vergewaltigten Gerechtigkeitssinnes bei den Neutralen und Selbsterhaltungstrieb eines um Existenz und Zukunft ringenden Volkes.

Je mehr sich nun aber die Bedeutung der Schuldfrage durchsetzt und je öfter dieser Ausdruck in der praktischen Politik des täglichen Lebens wiederkehrt, um so größer auch die Gefahr, daß dieses Wort zu einem Begriff erstarrt, daß die hinter ihm stehende Gedankenwelt verblaßt, das ihm zugrunde liegende Bild sich verdunkelt — kurz, daß der Sinn der Schuldfrage von den breiten Schichten nicht mehr lebendig begriffen wird, sondern zum Schlagworte herabsinkt.

Die These von der Alleinschuld Deutschlands ist in Art. 231 des Versailler Vertrages und im Ultimatum vom 16. Juni 1919 enthalten.

Wie soll man sich nun eine Revision des Schuldspruches der Versailler Machthaber, die ja Ankläger und Richter in einer Person gewesen, vorstellen? Selbst wenn die zurzeit bestehenden Rechtsbeziehungen der einzelnen Staaten zueinander in absehbarer Zukunft einer so umwälzenden Veränderung unterworfen werden könnten, daß, analog der formellen Verurteilung Deutschlands, jetzt eine formelle Kassation dieses Urteils oder eine formelle Freisprechung durch eine besondere Instanz in den Bereich einer denkbaren Möglichkeit gerückt würden, so dürfte dieses neue Urteil doch wohl nur insoweit in moralischer und politischer Hinsicht praktische Bedeutung erlangen können, als es von der öffentlichen Meinung aller Kulturstaaten angenommen und dadurch die bisherigen von der Kriegspropaganda großgezogenen, mehr oder weniger ehrlichen Anschauungen über die wahren Ursachen des Krieges richtiggestellt werden würden. Letzten Endes wird also die Schuldfrage nicht von Politikern, Geschichtsschreibern oder Richtern, sondern von den breiten Massen der Öffentlichkeit entschieden werden. Nicht ein kleiner Kreis zünftiger Diplomaten oder Fachwissenschaftler, nicht eine geheime Feme, sondern öffentliche Schöffen werden das endgültige Urteil fällen.

Mag nun ein derartiger Ausblick für alle diejenigen, deren Denken sich in den Bahnen des Glaubens an einen absoluten geschichtlichen Fortschritt bewegt — ich für meine Person kann diese optimistische Geschichtsauffassung nicht ohne weiteres teilen — auch etwas Beruhigendes haben, so besteht doch gerade für Politiker und Historiker die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, durch wissenschaftliche Vorarbeiten die öffentliche Meinung in den Stand zu setzen, nationale, aber auch parteipolitische Voreingenommenheiten zu überwinden, die äußerst verwickelten Ideenverbindungen der Vorkriegspolitik zu erfassen, sich auf Grund des Urkundenmaterials ein eigenes Urteil über die in Frage kommenden Geschehnisse zu bilden. Wird diese Vorarbeit in objektiver Weise geleistet, ließe sich namentlich mit der Zeit auch eine Wechselwirkung und gegenseitige Befruchtung mit analogen Bestrebungen im Auslande erzielen, so würde in der öffentlichen Meinung aller Kulturstaaten, d. h. aller solcher, die diese Bezeichnung überhaupt noch verdienen, die geschichtliche Entwicklung, die zum Weltkrieg hat führen müssen, sich in einem klaren, selbständig erschauten, und doch durchaus einheitlichen Bilde kristallisieren.

Aber wir müssen uns Rechenschaft darüber geben, daß wir mit starren Theorien oder dem alleinigen Sammeln urkundlichen Tatsachenmaterials, so nützlich dieses auch als Baustein zur Wiederaufrichtung der historischen Wahrheit sein möge, nicht zu dem erstrebten Ziele gelangen können. „Diplomatische Aktenstücke und Volksaufklärung" nennt Prof. Karo eine in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 16. September 1921 erschienene Abhandlung, in

Digitized by Google

der er anläßlich des von mir herausgegebenen Quellenwerkes zum Studium der Ententepolitik [1]) darauf hinweist, daß Dokumente an sich eines der untauglichsten Mittel zur Volksaufklärung sind und daß der Laie das Recht hat, zu fordern, daß aus der Fülle des Stoffes das Wichtigste klar, knapp und eindringlich hervorgehoben werde.

Meinerseits kann ich mich dieser Ansicht nicht nachdrücklich genug anschließen. Das obenerwähnte, von mir herausgegebene diplomatische Quellenwerk möchte ich als die Struktur der Ententepolitik der letzten fünf Vorkriegsjahre bezeichnen. Mehr beansprucht es nicht zu sein — aber auch nicht weniger. Denn mag auch der eine oder andere Teil noch fehlen, im Laufe der Zeit wird auch er vielleicht noch hinzugefügt oder von der geschichtlichen Forschung „rekonstruiert" werden können. Aber an den großen Linien, so wie sie jetzt bereits feststehen, wird dadurch nichts mehr geändert werden können. Es handelt sich darum, diesem Gerüst Seele und Form zu geben, in die Tiefe zu schürfen, den Sinn der sich aus den veröffentlichten Dokumenten ergebenden Tatsachen klarzustellen: Diese letzteren dürfen nicht als für sich bestehende, nur dem Kausalitätsprinzip unterworfene Einzelheiten aufgefaßt werden; die Tatsachen der geschichtlichen Erkenntnis sind „Beziehungen" im Spenglerschen Sinne, meist nicht auf den ersten Blick erkennbar, für den Laien oft eine Geheimsprache redend. Hier also muß die oben skizzierte objektive und wissenschaftliche, aber doch popularisierende Vorarbeit einsetzen.

Was heißt „Einkreisung"?

Der Aufforderung des Herrn Herausgebers der Monatshefte Folge leistend, will ich auf den folgenden Seiten den Versuch machen, einige Tatsachen, so wie sie aus den von mir veröffentlichten und weiteren, hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit gelangenden Aktenstücken ergeben, in ihren „Beziehungen" zu einem der Grundprobleme der Vorkriegsgeschichte, dem der Einkreisung Deutschlands, zu untersuchen. Denn in der Tat ist dieses Problem für die Beurteilung der Schuldfrage von entscheidender Bedeutung. Das Wort „Einkreisung" selbst hat leider mit der Zeit etwas Abgegriffenes, fast Triviales erhalten und gibt den ihm zugrunde liegenden Gedankengang nur unvollkommen wieder. Und es ist wohl der Unklarheit des Ausdrucks mit zuzuschreiben, daß gerade in dieser Frage die Meinungen der beiden Gegner so weit auseinandergehen: das Bestehen machiavellistischer Einkreisungsabsichten schon lange vor dem Kriege wird von der einen Seite ebenso leidenschaftlich bestritten, wie von der anderen behauptet. Ich glaube auch nicht, daß es, im jetzigen Zeitpunkte wenigstens, für die Klärung der öffentlichen Meinung und der dadurch beabsichtigten Entgiftung der internationalen Beziehungen förderlich wäre, die Frage in dieser Form zur Diskussion zu stellen. In den nachfolgenden Betrachtungen soll daher das Moment der Absicht gänzlich ausgeschaltet werden und will ich mich ausschließlich auf den Boden nicht abzuleugnender Tatsachen stellen. Für unsere Zwecke genügt es, das „Einkreisungsproblem" folgendermaßen zusammenzufassen: Hat die Entente in ihrer zwangsläufigen Entwicklung zur politischen Isolierung Deutschlands und zur Hemmung seiner wirtschaftlichen Entwicklung geführt oder nicht? Und wenn wir berücksichtigen, daß allein das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes den allgemeinen Frieden unseres Kontinents so lange hat gewährleisten können, so gewinnen wir zur Beurteilung der Ursachen, die zum Kriege geführt haben, einen einwandfreien und durchaus vorurteilslosen Ausgangspunkt, wenn wir untersuchen, ob in den letzten Jahren vor dem Kriege die politische und militärische Erstarkung des Ententeblockes bereits soweit vorgeschritten war und sich noch weiter entwicklungsfähig zeigte, daß das Axiom des europäischen Gleichgewichtes hinfällig wurde und damit auch der Eckpfeiler der Erhaltung des europäischen Friedens in sich selbst zusammenbrach.

Ganz abgesehen von dem sich immer enger gestaltenden Verhältnis der drei Verbandmächte England-Frankreich-Rußland — einem Verhältnis, das 1914 einem Bündnisse gleichkam, auch ohne daß dasselbe in formalen Abmachungen erschöpfend zum Ausdruck gebracht worden wäre — tritt diese allgemeine Tendenz der Ententepolitik, ob bewußt oder unbewußt bleibe wie gesagt dahingestellt, in einer ganzen Reihe praktischer politischer Tagesfragen deutlich in Erscheinung und diese sollen in den folgenden einzelnen Abschnitten an der Hand meines Urkundenmaterials kurz geschildert werden.

Neue Urkunden.

Mehrere neue Urkunden sollen hierbei zum ersten Male Verwendung finden. In diesen Rahmen will ich auch eine Darstellung der für die allgemeine europäische Politik wichtigsten Phasen der Londoner Botschafterkonferenz 1912/13 einfügen und zwar ausschließlich auf Grund bisher unveröffentlichter Dokumente.

[1]) Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin und Leipzig, 1921.)

Digitized by Google

Österreich-Ungarn, Rußland und der Balkan.

Fürst Bismarck hatte die große Gefahr, die ein Erstarren des europäischen Bündnissystems für die Erhaltung des europäischen Friedens bedeuten würde, erkannt, und sein Bestreben stets darauf gerichtet, diesem System eine gewisse Elastizität zu bewahren. Seine Bündnispolitik der achtziger Jahre wird ausschließlich von diesem Gesichtspunkte aus geleitet und auf diese Erwägung ist auch der Abschluß des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages vom Jahre 1887 zurückzuführen. Dadurch, daß Deutschland und Rußland sich „wohlwollende Neutralität" in genau bestimmten Fällen zusagten, hat Bismarck damals der Möglichkeit eines Bruches zwischen Österreich-Ungarn und Rußland vorgebaut. Als im Jahre 1908 die Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn die Beziehungen zwischen der Donaumonarchie und dem Zarenreiche einer äußersten Belastungsprobe unterwarf, hatte sich bereits in Europa eine verhängnisvolle Wandlung vollzogen. Das elastische System.

Der russische Außenminister Iswolsky schrieb an den russischen Botschafter in Paris am 5. November 1908[1]): Die Erstarrung.

„In der allgemeinen europäischen Situation hat sich eine radikale Veränderung vollzogen; unter dem Einfluß von politischen, ich möchte sogar sagen, historischen unabwendbaren Notwendigkeiten haben sich die Mächte in zwei verschiedene Gruppen geteilt: auf der einen Seite Deutschland und Österreich-Ungarn — auf der anderen Rußland, Frankreich und England. Italien, durch den Dreibund gebunden, aber gleichzeitig sich zu Frankreich und zu uns hingezogen fühlend, scheint zu zögern; die Türkei wird sich auf die Seite derer stellen, die ihr neues Regime zu stützen verstehen und ihr eine uninteressierte Freundschaft zeigen. Diese neue Situation bietet uns gewiß große Vorteile, was Macht und Sicherheit anbelangt, aber sie enthält auch große Gefahren."

Damit ist die europäische Bündnispolitik endgültig in die Erstarrungsphase eingetreten. Ausgleichende, vermittelnde Wechselbeziehungen zwischen einzelnen Nationen, die verschiedenen Mächtegruppen angehören, gestalten sich immer schwieriger. Eine mäßigende Einwirkung auf den Bundesgenossen muß der Rücksichtnahme auf das kompakte Zusammenhalten der gemeinsamen Politik untergeordnet werden. In der Ententepolitik tritt diese zwangsläufige Entwicklung deutlich in Erscheinung. Machtzuwachs ist ihre Losung und zwei Wege führen zu diesem Ziele: Vermehrung der eigenen Kräfte und Schwächung der des Gegners. **Die Erhaltung des europäischen Friedens, der eigentliche Sinn des europäischen Bündnissystems, tritt immer mehr in den Hintergrund, sinkt zur belanglosen, wenn auch besonders häufig wiederkehrenden Phrase der diplomatischen Umgangssprache herab, vornehmlich zur Beruhigung der öffentlichen Meinung dienend.** Die Doppeltendenz der Entente.

Diese Doppeltendenz der Entente findet besonders prägnanten Ausdruck in ihren Beziehungen zu den beiden Bundesgenossen Deutschlands. Während Italien immer mehr vom Dreibunde abgezogen und der Ententekoalition angegliedert wird, wendet man Österreich-Ungarn gegenüber das entgegengesetzte Verfahren an, und zwar ist Rußlands Balkanpolitik der Hebel, der gegen Österreich-Ungarn angesetzt wird.

Die Grundlinie der russischen Politik Österreich-Ungarn gegenüber ist, was Klarheit und Präzision anbelangt, ein Muster moderner zielbewußter Diplomatie und, seit 1908 festgelegt, wird dieselbe von der russischen politischen Leitung mit unbeirrbarer Konsequenz durchgeführt. In der nachbismarckschen Periode bildete das Mürzsteger Abkommen des Jahres 1903 den letzten Versuch, eine Parallelität der russischen und österreichisch-ungarischen Interessen auf dem Balkan herzustellen. Als sich der k. u. k. Außenminister Baron Ahrenthal im Jahre 1908 zur Proklamation der Annexion Bosniens und der Herzegowina entschloß, hat er der Monarchie keine neuen Gebiete zugeführt, sondern nur einem schon tatsächlich bestehenden Zustande formelle Sanktion gegeben. Einen derartigen Schritt mag Ahrenthal im Hinblick auf die soeben vollzogene jungtürkische politische Umwälzung in Konstantinopel für unaufschiebbar gehalten haben — jedenfalls bedeutete er aber einen unheilbaren Bruch mit Rußland, das sich durch das einseitige Vorgehen des Wiener Kabinettes für benachteiligt erklärte

[1]) Dipl. Akt. S. 71.

Digitized by Google

und sich seinerseits vollkommene Handlungsfreiheit auf dem Balkan vorbehielt. Dieser Bruch nahm einen so schroffen Charakter an, daß sogar die üblichen Formen des diplomatischen Verkehrs zwischen den beiden Kabinetten aufgehoben wurden. Es ergaben sich jedoch hierdurch für die Behandlung der laufenden politischen Angelegenheiten so große Unzuträglichkeiten, daß auf Ahrenthals Initiative im März 1910 die normale Tätigkeit der beiderseitigen diplomatischen Vertreter wieder hergestellt wurde, nachdem beide Kabinette dem Grundsatz der Erhaltung des bestehenden Zustandes auf dem Balkan zugestimmt hatten. Eine wirkliche Aussöhnung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland hat aber auch im Jahre 1910 nicht stattgefunden und soweit letzteres in Betracht kam, hat sich Iswolsky absichtlich mit einer Fassade, der rein formalen Aufnahme der diplomatischen Beziehungen, begnügt. Welches der wirkliche Standpunkt Rußlands ist, erhellt unter anderm aus folgenden Auszügen aus der damaligen russischen diplomatischen Korrespondenz: Als dem russischen Botschafter in Paris, dem in Orientfragen ganz besonders kompetenten Nelidow, von den mit Wien auf der Basis der gegenseitigen Anerkennung des bestehenden Zustandes auf dem Balkan, schwebenden Verhandlungen Mitteilung gemacht wurde schrieb der Botschafter am 3. Februar 1910 an den Außenminister Iswolsky [1]):

„Eine derartige Übereinkunft, für eine bestimmte Anzahl von Jahren geschlossen, ließe den Balkanstaaten vollkommene Freiheit, sowohl was ihre innere Entwicklung, als auch ihre gegenseitigen Beziehungen anbelangt, welche letztere sie in jeder Weise weiter ausbauen könnten. Gleichzeitig wäre Rußland in den Stand gesetzt, in aller Sicherheit seine militärischen Kräfte auszubilden und sich für Ereignisse vorzubereiten, die nicht vermieden werden können. Unterdessen würde die weitere Entwicklung des ottomanischen Reiches klarer zutage treten, die dortigen Probleme würden reifen und wir könnten den vorauszusehenden Ereignissen besser gerüstet entgegentreten."

Im Zusamenhang mit diesen Verhandlungen seien auch noch folgende zwei Telegramme angeführt [2]):

Telegramm des russischen Gesandten in Belgrad Hartwig an den Außenminister Iswolsky vom 2. Februar 1910: „Die aus dem Ausland kommenden Nachrichten über eine bevorstehende Annäherung zwischen Rußland und Österreich haben hier ungeheures Aufsehen erregt. Die Agitation verschärft sich mit jedem Tage und ruft in politischen, administrativen und sozialen Kreisen große Beunruhigung hervor. In Zeitungsartikeln, sogar offiziellen, wird die Ansicht vertreten, daß im Falle einer Versöhnung der beiden Monarchien Serbien das Opfer sein wird, da es Österreich zur vollen Versklavung überlassen werden würde. Aus diesem Anlaß ist ein besonderer Ministerrat einberufen worden und man wendet sich an mich von allen Seiten mit ängstlichen Fragen. Ich glaube, es wäre nötig, einige beruhigende Erklärungen abzugeben, wenn Sie dies für möglich halten. In diesem Falle bitte ich, mich zu benachrichtigen, in welchem Sinne ich mich hier aussprechen kann."

Iswolsky antwortete telegraphisch am 4. desselben Monats:

„Ihr Telegramm vom 2. Februar erhalten. Unsere Verhandlungen mit Österreich müssen der serbischen Regierung gar keine Besorgnisse einflößen. Es handelt sich weder um eine Teilung in Interessensphären, noch in der einen oder anderen Form um die Rückkehr zum früheren Einverständnis, sondern nur um die Wiederaufnahme normaler diplomatischer Beziehungen zwischen den beiden Kabinetten. Unser hauptsächlichstes Ziel: die bestmögliche Erhaltung des status quo auf dem Balkan und die friedliche Entwicklung und Unabhängigkeit der Balkanstaaten. Sie können dies dem Belgrader Kabinett vertraulich mitteilen. Ich habe in diesem Sinne schon mit dem serbischen Gesandten gesprochen."

Ein interessantes Streiflicht auf die grundsätzliche Haltung Serbiens gegenüber der Möglichkeit einer österreichisch-russischen Verständigung in Balkanfragen — welche, wie man die Dinge jetzt überschauen kann, den Ausbruch des Weltkrieges vielleicht auch nicht verhindert, aber jedenfalls den Balkan als europäischen Brandherd ausgeschaltet haben würde — wirft

[1]) Dipl. Akt. S. 118. — [2]) Dipl. Akt. S. 120.

Digitized by Google

folgender Auszug aus dem Berichte des russischen Botschafters in Wien, N. Giers, vom 15. Februar 1911 [1]):

„Nachdem ich mit größter Aufmerksamkeit und Objektivität die Berichte unserer Vertreter in Sofia und Belgrad und auch unseres Geschäftsträgers in Konstantinopel gelesen habe, komme ich zu dem Schluß, daß alle aus geheimen Quellen geschöpften Nachrichten der serbischen Regierung nur unter Vorbehalt angenommen werden können. Die schwache Seite der Serben ist ihr beständiges Bedürfnis politischer Intrigen, eine Unmenge der unwahrscheinlichsten Nachrichten, die ausschließlich den Zweck verfolgen, keine guten Beziehungen Rußlands zu denjenigen Mächten zuzulassen, mit denen Serbien selbst in schlechten Beziehungen ist. Die ganze Atmosphäre Belgrads ist mit ungerechtfertigter Empfindlichkeit und Erregung gesättigt. Die serbische Regierung will nicht zulassen, daß Rußland auf irgendeiner Grundlage ein Übereinkommen mit Österreich abschließt; wenn nicht die serbische Regierung, so lenkt der serbische Generalstab unsere Aufmerksamkeit auf die allerverräterischsten Absichten Österreichs... Ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß ich ganz wie unser Geschäftsträger in Konstantinopel der Ansicht bin, wir müssen die Notwendigkeit, ein neues Abkommen mit Wien zu treffen, ernstlich ins Auge fassen, um soweit als möglich auf friedliche Weise unsere Interessen zu schützen. ...Ich habe nur die Verpflichtung, die Balkanintrigen unwirksam zu machen, die gegen ein solches Abkommen gerichtet sind und die uns leicht und gegen unseren Willen zu einem völligen Bruche mit Österreich führen könnten."

Ziel der russischen Balkanpolitik.

Die offizielle russische Politik, so wie sie von der Zentralstelle in Petersburg festgelegt und von den russischen Diplomaten in den Balkanhauptstädten vertreten wurde, hat jedoch die im Interesse der Erhaltung des Friedens gebotene wirkliche Verständigung mit Österreich-Ungarn nie in ihre Berechnungen einstellen wollen. In der Tat hätte auch eine derartige Verständigung der ganzen Tendenz der Politik Rußlands Österreich gegenüber widersprochen, deren Grundlinien folgende waren: Keine Verständigung mit Österreich, um selbst vollkommen freie Hand auf dem Balkan zu behalten; absolute Zurückweisung von Kompromissen und gegenseitigen Kompensationen, selbst wenn um den Preis gewisser Zugeständnisse an Österreich im westlichen Balkan die Zustimmung des Wiener Kabinetts zur Lösung der Meerengenfrage im russischen Sinne gewonnen werden könnte; Bindung der österreichischen Balkanpolitik durch internationale Garantie der Erhaltung des bestehenden Zustandes auf dem Balkan, so wie Rußland diesen bestehenden Zustand auffaßte (was dem Petersburger Kabinett auch in Paris und Rom gelungen ist, wie wir weiter unten sehen werden); hinter diesem gegen Österreich-Ungarn errichteten Damm sollen dann die Balkanstaaten erstarken, unter russischer Führung zu einem festen Blocke zusammengeschmiedet werden, um im historischen Augenblicke der Entscheidung des Balkan- resp. Meerengenproblems die ihnen vom Panslawismus zuerteilte Rolle gegen die Donaumonarchie spielen zu können.

Die Bestrebungen Rußlands, einen derartigen Block der Balkanstaaten ins Leben zu rufen, setzen bereits im März 1909 ein, hatten aber außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe der Zusammenschluß Serbiens und Bulgariens im März 1912, und Bulgariens und Griechenlands im Juni 1912 gelang. Wie groß diese Schwierigkeiten waren, wie systematisch aber auch die Arbeit der russischen Diplomatie, zeigt folgender Auszug aus dem Berichte des russischen Gesandten in Sofia an den russischen Außenminister vom 25. November 1910 [2]):

„...Aus der langen Reihe meiner Berichte weiß die kaiserliche Regierung, daß ich während einer dreijährigen Tätigkeit in Sofia nichts unterlassen habe, um aufrichtige und dauerhafte Beziehungen zwischen Bulgarien und Serbien herbeizuführen... Alle diese Versuche haben jedoch bis jetzt zu keinem praktischen Ergebnis geführt und man kann mit Sicherheit sagen, daß wir unter den jetzigen Verhältnissen auch jetzt keinen Erfolg in dieser Hinsicht werden erzielen können. Man muß nicht vergessen, daß die Bulgaren praktisch veranlagte Leute sind, und dem Ministerium wird bekannt sein, daß der jetzige bulgarische Ministerpräsident sich in der Politik als einen Realisten bezeichnet hat. Wenn man sich auf diesen Standpunkt

[1]) Dipl. Akt. S. 135 u. 136. — [2]) Dipl. Akt. S. 146 u. 147.

Digitized by Google

stellt, so muß ein Übereinkommen mit Serbien unnütz erscheinen. Es kann Bulgarien nichts geben, denn an und für sich kann es nicht dazu beitragen, Bulgarien die Verwirklichung seiner nationalen Aspirationen zu erleichtern... Unter solchen Umständen wird es nötig sein, die Politik Bulgariens sozusagen zu kanalisieren, wobei wir natürlich darauf Bedacht haben müssen, daß die Richtung, die wir der bulgarischen Politik zu geben suchen, im allgemeinen der serbischen entspricht. Soviel ich weiß, haben sich die serbischen politischen Führer endgültig auf Rußlands Seite gestellt und befinden sie sich folglich auch auf dem Wege einer Annäherung an Frankreich und England. Diese Formel müßte auch von Bulgarien angenommen werden. Zu diesem Zwecke wird es nötig sein, letzteres zu überzeugen, daß, indem es diese Formel annimmt, es sich damit auch die restlose Verwirklichung des nationalen Ideals zusichert... Aber um der Entwicklung der Dinge diese Richtung zu geben, ist es notwendig, daß auch wir die von uns zu verfolgenden Ziele genau umschreiben und die Mittel hierzu vorbereiten unter der Bedingung natürlich, daß unsere Politik, wie ich schon früher betont habe, einen ‚nationalen und slawischen' Charakter trägt. Wenn wir auf die eine oder andere Weise hier bewiesen haben werden, daß Rußland sich endgültig auf diesen Standpunkt gestellt hat, dann wird es leicht sein, eine Vereinigung der slawischen Balkanstaaten herbeizuführen, denn dann werden sie alle ein allgemeines, grundsätzliches Interesse daran haben. Aus diesem Grunde habe ich öfters darauf hingewiesen, daß die Einigung der Balkanvölker nur möglich ist, wenn Rußland die ganze Angelegenheit in seine eigenen Hände nimmt; im anderen Falle werden alle Bestrebungen zu keinem Ergebnis führen."

Über den Abschluß des Bündnisses berichtet der russische Außenminister Sasonow am 30. März 1912 folgendermaßen telegraphisch nach Paris und London[1]):

„Persönlich. Zwischen Serbien und Bulgarien ist mit unserem Wissen ein Bündnis abgeschlossen worden zu gegenseitiger Verteidigung und zum Schutze der gemeinsamen Interessen für den Fall der Veränderung des bestehenden Zustandes auf dem Balkan oder des Angriffes einer dritten Macht auf eine der vertragschließenden Parteien. Geschow und der serbische Gesandte in Sofia, Spalaikovitch, haben das Zustandekommen dieses Vertrages dem englischen Gesandten in Bulgarien, Ironside, mitgeteilt. Ich bitte Sie, einen Ihrer Ansicht nach richtigen Zeitpunkt zu benutzen, um Poincaré obiges mündlich zu seiner persönlichen Information mitzuteilen, indem Sie ihn auf die allerernsteste Weise darauf aufmerksam machen, daß der Abschluß des Bündnisses unbedingt geheimgehalten werden muß. Sie können hinzufügen, daß, da eine besondere Geheimklausel beide Seiten verpflichtet, die Ansicht Rußlands einzuholen, ehe sie zu aktiven Maßnahmen schreiten, wir der Ansicht sind, daß wir auf diese Weise ein Mittel in Händen haben, auf beide Staaten einzuwirken und daß wir gleichzeitig eine Schutzmaßregel getroffen haben, um uns der Erweiterung des Einflusses einer größeren Macht auf dem Balkan zu widersetzen."

Daß aber in Wirklichkeit diesem Bündnis noch weitaus größere Bedeutung beigelegt werden mußte, ergab sich bei Ausbruch des Balkankrieges im Herbste desselben Jahres. Dies ist u. a. aus folgenden Dokumenten ersichtlich:

Telegramm des russischen Botschafters in London an Außenminister Sasonow vom 21. Oktober 1912[2]): „Ich habe seinerzeit Nicolson ganz vertraulich von dem Abschlusse des serbisch-bulgarischen Bündnisses Kenntnis gegeben. Nicolson wußte bereits davon, wahrscheinlich durch das Pariser Kabinett. Er hat damals diese Konvention als gegen die Möglichkeit österreichischer Übergriffe gerichtet betrachtet. Er hat keine Bemerkung hinzugefügt und nur gesagt, daß er kein Zutrauen zu der Diskretion König Ferdinands habe und nicht erstaunt sein würde, wenn letzterer im geheimen dem Wiener Kabinett irgendwelche Mitteilungen hierüber zukommen ließe."

Auszug aus einem sehr vertraulichen Brief des Außenministers Sasonow an den russischen Botschafter in London vom 31. Oktober 1912[3]):

[1]) Dipl. Akt. S. 154. — [2]) Dipl. Akt. S. 552. — [3]) Dipl. Akt. S. 561 u. 650.

Digitized by Google

„In letzter Zeit hat der französische Außenminister in seinen Gesprächen mit Iswolsky wiederholt darauf hingewiesen, daß es ihm durchaus wünschenswert erscheint, Grey ausführlichere Mitteilungen über den Inhalt des serbisch-bulgarischen Bündnisses und über die Haltung Rußlands in dieser Frage zu machen... Sie können Grey sagen, die russische Regierung habe gewußt, daß Geschow seinerzeit durch Vermittlung des englischen Gesandten in Sofia dem Londoner Kabinett hierüber Mitteilung gemacht habe; es habe deshalb für Sie nicht die Notwendigkeit bestanden, mit Grey ausführlich über diesen Vertrag zu sprechen, um so weniger, als der letztere auf Wunsch der beiden interessierten Regierungen sehr geheimgehalten werden sollte. ...Als der Vertrag unterschrieben war und uns mitgeteilt wurde, haben wir vieles in ihm gesehen, was über die oben beschriebenen Ziele hinausging und was uns ernstliche Bedenken einflößen mußte. Aber das hauptsächlichste Ziel, den unnormalen Beziehungen zwischen zwei benachbarten und blutsverwandten Völkern ein Ende zu setzen, war erreicht. Dieses Resultat wollten wir durch Entgegnungen und Proteste nicht in Frage stellen. In diesem Vertrage war auch die Rolle Rußlands als des höchsten Schiedsrichters im Falle von Meinungsverschiedenheiten festgelegt worden. Man hat uns nicht gefragt, ob wir damit einverstanden sind, daß Rußland in einem bulgarisch-serbischen Vertrage erwähnt wird, aber wenn wir einen derartigen Vorschlag ablehnten, so mußten wir befürchten, die weitere Entwicklung der Politik der beiden Länder in einem unerwünschten Sinne zu beeinflussen. Diese Erwägungen haben uns veranlaßt, uns aller Entgegnungen zu enthalten."

Ohne die Bildung dieses Balkanblockes wäre der Krieg der vier Balkanstaaten Serbien, Bulgarien, Griechenland, Montenegro gegen die Türkei im Jahr 1912 kaum ausgebrochen, aus dem die Alliierten als Sieger mit einem ungeheuren Gebietszuwachs hervorgegangen sind. Die Teilung der Beute konnte jedoch nicht auf friedlichem Wege erfolgen und führte zum Kriege Bulgariens mit seinen früheren Verbündeten, denen sich auch noch Rumänien anschloß.

Bulgariens Opferung.

Es ist in der Öffentlichkeit bisher nicht bekannt geworden, daß dem Eintritt Rumäniens in den Krieg die Preisgabe Bulgariens durch Rußland vorausgegangen ist. Rußland war mit Bulgarien viele Jahre hindurch durch eine Militär-Konvention verbunden, welche beide Teile im Falle eines Angriffes zu gegenseitiger militärischer Unterstützung verpflichtete. Noch im Dezember 1912 hatte die russische Regierung es für nötig befunden, Rumänien eine Warnung zu erteilen und hatte darauf hingewiesen, daß die öffentliche Meinung es ihr nicht erlauben würde, im Falle eines bulgarisch-rumänischen Zusammenstoßes die Rolle eines unbeteiligten Zuschauers zu spielen. Jetzt aber hatte sich in der Politik des Petersburger Kabinettes in dieser Frage eine radikale Änderung vollzogen: man hatte wohl erkannt, daß ein allzu starkes Bulgarien unter Umständen für die Verwirklichung der russischen Balkanpläne ein ernstes Hindernis bedeuten könnte. Über diese entscheidende Wendung in der russischen Politik, welche das Schicksal Bulgariens im voraus besiegelte, berichtet Sasonow:

„Ein paar Tage vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten teilte der rumänische Gesandte in Petersburg mir mit, daß seine Regierung sich zum Eingreifen in einen eventuellen Krieg zwischen den ehemaligen Verbündeten werde entschließen müssen. Ich fragte, ob Rumänien nicht fürchte, daß in diesem Falle Bulgarien, nachdem es mit Serbien und Griechenland abgerechnet, sich gegen Rumänien wenden werde. Der Gesandte antwortete mit der Frage: ‚Welches würde dann die Haltung Rußlands sein?' Ich antwortete: ‚Unter den gegebenen Verhältnissen werden wir Bulgarien nicht beistehen.'"

Rumänien konnte sich nun ungefährdet gegen das von seinen früheren Bundesgenossen hart bedrängte Bulgarien wenden.

Dieser Übermacht mußte Bulgarien unterliegen und der mit so unendlicher Mühe gebildete Balkanblock zerfiel. Aber der ungeheure Machtzuwachs, mit dem die Serben aus diesem Kriege hervorgingen, und der Anschluß Rumäniens an Rußland einerseits, und an Serbien und Griechenland andererseits haben zu Beginn des Jahres 1914 das Ausscheiden Bulgariens mehr als wettgemacht und bedeuten eine weitere Verschiebung des Kräfteverhält-

Digitized by Google

nisses zu Ungunsten Österreich-Ungarns. Hierüber berichtet folgender Auszug aus einem Briefe des russischen Botschafters in Wien an Sasonow vom 3. April 1914[1]):

„... So beklagenswert auch der zweite Balkankrieg vom Standpunkte des Slawentums gewesen ist, so kann man doch nicht leugnen, daß das Resultat dieses Krieges, soweit die speziellen russischen Interessen in Frage kommen, für uns vorteilhaft gewesen ist. In der Tat, was wäre geschehen, wenn in Sofia beim Abschlusse des Waffenstillstandes mit der Türkei die Stimme der Vernunft gesiegt hätte und die bulgarische Regierung bereit gewesen wäre, die berechtigten Forderungen Serbiens hinsichtlich der Abänderung des zwischen ihnen bestehenden Vertrages und die völlig unberechtigten, aber verhältnismäßig bescheidenen Forderungen Rumäniens anzunehmen? Bulgarien wäre, was Ausdehnung seines Territoriums und Stärke seiner Bevölkerung anbelangt, der größte Balkanstaat geworden; Rumänien hätte sich beeilt, sich ihm zu nähern, wahrscheinlich auch die Türkei; und wenn schließlich auch noch eine Annäherung mit Österreich stattgefunden hätte — was ich stets für möglich gehalten habe, sogar noch vor dem Kriege mit Serbien — so würde sich auf dem Balkan ein uns feindlicher Block gebildet haben, der aus Österreich, Bulgarien, Rumänien und der Türkei bestanden hätte. Jetzt aber ist unter den obwaltenden politischen Bedingungen Österreich auf dem Balkan völlig isoliert, und jeder Versuch seinerseits, den bestehenden Zustand zu ändern, würde einen entschiedenen Widerstand von seiten des Blockes Rumänien, Serbien und Griechenland auslösen... Diese Lage und die Erkenntnis, daß das Wiener Kabinett einen Fehler begangen hat, indem es Bulgarien während der letzten Krise unterstützt hat, rufen in Österreich-Ungarn jene allgemeine Nervosität hervor, die sich in letzter Zeit bemerkbar macht. Zum Schluß möchte ich mein Bedauern aussprechen, daß unsere und besonders die französischen Zeitungen ihrer Freude anläßlich der neuen Richtung der rumänischen Politik so geräuschvoll Ausdruck verleihen. Dieser Lärm ist ganz unnütz; denn für uns ist die Tatsache bedeutsam, daß wir Rumänien von der uns gegenüberstehenden Koalition losgelöst haben, nicht aber der errungene diplomatische Erfolg. Dieser Lärm regt aber unsere Gegner auf und veranlaßt sie, alles zu tun, um das Verlorene wieder gutzumachen. In Rumänien wird dieser Umstand von den uns feindlich gesinnten Elementen dazu benutzt werden, um die Sache so darzustellen, als ob die Ententemächte Rumänien kompromittieren und jeden Rückzug abschneiden wollen."

Geplante Vereinigung Serbiens mit Montenegro.

Noch einen letzten Trumpf wollte Rußland gegen Österreich-Ungarn ausspielen: die von letzterem stets gefürchtete Vereinigung Serbiens mit Montenegro. Im März 1914 begannen mit russischer Zustimmung Verhandlungen zwischen Belgrad und Cetinje „über die Vereinigung beider Nationen auf militärischem, diplomatischem und finanziellem Gebiete, unter dem Vorbehalte der Unabhängigkeit und Eigenart beider Staaten und ihrer Dynastieen". Das Wiener Kabinett muß von diesen Verhandlungen erfahren haben, denn der k. u. k. Botschafter in Petersburg wies noch im selben Monat Sasonow auf die Beunruhigung hin, die eine Vereinigung Serbiens mit Montenegro in der Monarchie hervorrufen müßte. Er erklärt:

„Wenn eine solche Vereinigung stattfindet, so würde Österreich-Ungarn nicht stiller Zuschauer bleiben können. Die Interessen der Monarchie im Adriatischen Meer lassen keine Verschiebung des Gleichgewichtes zu. Das Adriatische Meer bedeutet für Österreich-Ungarn dasselbe wie das Schwarze Meer für Rußland." Sasonow gab dem österr.-ung. Vertreter gegenüber das Bestehen derartiger Verhandlungen nicht zu, ließ jedoch gleichzeitig durch die russische Gesandtschaft in Belgrad dem serbischen Ministerpräsidenten Pasitsch eine Warnung zukommen „um in dieser für Serbien so wichtigen Frage zur äußersten Vorsicht zu raten". Über seine diesbezügliche Unterredung mit Pasitsch berichtet der russische Gesandte Hartwig am 7. April 1914[2]):

„... Ich habe die erste Gelegenheit benutzt, um Pasitsch Ihren Standpunkt in dieser Frage mitzuteilen, und habe mich hierbei überzeugen können, daß er die Gefahr einer künstlichen Beschleunigung einer normalen Entwicklung vollkommen einsieht und daß er von der Not-

[1]) Dipl. Akt. S. 622—624. — [2]) Dipl. Akt. S. 628—29.

Digitized by Google

wendigkeit, die größte Vorsicht zu beobachten, durchdrungen ist. Natürlich sieht man sowohl in Serbien als auch in Montenegro allerseits deutlich ein, daß nach den letzten Ereignissen auf dem Balkan eine Vereinigung beider Staaten früher oder später stattfinden muß. Es steht zu wünschen, daß diese Vereinigung erst später erfolgt, damit beide Regierungen Zeit haben, die nötigen vorbereitenden Maßnahmen zu treffen. Und dann kann man wohl annehmen, daß es in der ganzen Welt keine Macht geben wird, welche diese historische Entwicklung hemmen kann. Das jetzt in Aussicht genommene serbisch-montenegrinische Übereinkommen wird die nötige Grundlage bilden, und man kann im voraus behaupten, daß die serbische Regierung keinen einzigen unvorsichtigen Schritt unternehmen wird."

Verständigung Rußlands mit Italien und Frankreich.

Die Lage Österreich-Ungarns auf dem Balkan gestaltete sich um so schwieriger, seine Politik war um so eingeengter, als es dem Wiener Kabinett, ohne einen allgemeinen Krieg hervorzurufen, nicht mehr möglich gewesen wäre, das durch die soeben geschilderten Ereignisse zu seinen Ungunsten völlig verschobene Gleichgewicht auf dem Balkan durch aktive Maßnahmen seinerseits wieder herzustellen. Gegen eine derartige Eventualität hatte sich Rußland den Beistand nicht nur Frankreichs, sondern auch Italiens zu sichern gewußt, wie aus folgenden Dokumenten hervorgeht:

Eigenhändiger Brief Poincarés an den russischen Botschafter in Paris, Iswolsky vom 4. November 1912 [1]):

„Wie ich Ihnen soeben gesagt habe, flößt die rätselhafte Haltung Österreichs der französischen Regierung ebensolche Bedenken ein wie der russischen. In Übereinstimmung mit dem Ministerrate halte ich es für zweckmäßig, uns schon jetzt auf ein gemeinsames Programm zu einigen, wenn Österreich versuchen sollte, eine territoriale Vergrößerung zu verwirklichen. Sie haben die Güte gehabt mir zu sagen, daß ein solcher Fall in den in Racconigi getroffenen Abmachungen vorhergesehen worden ist und daß Italien ebenso wie Rußland erklärt habe, sich der territorialen Ausbreitung einer jeden Großmacht auf dem Balkan zu widersetzen. Auch die französische Regierung ist der Ansicht, daß ein derartiges Unternehmen allen möglichen Bestrebungen Zugang verschaffen würde. Ich möchte deshalb wissen, ob die kaiserl. russische Regierung ebenso wie die unsrige eine jede Annexion türkischen Territoriums durch eine Großmacht deutlich ablehnt und ob sie geneigt wäre, zusammen mit Frankreich und England zu beraten, welche Mittel zu ergreifen wären, um einer solchen Gefahr vorzubeugen."

Auszug aus einem Briefe Iswolskys an den russischen Außenminister Sasonow vom 7. November 1912 [2]):

„Was den Vorschlag Poincarés anbelangt, der Möglichkeit territorialer Erwerbungen Österreichs auf dem Balkan vorzubeugen, so halte ich es für nötig, Ihnen den genauen Wortlaut der Mitteilung Poincarés zu übersenden, da ich die Möglichkeit von Fehlern in meinem chiffrierten Telegramm befürchte. Ich habe Ihnen soeben telegraphiert, daß ich es für wünschenswert halte, diese Mitteilung sachlich und in schriftlicher Form zu beantworten. Der französische Vorschlag ist erfolgt, nachdem die Frage vom Kabinett beraten worden war, und in ihm wird ein ganz neuer Standpunkt Frankreichs in der Frage der territorialen Vergrößerung Österreichs auf dem Balkan zum Ausdruck gebracht. Während bis jetzt Frankreich erklärt hatte, daß örtliche, sozusagen rein balkanische Ereignisse es zu keinem aktiven Handeln veranlassen könnten, scheint die französische Regierung jetzt zuzugeben, daß eine territoriale Erwerbung von seiten Österreichs auf dem Balkan das allgemeine europäische Gleichgewicht und folglich auch die eigentlichen Interessen Frankreichs berühre. Ich habe nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit Poincarés darauf zu lenken, daß, indem er vorschlägt, gemeinsam mit uns und England über die Mittel zu beraten, die dazu dienen könnten, einer derartigen Erwerbung vorzubeugen, er damit die Frage der praktischen Folgen des von ihm in Aussicht genommenen Übereinkommens aufwirft. Aus seiner Antwort habe ich ersehen können, daß er sich vollkommen Rechenschaft darüber gibt, daß Frankreich auf diese Weise in

[1]) Dipl. Akt. S. 576—577. — [2]) Dipl. Akt. S. 575—76.

Digitized by Google

eine kriegerische Aktion verwickelt werden kann. Einstweilen unterbreitet er diese Frage natürlich nur unserer Beratung, aber in einem Gespräche mit mir hat Paléologue deutlich zugegeben, daß das vorgeschlagene Übereinkommen zu diesen oder jenen aktiven Schritten führen kann... Es scheint mir, daß wir alles oben Dargelegte ernstlich prüfen und diese Gelegenheit benutzen müssen, um den neuen Standpunkt der französischen Regierung im Falle einer möglichen Ausdehnung Österreichs auf dem Balkan festzulegen und für die Zukunft eine gemeinsame Aktion Rußlands, Frankreichs und Englands vorzubereiten, wenn Österreich im Laufe der weiteren Entwicklung seinen jetzigen Standpunkt des Verzichtes auf alle territorialen Kompensationen aufgeben sollte."

Sehr vertraulicher Brief Sasonows an den russischen Botschafter in Paris Iswolsky vom 14. November 1912[1]):

„In Anbetracht der Bedeutung der Erklärungen, die Ihnen vom französischen Außenminister gemacht worden und in Ihrem Briefe vom 7. November enthalten sind, bin ich ganz Ihrer Ansicht, daß es wünschenswert ist, den neuen Standpunkt der Regierung der französischen Republik hinsichtlich einer eventuellen Ausbreitung Österreichs auf dem Balkan festzulegen. Ich bin daher damit einverstanden, daß der Brief Poincarés von uns ebenfalls schriftlich beantwortet wird, und da der Brief des französischen Ministers an Sie gerichtet war, so wäre es am besten, wenn auch unsere Antwort durch Ihre Vermittlung erfolgen würde. Beiliegend der Entwurf eines solchen Briefes, und ich halte es nur für nötig, folgende Erwägungen hinzuzufügen: Alle uns zur Verfügung stehenden Informationen weisen darauf hin, daß wenigstens im jetzigen Zeitpunkt Österreich nach keinem territorialen Erwerbe auf dem Balkan strebt. Immerhin könnte sich Österreich je nach Entwicklung der Dinge und vor allem in Anbetracht des Konflikts mit Serbien wegen des Zuganges zur Adria zur Annexion türkischen oder sogar serbischen Territoriums entschließen. In beiden Fällen wäre es für uns sehr wichtig, die Gewißheit zu haben, daß im Falle einer Einmischung von unserer Seite Frankreich nicht teilnahmslos bleiben wird. Andererseits muß man in Betracht ziehen, daß die Lage auf dem Balkan sich sehr schnell verändert und wir nicht alle Zufälligkeiten voraussehen können, die uns zu der Ergreifung dieser oder jener Maßregel veranlassen könnten, und ich halte es deshalb für notwendig, in unseren Verhandlungen mit den ausländischen Kabinetten alles zu vermeiden, was unsere Aktionsfreiheit in Zukunft einschränken könnte. In dieser Hinsicht scheint es mir wünschenswert, in Ihrer in Aussicht genommenen schriftlichen Erklärung an Poincaré allzu kategorische Erklärungen zu vermeiden, wie sie sich z. B. aus den Worten des französischen Ministers ergeben: ‚sich der territorialen Ausbreitung einer jeden Großmacht auf dem Balkan zu widersetzen'. Denn dieses könnte sich auch auf Rußland im Gebiete der Meerengen beziehen. Letztere Erwägung teile ich natürlich ausschließlich zu Ihrer persönlichen Information mit."

Der russische Triumph.

Die Balkanpolitik Rußlands seit 1908, klar konzipiert und konsequent durchgeführt, ist ein glänzender Erfolg der russischen Diplomatie.

Der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff schreibt an Sasonow am 24. November 1912[2]):

„Wenn ich mich nicht irre, so will mir scheinen, daß die öffentliche Meinung in Rußland sich vor allem von dem Gedanken einer Revanche für 1909 leiten läßt; ich selbst hege dies Gefühl zu sehr, als daß es mir erlaubt wäre, ein derartiges Gefühl in Rußland abfällig zu beurteilen. Aber es scheint mir auch, daß wir diese Revanche schon in weitgehendem Maße erreicht haben und zwar dank der Politik des Kaisers, dessen berufener Vertreter Sie sind. Nicht die Befürchtung eines Konfliktes mit den Balkanalliierten und ihren Armeen hält Österreich im jetzigen Zeitpunkte zurück. Rußland allein und die Stellung, die es einnimmt, haben Österreich veranlaßt, auf sein Programm, wie es nach 1909 bestand, zu verzichten: auf jede territoriale Ausdehnung, auf den Sandschak und auf Saloniki; auch ist Österreich gleichzeitig veranlaßt worden, der Aufteilung des Balkans zwischen den Alliierten und der Schaf-

[1]) Dipl. Akt. S. 583—84. — [2]) Dipl. Akt. S. 594.

Digitized by Google

fung eines albanischen Staates unter dem Protektorate aller Mächte zuzustimmen... Ich glaube, daß, wenn die russische öffentliche Meinung eines Tages die Dinge in diesem Lichte erblicken wird, keine einzige Epoche der neueren Geschichte Rußlands ruhmvoller erscheinen wird."

Die Bajonette der Balkanstaaten konnten von nun an von der Entente gegen Österreich-Ungarns militärisches Gewicht in die Wagschale des Dreiverbandes geworfen werden. Und wie eine schwüle Vorahnung der kommenden Ereignisse klingen die Worte, die der deutsche Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg anläßlich der neuen Militärvorlage im Februar 1913 an den französischen Botschafter in Berlin richtete[1]):

„Die Vermehrung der deutschen Armee hat keine aggressive Bedeutung, ist aber dadurch notwendig geworden, daß das plötzliche Entstehen von sehr bedeutenden Militärstaaten auf dem Balkan dazu geführt hat, daß Österreich-Ungarn, vom Bündnisstandpunkte aus, nicht mehr als derselbe wichtige Faktor wie bisher betrachtet werden kann."

Italiens Verhältnis zur Entente.

Die Absprengung Italiens vom Dreibund.

Wie oben bereits erwähnt, ist die von der Entente Italien gegenüber angewandte Taktik durchaus anders geartet als das Österreich-Ungarn gegenüber befolgte Verfahren und besteht hier das nicht abgeleugnete Bestreben, diesen Bundesgenossen Deutschlands in das eigene Lager hinüberzuziehen. Alle politischen Fäden, die in dieser Richtung gesponnen worden sind, — ähnlich wie Rußland gegen Österreich-Ungarn angesetzt wurde, tritt hier Frankreich in den Vordergrund — entwirren zu wollen, würde weit über den Rahmen unserer Betrachtung hinausgehen. Ich will mich daher darauf beschränken, in loser Reihenfolge eine Anzahl von Dokumenten anzuführen, welche die eigentümliche Stellung Italiens im Dreibunde und sein Verhältnis zu den einzelnen Ententestaaten beleuchten.

Auszug aus einem Briefe des russischen Geschäftsträgers in Rom an den Außenminister Iswolsky vom 22. Juni 1909[2]):

„... Vor allem muß ich Ihnen das Bedauern Tittonis übermitteln, Sie nicht in Venedig gesprochen zu haben, wohin Sie, wie er glaubte, nach Ihrem Münchener Aufenthalt kommen würden...

Ich zweifle auch nicht, daß Tittoni Ihnen genaue Einzelheiten über die letzte Zusammenkunft der Könige von Italien und England in Bajae gemacht hätte. Wie mir Sir Renell Rodd selbst mitgeteilt hatte, war die Abmachung getroffen worden, daß im Laufe dieser Begegnung keine politischen Fragen besprochen werden sollten. König Eduard hat anders entschieden und hat zwei Unterredungen, die eine mit König Viktor Emanuel, die andere mit Tittoni gehabt und hierbei jedesmal über dasselbe Thema gesprochen, nämlich über das Gleichgewicht in der Adria und über die Haltung Italiens im Falle eines englisch-deutschen Krieges. Der englische Botschafter hat mir versichert, daß sowohl der König als auch Tittoni keine Antwort auf die ihnen gestellten Fragen gegeben haben, daß aber die besagte Unterredung auf beide augenscheinlich einen großen Eindruck gemacht hat... Was den Eindruck Tittonis anbelangt, so hat mir der französische Botschafter gestern erzählt, der Minister scheine vor allem erstaunt gewesen zu sein, daß König Eduard von der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Konfliktes zwischen England und Deutschland gesprochen habe, einer Wahrscheinlichkeit, die Tittoni bis jetzt als eine rein theoretische Frage betrachtet habe und die ihm plötzlich als unmittelbar bevorstehend erschienen sei. Gegenüber Barrère hat er sich aller Kommentare enthalten, hat ihm aber zu verstehen gegeben, wie schwer es für Italien sein werde, in einem Konflikte Partei zu ergreifen, da es nicht einfacher Zuschauer werde bleiben können."

Telegramm des russischen Botschafters in Paris Iswolsky an den stellvertretenden Außenminister vom 9./22. Juli 1911[3]):

[1]) Dipl. Akt. S. 710. — [2]) Dipl. Akt. S. 449 u. 50. — [3]) Dipl. Akt. S. 459/60.

Digitized by Google

„Persönlich. Ich ersehe aus Ihrem Telegramm Nr. 921, daß zwischen uns und Österreich-Ungarn ein Meinungsaustausch über Albanien begonnen hat. Aus diesem Anlasse richte ich Ihre besondere Aufmerksamkeit auf meinen vertraulichen Brief über meine Unterredung mit dem hiesigen italienischen Botschafter, welchen Sie morgen erhalten werden. Dieser Brief wird Ihnen in Erinnerung bringen, daß Tittoni und ich uns in Racconigi gegenseitig verpflichtet haben, kein neues Übereinkommen über Albanien abzuschließen, ohne uns vorher verständigt zu haben. Ich bitte Sie, mir Instruktionen für den Fall zukommen zu lassen, daß der italienische Botschafter sich mit einer neuen Anfrage an mich wendet."

Schluß eines Briefes des russischen Botschafters in Paris Iswolsky an den stellvertretenden russischen Außenminister vom 14./27. September 1911 [1]):

„Ich habe meine Unterredung mit Tittoni dazu benutzt, um ihn daran zu erinnern, unter welchen Bedingungen wir unsererseits versprochen hatten, die Handlungsfreiheit Italiens in Tripolis anzuerkennen. Ich fragte ihn von mir aus persönlich, ob er nicht glaube, daß Italien, welches augenblicklich zur Ausführung seines Programmes in Tripolis schreitet, uns jetzt Garantien geben solle, daß es in Zukunft nicht vergessen wird, die übernommenen parallelen Verpflichtungen hinsichtlich unserer Rechte auf die türkischen Meerengen einzulösen. Tittoni hat bejahend geantwortet und geäußert, es werde leicht sein, die diesbezüglichen Verpflichtungen in einer passenden Formel niederzulegen."

Auszug aus einem streng vertraulichen Briefe des russischen Botschafters in Rom an den russischen Außenminister vom 11./24. Oktober 1911 [2]):

„Die Ereignisse des letzten Sommers müssen überall ernste Sorge hervorrufen. Ein anscheinend unbedeutendes Ereignis, wie das Erscheinen des „Panthers" in Agadir, hat den europäischen Frieden in Frage stellen können. Wenn es Frankreich und Deutschland gelungen ist, den Frieden zu erhalten, so ist in Italien die öffentliche Meinung stärker als die Regierung gewesen und wer kann dafür bürgen, daß in Zukunft das Erscheinen eines Kanonenbootes in irgendwelchen strittigen Gewässern nicht ein Ereignis nach sich zieht, dessen Eintreten hinauszuschieben alle Mächte, wenn auch nicht immer ganz aufrichtig, bemüht sind.

Das Bestreben Deutschlands, sich für den Fall eines Krieges ein möglichst günstiges Terrain zu schaffen, verdient entschieden Nachahmung. Ich habe in diesen Tagen mit Barrère über dieses Thema gesprochen. Er hat mir Mitteilung über die Pläne gemacht, die jetzt im französischen Generalstabe ausgearbeitet werden und deren technische Einzelheiten uns wahrscheinlich bereits bekannt sind. Er behauptet, daß Deutschland aus Mangel an Zutrauen zu der „wohlwollenden Neutralität Belgiens" sich eine Umgehung des rechten französischen Flügels von Schweizer Seite her zu sichern sucht. In dem Bestreben, die Schweiz zum Kampfe heranzuziehen, muß man eine Enttäuschung über die von Italien zu erwartende Hilfe erblicken. Die von Italien mit Frankreich abgeschlossenen Verträge bleiben nach wie vor ein Geheimnis. Doch ist man immerhin über deren Inhalt unterrichtet. Es hat der Aufmerksamkeit der Bundesgenossen Italiens nicht entgehen können, daß die nach Tripolis aus dem Norden Italiens geschickten Regimenter von der französischen und nicht von der schweizerischen oder österreichischen Grenze genommen worden sind ... Um die gegenüberstehende Seite zu schwächen, werden Frankreich und England ein Mittel finden müssen, um Italien zu einem aktiveren Übereinkommen zu bewegen. Sowohl Barrère als auch Rodd sehen diese Notwendigkeit ein und suchen nach einem Mittel, dies zu erreichen. Die veränderte geographische Lage Italiens, die Sorgfalt, mit der die Vorbereitungen zur Expedition nach Tripolis getroffen worden sind, die Deutschland nicht wohlgesinnte öffentliche Meinung, die Befürchtungen, die die Politik der Schweiz erregt — alles dieses läßt es England und Frankreich ganz besonders wünschenswert erscheinen, sich den Beistand Italiens für den Fall eines Krieges zu sichern.

Wenn nach Beendigung des tripolitanischen Krieges Frankreich und England die erwähnten Abmachungen getroffen haben werden, werden auch wir erwägen müssen, welche Vorteile wir

[1]) Dipl. Akt. S. 460. — [2]) Dipl. Akt. S. 474/75.

Digitized by Google

aus einer Annäherung an Italien ziehen könnten. Der Sinn unserer Abmachungen mit Italien müßte folgender sein: man muß versuchen, von unserer Grenze einen Teil der österreichischen Kräfte abzulenken, die sonst gegen uns Verwendung finden würden.

Wie ich bereits in meinen Berichten erwähnt habe, ist das heutige Italien nicht mehr jener Faktor, dessen Verbleiben im Dreibund uns als ein totes Gewicht für seine Bundesgenossen wünschenswert erscheint."

Vertraulicher Brief des russischen Außenministers Sasonow an den russischen Botschafter in Paris Iswolsky vom 17./30. Mai 1912[1]):

„Die in letzter Zeit bemerkbare Verschlechterung in den französisch-italienischen Beziehungen kann uns nicht gleichgültig lassen. Wie Ihnen gut bekannt, halten wir es nicht für nützlich, auf den formalen Austritt Italiens aus dem Bestande des Dreibundes hinzuarbeiten, aber indem die jetzige Lage der Dinge äußerlich weiterbestehen bleibt, halten wir es für sehr wünschenswert, die Beziehungen des Königreiches zu uns und zu Frankrich in Wirklichkeit möglichst eng zu gestalten.

Da wir selbst augenblicklich in dieser Hinsicht eine besonders günstige Position einnehmen, sind wir natürlich bereit, diese günstige Lage zu benutzen, um, wenn Frankreich dies wünschen sollte, ihm unsere tatkräftige Unterstützung zur Beilegung seiner Schwierigkeiten mit Italien zuteil werden zu lassen. Eine dieser Schwierigkeiten ist augenscheinlich das weitere Schicksal des französisch-italienischen Abkommens vom Jahre 1902.

Dieses Abkommen ist uns nie mitgeteilt worden und bezog sich, soweit bekannt, hauptsächlich auf eine Abgrenzung der französischen und italienischen Interessen im Mittelmeere und müßte daher eigentlich zeitlich unbegrenzt sein. Da es aber immerhin möglich ist, daß dieses Abkommen auch andere Bestimmungen enthält, die an einen gewissen Termin gebunden sind, so wird vielleicht jetzt nach zehnjähriger Dauer die Frage der Erneuerung dieses Abkommens aufgeworfen. Soviel wir wissen, wünschen die Franzosen die Erneuerung des Abkommens, während die Italiener, wohl unter dem Einflusse ihres Botschafters in Paris, der für Handlungsfreiheit eintritt, sich nicht beeilen wollen, sich durch neue Verpflichtungen zu binden, ehe die jetzige verworrene politische Lage eine Klärung erfahren hat.

In England fängt man an sich zu beunruhigen, da man dort die Befürchtung hegt, daß im Falle einer Veruneinigung Italiens und Frankreichs ersteres sich wieder enger an den Dreibund anschließen wird: in diesem Falle könnte Tripolis in italienischen Händen eine bequeme maritime Operationsbasis für den Dreibund im Mittelmeere werden.

Ich richte daher an Sie die vertrauliche Bitte, die soeben erwähnten Informationen nachzuprüfen und wenn möglich festzustellen, ob jetzt wirklich die Rede von der Erneuerung des Abkommens vom Jahre 1902 ist, welches seine Bestimmungen sind und wie sich die französische Regierung zu dieser Frage stellt. Endlich möchten wir auch wissen, ob Frankreich unserer Vermittlung zur Verbesserung seiner Beziehungen zu Italien bedarf."

Sehr vertraulicher Brief des russischen Botschafters in Paris an den russischen Außenminister vom 24. Mai/6. Juni 1912[2]):

„Nach Empfang Ihres vertraulichen Briefes vom 17./30. Mai habe ich Poincaré zu einer Aussprache über die französisch-italienischen Beziehungen veranlaßt. Ich habe versucht festzustellen, ob das Gerücht, daß das Abkommen vom Jahre 1902 abgelaufen ist und zwischen Frankreich und Italien Schwierigkeiten hinsichtlich der Erneuerung dieses Abkommens entstanden sind, der Wirklichkeit entspricht. Ich habe hierbei darauf hingewiesen, wie wenig eine Erkaltung der Beziehungen zwischen Frankreich und Italien und die Rückkehr des letzteren zum Dreibund den Interessen der drei Ententemächte entspricht, und auch angedeutet, das wir bereit wären, Frankreich unsere guten Dienste anzubieten.

Poincaré hat auf das bestimmteste erklärt, daß das Abkommen des Jahres 1902 an keine Frist gebunden ist. Wenn uns der Wortlaut dieses Abkommens nicht mitgeteilt worden ist, so ist es nur deshalb nicht geschehen, weil Frankreich es ohne Einwilligung Italiens nicht tun kann.

[1]) Dipl. Akt. S. 465/66. — [2]) Dipl. Akt. S. 467/69.

Digitized by Google

Aber der Inhalt des Abkommens sei uns bekannt. Es enthält eine Abgrenzung der französischen und italienischen Interessen im Mittelmeere. Seiner Natur nach ist also das Abkommen ein unbefristetes. Eine praktische Folge dieses Abkommens ist ferner der Verzicht der Konzentrierung der französischen und italienischen Armee an der französisch-italienischen Grenze. Sollte Italien aus irgendeinem Anlasse eine Änderung in der bestehenden Lage herbeiführen wollen, so würde dies einen unfreundlichen Akt Italiens Frankreich gegenüber bedeuten. Aber glücklicherweise ist hiervon keine Rede...

„Übrigens", fügte er hinzu, „habe ich Grund zur Annahme, daß Italien von der Freundschaft Frankreichs fest überzeugt ist und daß gerade jetzt die italienische Regierung Rußland und Frankreich für seine besten Freunde hält und von ihnen viel mehr als von seinen Bundesgenossen Hilfe erwartet."

Was die Frage des formalen Austrittes Italiens aus dem Dreibund anbelangt, so ist Poincaré mit Ihnen ganz einverstanden, daß kein Grund vorliege, ein solches Resultat zu erstreben, da dieses nur gefährliche Verwicklungen hervorrufen könne. Am besten wäre es, die jetzige Lage beizubehalten, da Italien ein hemmendes Element im Dreibunde sei. Immerhin dürfe Frankreich nicht vergessen, daß Italien der uns gegenüberstehenden politischen Kombination angehört. Deshalb müsse die französische Regierung darauf bedacht sein, daß Italien im Mittelmeere nicht die Vorherrschaft zufällt. Bei dem jetzigen Kräfteverhältnis der Flotte genügt eine einfache Mobilisation der französischen Seestreitkräfte, um einen jeglichen feindlichen Versuch von seiten Italiens unmöglich zu machen. „Sie können überzeugt sein," sagte er mir mit besonderer Betonung, „daß Frankreich fest entschlossen ist, auch in Zukunft das Übergewicht über Italien im Mittelmeere zu behaupten." Diese Erklärungen Poincarés entsprechen nicht ganz den von unserem Geschäftsträger in Rom mitgeteilten Informationen. Ich habe aber keinen Grund, an der Aufrichtigkeit Poincarés zu zweifeln, welcher, wenn er auch oft eine unnötige Schroffheit und Geradlinigkeit an den Tag legt, mir jedoch niemals Anlaß gegeben hat, an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln. Außerdem scheint mir, daß in letzter Zeit sich die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen, und persönlich zwischen Poincaré und Tittoni, bedeutend gebessert haben."

Bericht des russischen Außenministers Sasonow über die Verhandlungen mit dem französischen Außenminister Poincaré anläßlich seines Besuches in Petersburg im August 1912 [1]):

„... Die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien berührend, habe ich Poincaré meine aufrichtige Freude geäußert, daß diese Beziehungen, die eine Zeitlang so gespannt schienen, sich augenscheinlich bessern, was namentlich am Vorabend der Erneuerung des Dreibundes ganz besonders wichtig sei. Ich lenkte hierbei seine Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß es für Frankreich ganz besonders wichtig sei, Italien streng im Rahmen der formalen Erfüllung seiner Verpflichtungen seinen Bundesgenossen gegenüber zu halten, ohne ihm Grund zu geben, sich letzteren enger anzuschließen, da dieses für den Fall eines Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich außerordentlich unvorteilhaft wäre.

Unter der Bedingung, daß zwischen Italien und den drei Ententemächten freundschaftliche Beziehungen bestehen und gegenseitiges Zutrauen herrscht, ist das Verbleiben Italiens als totes Gewicht im Dreibunde nicht nur Frankreich und Rußland, sondern sogar Italien nützlich, da dies eine Garantie gegen einen italienisch-österreichischen Krieg bedeutet, in den auf die eine oder andere Weise auch die anderen Staaten hineingezogen werden könnten" [1]).

Telegramm des russischen Botschafters in Paris an den russischen Außenminister vom 27. Oktober/9. November 1912. — Nr. 351 [2]):

„Fortsetzung meiner Telegramme Nr. 349 und 350. Im Laufe der Unterredung berührte Poincaré die Frage, welche Stellung Italien im Falle eines österreichisch-serbischen Konfliktes einnehmen werde, und fragte mich, ob ich ihm den genauen Inhalt unserer Abmachungen mit Italien mitteilen könne. Ich erwiderte ihm, ich könne ihm nur in allgemeinen Umrissen sagen, daß in Racconigi festgestellt worden ist, daß sich sowohl Rußland als auch Italien der

[1]) Dipl. Akt. S. 793. — [2]) Dipl. Akt. S. 481.

Digitized by Google

Ausbreitung einer dritten Macht auf dem Balkan widersetzen werden, daß aber hierbei nur diplomatische Schritte in Aussicht genommen wurden, und daß keine Verpflichtungen hinsichtlich eines aktiven Eingreifens eingegangen worden sind. Ich bemerkte meinerseits, daß auch wir den genauen Inhalt der zwischen Frankreich und Italien gültigen Abmachungen nicht kennen. Poincaré beeilte sich zu sagen, daß für die beiden Bundesgenossen der Augenblick gekommen sei, sich mit voller Offenheit über die gegenseitigen Beziehungen zu Italien zu unterrichten; Italien sei berufen, bei den jetzigen Ereignissen eine große Rolle zu spielen, und diese müsse im voraus klargestellt werden. Er fügte hinzu, daß, wenn Sie seine Ansicht teilen, man vielleicht bei Italien anfragen und seine Zustimmung erhalten könnte."

Telegramm des russischen Botschafters in Paris an den russischen Außenminister vom 7./20. November 1912. — Nr. 376[1]):

„Ich habe den Inhalt Ihres Telegrammes Poincaré mitgeteilt, der hierauf über denselben Gegenstand mit den Botschaftern von Italien, Deutschland und Österreich Unterredungen hatte. Tittoni bestätigte ihm den in den Telegrammen 374 und 375 dargelegten Plan und ergänzte ihn dadurch, daß Diakowo, Ipek und Prisren den Serben bleiben müsse. Tittoni sagte Poincaré auch, daß infolge der erregten öffentlichen Meinung Rußlands Sie genötigt wären, Ihren ursprünglichen Standpunkt zu ändern, und daß Sie die Forderungen Serbiens, einen territorialen Ausgang zum Adriatischen Meer zu erhalten, unterstützen müssen. Das macht ihm, Tittoni, Sorgen, denn Italien hat sich verpflichtet, das Prinzip der Integrität Albaniens zu verteidigen, und im Falle eines Krieges wegen dieser Frage muß Italien Österreich bewaffnete Unterstützung leisten. Poincaré bemerkte, das stehe schwerlich im Einklang mit dem, was ihm über das russisch-italienische Abkommen in Racconigi bekannt sei, und widerspreche durchaus dem französisch-italienischen Abkommen von 1902, kraft dessen Frankreich das Recht habe, für den Fall eines Krieges mit Deutschland und Österreich auf die Neutralität Italiens zu rechnen.

Tittoni antwortete, daß das Abkommen mit Österreich über Albanien der Verständigung mit Frankreich und Rußland vorausgegangen und für die italienische Regierung unbedingt verpflichtend sei. Das bringt Italien in eine äußerst schwierige Lage und deshalb sucht es mit allen Kräften eine friedliche Lösung der Lage zu erreichen. Im Laufe des Gespräches sagte Poincaré zu Tittoni, daß, wenn der österreichisch-serbische Konflikt zu einem allgemeinen Kriege führe, Rußland auf bewaffnete Hilfe von seiten Frankreichs vollkommen rechnen könne. Das machte, sagt Poincaré, auf Tittoni einen sichtbaren Eindruck."

Veränderung der Weltlage durch die anglo-russische Konvention über Persien.

Die Knebelung Persiens.

Am 31. August 1907 schlossen England und Rußland ein Abkommen über Persien, Afghanistan und Tibet. Während Rußland seine Uninteressiertheit in den beiden letzten Ländern erklärte, wurde Persien auf Grund des Übereinkommens in drei Zonen geteilt: im Norden eine russische Einflußsphäre, im Süden eine englische, und zwischen diesen beiden eine dritte, neutrale Zone. Der Vertrag garantierte ausdrücklich die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Persiens und folglich auch das Prinzip der „offenen Tür" und der freien Betätigung aller anderen Nationen in diesem Lande. Wie freilich die anglo-russische Politik die persische Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit auffaßte, haben die nachfolgenden Ereignisse bewiesen und die bevorzugte Stellung, die diese beiden Großmächte in allen Fragen des öffentlichen Lebens Persiens für sich beanspruchten — Bestimmung der Regierungsform, Ernennung der persischen Beamten, Anstellung von ausländischen Beiräten und Instrukteuren, Finanzverwaltung, Gendarmerie, Anleihen, Konzessionen, Eisenbahnen — ist in der neueren Geschichte wahrscheinlich eines der krassesten Beispiele imperialistischer Vergewaltigung eines unabhängigen, freien und entwicklungsfähigen Volkes. Das Vorgehen Rußlands und Englands in Persien hat in der Folge denn auch nicht nur zur offenen, aber immer wieder gewaltsam unterdrückten Auflehnung der Perser geführt, sondern auch zu Verwahrungen der

[1]) Dipl. Akt. S. 473.

Digitized by Google

anderen, in ihren Handelsinteressen geschädigten Mächte, vornehmlich Deutschlands, Anlaß gegeben, bis schließlich auch das Berliner Kabinett von Erwägungen der allgemeinen Politik ausgehend, die Vorzugsstellung Rußlands und Englands in Persien anerkannt hat. Die jeden Billigkeitsgefühles bare und der englischen freiheitlichen Überlieferung hohnsprechende Politik des liberalen Kabinettes Asquith hat im englischen Parlament mehrfach zu heftigen Angriffen gegen den verantwortlichen Staatssekretär, Sir Edward Grey, geführt, wobei es diesem jedoch, dank seinem großen persönlichen Einflusse, stets gelungen ist, die gegen seine persische Politik gerichtete Opposition zum Schweigen zu bringen — eine schwierige Aufgabe, da er in den öffentlichen Debatten nie hat zugeben können, daß er sich aus Rücksichten der höheren Politik, d. h. Erhaltung der Ententekoalition, in persischen Fragen bewußt in das Schlepptau der dem gewöhnlichen Engländer an und für sich unsympathischen reaktionären russischen Politik nehmen lassen mußte, ja sogar die Interessen Englands in Persien bis zu einem gewissen Grade geopfert hat. Es ist nicht meine Absicht, die einzelnen Phasen der Aufteilung Persiens zwischen Rußland und England an der Hand des mir vorliegenden Aktenmaterials zu beleuchten, sondern es soll hier nur die ganz außerordentliche Wirkung hervorgehoben werden, die die anglo-russische Konvention des Jahres 1907, obwohl auf den ersten Blick nur von örtlicher Bedeutung, tatsächlich auf die gesamte politische Konstellation Europas ausgeübt hat. Diese Einsicht, bisher nicht genügend erkannt, ist eine unumgängliche Voraussetzung zum Eindringen in das politische Labyrinth der Vorkriegszeit.

Bedeutung der Konvention.

Die große Bedeutung der anglo-russischen Konvention für die Weltpolitik ist auf zwei Momente zurückzuführen: Erstens ist sie von Anfang an gegen Deutschland gerichtet; zweitens wird sie in ihrer logischen Entwicklung bald zum Tragbalken der ganzen Ententepolitik, gleichzeitig aber auch zu ihrem schwachen Punkt. Mit dem Aufhören der Kooperation Englands und Rußlands in Persien wäre auch die Entente selbst zerfallen und hätte sofort eine Neuorientierung der englischen Politik, im Sinne einer Annäherung Englands an Deutschland, eingesetzt, wobei sogar die Flottenfrage, selbst nach der Ansicht eines so tiefblickenden Staatsmannes wie Grey, keine unüberwindliche Schwierigkeit gebildet hätte. Welch' eine Perspektive für die Erhaltung des Weltfriedens!

Schon das konservative Kabinett Lord Lansdownes hatte nach dem Russisch-Japanischen Kriege den Abschluß eines Übereinkommens mit Rußland ins Auge gefaßt, um dem langjährigen Zwiste der beiden Mächte in Zentralasien ein Ende zu setzen. Aber die eigentlichen Schöpfer der Konvention von 1907 sind König Eduard, der englische Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten Sir E. Grey, der damalige russische Außenminister A. P. Iswolsky und der russische Botschafter in London Graf Benckendorff.

Die Berichte des letztgenannten Diplomaten, obschon nicht immer klar in Anlage und Ausdruck, zeigen in ungewöhnlich hohem Grade politischen Scharfblick, Sicherheit des Urteils und Verständnis für die Psychologie der englischen öffentlichen Meinung. Da er auf russischer Seite von Anfang an die Konventionsverhandlungen in London geleitet hat, muß sein Urteil über den wahren Charakter und den lebendigen Kern dieses Abkommens ganz besonders kompetent erscheinen.

Als Folge des Besuches des russischen Kaisers in Potsdam im Jahre 1910 wurden zwischen Berlin und Petersburg Verhandlungen eingeleitet, die sich mehrere Monate hinzogen und die u. a. den Bau einer Eisenbahn von Bagdad über Khanekin nach Teheran ins Auge faßten. Das Londoner Kabinett erklärte sich sofort durch einen derartigen Schritt Rußlands aufs höchste benachteiligt, wies darauf hin, daß England dadurch Deutschland gegenüber in eine unvorteilhafte Lage gerate, und obwohl es zugab, auf Grund des Buchstabens der anglo-russischen Konvention keinen formellen Protest gegen einen derartigen Plan einlegen zu können, gab es in Petersburg deutlich zu verstehen, daß es im Falle eines russischen Nachgebens gegenüber den Wünschen Deutschlands sofort die nötigen Konsequenzen für seine eigene Politik zu ziehen gezwungen sein würde. Die ganze Tätigkeit Benckendorffs in jener Zeit ist darauf gerichtet, seine eigene Schöpfung zu retten und die Möglichkeit einer Trennung der englischen und der russischen Politik zu verhindern, und in seinen Berichten kommt er hierbei auf die wahren Motive des Abschlusses der anglo-russischen Konvention und auf den eigentlichen, wenn auch gewissermaßen versteckten Sinn dieses Übereinkommens zu sprechen. Am 14. Februar 1911 schreibt er an den russischen Außenminister Sasonow[1]):

[1]) Dipl. Akt. S. 387.

Digitized by Google

„Beim Abschlusse des persischen Abkommens garantierten wir uns gegenseitig unsere Interessen in diesem Lande, und ohne die wirtschaftlichen Interessen der anderen Staaten direkt ausschließen zu wollen, wollten wir doch außer den russischen und englischen keine anderen politischen Interessen gelten lassen; auch nicht zulassen, daß ein anderer Staat sich solche politische Interessen schafft. Deutschland wird aber jetzt die Möglichkeit haben, dies zu tun — dazu kann es die Frage der Bahnbauten benutzen."

Und in seinem Briefe vom 26. Februar, ebenfalls an Sasonow gerichtet, heißt es[1]):

„Die englisch-russische Konvention, deren Wortlaut absichtlich so gefaßt war, daß Proteste anderer Mächte unmöglich gemacht wurden, verfolgte aber — ich glaube nicht, daß man dies bestreiten kann — den Zweck, der öfters zutage getreten ist, nämlich unsere Anstrengungen zu vereinigen, um Deutschland zu verhindern, in Persien Fuß zu fassen; Deutschland sollte sich dort nicht Interessen schaffen, die politischen Charakter annehmen könnten. Dieses Einvernehmen ist bald auf die ganze Frage der Bagdadbahn ausgedehnt worden."

Schon am 17. August 1910 hatte Benckendorff an Sasonow geschrieben[2]):

„Dann will ich Ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand lenken, daß der englische Standpunkt negativer Natur ist. England hat weniger Interesse daran, was in Persien vor sich geht als daran, daß es jede andere Macht außer Rußland und England daran verhindern will, in Persien eine Rolle zu spielen. Dies bezieht sich vor allem auf Deutschland und die Türkei, natürlich aus politischen Gründen."

Auswirkung auf Europa.

Welches ist nun die Bedeutung der Kooperation Englands und Rußlands in Persien für die Entwicklung ihrer Gesamtpolitik gewesen?

Nach Abschluß der Konvention von 1907 hat Rußland zu verschiedenen Malen die persische Regierung durch militärischen Druck zur Annahme bestimmter politischer und wirtschaftlicher Forderungen gezwungen, nachdem es ihm nicht gelungen war, dies auf dem gewöhnlichen Verhandlungswege zu erreichen. Derartige militärische Interventionen Rußlands haben Grey stets große Schwierigkeiten in seinem eigenen Lande, besonders im Unterhause bereitet, da sich die öffentliche Meinung Englands über das gewalthaberische Vorgehen Rußlands mehrfach so erregt zeigte, daß Grey sich hieraus ergebende ungünstige Wirkungen auf das weitere Bestehen des englisch-russischen Übereinkommens befürchten mußte.

Bei einem derartigen Anlasse schrieb Benckendorff am 25. November 1908 an den russischen Außenminister Iswolsky[3]):

„... Diese Frage einer bewaffneten Intervention in Persien erscheint mir so wichtig, daß ich mir Vorwürfe machen müßte, wenn ich nicht nochmals die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Ministeriums auf die Folgen lenken würde, die sich für uns aus einem Bruche unseres Übereinkommens mit England und einer neuen Orientierung der englischen Politik ergeben würden.

Ich gebrauche absichtlich diese Ausdrucksweise, die, wie ich weiß, in Rußland gewöhnlich nicht angewandt wird. Man stellt sich bei uns gern auf den Standpunkt, daß man zwischen einer Annäherung an England und zwischen einer solchen an Deutschland wählen kann. In Wirklichkeit haben wir zwischen einer Isolierung, die ein deutsch-englisches Übereinkommen hervorrufen wird, und einer Annäherung an England zu wählen. Aus politischen Gründen hat England niemals von einem Übereinkommen mit Deutschland sprechen wollen und hat seine Sicherheit in den Ententen mit Frankreich und Rußland gesucht...

Ich glaube, man kann nur in London beurteilen, wie nachdrücklich die Bestrebungen Deutschlands sind, zu einem Einvernehmen mit England zu kommen, namentlich die Bestrebungen Kaiser Wilhelms, welcher einen Fehler nach dem andern begangen hat, hauptsächlich weil seine persönlichen Schritte resultatlos verlaufen sind und er sich in London einer Mauer gegenüber befunden hat. Aber die Fehler des Kaisers bedeuteten ebensoviele neue Schwierigkeiten, die er sich selbst schaffte. Wenn man annimmt, daß die letzten Ereignisse in Berlin dem Kaiser

[1]) Dipl. Akt. S. 348. — [2]) Dipl. Akt. S. 202. [3]) Dipl. Akt. S. 716—718.

Digitized by Google

eine größere Zurückhaltung auferlegen werden, so müßte die deutsche Politik, in dieser Richtung gesteuert, uns um so gefährlicher werden... Es ist aber trotzdem richtig, daß, wenn man die englische Mentalität so nimmt, wie sie tatsächlich ist, Deutschland als Land und als Nation günstiger als früher beurteilt wird. Man hat Achtung vor seiner Kraft, seiner Energie, vor den durch seine Arbeit erzielten Resultaten. Man mißtraut noch entschieden der deutschen Regierung, dem Lande selbst aber weniger. Und von Zeit zu Zeit lassen sich viele Stimmen hören, die behaupten, daß im Grunde genommen Kaiser Wilhelm England gegenüber aufrichtig zu sein scheint... Der Schluß, den ich aus obigem ziehen will, ist der, daß, wenn aus irgendeinem Grunde unser Übereinkommen mit England gebrochen würde, trotz der hohen Bedeutung, die England seinen Abmachungen mit Frankreich beilegt, der Boden für ein englisch-deutsches Einvernehmen viel besser geebnet wäre, als man gewöhnlich annimmt."

Im Herbste 1910 faßte der damalige russische Außenminister Sasonow erneut die Ausübung eines Druckes auf Persien ins Auge, um bestimmte russische Forderungen durchzusetzen. Noch am 26. September 1910 erklärte Grey, einem derartigen Plane ablehnend gegenüberzustehen. Aber schon zwei Tage später, am 28. September, konnte der russische Geschäftsträger in London nach Petersburg telegraphieren[1]):

„Von der Erwägung ausgehend, daß eine Störung des englisch-russischen Einvernehmens in Persien unzulässig ist, hat Grey dem englischen Gesandten in Teheran telegraphiert, er solle seinen russischen Kollegen bei den Verhandlungen mit der persischen Regierung unterstützen unter der Voraussetzung, daß unsere Truppen in nächster Zeit abberufen werden."

Und am 1. Oktober berichtete der russische Gesandte in Teheran nach Petersburg[2]):

„Der englische Gesandte hat kategorische Weisung erhalten, unsere Forderungen zu unterstützen. Grey fügt hinzu, die Solidarität der beiden Gesandtschaften wäre wichtiger als alle Erwägungen bezüglich der Erhaltung des jetzigen persischen Ministeriums."

Welches die Folgen eines derartigen „Umfalles" Greys waren, ersieht man aus folgendem charakteristischen, sehr geheimen Briefe Sasonows an den russischen Gesandten in Teheran vom 8. Oktober 1910[3]):

„Wie Ihnen bereits bekannt, ist es uns geglückt, das Londoner Kabinett dazu zu bewegen, einen gemeinsamen Druck auf die persische Regierung auszuüben... Sir Edward Grey hat dem englischen Gesandten in Teheran die nötigen Instruktionen zukommen lassen und auf die Notwendigkeit hingewiesen, sich dem Geiste des russisch-englischen Abkommens anzupassen und keine Meinungsverschiedenheit in bezug auf grundsätzliche Fragen der persischen Politik zuzulassen.

Ich stütze mich auf Erwägungen, die einer sicheren Grundlage nicht entbehren, wenn ich sage, daß das Londoner Kabinett die englisch-russische Konvention vom Jahre 1907 als bedeutsam für die asiatischen Interessen Englands betrachtet; daß dieses Abkommen für England im Sinne der englischen europäischen Politik jedoch noch eine viel größere Bedeutung hat. Infolgedessen brauchen wir keinen Zweifel zu haben, daß die englischen politischen Kreise wirklich den Wunsch haben, das englisch-russische Abkommen genau einzuhalten.

Diese Erwägungen haben für uns eine große Bedeutung, da wir überzeugt sein können, daß die Engländer, in Europa politische Ziele vitaler Bedeutung verfolgend, im Notfall auf einige Interessen in Asien verzichten werden, nur um die für sie so wichtige Konvention mit uns zu erhalten. Aus diesem Umstande können wir natürlich Nutzen für uns ziehen, z. B. in der persischen Politik."

Welchen Nutzen nun Sasonow aus dieser Haltung Englands für die russischen Interessen in Persien zu ziehen beabsichtigte, geht aus folgenden Stellen desselben Briefes hervor:

[1]) Dipl. Akt. S. 204. — [2]) Dipl. Akt. S. 205. — [3]) Dipl. Akt. S. 205—208.

Digitized by Google

„Deshalb müssen unsere Maßregeln nicht den Charakter einer Übereinkunft mit den Persern annehmen. Wir müssen mit ihnen nicht zu handeln anfangen, sondern wir müssen sie davon überzeugen, daß wir unser freundschaftliches Verhältnis zu Persien nicht wiederherstellen werden, wenn sie uns diese oder jene Konzession erteilen, sondern nur, wenn ihre ganze Politik uns gegenüber grundsätzlich geändert wird. Ich gehe auch von der Erwägung aus, daß Persien unser viel mehr bedarf als wir seiner, und wir haben genug Mittel, den Persern diese Erkenntnis beizubringen. Ich nehme an, wir könnten zu diesem Zwecke mit einem System kleinerer Unannehmlichkeiten anfangen... Sodann könnte man zu wichtigeren Maßnahmen greifen... Endlich, wenn dies alles nicht wirkt, können wir zu denjenigen äußersten Maßnahmen schreiten, die in Ihrem Telegramm Nr. 177 erwähnt sind, d.h. uns weigern, irgendwelche Beziehungen zum Ministerium zu unterhalten; erklären, daß unsere Truppen nicht nur nicht abberufen, sondern im Gegenteil verstärkt werden; die Bezahlung der Schulden verlangen, die Zollämter besetzen und schließlich drohen, daß wir in Teheran einrücken werden."

Wie weiter oben erwähnt, drohten die Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland über das Bahnprojekt Bagdad—Khanekin—Teheran im Jahre 1911 zu einer ernsten Krise in den englisch-russischen Beziehungen zu führen. Wie außerordentlich groß die Bedeutung der englisch-russischen Kooperation in Persien für die Gesamtpolitik der beiden Großmächte um diese Zeit bereits geworden war, ergibt sich aus folgenden Dokumenten[1]):

Telegramm des russischen Botschafters in London an den Außenminister Sasonow vom 7. Februar 1911:

„Gestern hat Cambon Nicolson unmittelbar nach mir aufgesucht. Er sagte mir, er sei überrascht gewesen, wie beunruhigt Nicolson sei, der immer wieder auf die außerordentliche Bedeutung der Linie Teheran—Khanekin für die Entente hingewiesen habe, da die Entente hauptsächlich auf einer gemeinsamen Politik in Persien beruhe. ... Es besteht für mich kein Zweifel, daß diese Frage die Axe der politischen Situation geworden ist und daß England ihr eine so große Bedeutung beilegt, daß, im Falle wir die Linie Deutschland überlassen, England seine ganze Politik ändern wird. Die Beunruhigung Nicolsons hat eine persönliche Seite, da sowohl Grey als auch er im Augenblicke der allgemeinen Beunruhigung der öffentlichen Meinung nach der Potsdamer Zusammenkunft dafür gebürgt haben, daß Sie in Potsdam nichts versprochen haben, was den englischen Interessen zuwiderlaufe. Nicolson hat Cambon erklärt, daß, wenn kein Ausweg gefunden werden könne, dies den Zusammenbruch der ganzen englischen Politik seit 6 Jahren bedeute."

Telegramm des russischen Botschafters in London an den Außenminister Sasonow vom 9. Februar 1911[2]):

„Persönlich. Sehr vertraulich. Ich erfahre aus sicherer Quelle, daß, wenn der Tod seines Bruders für Grey natürlich ein schwerer Schlag war, dieses Unglück nicht der einzige Grund seiner augenblicklichen Abwesenheit ist. Unsere letzten Beschlüsse hinsichtlich Persiens haben viel dazu beigetragen, und es hat große Anstrengungen gekostet, ihn von seinem ursprünglichen Vorhaben abzubringen, seine Entlassung zu nehmen und sich vom politischen Leben zurückzuziehen. Unsere Haltung in der Eisenbahnfrage hat seine innere Überzeugung erschüttert, daß Rußland noch volle Handlungsfreiheit in seiner persischen Interessensphäre besitzt, und er glaubt, daß England in einer so wichtigen Frage zuerst hätte gefragt werden müssen. Da er kein Dokument besitzt, auf das er sich offiziell hätte stützen können, hatte er in seinem Rücktritte den einzigen Ausweg gesehen. Jetzt hat er auf diesen Gedanken verzichtet, aber der auf Grey gemachte Eindruck beweist die große Bedeutung, die England den Fortschritten Deutschlands in diesen Gegenden, hauptsächlich aus strategischen Erwägungen, beilegt. Hiervon ist weder im großen Publikum noch in der Presse etwas bekanntgeworden. Aber es steht fest, daß die englische öffentliche Meinung, weniger auf dem Wortlaut, als auf dem Geist unserer

[1]) Dipl. Akt. S. 391 u. 392. — [2]) Dipl. Akt. S. 392 u. 393.

Digitized by Google

späteren Übereinkommen und Abmachungen über die Bagdadbahn fußend, unsere Interessen in diesem Teile des Ostens für noch solidarischer als anläßlich der Annexionskrise auf der Balkanhalbinsel hielt. Wenn wir einer derartigen Enttäuschung nicht vorbeugen können, so müßte dies schwerwiegende Folgen nach sich ziehen ..."

Auszug aus einem Privatbriefe Benckendorffs an den Außenminister Sasonow vom 14. Februar 1911 [1]):

„... Ich will hier nicht versuchen, das Geheimnis des Daily Telegraph [2]) aufzuklären. Es läßt sich jedoch nicht leugnen — es ist der Appell eines mächtigen Souveräns an die britische Nation. Die Form des Verfahrens mag nicht glücklich gewesen sein — das Wesen der Sache liegt aber klar zutage.

Und was ist die Antwort Englands gewesen: ‚Wir sind gebunden und können nur zu vieren [3]) verhandeln.' Dasselbe ist noch neuerdings Cassel und Gwinner gesagt worden. Ich persönlich bin fest überzeugt, daß das Londoner Kabinett auch in Zukunft auf diesem Standpunkte verharren wird — solange, als die anglo-russische Entente bestehen wird, — aber in ihrem ganzen Umfange besteht. Sie muß die Basis der ganzen englischen Politik sein — von Marokko bis China. Dies glauben der König, Grey, Asquith, Balfour, Lansdowne, Nicolson und Hardinge. Nichts weniger jedoch: die Sicherung des Friedens zwischen den beiden großen Nationen in Asien und der Schutz der gemeinsamen Interessen. Sowie die Entente auf bestimmte Fragen beschränkt wird, muß England sich gezwungen sehen, die deutschen Wünsche in bezug auf Konzessionen und Teilung von Einflußsphären zu berücksichtigen — dies wird unsere Entente schrittweise ausschalten und dann wird das englisch-deutsche Abkommen einen allgemeinen Charakter annehmen, denn eine solche Kombination hat für England eine verlockende Seite: die Möglichkeit, die Rüstungen einzuschränken. Eine derartige Entente wird gewiß viele Schwierigkeiten zu überwinden haben — vor allem der Anfang wird schwer sein, aber einmal im Flusse, wird sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben und die Isolierung Rußlands ist die unausbleibliche Folge. Ich weiß wohl, daß ich mich wiederhole, aber der Ernst der Lage zwingt mich, meine Ansicht offen und unumwunden auszusprechen."

Gefahren für die englisch-russische Entente.

Im November 1911 hatte der damalige Vertreter des russischen Außenministeriums, Neratow, beschlossen, wieder einmal Persien gegenüber Gewalt anzuwenden um die Annahme von drei russischen Forderungen zu erzwingen, u. a. die Entfernung des Rußland mißliebigen Amerikaners Morgan Shuster, der zur Reorganisation der persischen Finanzen nach Teheran berufen worden war. Dieser Entschluß Neratows flößt Grey die allergrößten Besorgnisse ein. Über seine diesbezüglichen Unterredungen mit dem Grafen Benckendorff telegraphiert Grey an den englischen Botschafter in Petersburg am 2. Dezember 1911 [4]):

„... Ich wies den Botschafter ernstlich darauf hin, daß die russischen Truppen nur im äußersten Notfalle Teheran besetzen, und daß keine weitergehenden Forderungen erhoben werden sollten, ohne sich vorher mit uns zu verständigen. Ich befürchte, das Petersburger Kabinett gibt sich nicht genügend Rechenschaft darüber, wie unerwartet die persische Frage, wenn nicht richtig behandelt, die ganze Frage der äußeren Politik zur Diskussion stellen kann. Wenn Forderungen erhoben werden, von denen wir nicht behaupten können, daß sie sich mit der englisch-russischen Konvention decken, so würde die persische Frage verschwinden und an deren Stelle die ausländische Politik überhaupt, sowohl Rußlands als auch Englands, treten.

[1]) Dipl. Akt. S. 384—85. — [2]) Gemeint ist das vom Daily Telegraph gebrachte Interview mit Kaiser Wilhelm während seines Aufenthaltes in Highcliff, in dem der Monarch sich so offen über die Notwendigkeit einer Annäherung zwischen Deutschland und England aussprach. — [3]) Benckendorff will hier sagen, daß ähnlich wie England sich seinerzeit geweigert hatte, mit Deutschland allein über die Bagdadbahn zu verhandeln und darauf bestanden hatte, daß derartige Verhandlungen „zu Vieren", d. h. gleichzeitig zwischen England, Frankreich, Rußland und Deutschland geführt würden, jetzt auch Rußland nicht ohne seinen politischen Partner in Verhandlungen über die Bahnlinie Bagdad—Khanekin—Teheran mit Deutschland hätte eintreten sollen. — [4]) Dipl. Akt. 241/42.

Digitized by Google

Dies wäre bedauernswert, und ich hege die größten Besorgnisse ... Ich fürchte, die russische Regierung gibt sich nicht Rechenschaft, um einen wie großen Einsatz es sich handelt und wie große Anstrengungen wir machen müssen, um zu vermeiden, daß unsere Politik sich trennt."

Benckendorff telegraphiert am selben Tage an Neratow[1]):

„In einem besonderen Telegramm berichte ich Ihnen über meine heutige Unterredung mit Grey. Ich will hier Ihre besondere Aufmerksamkeit auf die allgemeinen Folgerungen Greys lenken: Wenn die Gemeinsamkeit unseres Handelns in Persien aufhört, so würde dies notwendigerweise den Bruch der Entente bedeuten. Dies würde in kürzerer Zeit, als man allgemein annimmt, eine neue Orientierung der englischen Politik nach sich ziehen, über die Grey sich weiter nicht geäußert hat. Dies Ereignis würde an dem Tage eintreten, an dem er im Parlamente erklären müßte, daß zwischen England und Rußland nicht mehr völliges Einvernehmen herrscht. In einem solchen Falle würde er zurücktreten, da, wie er sagte, es den Interessen Englands nicht entsprechen würde, wenn er eine andere Politik weiterführen würde als die, welche er bis jetzt mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln vertreten hat, da er ein überzeugter Anhänger einer solchen Politik ist... Noch nie habe ich Grey so beunruhigt gesehen und Cambon hat mir diesen Eindruck bestätigt. Der italienische Botschafter hat mich gefragt, ob ich die Demission Greys für möglich halte. Grey hat allein mit mir gesprochen, nicht einmal mit Cambon."

Über die großen Schwierigkeiten, gegen die Grey im Parlament zu kämpfen hatte, berichtet Benckendorff am 4. Dezember 1911[2]):

„... In Wirklichkeit ist Grey, wie er in seiner Rede erklärt hat, nicht gegen eine Besserung der Beziehungen zu Deutschland. Eine solche erscheint ihm sogar wünschenswert. Aber er will ihr nicht die beiden Ententen zum Opfer bringen und er ist überzeugt, daß eine ernstliche Annäherung an Deutschland nur unter dieser Bedingung möglich ist. Wie er mir gestern vertraulich erklärt hat, steht und fällt er mit dieser Politik. Aus diesem Grunde sagte er, muß die russische Politik England gegenüber ganz klar sein. Er fügte hinzu, daß, wenn unser Einvernehmen die jetzige Krise überlebt, England darin den Triumph der gemeinsamen persischen Politik erblicken würde, was zur Kräftigung der Beziehungen zwischen beiden Ländern führen muß... Der Gedanke, daß die russische Regierung die Integrität oder die Unabhängigkeit Persiens — so wenig faktische Bedeutung diese Begriffe auch den beiden Mächten gegenüber haben mögen — verletzen wollte, kommt bei Sir Edward Grey nicht in Betracht. Dies ist aber sicherlich der Ausgangspunkt der Opposition. Mehrfach hatte Grey darauf hingewiesen, daß die beständige Steigerung der russischen Ansprüche an Persien die englische Opposition stärkt. Er gibt sich Rechenschaft, daß seine Demission mit Bestimmtheit zu einem völligen Wechsel der englischen Politik führen muß ... Wenn wir in ihm nur einen Staatsmann von großen Verdiensten verlieren würden, so müßte diese Erwägung vielleicht den Interessen Rußlands untergeordnet werden und könnte die Entschließungen der kaiserlichen Regierung nicht beeinflussen. Aber ich glaube wiederholen zu müssen, der Rücktritt Greys zieht die Neuorientierung der englischen Politik nach sich."

Endlich schreibt Benckendorff am 28. Januar 1912 an den inzwischen wieder nach Petersburg zurückgekehrten Sasonow[3]):

„... Was ich vermeiden möchte, ist, unsere Entente mit England, unsere Beziehungen zu diesem Lande von dem Verhalten der persischen Regierung abhängig zu machen und dadurch sozusagen den Schlüssel der englisch-russischen Beziehungen in die Hände der persischen Regierung zu legen... Man darf sich nicht verheimlichen, daß die Opposition in England wächst. Die persische Frage fällt am meisten in die Augen; sie ist aber nicht die einzige. In Wirklichkeit handelt es sich um die Beziehungen zu Deutschland; man findet sie zu gespannt, und man macht Grey dafür verantwortlich — meiner Ansicht nach zu Unrecht. Bonar Law

[1]) Dipl. Akt. S. 239/40. — [2]) Dipl. Akt. S. 243/44. — [3]) Dipl. Akt. S. 251/53.

Digitized by Google

hat in seiner Rede der auswärtigen Politik nur ein paar Worte gewidmet. Er hat jedoch mit der Äußerung geschlossen, daß die Greysche Politik logischerweise dazu hat führen müssen, die ganze Verstimmung (ill will) in Deutschland auf England zurückfallen zu lassen. Dies ist das Hauptthema der Opposition, so sehr es auch geleugnet werden mag. Wenn es sich nur um die Angriffe des persischen Komitees handeln würde, so wäre die Sache nicht gefährlich. Man macht jedoch Grey den Vorwurf, die Angelegenheiten des nicht sehr dankbaren Frankreich (Marokko!) besorgt zu haben und nun die Interessen Italiens (Tripolis!) und Rußlands (Persien!) zu vertreten. Frankreich und Italien gehören schon der Vergangenheit an, die persische Frage bezieht sich jedoch auf die Gegenwart, und die Opposition wird zu beweisen suchen, daß Grey die Interessen Englands in Südpersien und in Indien zugunsten Rußlands vernachlässigt ... Der deutsche Botschafter war soeben bei mir. ‚Die öffentliche Meinung in England fängt an, sich wieder uns zuzuwenden', hat er mir gesagt. Dies ist richtig. Man muß nur vermeiden, daß sie sich in demselben Maße von uns abwendet. Und doch ist dies der Fall. Man kann diese Entwicklung noch aufhalten; sie kann aber auch schnelle Fortschritte machen, wie Grey selbst mir vor einigen Wochen gesagt hat. An jenem Tage war Grey sehr ernst.

Ich habe Bedenken, immer wieder die Kassandra zu spielen, aber wer hätte die Pflicht, wenn nicht ich, Ihnen zu schreiben, was ich voraussehe und was ich beobachte?"

In Wirklichkeit hat die anglo-russische Konvention alle Stürme und Krisen überstehen können. Die Entwicklung der Beziehungen zwischen England und Rußland, von dieser Konvention ausgehend, führt bald zu einer völligen Solidarität der allgemeinen Politik der beiden Länder, welche in der Erklärung zusammengefaßt wird, die der englische Botschafter in Petersburg, Sir George Buchanan, im November 1911 im Auftrage Greys an den russischen Premierminister Kokowtzew und den damaligen Verweser des Außenministeriums Neratow richtet:

„Es gibt keine einzige Weltfrage, in der Rußland und England nicht Hand in Hand vorgehen [1])."

Der ferne Osten.

Die Gemeinsamkeit der Weltpolitik Englands und Rußlands sollte sich, wie Benckendorff weiter oben ausführt, „von Marokko bis China" erstrecken, um die Entente in ihrem ganzen Umfange aufrechtzuerhalten, mit anderen Worten, um dadurch die mit den politischen Zielen Rußlands und Frankreichs unvereinbare Möglichkeit eines Ausgleiches der Interessen Englands und Deutschlands auszuschließen.

Rußland und Japan.

So apodiktisch meine Formulierung des Ententegedankens erscheinen mag — so ist sie doch unter Berufung auf eine ganze Reihe von Äußerungen führender Ententepolitiker in vollem Umfange und in ihrer ganzen Bedeutung für die Beurteilung der „Schuldfrage" aufrechtzuerhalten.

Das politische Kräfteverhältnis im fernen Osten wurde in den letzten Jahren vor dem Weltkriege durch zwei politische Vereinbarungen bestimmend beeinflußt: das englisch-japanische Bündnis, welches heute durch die Washingtoner Konferenz wieder in den Mittelpunkt des politischen Interesses gerückt worden ist, und das teils öffentliche, teils geheime russisch-japanische Abkommen über die Mandschurei von 1910, dem im Jahre 1912 eine geheime Konvention über die russische und japanische Interessensphäre in der Mongolei folgt. Die letzten beiden Verträge bilden die weitere Entwicklung des im Jahre 1907 zwischen Rußland und Japan abgeschlossenen Abkommens und bedeuten sowohl eine restlose Verständigung dieser beiden Mächte über ihre Expansion in China, als auch einen militärischen und politischen Zusammenschluß gegen jeden Einspruch von seiten Amerikas oder Europas — mit Ausnahme der beiden Bundesgenossen der vertragschließenden Parteien, d. h. Englands und Frankreichs.

Gestützt auf seine Abkommen mit Japan konnte Rußland nun seine traditionelle Politik

[1]) Dipl. Akt. S. 228.

Digitized by Google

der territorialen Erwerbungen in China, die stets im Vordergrund seiner Bestrebungen gestanden und die Grundlinie seiner „bisherigen Politik gebildet hatte“ [1]), mit um so größerem Nachdrucke durchsetzen, „als sich seine Drohungen in Peking nun auch auf die außerordentlich große moralische Wirkung seines engen Einvernehmens mit Japan“ stützten.

Die Bestimmungen des mandschurischen Abkommens von 1910 sind am 28. Juni desselben Jahres zur Kenntnis Sir Edward Greys gebracht worden. Der russische Botschafter in London berichtet am selben Tage über seine diesbezügliche Unterredung mit dem englischen Staatssekretär [2]):

„Grey ist von dem Schritte der russischen Regierung sehr befriedigt und bittet mich, Ihnen seinen besten Dank zu übermitteln. Er habe stets mit Genugtuung die Entwicklung der guten Beziehungen zwischen Rußland und Japan im Laufe der letzten drei Jahre verfolgt und sei von der Bestätigung seiner Beobachtung, die ich ihm gebracht habe, außerordentlich befriedigt. Das politische Interesse Englands im fernen Osten bestehe in der Erhaltung des Friedens, wie seine Handelsinteressen auf dem Grundsatze der offenen Tür begründet seien. Grey hat mich gebeten, seinen Erklärungen den herzlichsten und freundschaftlichsten Ausdruck zu verleihen.“

Englisch-japanisches Bündnis

Die durch die Versöhnung Rußlands und Japans ermöglichte und von Grey so warm begrüßte Sicherung des Friedens im fernen Osten hatte aber für die englische Weltpolitik noch insofern ganz besondere Bedeutung, als von nun an auch das englisch-japanische Bündnis einen direkten Aktivposten der Ententepolitik in Europa darstellte. Über die Erneuerung der englisch-japanischen Allianz in diesem Sinne berichtet Benckendorff am 17. Juli 1911 folgendermaßen nach Petersburg [3]):

„Ich habe soeben mit Sir A. Nicolson eine sehr vertrauliche Unterredung über die Erneuerung der englisch-japanischen Allianz gehabt. Ich sagte ihm, daß wir uns über den veränderten Text des Vertrages nicht wundern, da dies augenscheinlich eine Folge des beabsichtigten Schiedsgerichtvertrages mit den Vereinigten Staaten sei. Was jedoch die Verlängerung des Vertrages selbst anbelange, so könne man in Rußland nicht vergessen, daß der ursprüngliche Allianzvertrag eine Vorsichtsmaßregel gegen einen eventuellen Konflikt zwischen Rußland und England bedeutete, wie mir dies Lord Lansdowne selbst einmal in einem Privatbriefe mitgeteilt hat.

Sir Arthur entgegnete, daß in England niemand an die Möglichkeit einer Rückkehr zu den früheren Beziehungen zwischen Rußland und England glaube und daß solche Erwägungen bei der Erneuerung des Bündnisses mit Japan nicht mitgespielt haben. In Wirklichkeit handele es sich um eine sehr heikle Frage, die speziell die Kolonien, d. h. Australien, betreffe... Der soeben erneuerte Vertrag ist eine Garantie gegen alle möglichen Zufälligkeiten und in diesem Sinne findet die Erneuerung in England lebhafte Zustimmung. Er ist, sagte er, eine Garantie gegen die schlechte Laune Japans, welche durch die schlechte Behandlung der Japaner, vor allem in Australien, hervorgerufen wird. Sir Arthur fügte hinzu, auch eine andere Erwägung habe mitgesprochen. Beim Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses habe England seine Seestreitkräfte im fernen Osten bedeutend vermindern und seine Flotte in europäischen Gewässern in demselben Maße verstärken können. Auf diese Weise besitze England eine wichtige Garantie für die Erhaltung des Friedens im fernen Osten und sei in die Lage versetzt worden, seine Seestreitkräfte dort zu stärken, wo man sie gegebenenfalls brauchen werde.“

Auch Rußland ist von jetzt ab bestrebt, sich in militärischer Hinsicht im fernen Osten möglichst zu entlasten, wodurch sein Gewicht in Europa dementsprechend zunimmt. Anläßlich einer durch ein internationales Bankkonsortium an China zu gewährenden Anleihe telegraphiert der russische Außenminister am 18. März 1912 nach London [4]):

„Eine solche Tätigkeit des Syndikates wird militärische Rüstungen des asiatischen Reiches gegen europäische Staaten möglich machen. Rußland, als die nächste Nachbarin Chinas,

[1]) Dipl. Akt. Ber. d. russ. Gesandten i. Peking v. 14. Juli 1910 S. 267/68. — [2]) Dipl. Akt. S. 266. — [3]) Dipl. Akt. S. 280—81. — [4]) Dipl. Akt. S. 286.

Digitized by Google

wird dies zu allererst zu fühlen bekommen und wird infolgedessen gezwungen sein, seine ganze Aufmerksamkeit auf den fernen Osten zu lenken... Ich bitte Sie, sich in diesem Sinne mit Grey auszusprechen und ihm zu bedenken zu geben, ob es den Interessen der Mächte der Tripleentente entspricht, daß Rußland seine Aufmerksamkeit und seine Kraft nach dem fernen Osten ablenken muß."

Und am 22. desselben Monates telegraphiert Sasonow hinsichtlich einer eventuellen Beteiligung Rußlands an diesem Syndikate[1]):

„Wir können dies aber nur unter Bedingungen tun, die uns erlauben würden, nicht unsere Aufmerksamkeit von unseren Interessen in Europa und der Balkanhalbinsel abzulenken, um sie der Verteidigung unserer Stellung im fernen Osten zuzuwenden. Wir sind der Ansicht, daß dies ein gemeinsames Interesse der Mächte des Dreiverbandes ist."

Wirtschaftliche Hemmungen.

Nächst der politischen Isolierung Deutschlands haben wir uns, gemäß der in den einleitenden Ausführungen enthaltenen Fragestellung, noch mit der Hemmung der wirtschaftlichen Entwicklung der beiden Zentralmächte, als einer logischen Folge der Ententepolitik, zu befassen. Wenn wir bei unserer Betrachtung der politischen Seite des Einkreisungsproblems das Moment der vorbedachten Absicht unberücksichtigt gelassen haben, so fällt im wirtschaftlichen Ringen der Entente gegen die Zentralmächte gerade dies Moment, mehr noch als die erzielte Wirkung, in die Wagschale. Der außerordentliche Aufschwung des gesamten Wirtschaftslebens der Welt in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Kriege hat bis zu einem gewissen Grade hierüber hinwegtäuschen können — ja man muß sich sogar fragen, ob nicht gerade die latente, mit politischen Beweggründen in ständiger Wechselwirkung stehende Konkurrenz zweier großer Wirtschaftsgruppen zu diesem Aufschwunge mit beigetragen hat. Verderblich und verwirrend hat eben nur die Vermischung mit politischen Aspirationen und Motiven gewirkt, d. h. der Umstand, daß der an und für sich freie wirtschaftliche Wettbewerb zu einer politisch vergifteten Waffe mißbraucht worden ist, sowie namentlich, daß Fragen rein wirtschaftlicher Natur durch Anwendung politischer Machtmittel, ja sogar kriegerischer Maßnahmen oft einer gewaltsamen Lösung zugeführt wurden.

Es ist uns im Rahmen unserer Untersuchung natürlich nicht möglich, ein auch nur annähernd klares Bild von der wirtschaftlichen Auswirkung des zwischen Dreibund und Dreiverband bestehenden politischen Gegensatzes zu gewinnen. Wir wollen uns daher in diesem Abschnitte nur mit einigen wenigen, für die allgemeine Tendenz charakteristischen Beispielen, ohne chronologische Einteilung, begnügen.

Ähnlich wie Rußlands — politischer — Drang nach Osten, war auch das deutsche — wirtschaftliche — Streben nach dem Süden zu einem Schlagworte politischer Katheder-weisheit vor dem Kriege geworden.

In einem vertraulichen Berichte des russischen Botschafters in Paris Nelidow vom 1. April 1909[2]) heißt es:

„... Das Streben der mitteleuropäischen Staaten zum Mittelmeere widerspricht sowohl unseren eigenen Absichten als auch den Interessen unserer Bundesgenossen und Freunde, der Franzosen und Engländer. ... Alle diese Umstände weisen darauf hin, wie nötig es für uns ist, uns noch enger mit Frankreich und England zu verbinden, um gemeinsam dem weiteren deutsch-österreichischen Vordringen auf dem Balkan entgegenzutreten."

Wenn die in diesem Berichte angeführten Erwägungen noch bis zu einem gewissen Grade politisch-militärischer Natur sind, so ist der auf politischer Grundlage geführte, rein wirtschaftliche Kampf gegen die Zentralmächte nicht minder erbittert.

Iswolsky schreibt aus Paris am 25. April 1911[3]):

„In einer meiner Unterredungen mit dem französischen Außenminister habe ich die Frage der soeben in Frankreich abgeschlossenen Anleihe der Stadt Budapest erwähnt. .... Ich habe Cruppi nicht verheimlicht, daß die Gewährung einer Anleihe durch französische Banken einen

[1]) Dipl. Akt. S. 286/87. — [2]) Dipl. Akt. S. 112. — [3]) Dipl. Akt. S. 786—88.

Digitized by Google

unangenehmen Eindruck in Rußland hervorrufen wird, wo man dies natürlich als den ersten Schritt zur Finanzierung auch anderer ungarischer Anleihen betrachten muß. Um auf Cruppi den nötigen Eindruck zu machen, habe ich ihm anläßlich dieses besonderen Falles folgende Erwägungen allgemeiner Natur unterbreitet. In letzter Zeit, sagte ich, habe ich schon mehrmals die ernstliche Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf die Schädigung vitaler Interessen Rußlands durch Finanzprojekte französischer Banken lenken müssen. ... Derartige Unternehmungen, z. B. wie die Eisenbahn Chinchou—Aigun oder das Eisenbahnnetz in Kleinasien, würden uns ungeheure Ausgaben bei der Befestigung unserer asiatischen Grenzen auferlegen, und dies würde unsere militärische Stellung an unserer Westgrenze schwächen, was den gemeinsamen Interessen Frankreichs und Rußlands widerspricht. Jede Österreich-Ungarn oder sogar nur Ungarn gewährte Anleihe schwächt gleichfalls die Lage Rußlands und folglich auch des Zweibundes ... Erst in den letzten Tagen haben wir im Parlamente Ribot in beredter Weise von der Notwendigkeit einer einheitlicheren und logischeren Politik der drei Ententemächte sprechen hören, und Cruppi selbst hat darauf hingewiesen, daß es notwendig sei, diese politische Kombination in Wirklichkeit und sozusagen jeden Tag in Anwendung zu bringen. Mir scheint es, daß ausländische Anleihen und Finanzierungen ein Gebiet darstellen, in dem die höheren politischen Interessen Frankreichs und Rußlands in Einklang gebracht werden müssen, und es wäre im höchsten Grade bedauerlich, wenn das Streben französischer Finanzleute nach persönlichem Gewinn die Oberhand über die höheren Ziele der beiden verbündeten Mächte gewinnen sollte. Der Minister hat mir erwidert, daß er meine Ansicht durchaus teile und bereit sei, diesen Standpunkt in jedem einzelnen Falle zu vertreten. ... Trotz dieser kategorischen Erklärung Cruppis erlaube ich mir, dem Gedanken Ausdruck zu verleihen, daß vielleicht die größte Schwierigkeit der russisch-französischen Beziehungen darin besteht, die Interessen der hier so einflußreichen Finanzkreise mit der allgemeinen Richtung der Politik des Zweibundes in Einklang zu bringen. ... Die französischen Ersparnisse, die eine Anlage in auswärtigen Anleihen und Unternehmungen suchen, machen den Kampf mit den kosmopolitischen Tendenzen des hiesigen Kapitals außerordentlich schwer. Wir haben daher die Aufgabe, die Projekte der französischen Finanzkreise aufmerksam zu verfolgen, und in denjenigen Fällen, in denen unsere Interessen ernstlich bedroht sind, müssen wir rechtzeitig einen energischen Druck auf die französische Regierung ausüben, um die Verwirklichung dieser Pläne zu verhindern."

In diesem Zusammenhang sollen auch folgende Auszüge aus einer Denkschrift des russischen Finanz-Sachverständigen N. N. Rafalowitsch vom 14. Mai 1914[1]) angeführt werden, die von der russischen Botschaft in Paris nach Petersburg weitergeleitet worden ist:

„... Die grundlegenden Veränderungen in der politischen Struktur der Balkanhalbinsel müssen die bisherigen französisch-österreichischen finanziellen Beziehungen ungünstig beeinflussen. Um dies Ziel zu erreichen, bedarf es unsererseits eines ganz planmäßigen Vorgehens. Hierbei müssen wir zwischen den Bestrebungen der Österreicher unterscheiden, ihre Werte auf der Pariser Börse unterzubringen und Hand in Hand mit den französischen Banken auf dem Balkan vorzugehen. Was erstere Bestrebungen anbelangt, so brauchen sie uns nicht ernstlich zu beunruhigen, da sie ‚ein Attentat mit unzulänglichen Mitteln' darstellen. Die französischen Banken befürchten allzusehr die Einmischung ihrer Regierung und den Protest der öffentlichen Meinung, um sich leichten Herzens zu einer solchen Operation zu entschließen, welche durch einen einzigen Zeitungsartikel oder durch einen einzigen Schritt von seiten Rußlands zunichte gemacht werden kann. Als Beispiel hierfür kann der erfolglose Versuch gelten, für das österreichische Schatzamt eine ziemlich bedeutende Summe dadurch zu realisieren, daß die alte Streitfrage der österreichischen Südbahnen in einem für die französischen Inhaber der Aktien günstigen Sinne gelöst wurde. Dieser Versuch ist im vorigen Jahre verhindert worden, wenn er überhaupt ausführbar war, indem im Echo de Paris ein entsprechender Zeitungsartikel veröffentlicht wurde. Was die Zusammenarbeit der französischen und österreichischen Banken anbelangt, so können wir auch hier eine sehr nützliche Rolle spielen ... Wir

[1]) Dipl. Akt. S. 789—90.

Digitized by Google

müßten als allgemeine Regel aufstellen, daß man in uns interessierenden Fragen und Ländern die Franzosen nie allein mit den Österreichern lassen darf. Wo die Franzosen mit russischen Elementen zusammenarbeiten werden, dort wird es für Österreicher keinen Platz mehr geben. Außerdem bedeutet dies für uns die einzige Möglichkeit, rechtzeitig über alles unterrichtet zu sein, was wir verhindern wollen."

Verhinderung deutscher Beziehungen zum Balkan.

Wie Finanzfragen zur Erreichung bestimmter politischer Ziele mißbraucht wurden, ergibt sich aus den bulgarischen Anleiheverhandlungen im Frühjahr 1914[1]). Die Aufnahme einer größeren Anleihe im Auslande war um diese Zeit für das Ministerium Radoslawow zu einer Lebensfrage geworden und diesbezügliche Schritte wurden in Berlin unternommen. Sofort erwägt man in Petersburg und Paris, wie der Abschluß einer derartigen Anleihe in Berlin vereitelt werden kann und auch das Londoner Kabinett wird um seinen Beistand ersucht. Man stimmt zu diesem Zwecke dem Plane des russischen Gesandten in Sofia zu, dem Könige von Bulgarien sofort unter besonders günstigen Bedingungen einen großen Vorschuß zu gewähren und den späteren Abschluß einer Anleihe in Aussicht zu stellen.

Der russische Gesandte in Sofia schreibt:

„Der französische Vertreter der französischen finanziellen Interessen in Sofia ist überzeugt, daß eine derartige Operation der Realisation der Anleihe gleichkommt und es den Berliner Banken unmöglich machen wird, die Anleihe zu erhalten. Abgesehen davon, daß wir Bulgarien dem österreichischen Einflusse in Zukunft entziehen, wird auf diese Weise auch der hiesige Einfluß Österreichs und Deutschlands geschwächt und früher oder später wird auch der Sturz des jetzigen Kabinettes eintreten ..."

Der bulgarischen Regierung gegenüber soll zwar offiziell erklärt werden, daß der Vorschuß erfolgt, weil „Rußland ... nach wie vor um Bulgarien und seine politische und finanzielle Unabhängigkeit besorgt ist", und daß „die Regierungen Rußlands und Frankreichs vom Wunsche beseelt sind, Bulgarien den Beweis ihrer uneigennützigen Freundschaft zu geben".

Wie es sich jedoch mit der „uneigennützigen Freundschaft" in Wirklichkeit verhielt und um was für einen politischen Wucher es sich handelte, ergibt sich aus dem Telegramm des russischen Botschafters in Paris vom 30. Mai 1914[2]):

„... Solange wir uns auf einen Vorschuß beschränken und die Anleihe nicht abgeschlossen ist, werden Rußland und Frankreich die Möglichkeit haben, in wirksamer Weise auf die Richtung der bulgarischen Politik einzuwirken; was das definitive Verlangen anbelangt, der König solle sich verpflichten, ein anderes Kabinett zu ernennen, so können wir dieses später vorbringen, nachdem Bulgarien, nach Empfang eines bedeutenden Vorschusses, nicht mehr die Möglichkeit haben wird, sich in finanzieller Beziehung frei zu machen ..."

Als die entscheidenden militärischen Erfolge der Balkanstaaten gegen die Türkei im Herbste 1912 territoriale Veränderungen zugunsten der ersteren unvermeidlich erscheinen ließen, verzichtete Österreich-Ungarn, wie bekannt, auf seine ursprünglichen Pläne hinsichtlich des Sandschaks von Nowibazar und stimmte der Aufteilung dieses Gebietes zwischen Serbien und Montenegro zu. Die russische Regierung arbeitete ihrerseits, auf Veranlassung Englands und Frankreichs, ein Projekt der territorialen Neuregelung des Balkans aus, wobei sie ängstlich vermied, die Möglichkeit einer wirklichen Verständigung Österreich-Ungarns mit den Balkanstaaten auf rein wirtschaftlicher Grundlage zuzulassen. Rußland nahm in dieser Frage einen so unnachgiebigen Standpunkt ein, daß Benckendorff aus Zweckmäßigkeitsgründen sogar Bedenken hatte, denselben den Kabinetten von London und Paris in seinem ganzen Umfange mitzuteilen; er telegraphierte am 30. Oktober 1912[3]):

„... Denn wenn wir schon heute voraussehen lassen würden, daß wir in Zukunft zu verhindern suchen werden, daß Österreich sich in ökonomischer Hinsicht mit den vergrößerten Balkanstaaten verständigt, wären die Rollen ausgewechselt. Ich zweifle, daß wir in diesem

[1]) Dipl. Akt. S. 631—38. — [2]) Dipl. Akt. S. 636/37. — [3]) Dipl. Akt. S. 559—60.

Digitized by Google

Falle eine wirkliche Unterstützung bei den Westmächten finden würden. Denn wenn eine ökonomische Verständigung zwischen souveränen Staaten und entsprechend ihren gegenseitigen Interessen in Zukunft der Gefahr eines europäischen Krieges vorbeugen kann, so scheint mir, daß eine derartige Verständigung sowohl von der öffentlichen Meinung, als auch von den Regierungen der Westmächte gebilligt werden wird."

Anläßlich des Zusammentrittes der Pariser Finanzkonferenz im Frühjahr 1913, die sich mit den durch den Balkankrieg aufgeworfenen finanziellen Problemen zu befassen hatte, vertrat Grey die Ansicht, daß man zur Sanierung der türkischen Finanzen dieselben in Zukunft einer europäischen Kontrolle unterwerfen müßte. Rußland, teilweise von der Erwägung ausgehend, daß Deutschland hieraus Nutzen ziehen könnte, widersetzte sich dem Greyschen Standpunkte und der russische Botschafter in Konstantinopel telegraphierte am 10. Mai 1913 [1]):

„Obwohl ich persönlich überzeugt bin, daß die Türkei sich dem allgemeinen Verfalle nähert, so muß ich doch betonen, daß die türkischen Politiker die Lage des Reiches durchaus nicht für so hoffnungslos halten, als daß sie eine weitgehende internationale Vormundschaft zulassen würden. Außerdem können sie in dieser Hinsicht auf die Unterstützung einiger Großmächte rechnen. Die Ententemächte müssen dieses im Auge behalten, um nicht mit Vorschlägen hervorzutreten, über die keine Einigung erzielt werden kann. Wenn ich diese Frage vom Standpunkte unserer eigenen Interessen betrachte, so kann ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß die Einführung eines internationalen Elementes in unsere bisherigen direkten Beziehungen zu der Türkei unser historisches Streben, uns der Meerengen zu bemächtigen, nur hindern und verzögern kann. Soweit die Türkei nicht ein großer Markt für den Absatz unseres Handels ist, sind wir an ihrer Wiedergeburt durchaus nicht interessiert. Das Vorteilhafteste wäre für uns, wenn in der Türkei zeitweilig genügend Ordnung wiederhergestellt würde, um die persönliche und materielle Sicherheit der Einwohner ohne Unterschied der Konfession und der Nationalität zu ermöglichen. Dies würde uns erlauben, die Liquidation der Türkei bis zum Augenblicke hinauszuschieben, in dem unsere Teilnahme die größten Vorteile versprechen würde..."

England die treibende Kraft

Ich muß es mir aus Raummangel versagen, noch weitere Beispiele der Hemmung der wirtschaftlichen Ausdehnung der Mittelmächte durch die Entente aus dem außerordentlich umfangreichen, jetzt zugänglichen Material anzuführen. Genügt es doch, Marokko, Kleinasien mit seinem heiß umstrittenen Komplex von Eisenbahnen und Konzessionen, Persien, China zu nennen. Fürwahr, auch in diesem Sinne erstreckt sich die Entente „von Marokko bis China"! Ich will dieses Kapitel mit folgenden Auszügen aus einem Briefe des russischen Botschafters in London an Sasonow vom 8. Februar 1912 beschließen [2]):

„... England befindet sich an der Spitze eines ungeheuren Kolonialreiches, welches seiner Tätigkeit, seinem Unternehmungsgeiste und seinem Kapital genügt; dieses Reich steht mitten in der Umformung und inneren Entwicklung, die oft mit außerordentlicher Geschwindigkeit vor sich geht, wie z. B. in Kanada und in Indien. England ist mit Ländereien gesättigt, so daß es, kaum daß es ein neues Gebiet erworben hat, und wir wissen, um den Preis welcher Anstrengungen, sich beeilt, ihm seine Autonomie zurückzugeben. England hat in Wirklichkeit kein anderes Ziel im Auge, als seine Verbindungswege und Handelsstraßen zu sichern, was oft ungeheure Schwierigkeiten bietet. Als Mittel hierzu hat es sehr weise den Frieden mit seinen früheren Rivalen Frankreich und Rußland gewählt. Sollte dieses Mittel versagen, so bleibt ihm nur übrig, mit seinem hauptsächlichsten Nebenbuhler, d. h. Deutschland, ein Übereinkommen zu treffen, sozusagen auf Grund eines Kompromisses mit ihm zu teilen. Wie ich darauf hingewiesen habe, scheint sich die englische öffentliche Stimmung Deutschland zuzuwenden.

Deutschlands Lage ist bis zu einem gewissen Grade derjenigen Englands entgegengesetzt. Als anläßlich der Marokkokrise der deutsche Botschafter dem englischen Minister erklärte:

[1]) Dipl. Akt. S. 694—95. — [2]) Dipl. Akt. S. 745/46 und 743.

Digitized by Google

‚Man teilt die Welt, wir sind mehr eingeengt als alle anderen, wir haben auch ein Anrecht auf einen Teil der Beute', so war in diesen Worten ein Teil Wahrheit enthalten.

Es ist kein Geheimnis, mit welchem Erfolge Deutschland nach seinen Siegen und der Konsolidierung seiner Macht seine inneren Kräfte entwickelt hat. Sehr reich, ist es noch energischer und unternehmender als reich. Es braucht Kapital. England kann ihm dieses nur in unzulänglichem Maße zur Verfügung stellen; aber Frankreich wird es können, und wenn England sich diesem einmal nicht mehr widersetzt, so würde der französische Markt für Deutschland nicht lange mehr verschlossen bleiben. Nicht ohne Ehrgeiz, seine kolonialen Besitzungen zu vergrößern, geht Deutschland doch eher auf dem Wege der Durchdringung vor, indem es sich hauptsächlich großartigen Unternehmungen zuwendet, bei denen es jedoch stets auf den Widerstand Englands stößt. Es ist wahr, daß Rußlands Gewicht außerordentlich bedeutend ist, aber in überseeischen Fragen ist England, selbst allein, das größte Hindernis. Der schlagendste Beweis scheint mir die Bagdadbahn zu sein. Meiner Ansicht nach ist die Rolle, die dieses Unternehmen in der Weltpolitik spielt, viel bedeutender, als man auf den ersten Blick glauben könnte. Das Interesse, welches es in Deutschland hervorruft, umfaßt das ganze Land. Die Finanz fast ganz Europas, selbst Englands, beteiligt sich an diesem Projekte. Und doch ist es hauptsächlich England, welches Schwierigkeiten in den Weg legt... Es haben bereits verschiedene Ansätze zu Verhandlungen stattgefunden; die internationalen Verpflichtungen Englands, aber vor allem sein Mangel an gutem Willen haben niemals erlaubt, diese Verhandlungen weiter fortzuführen. Es wäre anders, wenn England, unserer Unterstützung beraubt, sich entschließen würde, den nötigen guten Willen zu zeigen und seine jetzigen Ansprüche zu mäßigen, indem und weil es in einem Übereinkommen mit Deutschland eine jener Sicherungen erblicken würde, die es nötig zu haben glaubt...

Es ist aber trotzdem richtig, daß jedesmal, wenn die deutsche Regierung ihre Interessen in Gebiete tragen wollte, in denen Interessen anderer Mächte bestanden, sie sich nicht der einen oder anderen Macht gegenübergestellt sah, sondern einer Mächtegruppe..."

Die Londoner Botschafterkonferenz 1912/13.

r Krieg keine istorische Notwendigkeit.

Die Frage, ob die logische, sozusagen zwangsläufige Entwicklung der Ententepolitik zur Einkreisung Deutschlands, in dem oben gekennzeichneten Sinne, führen mußte, hat den allgemeinen Ausgangspunkt unserer Betrachtung gebildet. Es muß aber ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die in den vorhergehenden Kapiteln enthaltene Antwort auf unsere Frage sich nur auf die zwangsläufigen Folgen der gegebenen Orientierung der Ententepolitik bezieht, nicht etwa auf eine unabwendbare historische Entwicklung, nicht auf ein „Schicksal", das unsere Kultur ereilen „mußte". Wenn nun jetzt von einigen politischen Führern nachträglich behauptet wird, sie hätten den Krieg schon mehrere Jahre vor seinem Ausbruch als „unvermeidlich" erkannt, so kann man nicht umhin, zu entgegnen, daß diese Unvermeidlichkeit sich nur auf die Folgen der gerade von ihnen vertretenen Politik beziehen kann: ihre eigene Verantwortung für den Krieg wächst mit dieser Erkenntnis ins Ungeheure, denn an und für sich „brauchte" es nicht zu einem Kriege zu kommen — im Gegenteil, es hätte ganz anders kommen können.

Als die französische Akademie den früheren französischen Botschafter in Berlin, Jules Cambon, nach dem Kriege zu einem der „40 Unsterblichen" erwählte, um dadurch der gesamten französischen Diplomatie in der Person eines ihrer hervorragendsten Vertreters die höchste in Frankreich mögliche Ehrung zu erweisen, hat der Botschafter in seiner feierlichen Antrittsrede bemerkenswerte Ausführungen über seine Berliner Tätigkeit gemacht. Für ihn war der Krieg schon zwei bis drei Jahre vor seinem Ausbruch, d. h. gleich nach Beilegung der Agadirkrise, ein Ereignis, mit dessen Eintritt bestimmt gerechnet werden mußte. Seine ganze Tätigkeit war darauf gerichtet, die noch übrigbleibende Spanne Frieden zu nutzen, um Bundesgenossen zu werben und für eine günstige politische Position zu „manövrieren". Dieser Standpunkt des äußerst geschickten Diplomaten, der auch in den schwierigsten Lagen viel Takt und Umsicht gezeigt hat, muß um so mehr befremden, als man

Digitized by Google

bisher stets annehmen zu können glaubte, daß gerade Cambon an der Herstellung normaler Beziehungen zwischen Paris und Berlin und der Beseitigung realer Kriegsursachen arbeitete.

Agadir war kein Ereignis, aus dem auf kriegerische Absichten Deutschlands geschlossen werden konnte — auch von seiten der Entente wird dies zugegeben. Taktisch ein plumper Fehler, ist Agadir psychologisch nur erklärbar durch das in Deutschland zunehmende Gefühl einer Isolierung, das triebhafte Bedürfnis, sich durch einen diplomatischen Faustschlag Luft zu verschaffen. Die deutsche Politik erhält dadurch etwas Sprunghaftes und Unberechenbares. Oft handelte es sich auch um einen Irrtum in der psychologischen Einschätzung der Gegenseite. In diesem Zusammenhang soll ein bisher unveröffentlichtes Dokument hier Platz finden.

Besuch des Prinzen Heinr in Sandringha

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 22. Januar 1913 Nr. 22:

„Persönlich und sehr vertraulich. Montag nach dem Diner hat der König Cambon von dem letzten Besuche des Prinzen Heinrich von Preußen erzählt. Cambon hatte mir hierüber berichtet. Gestern abend sagte mir der König in Gegenwart Cambons, er wolle mir dasselbe erzählen, hinzufügend „in vertraulicher Weise". Prinz Heinrich hatte nur einige Stunden in Sandringham zugebracht. Er hat den König gefragt, ob er eine Frage an ihn richten dürfe: „Im Falle eines Krieges, welches würde die Haltung Englands sein?" Der König hat geantwortet: „Unter gewissen Umständen würde England sich ‚sicherlich' auf die Seite Rußlands und Frankreichs stellen." Der Prinz zeigte sich sehr überrascht und antwortete, die Sache sei so ernst, daß er sofort seinen Bruder, den Kaiser, hiervon benachrichtigen müsse. Der König hatte keine Einwendungen erhoben. Nach seiner Rückkehr nach Berlin hat der Prinz dem König geschrieben, der Kaiser sei ebenso erstaunt gewesen und er fügte hinzu, daß am Tage seiner Unterredung mit dem König, Lord Haldane genau dasselbe dem Fürsten Lichnowsky gesagt habe. Der König sagte mir, daß während obiger Unterredung der Prinz erklärt habe, daß eine starke Entente zwischen Deutschland und England unbesiegbar wäre und das politische Programm der beiden Länder bilden müsse. Der König hat geantwortet, es handle sich für ihn und für England um eine Ehrenfrage, daß er in dieser Hinsicht nur einen bedingten Unterschied zwischen einem unterschriebenen Bündnisvertrag und Freundschaften machen könne, die nichtunterschriebene Bündnisse seien, daß sein Vater in den neun Jahren seiner Regierung die Ententen mit Frankreich und mit Rußland gegründet habe, und daß er selbst, der erst zwei Jahre regiere, nicht daran denken könne, dieselben zu erschüttern, und daß er die Absicht habe, sie ebenso aufrechtzuerhalten. Der König hat hinzugefügt, daß er seit diesem Tage mit dem mäßigenden Einflusse des Berliner Kabinetts sehr zufrieden sei, was ihn mit Genugtuung erfülle."

Der Ausspruch über die „Unbesiegbarkeit" einer eventuellen deutsch-englischen Entente, der dem Prinzen Heinrich zugeschrieben wird, ist, wiederum psychologisch beurteilt, kein glücklicher zu nennen — löst er doch unwillkürlich den Gedanken an eine gemeinsame deutsch-englische Weltherrschaft oder Weltbeherrschung aus. Es wäre richtiger gewesen, tiefer zu blicken und zu sagen: eine deutsch-englische Zusammenarbeit in den wichtigsten politischen Problemen, und zwar unter Beibehaltung der bestehenden Bündnisse und Ententen, ist das beste, — ja das einzige Mittel, Europa den Frieden zu erhalten. Einen unwiderlegbaren Beweis der Richtigkeit dieser Behauptung bilden die Verhandlungen der Londoner Botschafterkonferenz 1912 bis 1913: nur dank der kombinierten Parallelaktion Englands und Deutschlands hat damals die auf dem heißen Balkanboden entstandene furchtbare Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland nicht zum Kriege geführt. Die Londoner Konferenz hat 1½ Jahre nach Beilegung der Agadirkrise getagt: damit fällt auch die Cambonsche These von der Unvermeidlichkeit des Weltkrieges, bzw. wird sie auf die Zwangsläufigkeit der spezifischen Ententepolitik beschränkt. Die englisch-deutsche Politik, die den Londoner Beratungen zugrunde gelegen hat, bildet eine Ausnahme, und bestätigt als solche unsere allgemeine Schlußfolgerung.

Die folgenden Seiten geben eine kurze Schilderung einzelner Phasen der Londoner Botschafterkonferenz von diesem Standpunkte aus und zwar ausschließlich an der Hand bisher unveröffentlichter Dokumente. Meinerseits will ich mich auf eine möglichst kurze Angabe der den einzelnen Dokumenten zugrunde liegenden Tatsachen beschränken. Dieses Kapitel soll also

Digitized by Google

nur eine bestimmte Episode der Vorkriegspolitik darstellen. Es gibt dem Leser an einem Beispiel Gelegenheit zu einem Einblick in die Wirklichkeit der diplomatischen Vorkriegsgeschichte.

e Veranlassung der Konferenz

Die militärischen Erfolge, welche die vier alliierten Balkanstaaten im Herbste 1912 gegen die Türkei errungen hatten, machten eine weitere Aufrechterhaltung des territorialen Besitzstandes auf dem Balkan unmöglich und stellten damit das ganze Balkanproblem in einer äußerst akuten Form zur Diskussion. Österreich-Ungarn sah sich in die Notwendigkeit versetzt, auf sein früheres Balkanprogramm zu verzichten, willigte sogar in die Aufteilung des Sandschaks zwischen Serbien und Montenegro ein, widersetzte sich aber einem unmittelbaren Zugang Serbiens zur Adria und bestand ferner darauf, daß das von albanischen Stämmen bewohnte Gebiet, welches in geographischer, ethnographischer und kultureller Beziehung eine Einheit darstellte, in Zukunft unter der Garantie der Mächte einen unabhängigen Staat bilden sollte. Im Prinzip wurde die Notwendigkeit der Bildung eines derartigen autonomen Albaniens von allen Mächten zugegeben, während aber Österreich-Ungarn einen möglichst lebensfähigen Staat erschaffen wollte, war Rußland bestrebt, seine geographische Ausdehnung zugunsten der slawischen Nachbarstaaten möglichst einzuschränken. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Frage, ob die bedeutendste und in strategischer Hinsicht wichtigste Stadt Albaniens, Skutari, am gleichnamigen See gelegen, Montenegro oder dem neuen Albanien zugesprochen werden sollte. Trotzdem Skutari seit Ausbruch des Balkankrieges von Montenegro belagert wurde, war es dem König Nikita noch nicht gelungen, den heldenmütigen Widerstand der türkischen Garnison Skutaris unter Essad Pascha zu brechen.

Die Unnachgiebigkeit, mit der Serbien auf einem Zugang zur Adria bestand, hatte im November 1912 in Europa eine äußerst gefährliche Spannung hervorgerufen und es war nur unter den größten Schwierigkeiten gelungen, einen Zusammenstoß zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, welcher jedenfalls zu einem allgemeinen Kriege geführt hätte, zu vermeiden: man einigte sich schließlich dahin, daß Serbien durch eine auf albanischem Boden zu erbauende Eisenbahnlinie einen Handelsausgang zu einem albanischen Hafen an der Adria erhalten sollte.

Von den übrigen noch zu lösenden Problemen war die Bestimmung der albanischen Grenze das Gefährlichste, da in dieser Frage der österreichisch-russische Gegensatz am heftigsten zutage trat. Die diplomatischen Verhandlungen wurden in besonderem Maße noch dadurch erschwert, daß sowohl Österreich-Ungarn als auch Rußland bereits umfangreiche militärische Maßnahmen ergriffen hatten und eine Teilmobilisation durchgeführt worden war. Da das politische Bild sich fast täglich verschob und die telegraphischen Verhandlungen zwischen den sechs Kabinetten unter diesen Umständen, schon aus rein technischen Gründen, zu häufigen Mißverständnissen und Verzögerungen führten, so wurde beschlossen, die in London beglaubigten Botschafter Frankreichs, Rußlands, Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens unter dem Vorsitz des englischen Staatssekretärs Grey im Dezember 1912 zu einer besonderen Konferenz zusammentreten zu lassen, die sich mit allen durch den Balkankrieg aufgeworfenen und noch nicht gelösten Fragen befassen sollte.

:meinsamkeit deutsch-eng- :nInteressen.

Es standen sich also in London wiederum Dreibund und Dreiverband gegenüber. Aber in diese starre Gruppierung der Mächte war ein neues Element eingeführt worden: in einer offenen Aussprache mit dem deutschen Botschafter, dem Fürsten Lichnowsky, wies Grey, noch vor Zusammentritt der Konferenz, auf das ganz besondere gemeinsame Interesse Englands und Deutschlands hin, eine friedliche Lösung zu finden, und hob damit diese beiden Staaten aus der allgemeinen Gruppierung sozusagen auf eine höhere Stufe empor: „England und Deutschland seien diejenigen Staaten, welche in Balkanfragen am wenigsten und deshalb an der Erhaltung des Friedens am meisten interessiert seien, denn wenn der Krieg ausbräche, so läge der wahre Grund soviel tiefer, als die sekundären Ursachen, die den Krieg hervorrufen könnten, daß er, Grey, keine ernstliche Garantie erblicke, daß England und Deutschland nicht auch alle beide in den Krieg hineingezogen würden."

erische Hal- Frankreichs.

Am 17. Dezember 1912 fand die erste Sitzung der Botschafter-Konferenz statt. Die folgenden Telegramme enthalten die hauptsächlichsten Forderungen Rußlands und sind für die prinzipielle Stellungnahme Frankreichs und Englands zu diesen Forderungen kennzeichnend: Poincaré — rückhaltlose Unterstützung, ja direkte Ermutigung Rußlands zur Unnachgiebigkeit gegen Österreich-Ungarn, mit anderen Worten — militärische Hilfe Frankreichs im Falle

Digitized by Google

eines Krieges[1]); Grey — nur diplomatische Unterstützung Rußlands, Versuch mit Hilfe Deutschlands und Italiens einen russisch-österreichischen Kompromiß herbeizuführen.

Telegramm des russischen Außenministers Sasonow an den russischen Botschafter in London Graf Benckendorff vom 26. Dezember 1912 Nr. 2988:

„Ich bitte Sie, Grey darauf hinzuweisen, es sei für uns wünschenswert, der tatkräftigen Unterstützung der Vertreter Frankreichs und Englands auf der Botschafterkonferenz in folgenden Fragen sicher zu sein, deren Annahme für uns unbedingt notwendig: 1. Anerkennung des Rechtes Montenegros auf den Besitz Skutaris und Einbeziehung der Bojana in montenegrinisches Gebiet, wenn es nicht gelingen sollte, die Grenze zwischen Albanien und Montenegro südlicher des Flusses Drin zu ziehen. Falls Grey darauf hinweisen sollte, daß die Montenegriner Skutari noch nicht genommen haben, könnte man entgegnen, daß sie auf das schon besetzte Giovanni di Medua und Alessio verzichten könnten. 2. Die östliche Grenze Albaniens wird gemäß den von uns als Minimum angegebenen Bestimmungen gezogen. 3. Das Recht Serbiens, gleichberechtigt mit den Großmächten die Eisenbahn und den Hafen zu finanzieren und zu kontrollieren. 4. Die unbedingte Berechtigung Serbiens durch albanisches Territorium und den Hafen sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten Kriegsmaterial zu transportieren. Die österreichischen Einwendungen gegen die Kriegszeit sind an und für sich unannehmbar, ohne von der Unklarheit dieses Ausdrucks zu sprechen, da wir nicht einsehen, wessen Krieg mit wem das Wiener Kabinett meint."

Telegramm des russischen Botschafters in Paris Iswolsky an Sasonow vom 28. Dezember 1912 Nr. 474:

„Ihr Telegramm 2988 erhalten. Nachdem Poincaré sich mit Cambon beraten hatte, hat Poincaré mir noch einmal bestätigt, daß er uns in London in den von Ihnen erwähnten Punkten in jeder Weise unterstützen wird ... Übrigens wird Cambon vorgeschrieben, in diesen wie in allen anderen Punkten in vollem Einverständnis mit dem Grafen Benckendorff zu handeln."

Telegramm Iswolskys an Sasonow vom 2. Januar 1913 Nr. 482:

„Louis telegraphiert aus Petersburg, daß der österreichische Botschafter Ihnen mitgeteilt habe, Österreich widersetze sich auf das entschiedenste der Zuerteilung Skutaris an Montenegro und Sie selbst hätten ihm, Louis, gesagt, Sie wären einverstanden, die Stadt Skutari selbst Albanien zu überlassen, und die Umgebung — Montenegro. Poincaré sagte mir, er sei über diese Nachricht erstaunt und er befürchtet den Eindruck, den sowohl bei uns als auch in Frankreich weitere Zugeständnisse an Österreich machen würden. Der französische Gesandte telegraphiert aus Cetinje, der König beklage sich über die schwache Unterstützung von seiten Italiens in der Frage Skutari."

Telegramm des russischen Botschafters in Paris Iswolsky an Sasonow vom 6. Januar 1913 Nr. 491:

„Ich habe mich im Sinne Ihres Telegrammes mit Poincaré ausgesprochen, der mir sagte, der französische Botschafter in London habe die Weisung erhalten, in der Frage Skutari in vollem Einvernehmen mit dem Grafen Benckendorff vorzugehen. Poincaré fügte hinzu, seiner Ansicht nach wäre es zweckmäßiger, diese Frage bei den Beratungen nicht einzeln, sondern im Zusammenhang mit allgemeinen Fragen der albanischen Grenzen zu behandeln, da Österreich sonst versuchen könne, um den Preis von Zugeständnissen in Skutari sich anderweitige Vorteile auszubedingen. Aus dem Gespärche mit Poincaré habe ich den Eindruck gewonnen, er bedaure Ihren Entschluß, die albanische Frage noch vor Beginn der österreichischen Demobilisation zu beraten und er scheint sehr wenig geneigt, den österreichischen Forderungen gegenüber noch weiter nachzugeben."

[1]) Außer den hier folgenden Dokumenten muß in diesem Zusammenhang noch auf die wichtige Änderung der französischen Balkanpolitik im November 1912 hingewiesen werden (siehe Seite 193/94); ferner auf die Erklärung Poincarés dem italienischen Botschafter in Paris am 20. November 1912, Frankreich werde in der Frage der albanischen Grenzen Rußland gegen Österreich-Ungarn bewaffnete Hilfe leisten und rechne auf Grund des französisch-italienischen Abkommens von 1902 auf die Neutralität Italiens im Falle eines Krieges mit Deutschland und Österreich (Dipl. Akt. Seite 473).

Digitized by Google

Mäßigender Einfluß Englands

Telegramm Sir E. Greys an den englischen Botschafter in Petersburg v. 1. Januar 1913:

„Was Sasonows Ersuchen anbelangt, ich solle in der Frage Skutari unterstützen, so ist das, was ich dem italienischen und deutschen Botschafter bereits vor Weihnachten gesagt habe, als eine solche Unterstützung anzusehen und ich will mit denselben noch einmal im selben Sinne sprechen. Ich habe auch die Absicht, den Standpunkt der russischen Regierung in bezug auf die östliche Grenze Albaniens im allgemeinen zu vertreten. Aber die öffentliche Meinung in England würde niemals diese beiden Fragen allein als wichtig genug betrachten, um einen europäischen Krieg auszulösen und es muß daher wohl verstanden sein, daß diplomatische Unterstützung alles ist, was ich versprechen kann... Ich denke, daß ehe man einen endgültigen Beschluß faßt, man von dem italienischen und deutschen Botschafter erfahren müßte, was ihre Regierungen von einem Kompromis halten und was für Instruktionen sie in dieser Hinsicht erhalten haben. Sobald Fürst Lichnowsky zurückkehrt, werde ich die nötigen Erkundigungen einziehen..."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 3. Januar 1913 Nr. 464:

„Grey sagte mir, ehe er an die Frage Skutari direkt herantrete, wolle er das Ergebnis der Verhandlungen zwischen Italien und Österreich bezüglich der Befriedigung Montenegros abwarten. Er sagte mir, Italien sei nicht weniger als wir besorgt, Montenegro zu befriedigen... Er sagt mir, von Lichnowsky erfahren zu haben, daß die Instruktionen des letzteren dahin gingen, eine Lösung zu befürworten, auf die sich Österreich und Italien geeinigt hätten. Hieraus folgt, daß Lichnowsky und vor allem Imperiali nur in bedingtem Maße eine rein österreichische Lösung befürworten würden. Grey hat mich gefragt, ob in diesem Falle eine derartige Lösung nicht auch für uns annehmbar wäre. Ich antwortete ihm, daß dies für uns eine neue Fragestellung bedeute, daß ich aber glaube, in bejahendem Sinne antworten zu können."

Gleichzeitig mit der Botschafterkonferenz hatten in London auch zwischen den Balkan-Alliierten und der Türkei, nach Vereinbarung eines Waffenstillstandes, Präliminarfriedensverhandlungen begonnen. Diese führten jedoch zu keinem Ergebnis. Die Botschafterkonferenz erwog daher die Möglichkeit einer internationalen Demonstration, um ein Wiederaufleben des Krieges zu verhindern. Von der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten eine für die slawische Sache ungünstige Wendung befürchtend, wollte jedoch Rußland auf die Türkei einen militärischen Druck ausüben, um sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Hierüber berichten die folgenden Telegramme, wobei wieder die mäßigende Einwirkung Englands zutage tritt, unter möglichster Schonung der Gefühle Rußlands.

Telegramm Sasonows an den Grafen Benckendorff vom 5. Januar 1913 Nr. 3099:

„Da die Botschafterkonferenz im Prinzip eine Flottendemonstration beschlossen hat, halte ich es für möglich, in einen sofortigen Meinungsaustausch mit den Pariser und Londoner Kabinetten zu treten. Ich bitte Sie, dem Außenminister vertraulich mitzuteilen, unsere Schwarzmeerflotte sei bereits seit zwei Monaten in voller Bereitschaft und könne sofort auslaufen. Gleichzeitig können Sie der Regierung mitteilen, die russische Regierung habe beschlossen, nach dem 1. Januar alle Reservisten im europäischen Rußland und im Kaukasus unter den Fahnen zurückzubehalten. Diese Maßregel kann getroffen werden, ohne daß ein besonderes Dekret veröffentlicht wird."

Persönliche Aufzeichnung des Verfassers auf Grund einer Mitteilung Greys an Benckendorff vom 6. Januar 1913:

„Grey will sich die Sache überlegen, doch bemerkt schon heute: Die gemeinsame Aktion kann nur eine diplomatische sein, da ein Druck, der zum Kriege führen könnte, ausgeschlossen erscheine. Außerdem: wenn das gemeinsame Vorgehen der drei Ententemächte den besonnenen Elementen in Konstantinopel auch eine Handhabe zur Nachgiebigkeit liefern würde, so müßte man andererseits befürchten, daß die chauvinistischen Elemente in der Türkei aus einem solchen Vorgehen auf einen Gegensatz der Ententemächte den Dreibundmächten gegenüber schließen würden — was unbedingt zum Kriege führen würde."

Digitized by Google

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 22. Januar 1913 Nr. 21:

„Persönlich. Sehr vertraulich. Ich habe in Windsor den König sehr beunruhigt über die allgemeine Lage gefunden. Seine Majestät hat sich mit Cambon und mir ganz offen ausgesprochen. Der König glaubt, daß, wenn die Botschafterkonferenz mit einem Mißerfolg endet, die Verantwortung auf Österreich zurückfällt... Jedoch schon bei unserer ersten Unterredung hat der König mich mit Besorgnis gefragt, welche Bedeutung die Drohung habe, die wir in Konstantinopel ausgesprochen hätten, daß Rußlands Neutralität nicht aufrechterhalten werden könne, wenn die Feindseligkeiten wieder aufgenommen würden. Ich antwortete, daß ich in diesem Punkte über die Absichten der kaiserlichen Regierung nicht genügend unterrichtet sei, daß meiner persönlichen Ansicht nach, zwei Fälle vor allem die bewaffnete Intervention Rußlands nach sich ziehen würden: 1. So große militärische Erfolge der Türkei, daß dadurch die durch den Krieg erzielten Resultate wieder in Frage gestellt würden. 2. Bewaffnete Einmischung von seiten Rumäniens. Der König antwortete, daß dieses ganz natürlich sei, aber daß man seiner Ansicht nach im Anfang Zurückhaltung zeigen müsse, da der Zweck und das Resultat der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten der Fall von Adrianopel sein müsse. Ich lege dieser Bemerkung die größte Bedeutung bei und ich habe Grund zu glauben, daß dies die Ansicht aller Mächte ist. Ein voreiliges Eingreifen könnte die ganze Sachlage verändern und die Stimmung in Europa beeinflussen, welche augenblicklich so günstig wie nur möglich ist, vor allem dank unserer Mäßigung, welche jedoch, ohne unsere Freunde und Bundesgenossen zu entmutigen, nicht weitergehen sollte, vor allem wenn der Verzicht auf Skutari nötig werden sollte, wie ich es voraussehe. Ich brauche Ihre Aufmerksamkeit nicht darauf zu lenken, daß der Standpunkt des Königs in bestimmteren Ausdrücken die Ansicht Greys wiederspiegelt, zu dem, wie er mir sagte, er vollkommenes Zutrauen habe. Übrigens befanden sich unter den geladenen Gästen in Windsor außer Cambon und mir, auch die Minister Churchill und Lloyd George, welche sogar in Gegenwart eines einflußreichen Vertreters der konservativen Partei Lyttleton beide mit mir ganz in demselben Sinne wie der König gesprochen haben, eine militärische Unterstützung Englands andeutend. Ich kann ihren Worten nicht die Bedeutung einer politischen offiziellen Erklärung beimessen, aber auch sie geben fraglos die Ansicht Greys wieder. Bis jetzt habe ich nichts Bestimmteres gehört, was ich vor allem dem Umstande zuschreibe, daß Österreich für verantwortlich gehalten wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr die Worte des Königs, wie ich sie in diesem und vor allem im nächsten Telegramme (s. Telegramm Nr. 22 auf Seite 213) wiedergebe, wegen seiner konstitutionellen Lage als vertraulich betrachtet werden müssen."

Deutsch-englische Vermittlung der Frage Skutari.

Die Verhandlungen über Skutari hatten auch Ende Januar noch zu keiner Einigung geführt. Um diese Zeit tritt die Vermittlertätigkeit Lichnowskys und Greys in London und die mäßigende Einwirkung des Berliner Kabinettes in Wien noch deutlicher in Erscheinung.

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 18. Januar 1913 Nr. 16:

„... Lichnowsky, der bisher mir gegenüber große politische Zurückhaltung gezeigt hatte, ist nach einem Diner bei Mensdorff zu mir gekommen und hat mich gefragt, „wie stehen jetzt die Sachen?" Ich antwortete ihm, ich hätte das Gefühl, sie ständen schlecht, daß man sich in Wien nicht Rechenschaft gebe, daß wir an der äußersten Grenze der Nachgiebigkeit angekommen seien, und daß wir kein weiteres Opfer Serbien und Montenegro zugunsten Österreichs auferlegen könnten, daß wir die österreichischen Interessen in hohem Maße berücksichtigt hätten, ohne daß Österreich unsern Anstrengungen in diesem Sinne und zur Erhaltung des Friedens Gerechtigkeit widerfahren lasse. Ich sagte, er solle alles, was ich auf der Konferenz sage, buchstäblich nehmen und daß ich nicht etwa zu diplomatischen Übertreibungen Zuflucht nehme. Lichnowsky erwiderte mir darauf: „Sie wissen, wenn ich als Vermittler zwischen Ihnen und Mensdorff nützlich sein kann, so bin ich gern bereit, dies zu tun." Ich antwortete ihm, daß ich gegebenenfalls nicht zögern würde, ihm den Sachverhalt darzulegen, wie er wirklich ist. Ich glaube, daß die Beziehungen zwischen Lichnowsky und dem Deutschen Reichskanzler engere sind, als die der meisten Botschafter, und ich zweifle, daß er mit mir ohne bestimmte Instruktionen so gesprochen hat. Dies wäre ihm nicht ähnlich..."

Digitized by Google

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 25. Januar 1913 Nr. 39:

„Sie werden aus meinem Telegramme Nr. 38 ersehen haben, daß Mensdorff ganz unnachgiebig geblieben ist. Trotz der nur indirekten Unterstützung, die ihm Lichnowsky und Imperiali erwiesen haben, haben diese beiden einen ungünstigen Eindruck: Lichnowsky ebenso wie Imperiali. Nach Aufhebung der Sitzung ist Lichnowsky zu Grey gegangen ..."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 28. Januar 1913 Nr. 52:

„Die montenegrinischen Vertreter sind heute zu Grey gekommen und haben ihm erklärt, daß wenn Skutari Albanien zugesprochen würde, König Nikolaus vor einem Kriege nicht zurückschrecken würde. Grey hat sie auf die Gefahren hingewiesen, die dadurch für Montenegro entstehen würden. Die Vertreter haben geantwortet, daß sie von den russischen Waffen unterstützt werden würden. Grey hat ihnen entgegnet, daß ihre Worte bedeuteten, daß wenn Rußland zu den Waffen gegen Österreich greift, zuerst Deutschland, dann die anderen Mächte mit hineingezogen werden würden, und daß Europa wegen Skutaris in Blut und Flammen aufgehen würde, was er als ein für Europa unzulässiges Resultat betrachte. Grey sagte mir, die Vertreter hätten nicht umhin gekonnt, die Sache von der humoristischen Seite aufzufassen und hätten behauptet, Österreich werde nachgeben, und hätten um seine Unterstützung gebeten."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 28. Januar 1913 Nr. 53:

„Am Schlusse der letzten Sitzung sagte mir Lichnowsky, man käme zu keiner Einigung und er wolle hierüber mit Grey sprechen. Grey sagte mir gestern, er habe Lichnowsky gesprochen, der ihm gesagt habe, seiner Ansicht nach befände man sich in einer Sackgasse und er frage sich, ob jetzt nicht für Deutschland und England der Augenblick gekommen sei, ein Kompromiß zu finden. Grey antwortete, er könne nichts tun, ohne mich zu fragen; Lichnowsky sagte, er würde zuerst seine Regierung befragen und dann Mensdorff. Ich antwortete Grey, ich hätte prinzipiell keine Einwendungen zu machen, unter der Bedingung, daß die größte Vorsicht beobachtet werde ..."

Telegramm Sasonows an den Grafen Benckendorff vom 4. Februar 1913 Nr. 199:

„Wir glauben ebenso wie Sie, daß die Unterstützung Deutschlands in der Frage der albanischen Grenzen sehr nützlich ist. Sie könnten Grey sondieren, ob er es für möglich findet, in einen Meinungsaustausch mit Berlin einzutreten, denn wir könnten nicht die Initiative zu direkten Verhandlungen mit Berlin ergreifen, haben aber keine Einwendungen dagegen, daß Grey, welcher unsern Standpunkt in der Gesamtfrage der Grenzen gut kennt, über diese Frage mit Lichnowsky spricht, nachdem er sich vergewissert hat, daß Lichnowsky gleichfalls von seiten Österreichs hierzu ermächtigt ist ..."

Mission des Prinzen Hohenlohe.

Wohl unter dem Einflusse der in Wien erteilten Ratschläge entschloß sich Kaiser Franz Joseph, einen besonderen Abgesandten, den Prinzen Hohenlohe, mit einem eigenhändigen Briefe an den Zaren, nach Petersburg zu schicken, um den Versuch zu machen, durch eine persönliche Aussprache eine Klärung der österreichisch-russischen Beziehungen herbeizuführen. Über diese Mission berichtet folgendes Dokument:

Auszug aus einem sehr geheimen Brief Sasonows an den russischen Ministerpräsidenten Kokowtzew vom 6. Februar 1913 Nr. 105:

„... Den kategorischen Erklärungen, die mir vom besonderen Abgesandten des Kaisers Franz Joseph, dem Prinzen Hohenlohe, gemacht worden sind, Bedeutung beilegend, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen hierüber Mitteilung zu erstatten. Der Prinz hat mir erklärt, daß der hauptsächlichste Zweck seiner Mission darin besteht, in Rußland über den wahren Charakter der österreichischen militärischen Maßnahmen aufzuklären, die er in seiner Eigenschaft als Generalstabsoffizier persönlich kennt. Er fügte hinzu, daß er für die Richtigkeit seiner Angaben mit seinem Ehrenworte bürgt und sich vollkommen Rechenschaft von der Bedeutung dieser Garantie gibt. Der Prinz teilte mir mit, daß die österreichischen militärischen Vor-

Digitized by Google

bereitungen hauptsächlich in folgendem bestehen... Gleichzeitig versicherte Hohenlohe, daß die österreichische Regierung durchaus nicht die Absicht habe, Rußland anzugreifen. Auf meine Frage, ob das Wiener Kabinett nicht etwa agressive Absichten Serbien gegenüber hege, antwortete er mir, daß in diesem Falle seine Regierung nicht drei Monate gewartet und seine Einwilligung zu der Londoner Botschafterkonferenz gegeben haben würde. Ein Krieg Österreichs mit Serbien wäre nach seinen Worten nur möglich, wenn Serbien in Bosnien und der Herzegowina agressiv vorgehen würde. Zur allgemeinen politischen Lage übergehend, lenkte Hohenlohe meine Aufmerksamkeit auf die außerordentlich schwierige Lage, in die sich die habsburgische Monarchie durch den Krieg versetzt sieht. Diese Frage beunruhige nicht nur den Kaiser, sondern auch den Thronfolger, dem ganz irrtümlicherweise kriegerische Absichten zugeschrieben werden, während er „der friedliebendste Mensch in der Monarchie" sei, der sich von der schweren Verantwortung Rechenschaft gibt, die ihm vielleicht in allernächster Zukunft beschieden sein wird. Österreich muß durch den Umstand beunruhigt sein, daß Serbien und Montenegro eine gemeinsame Grenze haben werden. Trotzdem hat sich das Wiener Kabinett mit diesem Ausgange abgefunden. Graf Berchthold muß viele Vorwürfe anhören, die ihm von seiten der öffentlichen Meinung gemacht werden, weil er sich im Anfang des Krieges nicht eingemischt hat, und auch weil er sich bereit erklärt hat, an der Londoner Botschafterkonferenz teilzunehmen. Alles beides hat er getan, um freundschaftliche Beziehungen zu Rußland aufrechtzuerhalten. Die albanische Frage, in der Österreich den Standpunkt einnimmt, daß ein lebensfähiges Albanien geschaffen werden muß, ist daher jenes politische Minimum, auf dem das Wiener Kabinett bestehen muß.

Ich entgegnete dem Prinzen, indem ich auf die Notwendigkeit hinwies, unsere öffentliche Meinung zu berücksichtigen, welche nicht verstehe, daß den Siegern immer neue Opfer auferlegt werden. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit darauf, wie schwer es für uns sei, uns noch weiter jener Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit zu befleißigen, welche, wie alle zugeben, die russische Regierung seit dem Anfange der Krise an den Tag gelegt hat..."

Die Nordostgrenze Albaniens.

Mitte Februar war man endlich so weit, daß man sich im Prinzip über die Zuerteilung Skutaris an Albanien geeinigt hatte, als Kompensation sollten aber auf Verlangen Rußlands mehrere andere albanische Grenzstädtchen Serbien resp. Montenegro zugesprochen werden. Um diese Frage entspann sich ein Feilschen und Handeln, welches zu einer bedenklichen Zuspitzung der politischen Gegensätze führte. Auch jetzt sind London und Berlin bestrebt, einen Ausgleich zwischen den russischen und österreichisch-ungarischen Wünschen herbeizuführen, wobei Grey manchmal zur Ausübung eines recht bestimmten Druckes greifen mußte und sich im kritischen Augenblicke sogar veranlaßt sah, die Unterstützung des französischen Botschafters in London anzurufen, um das Petersburger Kabinett zur Annahme des Wiener Vorschlages zu bewegen.

Telegramm Sir E. Greys an den englischen Botschafter in Petersburg vom 15. Februar 1913:

„Der Eindruck besteht, daß die Verhandlungen über die albanische Grenze absichtlich in die Länge gezogen worden sind, in der Hoffnung, daß Skutari eingenommen werden wird und man ist geneigt, uns einen Vorwurf wegen dieser Verzögerung zu machen. Meiner Ansicht nach würde der Fall von Skutari einen Ausgleich mit Österreich noch schwieriger machen und ich glaube, daß dies die Lage nicht erleichtern würde und daß man nicht zögern sollte, der österreichischen Kritik der russischen Grenzlinie sobald als möglich eine Antwort zu erteilen. Die Einwendungen Österreichs bezüglich Taraboš und der Ebene von Luma werden viel Gewicht haben und wenn Österreich dazu gebracht werden könnte, seine Zustimmung zur Einbeziehung der Städte von Diakowa und Dibra in serbisches Territorium zu geben, so hoffe ich, daß auch Rußland seine Zustimmung geben wird."

Telegramm Sir E. Greys an den englischen Botschafter in Petersburg vom 20. Februar 1913.

„Mensdorff sagt, Österreich werde einwilligen, daß das Tal von Reka und die Stadt Dibra aus Albanien ausgeschlossen bleiben, würde dies aber nur tun, wenn die übrige öster-

Digitized by Google

reichische Grenzlinie angenommen wird. Er bestand darauf, daß Grey diesen Vorschlag empfehlen solle, da es wichtig sei, die Frage der albanischen Grenze nicht länger zu verschleppen. Grey sagte, er würde auf einer Regelung bestehen, wenn Österreich sowohl Diakowa als auch Dibra aufgeben würde, aber er könne nicht mehr tun, als den Vorschlag weitergeben, wenn Österreich nur eine Stadt aufgibt. Mensdorff war sehr kategorisch, daß Österreich nicht auf beide verzichten könne. Es hat bereits auf drei von den strittigen Plätzen verzichtet, das heißt, Prizrend, Ipek und Dibra gegen Skutari und Diakowa. Mensdorff war beauftragt, Grey den Ernst der Lage oder die Gefahr einer weiteren Verschiebung der albanischen Grenzfrage nicht zu verheimlichen. Dies wäre der letzte Versuch, eine Einigung zu erzielen. Graf Berchtold bitte daher Grey, diese Mitteilung als einen Beweis seines ehrlichen Willens aufzufassen, in letzter Stunde einen Bruch der Konferenz zu vermeiden, und all die Folgen, die sich daraus ergeben würden. Der deutsche Botschafter hat Grey benachrichtigt, daß seine Regierung in den letzten Tagen die allergrößten Anstrengungen in Wien gemacht hat, und daß er sicher sei, daß Österreich nicht bewogen werden könnte, beide Städte aufzugeben. Der italienische Botschafter teilt Grey dasselbe mit, was seine Regierung anbelange, und sagt, daß beide Regierungen ernstliche Vorstellungen in Wien gemacht haben und daß ein großer Druck nötig war, um den Verzicht auf Dibra zu erreichen. Sasonow könne mit dem deutschen Botschafter in Berlin sprechen oder direkt in Berlin selbst, wenn er etwa glaubt, daß dort mehr erreicht werden könne, da Grey sicher ist, daß der deutsche Botschafter in London alles getan, was in seinen Kräften steht. Greys Eindruck ist der, daß nichts über diesen Vorschlag hinaus erreicht werden kann und er hat alle Argumente angeführt, indem er z. B. darauf hinwies, wieviel Österreich durch die Lösung der Balkankrise gewonnen hat. Grey glaubt, Sasonow müsse damit rechnen, daß die Konferenz mit einem Fiasko endigt, wenn er nicht auf eine der beiden Städte verzichtet. Es ist möglich, daß Österreich, wenn dies gewünscht wird, dazu gebracht werden kann, auf Diakowa statt auf Dibra zu verzichten, aber nicht auf beide. Rußland könne wohl sagen, daß ohne Rußlands Einfluß sowohl Ipek und Prizrend als auch Dibra Albanien zugesprochen worden wären, und Serbien und Montenegro sich niemals im Sandschak die Hand hätten reichen können. Von diesem Standpunkt aus, selbst wenn Diakowa, eine Stadt von nur 6000 Einwohnern, Albanien zugesprochen wird, ist die Lösung der Balkankrise nicht in einem für Österreich günstigen Sinne erfolgt, besonders wenn man sie mit dem Standpunkt Österreichs vor vier Jahren vergleicht."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 22. Februar 1913 Nr. 150.

„Grey teilt mir ein Telegramm mit, welches er an den englischen Gesandten in Belgrad schickt: „Vesnitch ist zu mir gekommen, um die Argumente zu wiederholen, welche es Serbien unmöglich machen, auf Diakowa und Dibra zu verzichten. Ich frug, von wem Diakowa besetzt sei und ob diese Stadt Serbien oder Montenegro gehören solle. Vesnitch sagte, er glaube, sie sei von Serben besetzt, sie solle an Serbien fallen und Ipek an Montenegro. Ich antwortete, daß ohne die Unterstützung Rußlands Ipek und Prizrend zu Albanien gekommen wären und wenn es unmöglich wäre, Diakowa und Prizrend auf diplomatischem Wege zu erlangen, so würde Serbien eine ganz unvernünftige Handlung begehen, indem es zu den Waffen greift, um diese beiden Plätze mit Waffengewalt zu behaupten und dadurch Gefahr läuft, alles zu verlieren, was es bereits erreicht hat. Ich brauchte folgenden Vergleich: Ein Mensch, der eine schönere Besitzung erbt, als er erwarten konnte, begeht Selbstmord, weil er noch zwei andere Felder nicht erhalten kann."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 22. Februar 1913 Nr. 152:

„Ich glaube, daß die Worte, die der deutsche Staatssekretär Jagow an unseren Botschafter gerichtet hat, und die sich auf die Hoffnung des Berliner Kabinettes beziehen, die Schwierigkeit mit Diakowa und Dibra beizulegen, den von Österreich vorgeschlagenen Kompromiß im Auge hat, nämlich die wichtigen Punkte wie Dibra und Reka aufzugeben und Diakowa für Albanien zu erhalten. Dieser Kompromiß ist vor allem das Werk Deutschlands. Ich sehe hierin den Beweis, daß das Berliner Kabinett in diesem Vorschlag eine Beilegung der Schwierigkeit erblickt. Man muß erwarten, daß nach dieser Anstrengung Deutschland seine

Digitized by Google

Haltung ändern wird. Die hiesige deutsche Botschaft ist überzeugt, daß Österreich über diesen Kompromiß nicht hinausgehen wird."

Telegramm des russischen Geschäftsträgers in London an Sasonow vom 21. März 1913 Nr. 244:

„Dringend. Grey teilt mir die Bedingungen mit, unter denen Österreich sich soeben bereit erklärt hat, Diakowa an Serbien abzutreten... Grey drückt die ernste Hoffnung aus, daß wir den österreichischen Vorschlag annehmen werden, um den Meinungsverschiedenheiten ein Ende zu setzen und daß unsere sofortige Annahme es ermöglichen wird, die in der Frage der nördlichen und nordöstlichen Grenze Albaniens erzielte Einigung bekannt zu geben, und daß die kaiserliche Regierung diese Gelegenheit benutzen wird, um eine allgemeine friedliche Lösung schnellstens herbeizuführen."

Telegramm des russischen Geschäftsträgers in London an Sasonow vom 21. März 1913 Nr. 246:

„Nachdem der französische Botschafter Grey gesehen hatte, wollte er mich sprechen, um den nachdrücklichen Rat des Ministers zu wiederholen, wir sollten den österreichischen Vorschlag annehmen. Der Botschafter telegraphiert in diesem Sinne nach Paris. Er teilt vollkommen die Ansicht Greys, daß unsere Weigerung oder sogar eine nur bedingte Annahme eine äußerst gefährliche Lage herbeiführen würde, namentlich im jetzigen Augenblicke, angesichts der österreich.-montenegrinischen Schwierigkeiten. Sowohl er als auch Grey glauben, daß, da wir in letzter Zeit das Los von Diakowa ausschließlich mit demjenigen von Skutari in Verbindung gebracht haben, die übrigen Mächte eine weitere Unnachgiebigkeit Österreichs im Falle unserer Weigerung für berechtigt halten würden... Der Botschafter wiederholte in seinem und in Greys Namen die tiefe Überzeugung, daß nur unsere unbedingte und sofortige Zustimmung die allergefährlichsten Folgen abwenden könne."

Telegramm Sasonows an den russischen Geschäftsträger in London vom 22. März 1913 Nr. 677:

„Der österreichische Botschafter hat mich benachrichtigt, Mensdorff sei beauftragt, zu erklären, Österreich sei damit einverstanden, daß Diakowa nicht an Albanien kommt... Nachdem Mensdorff die Erklärung abgegeben haben wird, ... sind Sie Ihrerseits ermächtigt zu erklären, daß wir mit der Einverleibung Skutaris in Albanien einverstanden sind..."

Zuspitzung der Lage durch den Fall Skutaris

Aber ein neues Ereignis drohte plötzlich das unter so großen Schwierigkeiten erreichte Resultat wieder umzustoßen. Trotz des Beschlusses der Botschafterkonferenz hatte der König von Montenegro die Belagerung Skutaris fortgesetzt, und was seinen Waffen nicht gelungen war, erreichte er, wie sich später herausstellte, durch eine geheime Vereinbarung mit Essad Pascha, dem Kommandanten der belagerten Festung: am 23. April 1913 traf die Nachricht von der Übergabe Skutaris an die Montenegriner in London ein. Die große Gefahr für den europäischen Frieden bestand darin, daß Sasonow geneigt war, hierin eine vollendete Tatsache zu erblicken, die die frühere Entscheidung der Botschafterkonferenz über die Zuerteilung Skutaris an Albanien hinfällig machte, und als er mit dieser Ansicht nicht durchdringen konnte, versuchte er die Evakuation Skutaris durch Montenegro von anderweitigen territorialen und finanziellen Entschädigungen zugunsten Montenegros abhängig zu machen. Sasonow stützte sich hierbei auf einen Schritt des montenegrinischen Vertreters in London, Popowitsch, der offiziös und, wie sich später herausstellte, ohne hierzu von seiner Regierung ermächtigt zu sein, erklärte, Montenegro werde Skutari gegen territoriale und finanzielle Kompensationen herausgeben. Trotz der Zweideutigkeit dieser Erklärung war Sasonow geneigt, seine ganze weitere Politik auf dieselbe abzustellen und Österreich-Ungarn für die Folgen eines etwaigen Versuches, die bedingungslose Evakuation Skutaris militärisch zu erzwingen, verantwortlich zu machen. Dies bedeutete den Krieg. Über diese dramatische Episode berichten die letzten Telegramme, die in diesem Kapitel veröffentlicht werden. Auch diesmal hat Grey die französische Regierung durch einen Schritt des englischen Botschafters in Paris

Digitized by Google

veranlaßt, sich dem englischen Standpunkte hinsichtlich der Berechtigung eines etwaigen Vorgehens Österreich-Ungarns gegen Skutari anzuschließen und dadurch Rußland zurückzuhalten.

Telegramm des russischen Gesandten in Cetinje an Sasonow vom 1. April 1913 Nr. 149:

„Ich komme soeben vom König, der mich sehen wollte. Es wurde von dem Sturm auf Skutari gesprochen, welcher gestern begonnen hat. Auf meine Bemerkung, daß die Verantwortung für die Weigerung, die Forderungen der Mächte anzunehmen, ausschließlich auf den König falle, ist der König in unmöglichen Ausdrücken auf die Mächte hergefallen und hat mir kategorisch erklärt, daß er dieselben nicht beachten werde und den Sturm bis zum Ende fortsetzen wolle. Ich war gezwungen, die Unterhaltung abzubrechen..."

Telegramm des russischen Botschafters in London an Sasonow, vom 8. April 1913 Nr. 318.

„Cambon hat heute morgen Grey und mir ein von Pichon erhaltenes Telegramm gezeigt, welches folgende Ausführungen über die Jagow zugeschriebenen Worte enthält. Nach sicheren Informationen aus Petersburg würde Rußland im Falle der Einnahme Skutaris durch Montenegro seine Haltung ändern. Jagow sagt, daß in diesem Falle aus Gründen, die er ausführlich entwickelt, dies den Krieg bedeuten würde. Grey erwiderte, daß die Einnahme von Skutari an sich nicht notwendigerweise zu solchen katastrophalen Folgen führen müsse, er glaube nicht, daß Österreich in diesem Augenblicke die Angelegenheit allein in seine Hände nehmen würde. Er glaubt nicht, daß diese Einnahme den Entschluß der Mächte modifizieren könne, welcher die Basis einer friedlichen Regelung bilde, und daß Österreich berechtigt wäre, sich auf diesen Standpunkt zu stellen; daß sich aber die Mächte vor allem zu verständigen haben würden, was gemeinsam zu unternehmen wäre."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 1. Mai 1913 Nr. 390.

„Nach meinen letzten Informationen wird Österreich sehr schnell handeln, nachdem das Resultat der hiesigen Beratungen bekannt sein wird. Dieselben Informationen besagen, daß Österreich vom Meere her gegen Skutari vorgehen wird, unter Vermeidung eines Angriffes von Norden."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 1. Mai 1913 Nr. 393.

„Grey teilt mir vertraulich den Text seines Telegrammes vom 30. April an den englischen Botschafter in Petersburg hinsichtlich der Haltung Rußlands mit. Ich richte Ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß dieses Telegramm abgeschickt worden ist, ehe Popowitch seinen Schritt hier gemacht hat, der die heute nachmittag stattfindende Konferenz weniger entscheidend machen kann, als Grey gestern glaubte. Grey wird versuchen, die Frage offen zu lassen, indem er auf den Schritt Popowitchs hinweist."

Das im Telegramm Benckendorffs Nr. 393 erwähnte Telegramm Greys an Buchanan vom 30. April enthält den Auftrag, Sasonow mitzuteilen, daß man nach Ansicht Greys schon jetzt mit einem aktiven Vorgehen Österreichs rechnen müsse, und daß es für das Londoner Kabinett von Wichtigkeit sei zu wissen, welche Stellung die russische Regierung in diesem Falle einzunehmen gedenke.

Am 2. Mai ist die Antwort Buchanans in London eingetroffen. Sasonow hat dem englischen Botschafter folgende Mitteilung gemacht:

„Der Kaiser, der den Krieg nicht wolle, habe ihm die größte Geduld vorgeschrieben. Auch er selbst, Sasonow, wolle keinen Krieg, ein solcher wäre vom russischen Standpunkte aus zwecklos. Denn wenn der heutige Status quo auf dem Balkan erhalten bleibe und erstarke, so bedeutet jeder Tag eine weitere Schwächung Österreichs. Andererseits braucht Rußland einen Krieg mit Österreich selbst nicht zu fürchten. Aber ein Krieg mit Deutschland sei für Rußland eine ernste Sache, wenn es auch Frankreichs sicher ist; die Haltung Englands sei ungewiß.

Aus diesen Erwägungen geht hervor, daß wenn Österreich seine beabsichtigten Operationen

Digitized by Google

auf Skutari und Albanien beschränkt, er, Sasonow, hoffe, die russische öffentliche Meinung zurückhalten zu können. Greift aber Österreich Montenegro selbst und Serbien an, um womöglich eine Verschiebung der Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel herbeizuführen, so bestehe kein Zweifel, daß die öffentliche Meinung die russische Regierung zum Kriege zwingen werde."

Telegramm Sasonows an den russischen Botschafter in Rom vom 3. Mai 1913 Nr. 1136:

„Nachdem die montenegrinische Regierung ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen hat, sich dem Willen der Mächte zu unterwerfen, unter der Bedingung der Gewährung von Kompensationen ökonomischer und territorialer Natur, müßte jedes Vorgehen Österreichs anders beurteilt werden und würde jeglicher Berechtigung entbehren. Infolgedessen kann ich nicht auf meinem früheren Standpunkte bleiben, daß es, im Falle eines Vorgehens Österreichs, vorzuziehen wäre, daß Italien gemeinsam mit Österreich handelt, denn bei der jetzigen Lage der Dinge könnten die Folgen eines österreichischen Vorgehens für den allgemeinen Frieden viel gefährlicher werden. Ich bitte Sie, sich in diesem Sinne mit dem italienischen Außenminister auszusprechen."

Telegramm des Grafen Benckendorff an Sasonow vom 3. Mai 1913. Nr. 404:

„Streng persönlich. Gestatten Sie mir, meine Meinung offen auszusprechen. Die Krise ist akut und verschärft sich. Die Nachrichten aus Sofia sind wenig beruhigend, sie drohen, das Balkan-Einvernehmen zugunsten Österreichs zu brechen. Die Korrektheit unserer Haltung, unser Bestreben, den Frieden in außerordentlich schwierigen Verhältnissen zu erhalten, ist der beste Teil der von uns in England und Frankreich, und vielleicht auch anderswo, gewonnenen Position. Wenn Österreich sich über den Schritt Popovitchs hinwegsetzt, so wird die Verantwortung des Wiener Kabinetts in den Augen der ganzen Welt außerordentlich groß — das ist natürlich klar. Aber ich glaube, es wäre für unsere Interessen schädlich, schon jetzt, ehe man die österreichische Entscheidung kennt, dem Schritte Popovitchs eine Bedeutung beizulegen, die genügen würde, unsere Haltung zu ändern. Dieser Schritt ist eine neue Tatsache, es wäre schwer, mehr zu sagen, da der Schritt nichts Neues enthält und Fragen wiederaufwirft, die schon geregelt waren. Seitdem die offizielle montenegrinische Antwort auf unsere Kollektivnote, welche den Schritt Popovitch nicht ganz bestätigt, erfolgt ist, versucht Popovitch seinem Schritt eher einen offiziösen als einen offiziellen Charakter zu geben. Auf das Drängen Nicolsons hat er ihn jetzt in schriftlicher Form gemacht. Heute, wie früher weigert sich Montenegro. die Entscheidung der Mächte anzunehmen; es verlangt Unterhandlungen, zu denen es auf Grund des erfolgten Beschlusses der Mächte nicht berechtigt ist. Es stellt Bedingungen, die von Österreich mehrfach aufs energischste zurückgewiesen worden waren. Es erscheint mir übertrieben, aus einem derartigen Schritte zu folgern, daß auf Montenegro keine Verantwortung fällt. Es wird von seiten aller Kabinette behauptet werden, daß Montenegro sich zuerst unterwerfen muß. Dies ist bei der letzten Botschafterberatung wenigstens stillschweigend angenommen worden... Die Mächte dürften nicht zu der Annahme berechtigt werden, daß eine Änderung in der Haltung Rußlands, die auf Grund einer unzulänglichen Tatsache erfolgt ist, den Krieg unvermeidlich macht..."

Telegramm des russischen Botschafters in Paris an Sasonow vom 4. Mai 1913 Nr. 212:

„... Heute hat der hiesige englische Botschafter eine Mitteilung gemacht, welche Pichon folgendermaßen in einem Telegramm an Delcassé und Cambon resümiert hat: ‚Grey ist der Ansicht, man könne keine Einwendungen gegen ein österreichisches Vorgehen machen, welches ausschließlich die Evakuation Skutaris bezweckt; er ist der Ansicht, die Mächte müßten diesem Vorgehen gewisse Grenzen vorschreiben, und soweit sich das Vorgehen Österreichs in diesen Grenzen halten wird, sollte die Blockade und die Botschafterkonferenz bestehen bleiben.' Die französische Regierung schließt sich dieser Ansicht vollkommen an."

Die Anstrengungen Greys sind von Erfolg gewesen und am 5. Mai konnte er der Botschafterkonferenz mitteilen, der König von Montenegro habe ihn telegraphisch benachrichtigt, Skutari werde den Mächten bedingungslos übergeben werden.

Digitized by Google

Anläßlich der Aufwerfung der Schuldfrage in Versailles, hat die deutsche Delegation die Abschrift eines Briefes des Grafen Benckendorff an den russischen Außenminister vom 12./25. Februar 1913 über die Londoner Botschafterkonferenz vorgelegt. Dieser Brief findet sich auf Seite 183 des diesbezüglichen deutschen Versailler Weißbuches. So interessant sein Inhalt auch an und für sich schon ist, so kommt doch die ganze Bedeutung dieses Dokumentes für die Beurteilung der Politik der einzelnen Mächte, ganz besonders derjenigen Frankreichs, erst zur vollen Geltung, wenn der Brief Benckendorffs im Zusammenhang mit den in diesem Kapitel veröffentlichten Telegrammen gelesen wird.

Schlußbetrachtungen.

e militärischen Abmachungen der Entente.

Es mag vielleicht befremden, daß ich bei einer Schilderung der ausgesprochenen Tendenz der Entente, das politische und wirtschaftliche Gleichgewicht Europas zu ihren Gunsten zu verschieben und dadurch die gegenüberstehende Mächtegruppe zu isolieren und zu hemmen, — den militärischen Abmachungen und Vereinbarungen der Ententemächte miteinander und mit den in ihrem Fahrwasser segelnden Trabanten nicht ein besonders Kapitel widme.

In der Tat, das Bestehen derartiger Abmachungen und ihre außerordentlich große Bedeutung kann von niemandem in Abrede gestellt werden. Wir denken hierbei in erster Linie an die französisch-russische Allianz mit ihrer genauen Definition des casus foederis, der aber mit außerordentlicher Elastizität den jeweiligen politischen Verhältnissen angepaßt werden kann — siehe z. B. Poincaré und die französische Balkanpolitik.

Sodann kommen in Betracht die Abmachungen des französischen und englischen Generalstabs über gemeinsame Operationen der Landstreitkräfte, ebenfalls durch ständige Fühlungnahme den beiderseitigen militärischen Bedürfnissen des Augenblickes Rechnung tragend, und die maritimen Vereinbarungen hinsichtlich der Gruppierung der englischen und französischen Seestreitkräfte im Mittelmeer und in der Nordsee. Die praktische Wirksamkeit dieser militärischen Abmachungen wird im November 1912 durch die zwischen dem französischen Botschafter in London Paul Cambon und Sir Edward Grey gewechselten Briefe ganz außerordentlich erhöht. Zwar kann Grey sich, wenn auch nicht auf den Geist, so doch auf den Buchstaben dieses Schriftwechsels berufend, im Mai 1914 immer noch behaupten, daß „zwischen beiden Mächten kein Bündnis geschlossen sei", aber in Wirklichkeit ist er der Ansicht, daß diese beiden Briefe vor allem bezwecken[1]), „den Inhalt der militärischen Abmachungen in das rechte Licht zu setzen, welche zwischen den Armee- und Marinebehörden für den Fall vereinbart worden sind, daß die Notwendigkeit eines aktiven Zusammenwirkens der englischen und französischen See- und Landstreitkräfte entsteht", und ferner, daß „ohne solche vorherige (diplomatische) Abmachungen ein sofortiges (militärisches) Zusammenwirken, selbst beim besten Willen und trotz der engen politischen Entente zwischen beiden Regierungen, ernsten technischen Schwierigkeiten begegnen würde."

Die auf Grund des französisch-russischen Allianzvertrages abgeschlossenen militärischen Vereinbarungen werden im Jahre 1912 durch eine anläßlich der Anwesenheit Poincarés in Petersburg unterzeichnete französisch-russische Marinekonvention vervollständigt. Eine ganze Reihe strategisch-technischer Bestimmungen enthaltend, gibt sie der russischen Flotte u. a. die Möglichkeit, sich im westlichen Mittelmeer auf die französischen Häfen zu stützen. Den Zentralmächten gegenüber versuchen sowohl Rußland als auch Frankreich, die wahre Bedeutung der Konvention als möglichst belanglos hinzustellen, und auf eine diesbezügliche deutsch-österreichische Anfrage antwortet man in Paris[2]) „in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken ausweichend."

Im Mai 1914 reifte dann der in Rußland schon lange gehegte Wunsch, auch mit England ein militärisches Abkommen abzuschließen. In diesem Monate hatte der König von England in Begleitung Sir Edward Greys einen Besuch in Paris abgestattet, der, wie Grey nach seiner Rückkehr nach London dem russischen Botschafter zu verstehen gab, „den Beginn einer noch stärkeren Annäherung Englands an Frankreich bedeutete". In Paris war dann auf die Initiative des französischen Außenministers Doumergue, der wiederum auf besonderen Wunsch Rußlands handelte, der Abschluß einer englisch-russischen Marinekonvention, analog den

[1]) Dipl. Akt. S. 814 u. 815. — [2]) Dipl. Akt. S. 471.

Digitized by Google

schon bestehenden Vereinbarungen zwischen dem französischen und dem englischen Generalstabe, im Prinzip beschlossen worden. Sofort entfaltete die russische Admiralität eine ganz besonders rege Tätigkeit, um die russische Marine durch Ankauf von ausländischen Kriegsschiffen zu vergrößern, wohl von der Berechnung ausgehend, daß im englischen Urteile der Wert einer Annäherung Englands an Rußland mit der wachsenden Stärke der russischen Flotte ebenfalls steige [1]). Die eigentlichen Verhandlungen über die abzuschließende Marinekonvention sollten vom Prinzen Louis Battenberg persönlich im August 1914 in Petersburg geführt werden.

Um unser Bild von den militärischen Abkommen der Entente zu vervollständigen, müßten wir auch noch auf die militärischen Vereinbarungen mit einigen außerhalb dieser Koalition stehenden Mächten hinweisen: Japan, den verschiedenen Balkanstaaten, Portugal, und nicht zu vergessen, die stillschweigende, vielleicht nur mündliche Verständigung zwischen Frankreich und Italien hinsichtlich ihrer gemeinsamen Grenze in den Alpen.

Die militärischen Vereinbarungen als Barometer.

Wenn ich, trotz der offensichtlichen Bedeutung dieser militärischen Vereinbarungen, mich nur mit ihrer einfachen Aufzählung begnüge, so lasse ich mich von zweierlei Erwägungen leiten: Einerseits sollte ihre Würdigung vom rein militärischen Standpunkte aus dem Urteile Sachverständiger vorbehalten bleiben, die hierbei auch das Anwachsen der Wehrkraft der einzelnen Länder und der Schlagfähigkeit ihrer Armeen mit zu berücksichtigen hätten; andererseits will ich aber den Anschein vermeiden, als ob das Bestehen aller dieser Vereinbarungen militärischer Natur in ein direktes Kausalitätsverhältnis zum Ausbruch des Weltkrieges gebracht werden solle. So wie vor dem Weltkriege Politik getrieben wurde, sind alle militärischen Vereinbarungen ein Postulat staatsmännischer Voraussicht. Vom Standpunkte unserer Betrachtung aus sind sie ein logisches Korrelat der Ententepolitik, nur ein Barometer der ständig zunehmenden Solidarität und politischen Intimität dieser Mächtegruppe. Diese progressive Solidarität kommt, neben dem sich immer enger gestaltenden militärischen Verhältnis, in der straffen Zusammenfassung ihrer Politik in allen akuten Tagesfragen zum Ausdruck — ich nenne nur die zahlreichen Balkankrisen, Agadir, die Konstantinopeler Militärmission des deutschen Generals Liman von Sanders. Aber nicht in dieser Solidarität an und für sich, mit ihren logischen, militärischen und politischen, Folgeerscheinungen, ist die wahre Kriegsursache zu suchen, sondern — und damit kehren wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück — in der durch sie bewirkten, sozusagen in geometrischer Progression zunehmenden Verschiebung des europäischen Gleichgewichtes zugunsten der Ententegruppe. Erst hierdurch sahen sich die Regierungen der beiden Zentralmächte im Jahre 1914 in eine Zwangslage versetzt, und — man muß es ruhig sagen, selbst auf die Gefahr hin, auf parteipolitischen Widerspruch zu stoßen — die deutschen Volksmassen haben sich doch nicht getäuscht, als sie, ohne sich von den inneren Zusammenhängen deutlich Rechenschaft zu geben, im August 1914 aus reinem Instinktgefühl in einer beispiellos einmütigen patriotischen Aufwallung die Waffen zur Selbstverteidigung zu ergreifen glaubten.

Das Wesentliche das Verschwinden des Gleichgewichts.

Die außerordentliche Gefahr, die das Verschwinden des europäischen Gleichgewichtes für den Frieden bedeuten mußte, war schon lange vor dem Kriege deutlich erkannt worden. Bei der Zusammenkunft Kaiser Wilhelms und des Zaren Nikolaus im Jahre 1909 in den finnischen Gewässern, hatte der russische Außenminister Iswolsky eine eingehende politische Aussprache mit dem gleichfalls anwesenden deutschen Staatssekretär Baron Schön. Hierüber berichtet Iswolsky [2]):

> „Ich habe die Gelegenheit benutzt, um ihm nochmals positive Zusicherungen hinsichtlich der Natur unseres Übereinkommens mit England zu geben, eines Übereinkommens, welches keinen allgemeinen Charakter und keine gegen Deutschland gerichtete Spitze besitzt. Ich fügte hinzu, daß man sowohl in Petersburg als auch in Paris fest überzeugt ist, daß jeder Versuch, die gegenwärtigen Ententen in Allianzen umzuwandeln, eine ernste Gefahr für den Frieden bedeute, und daß deshalb Deutschland nicht das geringste Mißtrauen zu Rußland oder Frankreich zu hegen brauche."

Schon im Mai desselben Jahres hatte der russische Geschäftsträger in Berlin Iswolsky gewarnt [3]):

[1]) Vergl. Dipl. Akt. S. 801. — [2]) Dipl. Akt. S. 699. — [3]) Dipl. Akt. S. 729.

Digitized by Google

„Deutschland ... befürchtet die Möglichkeit einer noch weiteren Annäherung der russischen und englischen Politik, nicht nur in den speziell orientalischen Fragen, sondern auch in solchen, die die Weltpolitik betreffen."

Was für eine Bedeutung haben von diesem Gesichtspunkte aus die oben angeführten Worte Greys: „es gibt keine Weltfrage, in der England und Rußland nicht Hand in Hand vorgehen", und die Erklärung Benckendorffs: „die Entente müsse sich von Marokko bis China erstrecken"? Für die ganze Richtung, die die politische Entwicklung genommen hatte, ist der Umstand bezeichnend, daß, als wieder anläßlich einer Monarchenbegegnung, diesmal in Baltischport im Sommer 1912, der Deutsche Reichskanzler dem russischen Außenminister gegenüber zwar den Nutzen der bestehenden internationalen Gruppierungen für die Erhaltung des europäischen Friedens zugab, aber doch auf die Notwendigkeit hinwies, daß dieses Verhältnis die einzelnen Mächte nicht hindern sollte, gute Beziehungen auch zu den Mächten der anderen Gruppe zu unterhalten, — Sasonow es nicht mehr für nötig oder möglich befunden hat, Herrn v. Bethmann-Hollweg eine der oben angeführten Iswolskyschen Erklärung analoge beruhigende Versicherung zu geben.

nte der Krieg vermieden werden?

Die Bedeutung des europäischen Gleichgewichtes für die Erhaltung des Friedens ist aber von niemand klarer erkannt worden als von Sir Edward Grey: Der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff, telegraphiert am 10. Februar 1910 nach Petersburg[1]):

„... er (Grey) sagt mir, der Krieg wäre unvermeidlich geworden erstens, wenn Deutschland wirklich isoliert wäre, und zweitens, wenn es die Hegemonie in Europa erlangt hätte. Da die letzte Gefahr nicht mehr besteht, so begrüßt er alles, was die erstere vermindert."

Am 8. Februar 1912 schreibt Graf Benckendorff[2]):

„... Andererseits hat Sir Edward Grey, sowohl öffentlich als auch mir gegenüber stets in Abrede gestellt, daß er Deutschland isolieren wolle. Jeder Versuch, hat er mir wiederholt, den Dreibund zu zerstören, wäre ein Fehler. Seiner Ansicht nach würde die Isolierung Deutschlands eine tatsächliche Gefahr für den Frieden bedeuten."

Wenn die in einer Isolierung Deutschlands liegende Gefahr den beiden bedeutendsten Führern der Entente — Iswolsky und Grey — so deutlich zum Bewußtsein gekommen war, so muß man sich unwillkürlich die Frage vorlegen, wie diese Erkenntnis mit dem Umstande vereinbar ist, daß gerade von der Entente kein ernstlicher Versuch gemacht worden ist, ihre Politik, die, wie wir gesehen, in ihrer zwangsläufigen Entwicklung zur Isolierung Deutschlands führen mußte und auch tatsächlich geführt hat, rechtzeitig im Interesse des Weltfriedens auf ein anderes Geleise umzuleiten, indem sie z. B. zum elastischeren Bündnissystem des Fürsten Bismarck zurückkehrt?

Soweit Paris und Petersburg in Frage kommen, wäre eine derartige „Umkehr" mit ihrer Politik unvereinbar gewesen: Sowohl die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, als auch die Besitzergreifung von Byzanz und die unbestrittene Hegemonie über alle slawischen Stämme waren nur im Rahmen eines allgemeinen Krieges zu erreichen.

England

Kann aber ohne weiteres dasselbe auch von England behauptet werden? Die Urteile hierüber werden gewiß auseinandergehen. Ich persönlich möchte diese Frage, auf Grund der während meines fast zehnjährigen Aufenthaltes in England vor und während des Krieges gewonnenen Eindrücke, verneinend beantworten — wenigstens soweit die große Majorität der englischen Nation und der verantwortliche Leiter ihrer auswärtigen Politik in Frage kommen.

Im Jahre 1911, als die unheilschwangeren Wolken der Marokkokrise über Europa hingen, sagte Grey zum russischen Botschafter in London[3]):

„Ich glaube nicht, daß Kaiser Wilhelm den Krieg gewollt hat, als dieser Zwischenfall entstand; ich glaube auch nicht, daß er den Krieg heute will. Es erscheint mir ausgeschlossen, daß er — selbst in der obenerwähnten schwierigen Lage — sich zu einem Kriege wegen einer derartigen Frage entschließen würde, wenn er die furchtbaren Folgen des allgemeinen Zusammenstoßes vor Augen hat, den er hervorrufen würde."

[1]) Dipl. Akt. S. 728. — [2]) Dipl. Akt. S. 743. — [3]) Dipl. Akt. S. 435.

Digitized by Google

Und Benckendorff fügt hinzu:

„Ich kann nicht leugnen, daß die Weitherzigkeit dieses Urteils mir begründet scheint."

Alles, was uns über die politische Tätigkeit Sir Edward Greys bisher bekannt geworden, muß uns gerechterweise veranlassen, auch ihn mit derselben Weitherzigkeit zu beurteilen.

Wenn dem aber so ist, wenn ihm nicht, wie einem Poincaré oder einem Sasonow, der Weltbrand als die unvermeidliche ultima ratio vorschwebt, wohin sollte ihn denn dann seine Ententepolitik, „mit der er stand und fiel", eigentlich hinführen? Ich glaube, daß selbst im Falle der Öffnung der englischen Archive diese Frage nicht restlos beantwortet werden würde: dies wäre nur im Rahmen, sagen wir, einer politischen Selbstbiographie Greys möglich. Wir Außenstehenden sind auf Hypothesen angewiesen, die rein subjektive Bedeutung haben. Auch hier kann ich also nur eine persönliche Ansicht äußern. Ich glaube, daß Grey als Abschluß „seiner" Ententepolitik nicht den Krieg — wenigstens keinen, in den England unbedingt hätte eintreten müssen — angenommen hat, sondern die, als Folge der Ausreifung seiner Politik, automatisch einsetzende Mattstellung Deutschlands, die es England erlaubt hätte, die Verhältnisse auf dem europäischen Kontinente seinen Wünschen entsprechend zu regeln und die Interessen seines Kolonialreiches durch einen in Berlin diktierten Kompromiß sicher zu stellen. Im schlimmsten Falle gab es noch eine Variante: Grey konnte voraussehen, daß im Laufe der nächsten Jahre Rußland und Frankreich so erstarkt sein würden, daß sie zusammen mit ihrer Gefolgschaft allein die kriegerische Auseinandersetzung mit den Zentralmächten hätten übernehmen können, und England beim Friedensschluß, auch ohne sich am Kriege beteiligt zu haben, die Früchte seiner weitblickenden Politik geerntet hätte.

Mit dieser Hypothese scheint das Verhalten Greys in den kritischen Tagen des Jahres 1914 im Widerspruch zu stehen: Nicht etwa der Umstand, daß England in den Krieg eintrat — die nachfolgenden Ereignisse haben ja bewiesen, daß die englische Berechnung des gegenseitigen Kräfteverhältnisses um diese Zeit und die hieraus sich ergebende Notwendigkeit der englischen Beteiligung am Kriege eine richtige war — sondern daß Grey nicht wie schon bei früheren Gelegenheiten, so auch jetzt wieder, die Kluft, die sich plötzlich in Europa aufgetan hatte, mit bewährter staatsmännischer Weisheit überbrückte, um, da die Zeit doch für die Entente arbeitete, das von ihm erstrebte Ziel später auf friedlichem Wege zu erreichen. Der Widerspruch ist aber nur scheinbar. Grey ist in seiner ganzen Berechnung ein großer Fehler unterlaufen: Er hat die Konzentration der russischen Nationalpolitik seit 1908 und die auf diese heftig reagierenden französischen Revanchepläne nicht richtig eingeschätzt. Grey wird auch von englischer Seite vorgehalten, er hätte den Krieg 1914 vermeiden „können", wenn er „gewollt" hätte. Man ist versucht, mit dem indischen neti neti zu antworten — „es ist nicht so, und ist auch nicht so". Grey hat gewiß kein Blutbad in Europa „gewollt"; sein Prestige war so groß, der Einfluß der englischen Politik so real, daß er durch einen rücksichtslosen Machtspruch aller Wahrscheinlichkeit nach die Kriegshetzer in Paris und Petersburg noch zum Schweigen bringen „konnte". Aber um welchen Preis? Während der bosnischen Annexionskrise hat Grey das Petersburger Kabinett wissen lassen, England werde über eine diplomatische Unterstützung der russischen Politik nicht hinausgehen können — wohl oder übel hat Iswolsky damals diese „Warnung" beherzigen müssen. Während der zahlreichen Balkankrisen, namentlich im Winter 1912/13, hat Grey sich auf denselben Standpunkt gestellt, wenn auch nicht mehr in so unbedingter Weise: Trotzdem hat sich Sasonow diesmal nicht mehr ganz so leicht gefügt. Seine üble Laune ist während der Londoner Botschafterkonferenz mehr als einmal in Erscheinung getreten — er fühlte eben schon, daß man „das Jahr 1909 mit den jetzigen Ereignissen nicht vergleichen könne, denn sowohl die allgemeinen Bedingungen, als auch das Verhältnis der gegenseitigen Interessen und Kräfte sind andere als früher". Dieser Standpunkt des Petersburger Kabinetts hat Grey während der Tagung der Konferenz manche schwierige Stunde bereitet. Aber als nun auch im Winter 1913/14 Grey sich an einer kriegerischen Lösung der Liman von Sandersschen Krise, so wie sie von Sasonow leichten Herzens ins Auge gefaßt wurde, nicht ohne weiteres beteiligen wollte, hat Sasonow sich direkt als von England im Stich gelassen bezeichnet, und wenn damals von russischer militärischer Seite die Chancen eines kriegerischen Zusammenstoßes mit den Zentralmächten

Digitized by Google

nur etwas günstiger beurteilt worden wären, so hätte die russische politische Leitung wahrscheinlich auch allein zu den Waffen gegriffen.

Grey war ein zu feiner Psychologe, um sich, angesichts der furchtbaren Spannung, die durch den Mord in Serajewo entstanden war, in den kritischen Tagen des Jahres 1914 nicht zu sagen, daß eine Wiederholung seines früheren Verfahrens, wenn auch den Frieden erhalten konnte, so doch der Entente einen tödlichen Schlag versetzen mußte: Rußland hätte sich dieses Mal nicht als von England „verlassen", sondern „verraten" bezeichnet. Dies hätte den sofortigen und völligen Zerfall der Entente bedeutet, da ein Einvernehmen mit Frankreich, ohne Rußland, für die englischen Interessen nicht mehr dieselbe Bedeutung haben konnte. So nahe am Ziele, hätte Grey alle Früchte seiner so klug angelegten und mit so unendlicher Mühe durchgeführten Politik preisgeben müssen. Der Schaden für die Interessen Englands konnte ein nie wieder gutzumachender sein. Unter diesen Umständen mußte Grey der Krieg als das kleinere Übel erscheinen, und obwohl er es stets so ängstlich vermieden hatte, seine Handlungsfreiheit durch formale Bündnisse im voraus zu binden, hat die logische Entwicklung der von ihm vertretenen Politik dazu geführt, daß er im Juli 1914 kein freier Mann mehr war. In diesem Sinne hat Grey damals weder „gewollt", noch „gekonnt".

In mehreren Veröffentlichungen der Kriegsliteratur wird erzählt, der damalige russische Botschafter in Paris, Iswolsky, habe beim Ausbruch des Krieges geäußert: „Jetzt habe ich endlich meinen Krieg." Hier liegt ein Irrtum vor, und zwar eine Verwechslung mit einer ähnlichen Äußerung über Iswolsky, die Jaurès einige Stunden vor seiner Ermordung getan hat. In Wirklichkeit hat Iswolsky, wie die Herren der damaligen russischen Botschaft in Paris erzählt haben, ausgerufen: „Dies ist der stolzeste Tag meines Lebens" — es war aber nicht etwa der Tag, an dem der Krieg zwischen Rußland und Deutschland ausbrach, sondern der Tag, an dem England beschloß, in den Krieg einzutreten...

Dezember 1921. B. von Siebert.

Rundschau.

Neue Bücher.

Borinskis Literaturgeschichte. Das zweibändige Werk des Münchner Literaturhistorikers (Deutsche Verlagsanstalt, 643 und 673 Seiten, wovon 20 genaues Register, 165 Bildnisse, 98 Mark) war ein Bedürfnis und ist ein Ereignis. Ein Bedürfnis insofern, als seit Scherer eine Gesamtdarstellung der deutschen Literatur durch einen einzigen Verfasser von fachwissenschaftlicher Seite nicht mehr versucht worden war: Nadler ist noch nicht abgeschlossen, Bartels und Biese, so verdienstlich beide sind, stehen doch nicht mitten im literaturgeschichtlichen Forschungsbetrieb. Ein Ereignis insofern, als alle die Forderungen, die in bezug auf Auffassung und Darstellung von Literaturgeschichte zu erheben sind, in dem Werke Borinskis erfüllt werden: Weite des weltliterarischen Horizonts, Sicherheit des Urteils, Einbeziehung alles Geistigen im weitesten Sinne, Mut zur Wertung, Nichtüberschätzung der Publikumsgattungen, Gleichmäßigkeit der Stoffdurchdringung. Der erste Band schließt mit Lessing ab, der zweite beginnt mit Herder und reicht bis in die Gegenwart, von deren einigermaßen bedeutenderen Namen man auch nicht einen vermissen wird. Von der ganz auf große geschichtliche Gesichtspunkte eingestellten Disposition mag eine Zusammenstellung der Kapitelüberschriften des ersten Teils wenigstens einen Begriff geben. I. Germanische Vorzeit: (1) Volkstum, (2) geschichtliche Wurzeln der deutschen Literatur bei den Goten. II. Geistliche Ausbildungszeit der Sprache und Literatur: (3) Christlich-deutsche Dichtung unter den Karolingern, (4) Antik-klassische Weltbildung unter Karolingern und Ottonen, (5) Streng geistliche Gegenwehr gegen die Verweltlichung der Bildung, (6) Geistliche im Wettbewerb mit dem Spielmann um das Publikum der Kreuzzüge, (7) Fahrende geistliche Lehrer der ritterlichen Dichtung. III. Ritterliche Blüte unter den schwäbischen Kaisern: (8) Entstehung der höfischen Gesellschaft, (9) Einführung der höfischen Epik, (10) das Altertum in der ritterlichen Dichtung, (11) Hartmann von Aue und seine Schule, (12) Wolfram von Eschenbach und seine Fortsetzer, (13) Gottfried von Straßburg, der

Digitized by Google

Meister der jüngeren höfischen Gesellschaft, (14) Minnesang, (15) Die theologische Seite des Minnesangs, Mariendichtung, (16) Die philosophische Seite des Minnesangs, Spruchdichtung, (17) Die natürliche Seite des Minnesangs, „Minnesangs Frühling", (18) Blüte in Walter von der Vogelweide, (19) Minnesangs Herbst und Winter, (20) Nibelungen: Kritik, Geschichte und Sage, (21) die zweiteilige Dichtung, (22) Gudrun, (23) Dietrichepen. IV. Verfall des Rittertums, Aufkommen der Städte: (24) Literatur des Deutschherrenordens und der Bettelorden, (25) Geistliches Volkslied und Volkstheater, (26) Straf- und Lehrdichtung, (27) Versuche zur Neubelebung des Rittertums, (28) Fabel-, Sitten- und Lasterschilderung, (29) Schwankbilder, (30) Fastnachtspiel und -Schwank, (31) Erbauliche Erzählungen und Volksbücher, (32) Lyrik des späten Mittelalters, Meistergesang, (33) Volkslied. V. Renaissance und Humanismus: (34) Wiedererwachen weltlicher Wissenschaft und Lebenskunst, (35) Heimatsrecht und -Geschichte in der Landessprache, (36) Universitäten und Naturwissenschaft, (37)Humanismus in Deutschland, (38) Religiöser Zug des deutschen Humanismus. VI. Reformation und Gegenreformation: (39) Luther, deutsche Schriftsprache, protestantisches Kirchenlied, (40) Streit, Spott, Laune, (41) Unterhaltungsliteratur des aufsteigenden Bürgertums, (42) Humanismus und Drama. VII. Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges: (43) Deutsche Renaissancedichtung, (44) Sprachgesellschaften und Barockdichtung, (45) „Politische" Literatur. VIII. Zweite bürgerliche Blüte: (46) Ansätze zur selbständigen Erneuerung, (47) Klopstock und Wieland, (48) Lessing.

Ich habe den Aufbau des ersten Bandes einzeln ausgeführt, um zu zeigen, wie klar Borinski den riesigen Stoff durch umsichtige Gliederung bewältigt. Nicht minder einleuchtend ist die Zerlegung des Stoffs im zweiten Bande. Die Gefahr der Unübersichtlichkeit ist vermieden. Mit großem Geschick führt Borinski bis in die unmittelbare Gegenwart, und erreicht Vollständigkeit, ohne an Übersicht einzubüßen. So ist sein Werk nicht nur ein Nachschlagebuch, das nicht leicht versagt, sondern es stellt auch die Einzelerscheinung von vornherein in einen geschichtlich bedingten geistigen Zusammenhang, und wirkt dadurch im höchsten Sinne bildend. Vor allem aber wirkt bildend die mutige Kritik, mit welcher Borinski dem 19. Jahrhundert gegenübertritt. Die Verschwommenheit der Romantik, die Literatenhaftigkeit des Jungen Deutschland, die philiströse Selbstgerechtigkeit nach 70, die Berliner Mache hinter den Saisonklassikern seit 90, mit einem Worte: das Abrücken von der hohen Literatur zugunsten der breiten, von den zeit- und publikumslosen Gattungen zugunsten der Unterhaltungs-Belletristik: er weiß es, er hat den Mut es auszusprechen. Da er längst auf das verzichtet hat, was man so Karriere nennt, kann er sich den Luxus erlauben, sich nicht in jeden Dreck einfühlen zu müssen. Er geht nicht mit, er läuft nicht nach, er steht allein, wie es sich gehört.

Was Maync für Immermann (vgl. voriges Heft Seite 179) hat Hermann Schneider für Ludwig Uhland geleistet (Berlin, Ernst Hoffmann & Co.): Das Buch. Es ist ein stattlicher Band geworden, über 500 Seiten, der mit ungemeiner Liebe und Treue der ehrwürdigen Existenz dieses Dichters, Forschers und Charakters nachgeht. Besonders der Forscher und der Politiker Uhland erfahren zum erstenmale die ihnen gebührende Berücksichtigung. Das Buch ist frei von jeder Überschätzung.

Das vorzügliche zweibändige Werk des Freiburger Universitätsprofessors Philipp Witkop über die Deutsche Lyrik von Luther bis Nietzsche, in seiner Art ein Seitenstück zu Diltheys „Erlebnis und Dichtung", ist in 2. Auflage erschienen. Sie bedeutet gegenüber der ersten vielfach eine Erweiterung. So sind die Dichterprofile von Gryphius und Lenz hinzugekommen und vor allem das schöne Kapitel über Peter Hebel. Ich schätze das Werk Witkops als eine der schönsten Brücken, die ein Wissenschaftler von der großen Dichtung zu den nach ihr Bedürftigen geschlagen hat.

Immer wieder mache ich die Erfahrung, daß die Kenntnis der englischen Literatur bei uns recht mäßig ist. Es kommt z. B. vor, daß heut noch Defoe und Cooper für Knabenschriftsteller à la Karl May gehalten werden. Ich empfehle aus diesem Grunde ganz besonders Eduard Engels „Geschichte der Englischen Literatur" von den Anfängen bis zur Gegenwart (Leipzig, Brandstetter, geheftet 40 Mark), ein ebenso gediegenes wie anregendes Werk, das ausgezeichnet in diese wahrhaft große Literatur einführt.

Wer sich vorzugsweise mit dem 19. Jahrhundert befassen will, wird begeistert sein von Leon Kellners „Englischer Literatur der neuesten Zeit", von Dickens

Digitized by Google

bis Shaw" (Leipzig, Bernhard Tauchnitz), ein Buch, das sich vielfach ebenso spannend liest, wie die Romane, die es behandelt. Aus diesem Werk bekommt man einen Begriff, wie unvergleichlich großartig — es gibt kein anderes Wort dafür — die englische Literatur des abgelaufenen Jahrhunderts ist.

Ausländische Bücher sind für uns unerschwingbar geworden. Aber der Inselverlag hat 3 Sammlungen, die viel besser sind, als alles, was um diesen Preis je in Frankreich oder Italien, und zum mindesten ebensogut, wie alles, was in England um denselben Preis gedruckt worden ist. Wer sich dafür interessiert, lasse sich von seinem Buchhändler den kleinen Katalog Orbis Literarum kommen, er wird sicher mehr finden, als er auf einmal kaufen kann, z. B. Balzacs Contes drolatiques um 40, den ganzen Dante italienisch und lateinisch um 30, den ganzen Homer griechisch um 60, Nibelungen und Kudrun mittelhochdeutsch zusammen um 40, Dostojewskis Schuld und Sühne russisch um 50 Mark. Dazu die kleine Sammlung Pandora, eine fremdsprachliche Inselbücherei, von der jedes der niedlichen Bändchen 5 Mark kostet.

Wenn von Houston Stewart Chamberlain ein neues Buch erscheint, ist das Urteil darüber von allen Tüchtigen, die bei den heutigen Tarifsätzen für freie Bahn (I. Klasse) sind, gesprochen: sie lesen es nicht, und ihre Presse schweigt es tot. Wir sind dem Verfasser der „Grundlagen" für zu zahlreiche und zu nachhaltige Anregungen verpflichtet, als daß wir ihm nicht mit besonderer Aufmerksamkeit folgen sollten, wenn er uns seine letzten Überzeugungen über „Mensch und Gott" mitteilt. Dies ist nämlich der Titel seines neuen Buches, das allen Denkenden, gleichviel welcher Weltanschauung oder Konfession, die reichsten Anregungen gibt. (Verlag F. Bruckmann, München, geheftet 24, Halbleinen 36 Mark.)

Von sonstigen Werken Chamberlains nennen wir die berühmten „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", die mit ihren über 1200 Seiten, gebunden, um 40 Mark noch immer eines der billigsten deutschen Bücher sind; außerdem die „Lebenswege meines Denkens", deren letztes Kapitel, wo sich Chamberlain über Bücher und Leser äußert, allein schon die 30 Mark wert ist, die diese interessanteste aller neuesten Autobiographien kostet. (Beides bei Bruckmann.)

Der Basler Psychiater Otto Hinrichsen, der als Dichter unter dem Namen Otto Hinnerk bekannt geworden ist, hat im Rheinverlag, Basel, ein eigenartiges Buch erscheinen lassen: „Der Umgang mit sich selbst." Es ist in Briefform gehalten und handelt von den Nöten des Seelenlebens, von jenem nie zufriedenen Suchen, Ringen, das ein Merkmal sowohl sehr gesunder wie etwas kranker Seelen sein kann. Wer an die Freudsche Psycho-Analyse als an die Pfarrer-Kneipp-Pillen des seelischen Verdauungsapparats glaubt, wird diese liebenswürdigen und verstehenden Briefe weniger würdigen, als der unbefangene Leser, der sich freut, von einem gebildeten Seelenarzte beraten zu werden. Der von Hinrichsen am liebsten zitierte Dichter ist Fontane: Das allein genügt, um zu zeigen, wes Geistes dieser kluge, überlegene Gemütsinternist sei.

Die Leser erinnern sich, daß an dieser Stelle das Buch von Werner Mahrholz „Deutsche Selbstbekenntnisse" (Furche-Verlag) angelegentlich empfohlen worden ist. Heute sei nicht minder nachdrücklich auf das Werk Theodor Klaibers aufmerksam gemacht: „Die deutsche Selbstbiographie" (Stuttgart, J. B. Metzler), das denselben Gegenstand zum Teil von demselben Gesichtspunkte aus, zum Teil unter anderer Einstellung, vor allem viel stärkerer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts behandelt. Die deutschen Autobiographien sind wohl der wertvollste Bestandteil unserer nichtbelletristischen Literatur, soweit sie für den großen Kreis der Gebildeten in Frage kommt. Aber das Gebiet ist so unübersehbar, besonders im schreibseligen letzten Jahrhundert, daß man ordentlich dankbar ist für einen Führer von der Kenntnis, Gewissenhaftigkeit und Anregungsfähigkeit Klaibers.

Hugo Schmidt, München, gibt Kunstbreviere heraus, Bände in Groß 8°, illustriert, mit Text, Preis durchschnittlich 10 Mark gebunden. Der neueste behandelt Tizian. Außerdem veröffentlicht Hugo Schmidt besonders Werke über spanische und deutsche Kunst. Eine der letzten Erscheinungen ist das Buch von Zoege von Manteuffel über den Deutschen Holzschnitt (geb. 24 Mark, 77 Abbildungen). Mit diesem Buche beginnt ein neues, dankenswertes Unternehmen des Verlags: „Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen".

Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Deutsch oder lateinisch?

In Aphorismen, die ich im Aprilheft 1921 der Süddeutschen Monatshefte veröffentlichte, hieß es: „seit Kriegsausbruch kommen mir Parteistreitigkeiten so vor, wie wenn auf einem Schiff, das in einem Sturme mit einem Leck auf dem Weltmeer umhergetrieben wird, einer sagte: bevor wir uns zusammentun um unser Leben zu retten, muß erst abgestimmt werden, ob künftig die Speisekarten des Schiffes in Fraktur oder in Antiqua gedruckt werden."

Damals dachte ich noch nicht daran, daß einmal ein Heft der Süddeutschen Monatshefte in Antiqua (lateinischen Buchstaben) gedruckt werden würde und daß, nicht nur bildlich gesprochen, wirklich Deutsche im Kampf um Leben oder Sterben sich darüber streiten würden, ob das richtig sei.

Unsere Freunde wissen, daß die Süddeutschen nicht nur Fraktur reden, sondern auch Fraktur schreiben. Wir sind Anhänger der Fraktur, weil die spezifische deutsche Schrift bei einem Volk mit so geringem Nationalgefühl einer der Reifen ist, die die auseinanderstrebende Masse zusammenhalten.

Maßgebend war uns Folgendes: als die „Gegenrechnung" hinausgegangen war, bekam unser Verlag täglich Briefe von Auslandsdeutschen, die uns mitteilten, daß es viele Tausende von Ausländern gibt, die gut deutsch können, aber sich im Lesen von Fraktur so schwer tun, daß eine Antiqua-Ausgabe der „Gegenrechnung" ein Lebensbedürfnis für die Bekämpfung des Lügenfeldzuges sei. Unser Verlag mußte sich daher entschließen, die „Gegenrechnung" neu setzen zu lassen, in lateinischen Buchstaben.

Und weil „Die Wahrheit über Oberschlesien" vor der Entscheidung Verbreitung im Ausland finden sollte, hat er sie gleich in lateinischen Buchstaben setzen lassen.

Nun bitte ich, mich nicht weiter mit Briefen zu überschwemmen. Vereine und Einzelpersonen, die das Bedürfnis haben, sich gegen solche ausnahmsweise Verwendung von Antiqua zu äußern, sollen nur auf eine Postkarte die zwei Buchstaben „J a" schreiben. Dieses „J a" soll bedeuten, daß sie die Frage, die ich am Schluß des folgenden Erlebnisses stelle, bejahen.

Ich war kürzlich in Kärnten und wurde dort von einem Führer des deutschen Abstimmungskampfes herumgeführt. Er zeigte mir die Anschläge und Inschriften, die heute noch im Abstimmungsgebiet an den Häusern zu sehen sind. Da fiel mir auf, daß alle diese Inschriften in lateinischen Buchstaben geschrieben sind. Ich fragte nach dem Grunde und erhielt die Antwort: „Für die Leute, die in deutscher Schrift schreiben, hätten wir diese Inschriften kaum gebraucht, sondern sie waren vor allem für die Winden bestimmt, die in so großer Zahl für uns gestimmt haben und die keine deutschen Buchstaben lesen können."

Die Frage, die ich zum Schluß stelle, ist also diese:

Hätten die Deutschen beim Abstimmungskampf die Inschriften in deutschen Buchstaben machen sollen, auf die Gefahr hin, das Abstimmungsgebiet an die Jugoslaven zu verlieren?

Wer diese Frage bejaht, wird gebeten, die zwei Buchstaben „J a" zu schreiben. Beifügung eines Lichtbildes der „J a"-sager erwünscht. C.

Eine Geschichte des französischen Großen Hauptquartiers.

Aus englischem Mund hat es uns gesagt werden müssen, wie trefflich unter Herrn v. Tirpitz an unserer Flotte gearbeitet worden war. Die englische Geschichte des Weltkrieges hat dargelegt, welch überragende Bedeutung die Fahrt der Goeben und Breslau nach Konstantinopel in den ersten Kriegswochen gehabt hat. Jetzt kommt der Verfasser der amtlichen französischen Heeresberichte in den drei letzten Kriegsjahren, Jean de Pierrefeu, und legt Zeugnis ab für die wunderbaren Taten unseres Heeres. In fünf große Abschnitte gliedert er seinen Stoff. „Der Generalstab des Sieges, Joffre-Dämmerung, Das tragische Zwischenspiel Nivelles, Pétain, der Organisator des Sieges, Foch und Pétain" sind sie überschrieben. Mit einer Offenheit, die auch vor der Kritik führender Persönlichkeiten nicht zurückschreckt, werden die Vorgänge geschildert. Erst das Hauptquartier in Chantilly, wo einst der große Condé

Digitized by Google

gewohnt hat. Wir werden Zeugen der weitgehenden Arbeitsteilung in den verschiedenen Büros, wir lernen aber vor allem den Geist des Hauptquartiers kennen. Wie P. dem General Pellé, seinem Vorgesetzten, vorgestellt wird, sagt dieser zu ihm: „Sie sind Kritiker? Sie haben niemals Politik getrieben? Ausgezeichnet! Wir verabscheuen hier alles, was Politik heißt. Tardieu (P.s Vorgänger) machte leider in Politik, oder vielmehr, er hatte darin gearbeitet. Das war genug, um ihn verdächtig zu machen. Er war Abgeordneter, das erregte den Neid seiner Kollegen. In Paris bildet man sich fest ein, wir wären von der Politik besessen. Wir sagten nicht die Wahrheit... Sie werden dem Publikum alle Vorgänge mitteilen, mit der Vorsicht, die gegenüber einem großen, so empfindlichen Kind, wie die Franzosen es sind, nötig ist. Die Presse hat eine große Aufgabe: sie muß dem Lande Vertrauen geben." P. macht sich ans Werk. Sein erster Bericht ist ein stilistisches Wunder in einigen dreißig Zeilen: alle die Einzelnachrichten sind darin sorgfältig zusammengefaßt. Es wird dem General unterbreitet, und kehrt dick durchstrichen zurück mit der eigenhändigen Verbesserung: „An der gesamten Front nichts Bemerkenswertes."

Das Leben im Großen Hauptquartier war nicht lustig: mit größter Strenge wurde jedes menschliche Wesen ferngehalten, das nichts dort zu suchen hatte, gleichgültig, ob in Zivil oder Uniform. Die Mahlzeiten sind kurz, das Ganze gleicht einem Kloster oder besser noch, meint der Verfasser, einer Erziehungsanstalt, deren Zöglinge nie gemeinsame Erholungszeiten hätten. Freudlosen Automaten gleich arbeiten die Insassen der Büros, die es einander zuvorzutun trachten in Aktenanhäufung. Eine strenge und nicht leicht zu fassende Hierarchie beherrscht das ganze Leben. „Einem halben Jahrhundert Demokratie zum Trotz blieb die Militärkaste aufrecht und ungebrochen, mit ihren ererbten Vorurteilen, ihrer besonderen Sinnesart." Und P. findet diesen Zustand berechtigt, ja notwendig. Und innerhalb des Offizierskorps nimmt der meist aus der Provinz sich rekrutierende Patentoffizier (breveté) eine besondere Stellung ein, der fast immer aus der Kriegsschule hervorgegangen ist, und mit Recht eine hohe Achtung bei den anderen, aber auch bei sich selbst genießt. Er ist fast immer, was man so reaktionär nennt, wahrt die guten, alten Traditionen der Armee. Unter diesen zuweilen engen, aber trefflichen Leuten beanspruchen wieder einen besonderen Rang für sich die Angehörigen des „dritten Büros". Sie führten im Großen Hauptquartier den Spitznamen der Jungtürken, so selbstsicher traten sie bei jeder Gelegenheit auf. Sie waren die reinsten Vertreter jenes Geistes der Kriegsschule, von der der Verfasser sagt: „Sie verbreitete eine optimistische Auffassung, vertrat den Gedanken von der Kraft des Willens und der Energie, des Adels, der Würde und der persönlichen Freiheit gegenüber den Schicksalsmächten. Und das sofort nach 1870, im selben Augenblick, wo die Literatur, die Philosophie, die École normale sogar, in Pessimismus und in den Glauben an eine unabänderliche Vorbestimmung verfielen, wo es Mode war, Schopenhauer zu preisen und mit einem vornehmen Lebensüberdruß zu prunken."

Den moralischen Wert der patentierten Offiziere stellt P. ungemein hoch. Weniger ihre Geistesbildung. Das Sinken der Kultur, das man schon im ganzen französischen Volk beklagen müsse, wird bei den Offizieren besonders fühlbar. Mit dem geistigen Leben der Nation haben sie keinen Zusammenhang. Kunst und Literatur insbesondere sind für die meisten Bücher mit sieben Siegeln. Aber vielleicht hat gerade diese Enge dem französischen Offizierkorps eine gewisse Überlegenheit über dasjenige deutsche gegeben, das sich im Lauf des Krieges herausgebildet hat. Mars und die Musen sind keine Genossen. ...Im Großen Hauptquartier herrschte auch eine entschiedene Abneigung gegen alles, was mit der Volksvertretung zusammenhing. Bei Tisch, wo man sich gelegentlich freier gehen ließ und auch Witze nicht scheute, fiel manches herbe Wort, und einem

Digitized by Google

Kameraden, der Kabinettchef bei Herrn Millerand gewesen und von dort an die Front gekommen war, brachten die Herren des Hauptquartiers ihre Glückwünsche dar, daß er endlich aus der Stickluft in reinere Regionen komme. Der also Gefeierte machte erst ein schiefes Gesicht, bald aber stimmte er mit ein und beim Abschied konnte einer der höheren Offiziere äußern, der Aufenthalt im Großen Hauptquartier habe den Kameraden von den Pestkeimen des Parlaments befreit.

„Niemals der Ansicht eines Soldaten in militärischen Dingen entgegenzutreten, gilt einem vaterländisch gesinnten Franzosen für selbstverständlich. Jeder ist sich der Unmöglichkeit bewußt, als Zivilist über militärische Dinge mit einem Offizier zu streiten. Während der ganzen Zeit, da Herr Millerand Kriegsminister war, hat er nach diesem Grundsatz gehandelt." Mit den Zivilisten in Paris, und gar den Ministerien, den Sitzen aller bösen Geister nach der Meinung des Hauptquartiers, ging man keineswegs sänftiglich um: der unglückliche Verbindungsoffizier, der zwischen Paris und dem Hauptquartier vermittelte, hatte nicht wenig auszustehen. Fast so schwierig war die Aufgabe der Herren, die für die fremden Militärmissionen zu sorgen hatten, unter denen die belgische sich des größten Ansehens erfreute, die japanische am fleißigsten arbeitete, die englische bald ein völliges Sonderdasein führte.

Der Mißerfolg am Hartmannsweilerkopf Ende 1915 machte die Gegner Joffres im Parlament mutig. Im Hauptquartier glaubte man zu wissen, daß Joffre den Zivilisten gegenüber zu nachgiebig sei. Die Ernennung des Generals von Castelnau zum Generalstabschef war ein deutlicher Wink. Joffre suchte den Einfluß des neuen Mannes mit allerhand kleinen Mitteln zu beschneiden, Castelnau durfte Joffre nie ohne Zeugen sprechen, hatte bald alles gegen sich bis auf wenige Freunde. Dennoch hielt er aus, und um den Schein zu wahren, gingen Joffre und Castelnau täglich nachmittags einige Zeit miteinander spazieren. Die siegreichen deutschen Kämpfe um Verdun, das nicht wenige geneigt waren, dem Sieger zu überlassen — Briand freilich erklärte stets, die Feste müsse unter allen Umständen gehalten werden — schienen den Gegnern Joffres recht zu geben. Die Hartnäckigkeit der Deutschen setzte unsere Feinde in Erstaunen. Im Hauptquartier setzte man ihr den Hinweis auf die ungeheuren Verluste entgegen. Die immer wiederkehrende Wiederholung von Ausdrücken wie „erschöpft durch die ungeheuren Verluste...", niedergemäht von unserer Artillerie...", „unter sehr beträchtlichen Verlusten, wie die Gefangenen aussagen... gab der Feind den Kampf auf", machte auf die Neutralen, ja selbst auf die Deutschen den stärksten Eindruck und trug dazu bei, allen Ableugnungen des Turms von Nauen zum Trotz, in ihren Reihen das Gespenst riesiger Blutverluste umgehen zu lassen, das die übelste Wirkung haben mußte. Die öffentliche Meinung in Frankreich war geneigt, Nauen mehr zu glauben als dem eignen Hauptquartier. Dennoch hielt Joffre und sein Stab an der Ueberzeugung fest, die Abnutzung des Feindes müsse den Sieg entscheiden. „In einigen Wochen", ließ General Pells verkünden, „werden die deutschen Kräfte erschöpft sein und der Gesamtstärke der Koalition (7 Millionen gegen 10) gegenüberstehen." P. macht bei dieser Gelegenheit sich Luft. Nach den Darstellungen des Großen Hauptquartiers aus Joffres und Nivelles Zeit wäre alles vom Hauptquartier vorausgesehen worden, alle Operationen planmäßig verlaufen. Er warnt die künftigen Geschichtsschreiber gegen die tägliche Entstellung der Wahrheit, die er als Zeuge erlebt hat. Schlimm genug, daß ein Geschichtsforscher vom Range Louis Madelins kritiklos die Archive des Hauptquartiers benutzt. Glaubt er für Frankreich zu arbeiten? Die Wahrheit allein kann Frankreich nutzen. „Eines Abends, in Chantilly, zeigt man mir den berühmten Befehl von der Marne, der die Schwenkung gegen Norden anordnete, eigenhändig von Oberst Gamelin geschrieben und von Joffre gezeichnet. Endlich sollte ich erfahren, wem die Ehre zukäme, gerufen zu haben:

Digitized by Google

‚Hier muß man haltmachen und siegen!' Grausame Enttäuschung! Der berühmte Befehl trug drei verschiedene Daten übereinander. Aus ihm werden wir die Wahrheit nicht erfahren."

Während Pétain Verdun hielt, setzten die Kämpfe an der Somme ein, von denen manche den großen Erfolg erwarteten, und die die Franzosen Ströme Bluts gekostet haben. „Es ist schlimm, daß die Führer, um ihr Avancement zu beschleunigen, Erfolge erstreben auch da, wo sie an sich nutzlos sind. Es hat jedesmal, wenn das Oberkommando den Divisionären zu sehr freie Hand ließ, Zeiten gegeben, wo das Blut unserer Soldaten floß, um Sterne auf den Achselstücken der Offiziere zu befestigen", sagt P. und er bemerkt weiter, daß nach den Sommekämpfen die Gesundheit Fochs als erschüttert galt und man über den einst viel Gefeierten die Achseln zuckte. Es kam nach der Stellung von Foch zur Disposition des Kriegsministers zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Foch und Joffre im Hauptquartier. Es dauerte nicht lange, da mußte Joffre selbst mit dem Titel eines Marschalls seinem Nachfolger General Nivelle Platz machen. Nivelle, der sich in Verdun ausgezeichnet hatte, hatte den Auftrag erhalten, das Große Hauptquartier aus Chantilly zu verlegen, wo die Offiziere angeblich ein Lotterleben führen sollten. So unbegründet der Vorwurf war, man mußte packen und nach Beauvais übersiedeln, wo man keineswegs begeistert aufgenommen wurde. Allein schon die Polizeistunde um 8½ Uhr machte die Einwohner mißmutig. Alles, was Unterröcke trug und nicht bodenständig war, wurde ausgewiesen. „Um's kurz zu sagen, man belästigte ausgiebig unter fadenscheinigen Vorwänden und ganz zwecklos eine Bevölkerung von 50 000 Seelen, die sich in Zukunft sicher nicht durch Liebe zum Heer auszeichnen wird. Das einzige Mal, wo das Große Hauptquartier stürmisch begrüßt wurde, war der Tag seiner Abreise nach Compiègne." Hier versammelte sich am 6. April 1917 das berühmte Kriegskomitee; als bald danach die deutschen Erfolge einsetzten, wurde die Uneinigkeit der französischen Führer völlig offenbar. Nivelle fand Unterstützung bei Herrn Malvy, den man im Heer anklagte, es mit den Defaitisten zu halten, und den man im Großen Hauptquartier am liebsten in Haft genommen hätte. Umsonst: Nivelle mußte gehen, und er ging, ohne daß irgend jemand davon Notiz nahm, abgesehen von den wenigen, die mit ihm das Hauptquartier verließen. Zur ungeheuren Freude aller derer, die an den Sieg glaubten, wurde Pétain sein Nachfolger. Mit seiner Ankunft ging eine tiefe Veränderung vor sich. Die Armee zeigte Spuren deutlichen Verfalls. Anfang Juni hatte ein in die vorderste Linie geschicktes Regiment den Gehorsam verweigert. Andernorts hatten sich Soldatenräte gebildet, wurden Lebensmittel in der Umgebung requiriert, Solderhöhung, regelmäßiger Urlaub gefordert und für den Angriff bestimmte Bedingungen gestellt. Ein General war mißhandelt worden, ein Automobiltransport mit Maschinengewehren war auf der Fahrt nach Paris aufgehalten worden, wo die Leute vom Parlament die Einstellung der Feindseligkeiten fordern wollten. Rote Fahnen waren gehißt worden, die Vorbereitungen waren in aller Stille, aber offenbar gleichmäßig auf der ganzen Front getroffen worden. Vielfach hatten die Meuterer ein strenges Alkoholverbot erlassen, ihre Offiziere abgesetzt, aber nicht behelligt. Sechszehn Armeekorps waren beteiligt. Im Hauptquartier herrschte Empörung gegen die politischen Hetzer, die Syndikalisten, die Gewerkschaften und die schwache Regierung. P. meint, man habe aber zu wenig gewisse tiefere Ursachen beachtet. So sei im Winter 1915/16, als in weiten Kreisen Besorgnisse wegen der neuen Winterkampagne herrschten, ein offizieller Bericht ausgegeben worden, der die rührende Vorsorge der Heeresleitung für das Wohl der Soldaten in den Winterquartieren schilderte. Kaum hatten die Zeitungen ihn gebracht, da trafen bei den Pariser Zeitungen 200 000 Briefe ein, die in heftigster Weise gegen diese Darstellung protestierten. Es zeigte sich, daß fast nirgends die angeordneten Maßnahmen getroffen waren.

Digitized by Google

Zur besseren Kontrolle wurde die Postzensur herangezogen mit dem ausdrücklichen Auftrag, weniger die in den Briefen ausgesprochenen Empfindungen der Soldaten zu beachten, als die Tatsachen, die diese Empfindungen veranlaßten. Der Soldat fühlte sich vielfach verlassen, abgestoßen von der papiernen Kampfeswut der Zeitungen und Zivilisten, von den immer wiederkehrenden Siegesversicherungen, der Herabsetzung der Feinde. „Wenn's diesmal mißlang, wird's auch künftig so sein. Die Deutschen kommen nicht durch, aber wir auch nicht. Der Deutsche schlägt sich gut! Wer weiß es besser als wir Soldaten. Wie lange soll's noch dauern? Schließe man doch gleich Frieden, wo unsere Führer unfähig sind, uns zum Siege zu führen. Die hinten werden nie einen Frieden zustande bringen. Wir gehen nicht mehr nach vorn! Nieder mit dem Krieg!" Diese Stimmung nutzen die Syndikalisten aus. Sie konnten es tun, solange der Feind nicht angriff.

Pétain erkannte die Gefahr. Wöchentlich fuhr damals ein Verbindungsoffizier nach Paris und sorgte dort für die Überwachung aller verdächtigen Politiker. Das war unter Nivelle. Pétain sah davon ab, setzte bei der Regierung strenge Maßnahmen gegen Anarchisten und Defaitisten an der Front und unter den Urlaubern durch, beseitigte die Berufungsmöglichkeit bei Verurteilung wegen Rebellion und Desertion vor dem Feind. Einige 10 Hinrichtungen genügten in Verbindung mit der Einführung von allerhand Verbesserungen in der Verpflegung, der Urlaubserteilung, der Unterbringung, um die aufsässige Stimmung zu unterdrücken. Er suchte, im ständigen Kampf mit der Zensur und der Regierung, die seine allzugroße Volkstümlichkeit fürchtete, durch Zeitungsartikel der Front den Sinn der Kämpfe zu erklären. Er schritt aber auch in der Erkenntnis, daß als Folge der russischen Revolution die gesamte deutsche Macht sich gegen den Westen kehren werde, zu einer völligen Reorganisation des Hauptquartiers. Die Deutschen hatten eine neue Verteidigungsart erfunden, die das französische Oberkommando durchaus überrascht hatte — eine Folge der Berufung Hindenburgs und Ludendorffs. Es galt neue Mittel des Kampfes zu finden. Aus den Zeitungen, unter anderem dem Madrider ABC, aus deutschen Befehlen, die man sich so oder so verschafft, aus der Erfahrung der einzelnen Truppenteile sucht man sich eine Vorstellung von den Absichten der Feinde zu bilden. Man fängt an, an den Ernst des strategischen Rückzugs zu glauben. Die Offenheit, mit der vielfach die deutsche Heeresleitung ihre Absichten kundgibt, die anfangs verblüfft, kommt zu Hilfe. Man beschäftigt sich eingehend mit den Stoßtrupps. Es zeigt sich ganz deutlich, daß die Franzosen erst seit sie Ludendorff sich gegenüber haben, neuen Gedanken begegnen. Man sucht sie sich anzueignen. Aber der Gegner weiß immer Neues zu erfinden. Wohl heißt es in einer am 27. September 1917 ausgegebenen Abhandlung Die Abwehrschlacht nach der Auffassung der Deutschen: „Heute gibt es keine Überraschung mehr, die Kenntnis, die wir von der deutschen Taktik haben und von der Entwicklung des Gegenangriffs in tiefer Linie gestattet uns den Durchbruch." Wenige Monate später, in jenen Apriltagen des Jahres 1918, wo uns der Sieg winkte, bekennt P.: „Noch einmal drückt der furchtbare Widder, den Ludendorff geschaffen hat, die Reihen ein und höhlt einen Sack aus... Unsere Feinde zogen mit einer neuen Kampfesweise zu Felde, die ihre Truppen vollkommen beherrschten. In Galizien, in Riga, bei Caporetto war sie erprobt worden, jetzt hatte sie auf weiter Front, die man bis dahin für unerstürmbar gehalten hatte, ihr Meisterstück vollbracht. Wohl hatten wir sie studiert, aber niemals ihre Anwendbarkeit bei uns für möglich gehalten. Es trat sicher zutage, daß kein Teil unserer Front mit Verteidigungsmitteln ausgerüstet war, die hinreichten, dieser Methode zu widerstehen, wenn sie, wie geplant, zur Durchführung kam. Überall da, wo der Feind uns würde überraschen können, und seine für den Vorsturm ausgerüsteten und bewaffneten

Bataillone würde in den Kampf werfen können, war der volle Durchbruch zu fürchten. Wahrhaftig, man stand neuen Tatsachen gegenüber. Die Schnelligkeit der feindlichen Bewegungen ist erstaunlich. Nicht nur die Raschheit, mit der das deutsche Oberkommando den Kampf verlegt und ihn jeweilig gegen jene Stellungen lenkt, die es für am wenigsten gut bewacht glaubt, noch mehr die Wirkung seiner Methode, dieser kurzen und rücksichtslosen Artillerievorbereitung, die den Verteidiger außer Gefecht setzt. Und dann wieder die Geschicklichkeit der deutschen Einheiten sich einzuschmuggeln, sich immer dort einzuschleichen, wo französische und englische Korps aneinander stoßen. Die Soldaten der Verbündeten scheinen ungeeignet für diese völlig unbekannte Kampfweise, sie wissen in der Verteidigung die Handstreiche des Angreifers nicht zu parieren. Sie bedürfen all ihres Mutes und Opfergeistes, um nur zu widerstehen... Man muß zugestehen, unsere Gegenangriffe haben nicht die Kraft, gleich den Angriffen des Feindes, alles vor sich herzufegen. Unser Vordringen wird rasch gehemmt. Wie schwer muß es werden, das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen! Es grenzt wirklich ans Wunderbare. Bis heute hatte man solche Sprünge vorwärts nicht erlebt. Und was ernster war, man fühlte, diese Erfolge wurden dem verdankt, was man nicht von einem Tag auf den anderen schaffen konnte, der Erziehung der Einheiten und Truppenteile. Der Feind hatte, dank seiner zahlenmäßigen Überlegenheit, 80 Divisionen aus der Front ziehen können, um sie abzurichten; wir konnten bei unseren dünnen Reihen an derartiges nicht denken." So urteilte man im April 1918 über das Verhältnis des deutschen zu dem Heer der Verbündeten im Hauptquartier Fochs, der soeben das Oberkommando über die Gesamtstreitkräfte der Verbündeten übernommen hatte.

Man muß, um die Lage voll zu würdigen, die Schilderung hinzunehmen, die unmittelbar nach dem deutschen Angriff vom 21. März der Geschichtsschreiber Madelin dem Verfasser vom Zustande des Landes gab: „Überall, auf allen Straßen, fliehende englische Soldaten mit bleichen Gesichtern, zerfetzten Kleidern, teils verwundet, teils erschöpft, so schleppten sie sich zu den südlich gelegenen Lazaretten, und kreuzten den Weg der dem Feind entgegeneilenden Franzosen. Frauen, Kinder, Greise, beladen mit Matratzen und eilig zusammengerafftem Gut flohen finsteren Blickes vor dem Feind. Der Fluch der Zurückgebliebenen folgte dem Hauptquartier, das von Compiègne nach Provins verlegt wurde, obwohl die deutschen Flieger niemals das Große Hauptquartier angriffen, so oft sie dazu in der Lage gewesen wären." P. wagt seinem Leser nicht zu sagen, daß eine gewisse Ritterlichkeit diese Schonung, die, wie er zugibt, gegen unser Interesse war, veranlaßte. Er schreibt: „Infolge einer sonderbaren Scheu im Kriegsspiel, die durchaus den starren Ideen dieses Volkes, dessen nationale Industrie noch heute der Krieg ist, entspricht, wurde das Große Hauptquartier immer geschont." Wie schwer ist es doch einem Franzosen, uns gerecht zu werden! Voll Besorgnis blicken Pétain und Foch in die Zukunft. Es gilt den Mut nicht zu verlieren, aber auch den Eifer derer zu zügeln, die die erlittenen Schlappen gutzumachen wünschen. Wo wird der Gegner den neuen Angriff einsetzen? Werden die frischen amerikanischen Truppen den Kampfwert der erprobten haben? Auf jeden Fall muß eine neue Niederlage der Engländer vermieden werden. Sie baten um Hilfe, und die Gefahr bestand, daß sie nachließen. Der Nachrichtendienst, der kürzlich umgebildet worden war, versagte. Niemand erwartete den deutschen Angriff am Damenweg. Noch einmal gelingt die Überraschung. Aber freilich, sie bringt nicht die Entscheidung. „Foch," sagt P., „erfüllt von tiefer militärischer Bildung, geneigt das Problem in seinen großen geistigen Linien zu sehen, sucht den entscheidenden Zug, der, wenn auch gefahrvoll, die strategische Lösung bringt. Ludendorff, ganz im Banne der modernen Kriegstechnik, die ganz aufgeht in der Anwendung mechanischer Mittel, ist geschickt wie ein Industrieller. Er zieht die Bilanz seines Handelns und will den größt-

Digitized by Google

möglichen Erfolg mit geringstem Einsatz." Ich habe diese, gewiß einseitige Charakterisierung hergesetzt, weil sie in manchem das richtige trifft, und für den französischen Verfasser, über den ich berichte, mir bezeichnend scheint. P. wirft der französischen Heeresleitung mangelnde Aufmerksamkeit, vor allem aber Unterschätzung des Gegners vor, noch mehr der eignen Bundesgenossen: was den Deutschen gegenüber Russen, Italienern, Engländern geglückt sei, werde ihnen im Kampf mit Franzosen nie gelingen. Es müssen ängstliche Stunden und Tage gewesen sein, und mit Mühe nur vermochte P. seine Berichte so abzufassen, daß sie nicht Paris allzusehr beunruhigten. Und die deutliche Schadenfreude der Engländer und Italiener, daß nun auch die Franzosen ihr Fett weghätten, machte die Sache nicht besser. P. betont, daß unter dem Eindruck der späteren Siege die eindringlichen Lehren dieser Niederlagen nur zu leicht vergessen seien, daß wenn man auf deutscher Seite damals dem Rat des Deutschen Kronprinzen gefolgt wäre und bis zur Marne vorgestoßen wäre, man keinen Widerstand gefunden hätte. Der Geist der Kriegsschule, den er oben so gelobt hatte, habe versagt, er sei nicht biegsam genug, Neuerungen zu wenig zugänglich. Es werde notwendig sein, daß hervorragende Zivilisten sich in Zukunft auch ernsthaft mit militärischen Angelegenheiten beschäftigen.

Aber schon bedachte die oberste Leitung den Gegenstoß. Und gleichzeitig kamen die Amerikaner und mit ihnen kehrte das Siegesvertrauen in den französischen Reihen ein. Im Hauptquartier untersuchte man eifrig alle Wege, um den deutschen Stößen zu begegnen. Man hatte zwei Monate Zeit. Mitte Juli begann die neue deutsche Offensive, diesmal ohne den erwarteten Erfolg. P. schreibt entgegen der gewöhnlichen Ansicht, die Foch für den Sieg verantwortlich macht, Pétain das eigentliche Verdienst zu. Noch hielten die Deutschen fast überall stand, waren die französischen Fortschritte gering. „Die Deutschen zogen sich kraftvoll kämpfend und keineswegs in Auflösung zurück." **Bis zum 15. Oktober blieb diese Haltung, selbst der Zusammenbruch Bulgariens änderte nicht viel.** P. meint, wie ich das auch von deutscher Seite gehört habe, Ludendorff hätte mit der ganzen Macht bis zur Grenze sofort zurückgehen sollen, dort, gestützt auf die unerschütterte Heeresmacht, hätte die Deutsche Regierung den Frieden anbieten sollen. Vielleicht wären dann die Feinde zum Frieden bereit gewesen. Man wird hinter diese Möglichkeit, wie hinter soviel andere Friedensträume ein ? setzen müssen. Jedenfalls war es nicht Ehrgeiz und Habsucht, die angeblichen Erzfehler der Deutschen, die das Vorgehen der Obersten Heeresleitung bestimmten, sondern das wohlerwogene deutsche Interesse. Der Rückzug sollte in voller Ordnung und unter Bergung des für Deutschland so wichtigen Kriegsgeräts vollzogen werden. Am 2. oder 3. November nachmittags begegnete P. dem General Dubois auf der Treppe. „Hören Sie eine erstaunliche Nachricht und bewahren Sie Haltung", sprach der General. „Eine Depesche aus Bern meldet, daß die Deutschen bei der Bundesregierung Schritte für einen Waffenstillstand getan haben." Sollte es wirklich wahr sein? Ja, es war wahr. Wilson hatte die Deutschen, die bei ihm um Waffenstillstand baten, an Foch gewiesen, die Deutschen Bevollmächtigten waren unterwegs nach der französischen Front. Sofort ging man an die Vorbereitungen. Bald lagen **zwei Entwürfe** vor. Beide forderten den Rückzug der Deutschen aus den besetzten Gebieten in einer für die Durchführung genügenden Frist, die Zurücklassung des gesamten bei Beginn der Bewegung nicht abtransportierten Kriegsmaterials, hingegen die Belassung der mitführenden Waffen und Gepäckstücke an die Deutschen. In dem einen Entwurf wurde die Besetzung des linken Rheinufers, sowie der Brückenköpfe auf dem rechten Ufer verlangt, **in dem anderen nicht.** War die Ausarbeitung der beiden Entwürfe reine Vorsicht, oder hatte Foch die Meinung Pétains eingeholt? P. bekennt, darüber nichts zu wissen. „Die allgemeine Ansicht war, daß

Digitized by Google

diese Bedingungen, vor allem die Besetzung der Brückenköpfe so hart seien, daß die Deutschen sie unbedingt ablehnen würden." „Als man den Deutschen die härtesten Bedingungen anbot, nahmen sie sie ohne Zögern an."

Doch hören wir weiter. Foch wollte den Deutschen die militärische Ehre lassen. **„Die Deutschen, gute Soldaten, haben sich auch gut geschlagen. Man wird ihr Heer bestehen lassen.** Für die Österreicher, diese Schmutzfinken (salopards), allgemeine Entwaffnung"[1]). So äußerte er zu einem der Offiziere seiner Umgebung. Der Gedanke der gänzlichen Entwaffnung konnte nur von den vorsichtigen Zivilisten gefaßt werden. Noch gab es im Hauptquartier einen ängstlichen Augenblick. Man fürchtete beim Ausbruch der Revolution in Deutschland eine Rückwirkung auf Frankreich. Aber Frankreich „zog Ordnung, wenn auch unter Beibehaltung von Irrsalen, Leiden und Krieg der blutig aufsteigenden Sonne der Brüderlichkeit, in deren Begleitung nicht weniger Trauer und Ruinen erstehen und obendrein noch Anarchie, vor."

Den Schluß des Buches zu behandeln, die Verlegung des Hauptquartiers nach dem deutschen Metz, wo leider viele Akten und noch mehr Material zurückgelassen waren, sei mir erspart. Vieles steht noch in den beiden dünnen Bänden, was auch dem deutschen Leser nützlich zu wissen wäre. So, was P. über die „Organisation der befreiten Gebiete" zu sagen weiß, wodurch uns der Einfall eines französischen Industriellen verständlich wird, trotz des Widerspruchs der französischen Arbeiter ganz Nordfrankreich ausschließlich mit deutschen Kräften, deutschem Material wiederaufzubauen, dann das Kapitel über die Franzosen in Italien mit dem energischen Eingreifen Clémenceaus, oder endlich jene furchtbare Szene in Compiègne, wo nachts an dreihundert Flüchtlinge aus Noyon eintreffen (mit behördlichem Transport), Greise, Kinder, Frauen, obdachlos in Kälte und Nässe stehen müssen, weil die Bürger es verschmähen, sie aufzunehmen, so daß sieben Unglückliche mit dem Tode abgehen; vielleicht findet sich ein andermal Gelegenheit, davon zu reden. Ich habe, möglichst unter Beibehaltung des Wortlautes, und mit möglichst wenig eignen Zusätzen, aus diesem halbamtlichen Bericht über das französische Hauptquartier zusammengetragen, was mir in diesem Augenblick für deutsche Leser besonders lehrreich schien. Zum Schluß stehe für den, der sich das Büchlein zu beschaffen vermag, der genaue Titel: Jean de Pierrefeu. G. Q. G. Secteur 1. Trois ans au Grand Quartier Général par le rédacteur du Communiqué, I und II, Paris. L'édition française illustrée, 1920.

Friedrich Wilhelm von Bissing.

Zur geistigen Einkreisung.

Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus von Ernst Robert Curtius. Verlag von Friedrich Cohen in Bonn. 1921.

Die Besprechung dieses Buches hätte eigentlich im Juliheft der Süddeutschen Monatshefte, das unter dem Titel „Der große Betrug" erschien, und die Schuld am Kriege behandelte, veröffentlicht werden sollen. Denn wenn irgendeine Einzelpersönlichkeit genannt werden kann, die bewußt und erfolgreich von langer Hand auf den Krieg hingearbeitet hat, so ist es außer gewissen russischen und französischen Politikern und Militärs ohne Zweifel Maurice Barrès gewesen.

In Deutschland ist bezeichnenderweise der Name dieses Mannes nur in den engsten Kreisen bisher bekannt gewesen. Lediglich Literaturhistoriker waren auf

[1]) Foch übersieht über der Schande der K. u. K. Armee, wie viel Heldentum die Deutschen im Egerland und in den österreichischen Alpenländern bewiesen haben — und noch beweisen.

Digitized by Google

seine Romane aufmerksam geworden. Auch die deutsche auswärtige Diplomatie hat, soviel wir wissen, kaum auf das unheimliche Treiben von Barrès hingewiesen. Um so verdienstlicher ist es, daß Curtius jetzt den deutschen Männern, für die ja das Frankreich vor dem Kriege noch immer das Land friedliebender Rentner ist, die Augen öffnet; nicht in politisch-tendenziöser Absicht, sondern als ungewolltes Resultat einer Studie, die eine vornehme literarisch-ethische Untersuchung sein will und ist. Nirgends anders als in Deutschland hätte eine Arbeit wie die vorliegende entstehen können. Curtius ist auf dem Wege der literarischen Betrachtung die politische Bedeutung und die verhängnisvolle systematische politische Hetzarbeit dieses Mannes aufgegangen, das Endurteil über seinen Charakter ist vernichtend, und trotzdem hat er so ruhig und sachlich seine Entwicklung verfolgt, so objektiv seine hohe geistige Bedeutung auf literarischem und nationalem Gebiete nach allen Seiten hin dargestellt, als wenn es sich um eine Erscheinung längst vergangener Zeiten handelte und nicht um einen Mann, der ein Hauptschuldiger ist an all dem entsetzlichen Kriegsleid, das uns allen noch frisch in der Seele brennt.

Er zeigt uns in geradezu meisterhafter Art die komplizierte Geistes- und Gemütsverfassung dieses Gemischs aus überfeinertem Ästhetentum und vaterländischer Kraft, aus sinnlichstem Genußleben und asketischem Entsagungsvermögen, aus rührender Heimatsliebe und kosmopolitischen Anwandlungen, aus selbstvernichtender Aufrichtigkeit und bewußter Lüge. Er zieht die Entwicklungslinie von einer Periode, in der Barrès nichts höher steht als Goethe und Wagner und deutsche Literatur- und Kunsteinflüsse ihm Richtung und Ziel geben bis zu der Zeit, in der er alles Deutsche als kulturlos, kläglich und verächtlich hinstellt. Von dem Ichkultus geht Barrès aus und entwickelt sich über den Regionalismus zum Propheten des Nationalismus, der schließlich als Künder und Priester des Revanchegedankens sein ganzes Volk mit fortgerissen hat, eines Revanchegedankens, der doch nur der Ausdruck der Sorge um die Sammlung versinkender Kräfte, um die Sicherung und Festigung eines angekränkelten Volkslebens ist. Sein Revancheplan ist ein System von Maßnahmen, mit denen er zugleich das eigene und das gesamtfranzösische schwindende Lebensgefühl stärken will. Das aber ist ihm in vollem Maße gelungen.

Zu einer Zeit, in der die französische offizielle Politik des Präsidenten Grévy und seines Ministers Ferry auf friedliche Verständigung mit Deutschland gerichtet war, hat er den Revanchegedanken als eine logische Folge seiner gesamten Lebensanschauung aufgenommen und in die weitesten Kreise zu tragen verstanden. Zu seiner Verwirklichung hat er den Boulangismus zu benutzen versucht und nach dessen Zusammenbruch den Dreyfußhandel aufgegriffen, um nationale Leidenschaften zu wecken. Aber wenn diese Versuche mit den Grundlagen, auf denen sie fußten, zusammenbrechen mußten, so ist die Wirkung seiner literarischen Tätigkeit, die er in mehreren Zyklen von Tendenzromanen aufnahm, ungleich tiefer gewesen und hat zum Ziele geführt. Mit einer doppelten Trias hat er das Volk gewonnen und der gewollten Stimmung zugeführt: „L'énergie nationale“ und „Les bastions de l'Est“. Hat er zunächst den vornehmen literarischen Schein noch zu wahren gesucht, so hat er den Schleier in den beiden Romanen „Au service de l'Allemagne“ und „Colette Baudoche“ doch völlig fallen lassen und hetzt nun mit einer so unverfrorenen Gemeinheit gegen alles was Deutsch heißt, daß der schlimmste Gassendemagog ihn nicht mehr übertreffen kann.

Und was das Schlimmste ist: der Gassenredner glaubt vielleicht, was er sagt, weil er sein Urteil über deutsches Wesen nur verleumderischen Hetzschriften entnimmt, aber Barrès kennt Deutschland genau und dankt einen guten Teil seiner Bildung der deutschen Philosophie und Literatur. So sinkt er herunter zum bewußten gemeinen Lügner, dem jedes Mittel recht ist, um sein in Unwissenheit und Hochmut verblendetes Volk reif zu machen zum letzten bewußt von ihm verfolgten Ziele: zum Kriege.

Digitized by Google

Ich kann in dieser Zeitschrift leider nicht ausführlicher auf die literarisch tiefgründigen und psychologisch feinen Ausführungen eingehen, wie Curtius diese allmähliche Entwicklung Barrès' überzeugend darstellt. Für die Leser der „Monatshefte" steht die politische Bedeutung dieses Chauvinisten im Vordergrund und nach dieser Richtung hätte ich gewünscht, daß Curtius auch die Frage berührte, wie weit Barrès als Organisator der Revanchebewegung auf anderen Gebieten mit tätig gewesen ist, wie weit er die Theateraufführungen, die Filmdarstellungen, vor allem aber die Schulbücher in ihrer immer deutlicher werdenden Revanchetendenz mit beeinflußt hat. Auf einem Gebiete kann ich selbst eine Ergänzung über die unheilvolle Tätigkeit, die B. ausgeübt hat, geben.

Die für die Förderung des Revanchegedankens bedeutungsvollste Zeitschrift in Frankreich waren die „Marches de l'Est". Sie aber sind nicht nur von B. mitbegründet, sondern ständig inspiriert worden. Dieselbe Tendenz, nur den Umständen entsprechend vorsichtiger, verfolgten in Elsaß-Lothringen die „Revue illustrée Alsacienne" und die „Austrasie" in Metz. Beiden hat B. nahe gestanden. Der Herausgeber der Revue war der kürzlich in Straßburg verstorbene Dr. P. Bucher, der intimste Freund Barrès', der, wie ich selbst 1915 feststellen konnte, Hunderte von Briefen mit B. über die Ausbreitung des Revanchegedankens in Elsaß-Lothringen gewechselt hat. Viele Tage und Wochen hat B. als Gast Buchers alljährlich in Straßburg oder auf dem Odilienberge ungestört geweilt, um diesem französischen Agenten persönlich die Richtlinien für französische Werbearbeit zu geben.

Die in Metz erscheinende „Austrasie" war ebenso von dem Barrèsschen Kreis gegründet worden, um die französischen Sympathien in Lothringen wieder lebendig zu machen. Wenn ihr Herausgeber, ein Herr Thiriat, nicht die Hoffnungen seiner Auftraggeber in so vollem Maße erfüllt hat wie Herr Bucher, so lag das daran, daß er in zu enge Beziehungen mit deutschen Kreisen geriet; die Absicht bei der Gründung der Zeitschrift war aber, wie sich aus dem 1915 aufgefundenen Briefwechsel ergab, genau dieselbe bei der „Revue Alsacienne".

Vor allem aber ist der persönliche Verkehr, den Barrès mit seinen Agenten und Befehlsempfängern in Elsaß-Lothringen gepflogen hat, geradezu verhängnisvoll geworden und es klingt wie ein Hohn, wenn die deutsche Regierung in ihrer Harmlosigkeit Barrès kurz vor 1914 gestattete, öffentlich als Redner in Elsaß-Lothringen aufzutreten.

Barrès hat schon vor etwa 25 Jahren einmal offen ausgesprochen: wenn Frankreich noch 20 Jahre hingehen läßt ohne Krieg gegen Deutschland, dann ist Elsaß-Lothringen unwiderruflich fest in die deutsche Art und den deutschen Staat eingewachsen. Deutlicher noch äußerten sich die „Marches de l'Est" kurz vor dem Kriege: „Wenn Frankreich den 50. Jahrestag der Besetzung Elsaß-Lothringens durch die Deutschen herankommen läßt ohne Rückeroberung, dann kann es endgültig ein Kreuz auf das Grab seiner Hoffnungen setzen." (Ich zitiere nach dem Gedächtnis.)

Es ist Frankreich gelungen die Zeit einzuhalten. Sein gut Teil hierzu hat Barrès getan. Darin beruht die Bedeutung dieses Mannes, die weit über die des erfolgreichen Literaten hinausgeht.

Das Curtiussche Buch gibt uns ein Bild dieser Wirksamkeit, das durch Tiefe und Klarheit der Forschung und die Eindringlichkeit der Darstellung so überzeugend wirkt, daß jetzt auch der naivste und harmloseste deutsche Träumer über die treibenden Kräfte zur „Schuld am Kriege" nicht mehr im unklaren sein kann.

Prof. Dr. Wolfram (Frankfurt a. M.)

Redaktionell abgeschlossen am 20. Dezember 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen auszugsweise bei genauer Quellen- und Preisangabe gestattet. Druck: F. Bruckmann A. G., München. Buchbinderarbeiten: Grimm & Bleicher, München. Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

16. Feb. 1922

Auswärtige Politik Kurt Eisners und der Bayerischen Revolution

Nach unveröffentlichten Geheimakten

Von

Dr. P. Dirr

Mitglied des bayerischen Landtags

Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf der vierten Seite des Anzeigenteils

Süddeutsche Monatshefte

Preis M. 5.50

Vierteljahrspreis M. 15.–

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München

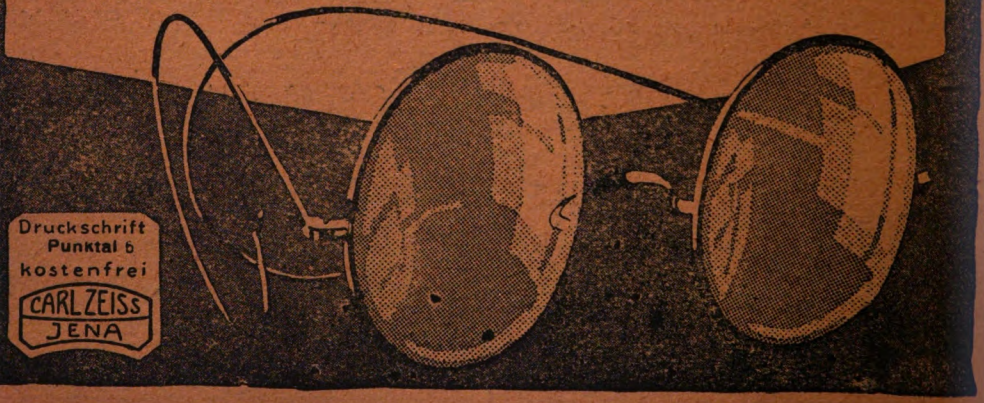
Februar 1922

Digitized by Google

Zeichnung von Th. Th. Heine.

ZEISS
Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete, für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser richtig zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen u. Kneifer Zeiss Punktalgläser ein.



Druckschrift Punktal 6 kostenfrei

CARL ZEISS JENA

Digitized by Google

LEIPZIGER FRÜHJAHRSMESSE

Allgemeine Mustermesse und Baumesse
vom 5. bis 11. März 1922

Technische Messe vom 5. bis 14. März 1922

Der Zentralmarkt für den internationalen Warenaustausch

Für Aussteller und Einkäufer gleich wichtig.

BEGINN DER HERBSTMESSE AM 27. AUGUST 1922.

Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen

MESSAMT FÜR DIE MUSTERMESSEN IN LEIPZIG

JOHANNES TZSCHICHHOLD

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Februar 1922

Auswärtige Politik Kurt Eisners und der Bayerischen Revolution

Von **Dr. P. Dirr**, Mitglied des Bayerischen Landtags

	Seite		Seite
Zur Einleitung	241	Die Enthüllung Eisners und ihre urkundlichen Unterlagen	264
Die Anfänge	244	Wirkung bei den Gegnern und Verwertung in Versailles	272
München gegen Berlin	252	Bekenntnisse und Wandlungen	274
West-östliche Orientierung	261		

Rundschau

	Seite		Seite
Die körperliche Erziehung des wachsenden Menschen / Von Professor Dr. Hermann Kerschensteiner, Direktor des Krankenhauses Schwabing-München	277	Oberarzt an der Oberbayerischen Heil- und Pflegeanstalt Eglfing	278
Brennende Fragen aus dem Gebiete des Strafwesens / Von Dr. Wilhelm Korte,		Russische Literatur / Von Dr. Adolf Dirr, Konserv. am Ethnogr. Museum in München	280
		Kleine Gedanken / Aus Mereschkowski „Auf dem Wege nach Emmaus"	280

Schrift- und Verlagsleitung: München, Königinstraße 103. Fernsprecher: 30692
(nur von 8 bis 3 Uhr, Samstag 8 bis 1 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen)

Schleussner-

Photo-Platten

Schleussner Photohilfsbuch
I. Teil: Das negative Bild. Preis 3.50
II. Teil: Das positive Bild. Preis 2.—

Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes Preis M. 4.–

Photo-Chemikalien

Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-, lichthoffrei-farbenempfindliche Inalo-Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. M. 126

Digitized by Google

Zur Einleitung.

Vorbemerku

Kann man von einer auswärtigen Politik der bayerischen Revolution sprechen? Wie trat sie in Erscheinung? Zeitigte sie Taten und Wirkungen? Hat sie sichtbare Spuren hinterlassen?

Die Bezeichnung mag etwas gewagt erscheinen für die Versuche, welche der revolutionäre Ministerpräsident Kurt Eisner in den stürmischen Monaten nach dem deutschen Zusammenbruch und nach der Umwälzung unternahm, um auf dem Wege über den jungen bayerischen Freistaat die außenpolitische Führung des Reiches entscheidend zu bestimmen.

Dieses Streben wirkte sich vor allem aus in einer Tat, die in aller Welt das größte Aufsehen erregte: In einer amtlichen Veröffentlichung vom 24. November 1918 machte der Leiter des neuen Volksstaates Mitteilungen aus geheimen diplomatischen Urkunden der bayerischen Gesandtschaft in Berlin, in denen er einen Beweis für die Schuld der ehemaligen kaiserlichen Regierung am Kriegsausbruche erblickte [1]).

In der Heimat und draußen in der Welt spielten diese Enthüllungen seitdem eine bedeutsame Rolle in der sogenannten Schuldfrage. Sie fanden eine Stätte auch in den Versailler Friedensverhandlungen und kehrten dort in wohlberechneter Aufmachung wieder als Beweismittel gegen Deutschland, in einer der Anklageschriften der Entente. So hinterlassen sie also Spuren, welche die Jahrhunderte überdauern werden.

Veranlassung genug, um die geschichtlichen Umstände und Vorgänge, die Beweggründe, Absichten und Ziele einmal gründlich aufzuklären, die jene Veröffentlichung verursachten, und sich gleichzeitig über Inhalt und Bedeutung der diplomatischen Schriftstücke, die ihr zugrunde lagen, klar zu werden.

Sie bildet in dem Baugefüge der Versailler Schuldanklage einen mit Vorbedacht behauenen Stein. Es kann nicht Nebensache sein, diesen zu zerschlagen, und damit zur Lockerung und zum künftigen Einsturz jenes ebenso künstlichen wie gebrechlichen Bauwerkes beizutragen. Wenn es Poincaré für gut und nötig fand, in der Ansprache, mit der er als französischer Staatspräsident seinerzeit die Friedenskonferenz begrüßte, auf die aus bayerischen Geheimschränken gekommenen angeblichen Schuldbeweise triumphierend hinzudeuten, wenn man sie dann in einer welthistorischen Versailler Niederschrift verewigte, freilich im Sinne der Entente, so kann man wohl unter Anpassung eines bekannten Wortes sagen: Auch Urkunden haben ihre Schicksale!

In der vorliegenden Abhandlung habe ich versucht, diese Schicksale aufzuhellen. Niemand zuleide, niemand zuliebe ist sie geschrieben, sie will einfach ergründen und darstellen, wie es gewesen. Es handelt sich weder um eine Verteidigung dessen, was man altes System nennt, noch um eine Anklageschrift, die vorhandene innerpolitische Gegensätze verschärfen oder neue schaffen soll. Auch hier möge das Wort gelten, daß die Suche nach der Wahrheit und diese selbst den Geist des Ausgleichs ausströmen.

Dem bayerischen Landtag, der die Angelegenheit zum Gegenstand einer feststellenden Untersuchung machte und mich zum Berichterstatter bestellte, lege ich die sämtlichen, großenteils unveröffentlichten Dokumente, auf denen die nachstehende Arbeit beruht, gleichzeitig vor. [2])

Beitrag zur „Schuldfrag

Man wird sie als Beitrag zur Klärung der „Schuldfrage" ansehen können! Was heißt aber: Schuld am Kriege? Ist der Begriff so klar und eindeutig, daß er für jeden dasselbe sagt? Das ist eine viel erörterte historisch-politische und philosophisch-ethische Streitfrage. Es ist nicht nötig, sich hier darauf einzulassen. Einige Bemerkungen werden genügen, um zu kennzeichnen, von welcher Auffassung hier ausgegangen ist.

In der Zeit, da die politische Hochspannung in Europa ins Unerträgliche stieg und sich schließlich im Juli 1914 in einem furchtbaren Weltgewitter entlud, gab es so wenig wie heute

[1]) In der Presse erschienen am 24/25. November 1918. — [2]) „Bayerische Dokumente zum Kriegsausbruch und Versailler Vertrag." Darin auch die Berichte der bayerischen Gesandten in Berlin, Wien, Paris, Petersburg und Rom aus den letzten Vorkriegs-Wochen.

Digitized by Google

ein internationales Strafgesetzbuch oder einen internationalen Moralkodex, nach dem sich die verantwortlich handelnden Staatsmänner hätten richten können — vorausgesetzt, daß die jeweiligen Partner auf der andern Seite das gleiche taten.

Aber, so hört man sagen, es gibt doch gewisse allgemeine menschliche Sittengesetze, die auch damals für diejenigen galten, die in ihren Händen die Geschicke die Völker trugen. Das mag man gelten lassen. Es geht jedoch nicht an, in die Beurteilung der europäischen Zustände, der politischen Vorgänge und Verwicklungen, aus denen der Krieg herauswuchs, nachträglich hochgeschraubte moralische Forderungen und Gesetze hineinzutragen, die damals für keine der Parteien, die sich gegenüberstanden, verbindlich waren, von keiner als zwingend erachtet wurden. Das ist die ungeheuerlichste Lüge von Versailles, daß die furchtbare Anklage gegen Deutschland von einem nachträglich vorgewandten Moralstandpunkt ausgeht, den vordem keine der Siegermächte für ihr eigenes außenpolitisches Handeln als ausschlaggebend betrachtete. Keine von ihnen hat je den Krieg als letztes Mittel zur Wahrung der eigenen vermeintlichen oder wirklichen Lebensinteressen verworfen, fast alle haben sie dieses Mittel angewandt, wo es ihnen gutdünkte: ob's nun hieß Amerikaner gegen Spanier, Briten gegen Buren, Japaner gegen Russen, Franzosen gegen Marokkaner, Italiener gegen Tripolitaner und Türken, oder wie immer.

Man geht in die Irre, wenn man mit dem Maßstab erdentrückter Ideen an der Welt von 1914, vor allem an Deutschland, nach der Schuld am Kriege sucht. Sie kann nicht nur mit Gesinnung und Weltanschauung, sondern muß nach historischen Entwicklungen und Tatbeständen, nach Handlungen und Gegenhandlungen, kurz im geschichtlichen Sinn erfaßt werden. Alle solche Schuld ist relativ. Man wird im wesentlichen genug getan haben, wenn die gesamten Tatbestände und Zusammenhänge erst einmal vorurteilsfrei und einwandfrei aufgedeckt sind. Hieraus ergeben sich dann von selbst die Folgerungen, vielleicht nicht immer und in allem mit zwingender Sicherheit, aber doch im ganzen mit stetig wachsender Zuverlässigkeit. Auf alle Fälle wird allein *dadurch* die Möglichkeit eines gerechten Urteils verbürgt.

Darum laßt uns den Versailler Schuldspruch immer wieder prüfen! Prüfen bis ins kleinste und einzelne hinein, mit den Hilfsmitteln, die uns heute in beweiskräftigen Urkunden in großem Umfange schon gegeben sind. Da brauchen wir nicht erst nach dem *Begriffe* der Schuld zu fragen! Die Verbandsmächte haben wahrlich deutlich genug hineingeschrieben, was sie darunter verstehen, wessen sie uns anklagen. Wir brauchen nicht unsere Unschuld dartun wollen. Zerstören wir vor allem das Eine, Ungeheuerliche, Schamlose, was sie unserem Volke als Verantwortung aufzubürden wagen:

Deutschland hat ohne jede Not den Weltkrieg aus ruchloser Gesinnung, mit frevler Absicht und verbrecherischem Tun von langer Hand planmäßig vorbereitet und herbeigeführt. Es hat den Weltbrand dann mit kalter Überlegung entzündet. Die Reihe der Geschehnisse, die den Ausbruch des Krieges mit sich brachten, ist mit Vorbedacht von jenen ersonnen und ausgeführt worden, die in Berlin die höchste Macht besaßen. Unausgesetzt hat Deutschland während Jahrzehnten das Evangelium des Hasses und der Gewalt gepredigt, Eifersucht und Zwietracht in der Welt gesät, um seinem zügellosen Machtwillen zu frönen, um zur Vorherrschaft zu gelangen, um andere Völker zu unterdrücken. Es hat das größte Verbrechen gegen die Menschheit und gegen die Freiheit der Völker begangen, das beispiellos dasteht in der Geschichte.

In *dieser* Art, in *diesem* Sinne wurde einem geschlagenen Volke gegenüber die Schuldfrage aufgeworfen, zum ersten Male in der Geschichte. *So* fällte man in Versailles das Urteil, auf das die „Strafe" sich gründet. Hier gibt es keinen Zweifel mehr, was unter Schuld zu verstehen sei. Und gegen *diesen* offenbaren und grauenvollen Fehlspruch geht der Kampf der Wahrheit und des Rechtes.

Verkgenossen Eisners.

Schon im Kriege begann und bereitete die Entente vor, was sie im Schuldspruch in Versailles vollendete.

Ihr zur Seite ging, wenn auch mit anderem, idealistischem Endziel, auch jene Richtung des internationalen Pazifismus, die in teilweise grotesker Verkennung der Wirklichkeit im neudeutschen Wesen nichts als den unverbesserlichen Todfeind wahrer Menschheitskultur sah. Eine besonders deutlich ausgeprägte Gestalt der frommen angelsächsischen Spielart dieser

Digitized by Google

Friedensfreunde war der Amerikaner George D. Herron: In der Schweiz trieb er sein Wesen. Er selbst erzählt in einer späteren Schrift wie er und seine angelsächsischen Gesinnungsgenossen unter die Kriegshetzer gingen, Italien und Amerika in die Kriegsstimmung hineintreiben halfen. Besessen von einer gänzlich überspannten Vorstellung dessen, was sie an Deutschland als militaristischen Geist, als rohen Machtgedanken, als „Germanismus" haßten, wetteiferten sie zur Freude eines Lord Northcliffe mit den wildesten französischen und englischen Nationalisten im Wortkampfe gegen Deutschland.

Von der deutschen Niederlage erwarteten sie den Anbruch eines neuen, besseren Weltzeitalters der Humanität.

Sie gingen hierin einig mit revolutionären Sozialisten wie Kurt Eisner, einig auch mit Vertretern des radikalen Pazifismus in Deutschland, wie Friedrich Wilhelm Foerster. Nicht immer waren diese beiden dieser Ansicht gewesen. Es ist bekannt, daß Eisner sich bei Kriegsausbruch in der sozialdemokratischen Partei eifrig für die Bewilligung der Kriegskredite einsetzte. Damals war er auf guter Spur, indem er glaubte, daß Petersburg im Bunde mit Paris letzten Endes den Weltbrand entzündet habe. Das war noch ein Stück von jenem Eisner, der in früheren Schriften (1901) die Revanchelust Frankreichs und „den furchtbaren russischen Bergsturz", den Europa bebend als sein Schicksal erwarte, für die drohendste Gefahr hielt. Gegen den Weltkrieg, der daraus entstehen würde, wußte er damals auch nur eines: „Wir müssen alles an Soldaten aufbieten, was wir können." Frankreich hielt er für russischer als Rußland. Hier beherrsche der Zarismus nur die Regierung, in Frankreich das Volk! An seinem Chauvinismus müsse der Fortschritt Europas scheitern.

An dem deutschen Militarismus fand er nicht nur Schädliches, sondern auch gewisse Vorteile für das soziale, körperliche und geistige Gedeihen des Proletariers.

Auch Foerster hat sich erst zu dem entwickelt, was er heute vertritt. Noch 1916 hielt er dafür, daß militaristische Überspannung und Imperialismus auch bei den Verbandsmächten als geschichtliche Kräfte ein unheilvolles Werk getan hätten. Die preußisch-militärische Denkweise war ihm damals noch die Antwort eines kraftvollen Volkes auf die allgemeine europäische Anarchie im Staatenverkehr. „Es war ja doch die Napoleonische Invasion, die den Schwerpunkt deutschen Wesens wieder von Weimar nach Potsdam verlegte."

Der „bewaffnete Friede" erschien ihm noch nicht als die Schuld eines Friedensstörers, den man unschädlich machen müsse, sondern als die am stärksten ausgeprägte Form einer allgemeinen europäischen Zersetzung. Er lehnte ab, es einfach als zielbewußte und kulturfeindliche Bosheit zu betrachten, wenn ein Volk von so gewaltiger Schaffenskraft, wie das deutsche, inmitten des unsicheren Weltzustandes nur mit Hilfe von eisernen Sicherungen seine Weltarbeit sicherstellen zu können glaubte. Es hatte ja gefährliche Nachbarn; Frankreichs Revanche-Verlangen war unberechenbar und die panslavistische Politik und Propaganda hat unablässig den staatlichen Bestand der Nachbarländer bedroht, und zwar nicht bloß mit Programmen, sondern durch weitverzweigte Wühlereien, die seit Jahrzehnten den österreichischen Staat zu unterminieren suchten!

„Die hochentwickelte militärische Organisation des europäischen Zentrallandes war doch schließlich der begreifliche, wenn auch kurzsichtige Ausdruck der unberechenbaren europäischen Lage, von der sich das Zentralland am schwersten bedroht fühlen durfte."

Von solchen abwägenden Urteilen finden sich in den späteren Schriften Försters kaum noch geringe Spuren. Nun überragt in seiner Vorstellung der deutsche Schwertgeist und Machtwille an Furchtbarkeit und ethischer Verworfenheit alles Vergleichbare in der Welt. Mit unsachlicher Übertreibung drückt er diesen Erscheinungen den Stempel einer allgemeinen, alles überschattenden und beherrschenden deutschen Geistes- und Seelenverfassung auf. Diese hat die Welt in Erregung und in Aufruhr versetzt, sie trägt mit ihren weltpolitischen Auswirkungen in erster Linie die Schuld am Weltkriege.

Das ganze Geschichtsbild ordnet er dieser Lehre zwangvoll unter. So verschließt sich ihm der Blick auf die geschichtlichen Bedingnisse preußisch-deutschen Werdens. Ihm schwindet das Augenmaß für eine gerechte historische Würdigung des von der Schöpferkraft Bismarcks errichteten Werkes, das im Epigonenzeitalter Wilhelms II. unterging.

Kurzsichtig wird Foerster für die Schwächen, Fehler und Verbrechen der Westmächte, ungerecht gegen die eigene Nation. Noch 1916 schrieb er: „Unser Kaiser ließ den Gegnern den

Digitized by Google

Vorsprung in der Mobilmachung, um selber den Vorsprung in der Friedensliebe zu behalten". Nun hält er es allen urkundlichen Zeugnissen zum Trotz für unwiderleglich, daß die leitenden Kreise in Berlin 1914 dem Kriegswillen dunkler Gewalten verfielen. Die Mittelmächte, so sagte er noch vor Kriegsende, im Oktober 1918, auch in einer an das bayerische Ministerium des Äußern gerichteten geheimen Denkschrift, trügen sowohl in bezug auf die vorbereitenden Ursachen des Weltkrieges, wie in bezug auf die letzten Entladungen die Hauptschuld. Die „Einkreisung" aber ist ihm nur Reaktion auf die böswillige oder törichte Haltung Deutschlands in all den Krisen der Vorkriegszeit.

Daher predigt Foerster, auch schon während des Krieges, im Vereine mit seinem internationalen Freundeskreis dem deutschen Volke Buße, Sühne, Einkehr und Umkehr. Die unerläßliche Vorbedingung dazu erkennt er nunmehr in der „vollständigen Niederwerfung des preußischen militärischen Systems". Über diese Niederlage führt nach seiner Meinung der Weg zur innerlichen Neugestaltung Deutschlands und der Welt. Deutschland opfere sich, demütige sich, damit es sich und die Welt erlöse, die voll Sehnsucht auf sein Schuldbekenntnis und seine Besserung wartet!

In solchen Gedanken traf sich Foerster schon während des Krieges mit Herron und mit Eisner. Sie kamen auch damals schon in persönliche Berührung. Die revolutionäre Streiktaktik, mit der Eisner das Ende des Krieges erzwingen wollte, lehnte Foerster ab. Er geht sozusagen außenpolitische Wege, um zu einem nach seiner Ansicht leidlichen Frieden zu kommen. Die Akten des bayerischen Ministeriums des Äußeren berichten über Einwirkungen in Wien, bei Kaiser Karl, die Foerster zusammen mit Lammasch unternahm, um eine Aktion Österreichs herbeizuführen, die auch zum Heile Deutschlands ausschlagen würde. Gegen diese „Professorenpolitik" richtete sich der lebhafte Unwille Czernins.

Nach der Umwälzung, als Eisner seine außenpolitische Mission für Deutschland zu erkennen glaubte, führten die Wege der also gesinnungsverwandten Männer zusammen. Von der Schweiz aus griffen Herron und Foerster mit in den Gang der Dinge ein, dieser in amtlicher Eigenschaft als Gesandter des bayerischen Volksstaates.

Neben ihnen wirkten in der deutschen Reichshauptstadt noch Kräfte mit, wobei auch Maximilian Harden nicht fehlte. So entstand mit der Umwälzung der Versuch, deutsche Außenpolitik im Sinne der eben kurz berührten geistigen und politischen Strömung zu machen. Sehen wir zu, wie er verlaufen ist.

Die Anfänge.

Kundgebung vom 8. November 1918.

Zur Macht gelangt, nimmt Eisner seine Anschauungen sofort und unbedenklich zum Ausgangspunkt für sein praktisches politisches Handeln und macht sie zur Grundlage seiner Staatsführung. Er ist von der Überzeugung durchdrungen, daß durch die Umwälzung in Bayern für Deutschland eine neue, verhältnismäßig günstige Lage geschaffen sei, die man ausnützen könne, um von der Entente erträgliche Friedensbedingungen zu erlangen. Mit dem ihm eigenen Einfühlungsvermögen gibt er sich der Hoffnung hin, auf diese Weise so etwas wie der Retter Deutschlands werden zu können. In diesen hochgeschwellten Gefühlen ist er in der Folge von seinen pazifistischen Freunden in verhängnisvoller Weise bestärkt worden, so zwar, daß ihn nicht einmal die Waffenstillstandsverhandlungen von seiner Linie abwendig machen konnten.

Schon in dem Aufrufe, der den erstaunten Münchnern am Morgen des 8. November verkündete, daß über Nacht der Freistaat Bayern geboren worden sei, weist Eisner im Hochgefühle seines Erfolges sich und dem neuen Staatswesen eine höchst bedeutungsvolle außenpolitische Rolle zu. „Bayern will Deutschland für den Völkerbund rüsten", so hieß es darin. „Die demokratische und soziale Republik Bayern hat die moralische Kraft, für Deutschland einen Frieden zu erwirken, der es vor dem Schlimmsten bewahrt." Die Umwälzung erscheint unter diesem Gesichtspunkte gleichsam als rettende nationale Tat. Deutschland sei dadurch vor der verderblichen Überflutung durch die feindlichen Heere und durch demobilisierte oder aufgelöste deutsche Truppen bewahrt worden, so wird in der Kundmachung behauptet, als ob nicht schon vorher vom Reiche die Verhandlungen über einen Waffenstillstand eingeleitet gewesen wären.

Digitized by Google

Aber freilich, diesen Bemühungen des Reiches traute Eisner keinerlei Kraft und Erfolgsmöglichkeit zu. In der ersten Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats am 8. November sprach er seine außenpolitischen Leitgedanken deutlicher aus. Unter Hinweis auf die wider Erwarten gut gelungene und rasch verlaufene Umwälzung in München rühmte er, daß man durch entschlossene Taten überraschend schnell Geschichte machen könne. Das wollte er nun auch in der Außenpolitik erproben. An dem Erfolg schien er nicht zu zweifeln. An Stelle der nach seiner Meinung fälschlich so genannten Berliner „Volksregierung" will Eisner die Regierung des Volksstaates Bayern bei den kommenden Verhandlungen mit der Entente in den Vordergrund rücken. Denn mit den Machthabern in Berlin, welche die Verantwortlichkeiten der Vergangenheit und die Mitschuld am Ausbruch des größten Verbrechens der Geschichte trügen, werde Wilson keinen Verständigungsfrieden schließen. Bei ihnen könne es sich höchstens um bedingungslose Kapitulation handeln. Anders stünde es mit der bayerischen Volksregierung, deren „treibende Kräfte" von Anfang des Krieges an „in einsamer und gefährlicher Opposition" die deutsche Kriegspolitik bekämpft hätten[1]). Eisner glaubte bereits bestimmt zu wissen, daß man den Kräften dieser Revolution, welche niemals die Internationale geschädigt hätten, auf seite der Entente Vertrauen entgegenbringe, so daß sie für Deutschland einen milderen Frieden erwirken könnten.

Solche zuversichtliche Worte aus dem Munde des Oberhauptes des neuen bayerischen Staates mußten nicht nur bei seiner gesinnungsmäßigen Anhängerschaft hochgespannte Erwartungen wecken, sondern ließen auch andere Kreise des deutschen Volkes begreiflicherweise aufhorchen. Daß Eisners Verfahren nicht nur ein agitatorisches Mittel war, um der revolutionären Bewegung festen Halt und neuen Antrieb in weiteren Volkskreisen zu geben, daß er vielmehr auch selbst aus einem inneren Antrieb heraus solch weitreichende Erwartungen hegte, hat die Entwicklung in der Folgezeit erwiesen.

Zunächst allerdings schien die so kräftig zur Schau getragene Zuversicht einen kaum mehr zu reparierenden Stoß zu erleiden, als am nächsten Tage die ungeheuerlichen Waffenstillstandsbedingungen bekannt wurden. Unter dem Eindrucke ihrer Furchtbarkeit schien auch Eisners Hoffnungsfreudigkeit ins Wanken zu kommen. In dem Aufrufe, den er in der Nacht vom 10. auf 11. November an die Völker der Ententestaaten und an das Proletariat der gesamten Welt richtete, erhob er bittere Klage über die Bedingungen des Waffenstillstands. Auch in diesem Appell an die Welt klingen aber gleichwohl die vorhin gekennzeichneten Leitgedanken wieder deutlich an. Auch hier wird Bayern eine führende Rolle in Deutschland zugewiesen und rühmend hervorgehoben, daß die bayerische Revolution in einer stürmischen und von endgültigem Erfolge gekrönten Erhebung alles und alle beseitigt habe, was schuldig und mitschuldig am Weltkriege war. Die anderen deutschen Staaten würden in unaufhaltsamem Drange diesem Beispiele folgen.

Dann aber bricht die Klage hervor:

„In diesem Augenblick stürzt auf die junge Republik Bayern die Veröffentlichung der Waffenstillstandsbedingungen der alliierten Mächte herein. Alle Hoffnungen, die wir durch den Erfolg der Revolution hegen durften, sind damit zerstört. Die neue Republik wird, wenn diese entsetzlichen Bedingungen unabänderlich sein sollten, in kurzer Zeit Wüste und Chaos sein. Wir verstünden wohl die Empfindungen, die die alliierten Mächte veranlaßten, solche Bedingungen zu stellen, wenn sie damit die Schuldigen treffen würden. Die deutschen Autokraten und Militaristen verdienen keine Schonung. Jetzt aber hat das Volk sich befreit, und die Bedingungen, die ihm jetzt auferlegt werden, bedeuten seine Vernichtung."

Fast schien es also, als ob Eisner an der Möglichkeit der von ihm beabsichtigten Politik verzweifelte. Da gingen ihm von seinen Vertrauten und Freunden in der Schweiz Nachrichten zu, durch welche er sich wieder aufgerichtet fühlen mußte.

Meldungen aus der Schweiz. — Foerster.

Der von Eisner zum vorläufigen Gesandten bei der Schweizer Republik bestellte Professor Friedrich Wilhelm Foerster, den er angewiesen hatte, durch Vermittlung der Berner Bundesregierung den bayerischen Aufruf auf diplomatischem Wege den Entente-

[1]) Für seine Person nicht zutreffend. Siehe oben S. 243.

Digitized by Google

regierungen zu übermitteln, sandte schon am nächsten Tage (13. November) eine Drahtnachricht, worin folgende tröstliche Sätze standen:

„Hatte soeben mit einem zufällig hier anwesenden, höchst einflußreichen Vertreter der Entente mehrstündige Unterredung in Ihrem Sinne. Durch die vierjährige deutsche Bluffpolitik ist das Mißtrauen uns gegenüber so groß geworden, daß man fürchtet, auch die jetzige Umwälzung sei nur eine Parade, oder nach kurzer Zeit würde die jetzt verdrängte Reaktion wieder hervorbrechen. Nur darauf beziehen sich die harten Bedingungen. Man wird uns aber bestimmt in großem Stile in der Ernährung helfen, sobald der neue Geist deutlich und zuverlässig in Wort und Tat zutage tritt."

Eine weitere Drahtung des inzwischen in aller Form und Eile zum Gesandten in Bern ernannten Professors vom 14. November enthielt folgende Verheißungen:

„Aussichten für Milderung der Waffenstillstandsbedingungen verbessern sich unverkennbar, auch auf englischer Seite. Doch wird sich diese Milderung mehr in tatsächlicher Praxis als in sofortiger öffentlicher Zurücknahme einzelner Punkte vollziehen... Sie dürfen jedenfalls in der Organisation der Volksernährung zuverlässig damit rechnen, daß die auf der Ententeseite noch vorhandenen Widerstände nur vorübergehende sind und auf einer abwartenden Haltung in bezug auf die Konsolidierung des neuen Deutschland beruhen."

Der neue Gesandte teilte zum Schlusse noch mit, daß er im Sinne der bayerischen Regierungsproklamation, die nach seiner Angabe in der Schweiz großen Eindruck gemacht hatte, nachdrücklichst darauf hingewiesen hätte, wieviel die Entente jetzt zu dieser Konsolidierung Deutschlands beitragen könne.

Herron an Jaffé! Noch beruhigender und verheißungsvoller lauteten die Mitteilungen des mit Förster befreundeten und anscheinend vom bayerischen Finanzminister Jaffé angerufenen amerikanischen Pazifisten George D. Herron in Genf. Er drahtete ebenfalls unterm 14. November „in alter Freundschaft und mit brüderlichen und herzlichen Grüßen" an Jaffé und Eisner:

„Ich habe Ihre Kundgebung an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gesandt und ebenfalls eine persönliche Erklärung und Bitte an den Präsidenten gerichtet[1]). Ich glaube, es sei nicht ratsam, die Kundgebung in diesem Augenblick an die öffentliche Presse zu geben, weil dies nur dazu dienen würde, das Bolschewiki-Feuer zu schüren, und die Erwägung der von Ihnen gewünschten Ziele zu verhindern. Ich möchte Sie besonders auf die Tatsache aufmerksam machen, daß Sie, wie ich fürchte, nicht genügend in Betracht gezogen haben, daß der Waffenstillstand nur ein zeitweiliges militärisches Übereinkommen, nicht aber ein Friedensvertrag ist. Der Waffenstillstand betrifft nur unmittelbar militärische Zustände und hat mit der politischen Sachlage oder der Friedenskonferenz nichts gemein. Machen Sie das Ihren Leuten klar! Besonders Sie als Antimilitaristen sollten sehen, daß der Zweck dieses Waffenstillstandes ist, Ihre eigenen Feinde in Deutschland zu zerstören und den Weg für Ihr Programm zu klären... Außerdem besteht auf der Seite der Entente keine Absicht, Ihr Volk in ökonomisches Elend zu bringen, sondern man wünscht im Gegenteil, Ihnen so schnell wie möglich ökonomische Hilfe zu bringen. Schließlich können Sie versichert sein, und das ohne den geringsten Zweifel, daß, wenn es Ihnen gelingt, unverzüglich eine wirklich demokratische Regierung in Bayern und den anderen deutschen Staaten zu errichten, der Präsident der allererste sein wird, Ihnen alle mögliche Sympathie und Hilfe zu bringen. Der Präsident wünscht nicht im geringsten, das deutsche Volk zu zerstören, sondern im Gegenteil so schnell wie möglich seine Erlösung und Befreiung zu erreichen."

Regierungskundgebung vom 15. November. Ob Eisner außer diesen Mitteilungen noch andere ähnliche Informationen über die Stimmung und Absichten der Entente erhielt, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls aber halfen ihm diese Meldungen aus der Schweiz, den Niederbruch, den seine Hoffnungen durch die Waffenstillstandsbedingungen erlitten hatten, rasch und vollständig überwinden. In dem Regierungsprogramm des neugebildeten bayerischen Ministeriums vom 15. November kam bereits wieder eine erstaunlich kühne Auffassung der Lage zum Ausdruck. Eisner glaubte nun Ankündigungen machen zu können, die bei denen, welche sie lasen, nicht geringe Erwartungen wecken

[1]) Herron hat später erklärt, mit Wilson nie in persönlichen Beziehungen gestanden zu haben! Wie er (in anderem Zusammenhang) seine Bekanntschaft mit Jaffé in Abrede stellen konnte, ist nach obigem nicht verständlich.

Digitized by Google

mußten, wenn sie, ja wenn sie für bare Münze nahmen, was eine schwere Selbsttäuschung des bayerischen Staatslenkers und seiner Gewährsmänner war:

„Die ersten Handlungen der revolutionären Regierung haben bedeutsame Erfolge gezeitigt. Die leitenden Männer der Entente sprechen nach der Umwälzung anders als zuvor. Unser Appell an das Weltgewissen blieb nicht ungehört. Die Waffenstillstandsbedingungen wurden erheblich gemildert. Der Geist des Patrioten, der die französische Republik leitet [1]), spricht heute mit menschlichem Verständnis und Vertrauen. Amerika verheißt dem besiegten Feinde durch Versorgung mit Lebensmitteln den furchtbaren Übergang zu erleichtern. Wir hoffen, daß es auch gelingen wird, die Zufuhr von Rohstoffen zu ermöglichen. Wir haben heute die Zuversicht, daß dank unserer ebenso revolutionären wie besonnenen Politik unser in jener Note an die Entente ausgesprochener Gedanke der Erfüllung entgegenreift, daß der Völkerbund in der gemeinsamen Arbeit der Feinde an der Überwindung der Kriegszerstörungen sich bilden müsse."

Hier wird also bereits von Erfüllungen gesprochen. Niemand hat später davon etwas verspürt. Wie befangen aber der Ministerpräsident in seinem Glauben war, zeigt folgender Vorgang:

Ein Vertreter der deutschen Oddfellows wollte sich mit einer drahtlichen Aufforderung an den Groß-Sire der Oddfellows der Vereinigten Staaten wenden, um ihn an seine Menschenpflicht zu erinnern und ihn und seinen Bund zum Eintreten für eine Milderung der Waffenstillstandsbedingungen zu veranlassen. Eisner lehnte die Weiterleitung des Telegramms nach Amerika ab und antwortete dem Urheber:

„Anregung durch meine eigenen Schritte bei der Entente überholt, Waffenstillstandsbedingungen bedeutend gemildert und wesentliche Zusicherungen von Lebensmitteln bereits erhalten."

Im Vertrauen auf diese Mithilfe der gegnerischen Mächte will der Ministerpräsident Eisner nun auch innerhalb der deutschen Stämme eine „innige Gemeinschaft" mit Einschluß der Deutschen Österreichs vorbereiten. Er versäumt aber nicht, zu betonen, daß die „Selbstbestimmung Bayerns" dabei gesichert bleiben müsse. Mit den so zu schaffenden „Vereinigten Staaten von Deutschland", zweckmäßiger gegliedert wie bisher, ohne jede Vorherrschaft eines Einzelstaates und mit ausreichender Freiheit und Selbständigkeit Bayerns, soll, so verheißt er, für das deutsche Volk auch in nationaler Hinsicht eine glücklichere Zukunft beginnen.

Sieht man von der Angliederung Österreichs ab, so stimmt dieses Programm eines deutschen Staatenbundes auffallend mit den Anschauungen und Plänen zusammen, welche Professor Förster, fußend auf Constantin Frantz, schon während des Krieges in Wort und Schrift verfochten hatte. Man versteht, wenn sowohl Eisner wie Förster in der Folge eine gewisse Sorge vor der deutschen Nationalversammlung hatten, von der mit Sicherheit zu erwarten war, daß sie eine derartige Rückkehr zu der überlebten staatlichen Bildung des einstigen deutschen Bundes nicht mitmachen würde. Wohl auch nicht mitmachen *konnte*. Schon deshalb nicht, weil ein solcher lockerer deutscher Staatenbund mit Sicherheit der Tummelplatz der französischen Zertrümmerungsabsichten werden mußte; weil so den Franzosen reiche Gelegenheit geboten wurde, ihre Mauerbrecher anzusetzen, um den Bau der deutschen Einheit zum Einsturz zu bringen.

Bericht Försters vom 16. Novem

Ein langer Bericht Försters vom 16. November schildert dann ausführlich die Lage. Er ist im höchsten Maße kennzeichnend für die naive Vertrauensseligkeit, mit der radikale deutsche Pazifisten auf die Entente zu bauen bereit waren, gerade als ob Clémenceau und Lloyd George ihresgleichen wären. Er zeugt aber auch von hochgespanntem Selbstgefühl und von dem fast unbegrenzten Vertrauen, das sie in die Kraft ihrer Gedankengänge setzten.

Der Professor begründet eingangs die Übernahme des ihm von Eisner übertragenen Amtes mit der „besonders intimen Gesinnungsgemeinschaft", die ihn in den Fragen der Weltpolitik mit Eisner verbinde. In amtlicher Stellung glaubt er seine „alten und neuen Beziehungen zu den maßgebenden Ententekreisen" in der schwersten Krise Deutschlands wirksamer verwerten zu können.

Hören wir von ihm selbst, wie er das anfing:

[1]) Clémenceau, der Militarist!

Digitized by Google

„Da ich im gegnerischen Lager wegen meines Universitätskonfliktes ein unbedingtes Vertrauen genieße, so dient meine Ernennung auch dazu, den Absichten der neuen bayerischen Volksregierung bei der Entente Vertrauen zu schaffen. Übrigens habe ich von dem Augenblicke an, in dem ich Sie zu meiner aufrichtigen Freude in der Macht wußte, sofort ganz in Ihrem Sinne gewirkt, wobei mir zugute kam, daß der intimste Vertrauensmann Clémenceaus, der sich in ununterbrochener Verbindung mit den leitenden Männern der Ententestaaten befindet, mich hier besuchte und seitdem fast jeden Tag ein Exposé über irgend eine wichtige Frage von mir erbittet, das er dann übersetzt und an die genannten Stellen sendet. Zufällig hatte ich sofort nach Empfang Ihres Telegramms wieder Gelegenheit, dem Genannten in dreistündiger Unterredung die ganze Sachlage darzulegen, wobei ihm das moralische Element in Ihren Kundgebungen besonderes Vertrauen einflößte. Er hat sofort nach dieser Unterredung an Clémenceau und an die amerikanische Gesandtschaft telegraphiert. Sie dürfen als schönsten Lohn für alle Ihre Mühen das Bewußtsein haben, daß Sie in diesem Augenblicke Deutschland gerettet haben. Denn die Berliner Kundgebungen vermochten kein Vertrauen zu erwecken.

Bei der Beurteilung der ersten Waffenstillstandsbedingungen ist zu beachten, daß dieselben noch auf Wilhelm II. zugeschnitten waren und das damals noch nicht überwundene schuldige militärische Deutschland treffen sollten. ‚Wir wollten hart sein', sagte der Genannte, ‚wir wollten dem militärischen Deutschland die ganze Wucht seiner Niederlage zeigen und damit dem deutschen Volke grell zum Bewußtsein bringen, wohin es geführt worden ist.'

Von diesem Standpunkt aus sind auch die starken Garantien begreiflich, die man forderte; solange jenes militärische Deutschland nicht radikal aus dem Sattel gehoben war, mußte man ja in der Tat jede Lebensmittellieferung noch als Proviant für den Feind betrachten. Nun ist ja alles in bestem Gange. Mir wird soeben auch von zuverlässiger Seite aus Bern telephoniert, daß die Entente auch in bezug auf Tempo und Frist der Demobilisierung zu größtem Entgegenkommen bereit sei, um ein Chaos zu verhindern. Ganz besonders hat man in Frankreich nunmehr den dringenden Wunsch, das zweitausendjährige Nachbarschaftsverhältnis zum deutschen Volke auf eine neue Grundlage zu stellen."

Nicht ohne pikanten Beigeschmack ist es, daß der Gesandte es für nötig hielt, in seinem Berichte dem revolutionären Freund und Staatslenker eine sehr eindringliche Vorlesung über die Gefährlichkeit und völlige Unzweckmäßigkeit jedweder bolschewistischen Methode zu halten. Die Entente erkläre, daß sie den Krieg gegen die deutsche Unmenschlichkeit nicht geführt habe, um dafür den bolschewistischen Zarismus einzutauschen. Wie gut, daß der bayerische Ministerpräsident auf den unblutigen Charakter der von ihm geleiteten Umwälzung hinweisen könne! In jeder öffentlichen Kundgebung der Regierung solle man, so rät der Gesandte, kräftige Töne der Ablehnung gegen die östlichen Methoden anschlagen. Die Atmosphäre müsse in dieser Hinsicht völlig gereinigt werden, sonst werde die Übersee Lieferungen großen Stiles an Deutschland nicht wagen.

Unbarmherzig zerstört der Briefschreiber alle Hoffnungen auf eine sogenannte Weltrevolution, indem er auseinandersetzt, daß sowohl in Frankreich wie in England und Amerika soziale Umwälzungen gänzlich ausgeschlossen seien. Nichts könne sich dort durchsetzen, was auch nur entfernt an Bolschewismus erinnere. Der Westen habe dem Gewaltregime in jeder Form den Krieg erklärt, zum Teil aus Idealismus, zum größeren Teil aus dem Lebensbedürfnis einer geordneten Weltwirtschaft heraus, das dort auch von den Arbeitern richtig erkannt werde.

Ein weniger in seinen eigenen Ideen befangener Berichterstatter hätte vielleicht noch hinzugefügt: Nur eine von den Alliierten selbst ausgeübte Weltherrschaft würde den Ententestaaten allenfalls noch annehmbar erscheinen. Aber Förster war der Meinung, daß die Entente, ausgenommen Italien, nicht vom Imperialismus beherrscht sei. Sie hege jedoch noch ein außerordentliches Mißtrauen in bezug auf die Tiefe und die Dauer der Umwälzung in Deutschland. Von den kommenden Wahlen zur Nationalversammlung fürchte sie die Wiederkehr der alten Tonart und Praktiken. Auf der andern Seite wünsche sie allerdings auch nicht, „daß die neue Richtung sich nur mit äußeren Mitteln, also durch autokratische Herrschaft einer bestimmten Volksgruppe behaupte". Denn eine solche Gewaltherrschaft „bietet erst recht keine solide Garantie".

Digitized by Google

Der Gesandte rät daher, unbedingt und ohne Kleingläubigkeit die Konsequenzen des demokratischen Prinzips zu ziehen, wobei es unbenommen bleibe, aus berechtigter Notwehr die Wahl zur Nationalversammlung einigermaßen hinauszuschieben.

Die Reaktion will Förster mit geistigen Mitteln überwinden. Die Hauptsache würde dabei sein, „daß man in größtem Maßstab an die Aufklärung des deutschen Volkes geht, dessen Bildungsschichten ja in der Tat noch keine Ahnung von den wahren Ursachen des Krieges und der Kriegsverlängerung haben".

Anregung zum „Schuldbekenntnis".

Es wäre beinahe verwunderlich zu nennen, wenn sich im Zusammenhange aller dieser Bemühungen, mit der Entente auf guten Fuß zu kommen, nicht auch der Gedanke geregt hätte, durch ein möglichst markantes Bekenntnis der deutschen Schuld, die man ja für gegeben erachtete, zu wirken. Aus den Berichten, die aus der Schweiz kamen, konnte man in München wohl den Schluß ziehen, daß man mit einem solchen Vorgehen starken Eindruck machen und Wohlwollen erringen würde.

So war man denn durchaus aufnahmefähig für den Vorschlag, den Försters amerikanischer Gesinnungsgenosse Herron in folgendem Telegramm vom 17. November an Jaffé und Eisner gelangen ließ:

„Ich habe mein möglichstes getan, um den Präsidenten Wilson und die Ententeregierungen zu überzeugen, daß Ihre Regierung vertrauenswürdig ist [1]). Ihre beiden Telegramme, mit meinen Begleitworten versehen, wurden unverzüglich an den Präsidenten und an die Ententeregierungen telegraphiert. Vor allem rate ich Ihnen dringend, möglichst viele deutsche Staaten zu überzeugen, Ihrer Führung zu folgen. Zweitens die ersten Schritte zu einem vollen und offenen Bekenntnis der Schuld und Untaten der deutschen Regierung am Anfang des Krieges und an den Grausamkeiten der Kriegführung zu unternehmen. Die moralische Wirkung einer solchen Handlung wäre gewaltig und entscheidend. Drittens unternehmen Sie die ersten Schritte zur Berufung einer bayerischen oder deutschen Kommission, die die verheerten Gebiete Frankreichs und Belgiens besuchen und Ihrem Ministerium unverzüglich darüber Bericht erstatten sollte. Ich bitte Sie, kühn, offen und unverzüglich zu handeln, nicht nur Deutschlands, sondern der Zivilisation und der Menschheit wegen."

Die Münchner Regierung befolgte zunächst eiligst den letzten Ratschlag. Förster wurde beauftragt, durch den Schweizer Bundesrat bei der Entente um die Erlaubnis einzukommen, daß eine bayerische Kommission, die von den deutschen Truppen verursachten Zerstörungen in Belgien und Nordfrankreich feststelle. Umgekehrt wurde auf Anregung Försters an die Entente auch die Bitte gerichtet, eine Kommission der Alliierten nach Bayern zu senden, damit sie durch Augenschein einen Eindruck bekomme von dem neuen Geiste und von den Ernährungsverhältnissen.

Berliner Bericht von Dr. Muckle. — Harden.

Diesem ersten Schritte folgte dann bald der entscheidende zweite. Den letzten Anstoß hiezu scheint eine Anregung gegeben zu haben, die aus Berlin kam. Eisner hatte dorthin den Privatdozenten Dr. Muckle als Bevollmächtigten Bayerns beim Reiche entsandt. Unterm 19. November erstattete Muckle folgenden höchst bemerkenswerten Bericht:

„Sehr verehrter Herr Eisner!

Gestern abend, am 18. November, hatte ich eine lange Unterredung mit Maximilian Harden, der sich in einer verzweifelten Stimmung befindet. Harden stimmt mir in der Beurteilung der politischen Lage vollkommen zu, und da ich nicht als Privatmann vor Harden stand, so erklärte er, durch mich erst habe er wieder einen Lichtblick gewonnen. Er bedauere sehr, mich nicht früher gesprochen zu haben, viele Qualen wären ihm erspart geblieben.

Harden und ich beurteilen die politische Lage folgendermaßen:

1. Die herrschenden Regierungsmänner sind unfähig, die großen Aufgaben zu lösen, die in diesem Augenblick das niedergeworfene, von Kräften des Aufruhrs durchzuckte Deutschland bedrängen. Harden bekräftigt mein Urteil: es handelt sich um Klein- und Spießbürger oder doch um Menschen ohne Leidenschaft und Schwung, denen die Revolution kein heiliges Erbe ist, das es zu mehren gilt, sondern irgend ein politischer Vorgang, den man hinnimmt, wie einen Punkt der Tagesordnung einer Parlamentssitzung. Während in Bayern förmlich lebensdurstige Kräfte aufquellen, ein Drang zur Höhe die Massen belebt und ein feierlicher Ernst das gewaltige Ereignis weiht, herrscht in Berlin Verdrossenheit, eine

[1]) Wie schon Seite 246 erwähnt, hat Herron den Präsidenten nicht gekannt.

Digitized by Google

bange Schwüle. Man hat den Eindruck, als ob das Ideal des Sozialismus die Regierungsmänner kalt ließe, das Wort Sozialismus, mag es auch in eine ferne Zukunft weisen, verpönt wäre. So ist die Folge, daß die den Kreisen der Reaktion angehörenden denkenden Geister die Bewegung belächeln, als einen Vorgang ohne fortwirkende Kraft betrachten. Ebert mag ein aufrichtiger, pflichteifriger Mensch sein: Jeder weite Blick, jede Selbstständigkeit in der Beurteilung der Lage, der politische Instinkt, der das erst Werdende wittert, geht ihm ab. Erzberger, den ich gestern sprach, hat man richtig als den süddeutschen Scheidemann bezeichnet. Auch ich habe den Eindruck bekommen, daß er bei allem Fleiß seiner Aufgabe nicht von ferne gewachsen ist. Er ist ein Kleinbürger ohne tiefere Bildung, ein Emporkömmling, dessen wichtigste Sorge war, zu fragen, ob ich mich mit Exzellenz anreden lasse. Und Männer solchen Schlages sollen dazu berufen sein, ein Volk, das in einem Abgrund stöhnt, wieder ans Licht zu führen. Harden ist verzweifelt, ich selbst aber komme aus dem Staunen nicht heraus, daß derartiges überhaupt möglich ist.

2. Die Reaktion ist im Anzug: Die proletarischen Gruppen bekämpfen sich in leidenschaftlichster Weise, während auf der anderen Seite eine ganze Reihe der schlimmsten Vertreter des alten Systems wichtige Positionen innehaben (Auswärtiges Amt, Auslandsvertretung u. a.). Die Offiziere, deren Geist sich selbstverständlich nicht von heute auf morgen gewandelt, wagen sich wieder keck hervor, im Reichskanzlergebäude — ein typischer Fall, den ich selbst erlebt — schreit ein Regierungsrat mit junkerlicher Stimme, daß die Halle erdröhnt, im Osten bemächtigen sich hohe Offiziere der Soldatenräte.

3. Die Gefährdung durch Liebknecht ist groß: Harden wie ich geben Liebknecht recht, wenn er betont, daß die Revolution eine Halbheit, ja weniger als dies ist, und daß es ein Leichtes sein wird sie abzuwürgen. Liebknechts Haß richtet sich wohl gegen die Vertreter des alten Systems, vor allem aber, wie er sich ausdrücken könnte, gegen die Verräter unter den Sozialisten. Aber wenn Liebknecht die Diktatur des Proletariats preist und den Terror heilig spricht, so birgt eine solche Agitation ungeheure Gefahren. Sollte es Liebknecht gelingen, mit seinem Geiste größere Arbeitermassen zu entflammen, — und mit dieser Möglichkeit muß gerechnet werden — so ist nicht nur nicht an Friedensschluß zu denken, sondern es muß selbst damit gerechnet werden, daß die Entente mit eherner Hand Ordnung schafft. Was das bedeutet, brauche ich nicht auszumalen.

Süddeutschland, insbesondere Bayern, müssen unbedingt zu den Berliner Vorgängen Stellung nehmen Siegt die Reaktion — und die heutige Regierung ist alles andere wie ein Wall gegen sie — dann werden selbstverständlich die Ergebnisse der Revolution des Südens in Frage gestellt. Schafft die Entente Ordnung, so sinken wir in die tiefste Tiefe der Erniedrigung. Wir Süddeutschen allein bilden einen festen Mittelpunkt in diesem Wirbel, der uns hier umbrandet. Wir verfügen über Machtmittel, die vielleicht stark genug sein könnten, die Klärung und Festigung herbeizuführen.

Um die versinkende Flamme des revolutionären Geistes zu beleben, müssen wir verlangen (das ist auch Hardens Meinung)

a) sofortige Veröffentlichung der Geheimakten, Verhaftung der Schuldigen, Einführung eines Staatsgerichtshofes.

Damit würde man Liebknecht zu einem guten Teil das Wasser abgraben.

b) Es sollte versucht werden, die Regierung sofort von den unfähigen Elementen zu säubern. Eine Regierung muß gebildet werden, die aus überzeugten, starken, hochgebildeten Männern sich zusammensetzt, die auch vor den Augen der Feinde bestehen können, und es ist sehr zu erwägen, ob nicht Liebknecht aufzunehmen wäre, um ihn, der gefährlich ist wie ein Sprengstoff, zu versöhnen.

Sollte die Reichsregierung unseren ernstesten Vorstellungen kein Gehör schenken, so müßten wir den Abfall des Südens wenigstens androhen. Preußen hat uns in das Unglück des Krieges gestürzt, es soll uns nicht noch tiefer in den Abgrund, aus dem wir uns herauszuarbeiten suchen, hinabdrücken.

Die Lage ist sehr ernst. Der Hamburger Soldatenrat verlangt die Verlegung des Reichsmarineamts nach Hamburg, in Sachsen machte sich ein gefährlicher Radikalismus geltend, kurz, während im Süden Ordnung herrscht, grollen im Norden dämonische Kräfte, die irgendwie gebändigt werden müssen. Vielleicht ist es gut, wenn Sie den Ministerrat

Digitized by Google

einberufen, auf daß ich mit Vollmachten ausgestattet werden kann. Es muß sofort gehandelt werden.

Harden ist weitaus der bedeutendste der Politiker, die ich bisher gesprochen habe. Eine gewisse Leidenschaft ist ihm nicht abzusprechen, an Bildung überragt er die andern unendlich. Heute abend wird er sich bei mir einstellen. Ich glaube, daß Harden als Delegierter bei den Friedensverhandlungen schon seines Ansehens wegen, das er auf seiten der Entente genießt, Großes leisten könnte. Wie stellt sich die bayerische Regierung zu einer Entsendung Hardens?

Ich erfahre soeben, daß der Vollzugsausschuß der Berliner Soldatenräte für Hinausschiebung der Einberufung der konstituierenden Versammlung ist.

Der Gesandte Muckle.“

So kam nun auch Maximilian Harden im Wirkungskreis der Münchner Revolutionsführer zu Ehren. Das muß einigermaßen wundernehmen. Gehörte er denn nicht auch zu den Belasteten? Er, der bis 1916 die Kriegführung in schroffster Form und die weitestgehende Annexionspolitik verfochten hatte? Seitdem hatte er sich allerdings gründlich ins Gegenteil verkehrt. Nach der Revolution gar überbot er sich in fortgesetzten tollen Anschuldigungen nicht nur der ehemaligen kaiserlichen Regierung, sondern auch des deutschen Volkes, nach dem auch von Förster gebilligten Motto: „Deutschland hat den Schlaf der Welt gemordet“ [1]). Galt er etwa darum nun als revolutionsfähig?

Bayern in Deutschland voran!

Das Schreiben Muckles wirkte wie ein Alarmruf. Man fand bestätigt, daß der Rat der sechs Volksbeauftragten, der mit Ebert an der Spitze die oberste Reichsleitung verkörperte, nicht fähig sein würde, die Dinge zu meistern, obwohl den drei Mehrheitssozialisten drei Unabhängige zur Seite standen. Es herrschte auch Empörung darüber, daß diese Sechsmänner in den Reichsministerien und Staatssekretariaten noch immer Kräfte walten ließen, die man in München als schuldbeladene Vertreter des alten Systems, ja geradezu als verkappte Träger der Gegenrevolution ansah. Der Zorn richtete sich vor allem gegen Erzberger, der der Waffenstillstandskommission vorstand und gegen das Auswärtige Amt, das auch jetzt noch von Dr. Solf geleitet wurde, und in dem Dr. David als Unterstaatssekretär schaltete. Ihnen wurde vorgeworfen, daß sie die Außenpolitik des Reiches nach wie vor mit den verruchten Praktiken der alten Zeit betrieben. An David stieß sich Eisner, weil er bei der Entente als der „schwarze Mann“ gelte, „von dem alle Regierungspublikationen ausgehen, welche die Unschuld Deutschlands beweisen sollen“.

Man sah also die Revolution, so wie man sie in München verstand, in Gefahr, auf der einen Seite bedroht von der angeblich sprungbereiten Reaktion, auf der anderen Seite vom Bolschewismus der Spartakusleute. Hier mußte sofort eingegriffen werden! Da Berlin offensichtlich aktionsunfähig war, so galt nun die Losung: Bayern in Deutschland voran!

Indes man sich in München zur rettenden Tat bereitete, hatte der Berner Gesandte in seinem Bereiche kräftig vorgearbeitet, um den Vorrang Bayerns und der Münchner revolutionären Sonderart den Alliierten klarzumachen.

Er schrieb in einem Briefe vom 21. November darüber folgendes an den Ministerpräsidenten: **„Für Bayerns neue Regierung treffe ich überall die aufrichtigste Sympathie, auch gestern abend beim italienischen Gesandten, Berlin hingegen gilt als undurchdringliches Geheimnis. Man fürchtet von dorther eine ‚imperialistische Republik‘. Ich habe das wachsende Vertrauen zu Bayern benutzt, um den beifolgenden Kommentar zu Ihrem Ersuchen um Sendung einer Kommission in die Hand der hiesigen Ententevertreter zu bringen. Vertrauliche Behandlung ist schon deshalb gesichert, weil die Herren offiziell noch keinen direkten Verkehr mit mir haben dürfen. Ich glaubte, mit jenem Kommentar im Sinne Ihrer Worte zu handeln, die besondere Form der bayerischen Revolution in ihrem moralischen Einflusse geltend zu machen. Es ist augenblicklich von hoher politischer Bedeutung, der Entente, gerade weil sie Berlin mit größtem Mißtrauen betrachtet, ohne den dortigen Schwierigkeiten gerecht werden zu können, die Perspektive zu eröffnen, daß Bayern die Klärung der politischen Entwicklung in Deutschland entscheidend bestimmen werde. Einen ganz ausgezeichneten Eindruck hat das kürzlich veröffentlichte Programm der bayerischen Regierung überall gemacht. Was das schwerbedrückte deutsche Volk jetzt fast noch mehr braucht, als materielle Nahrung, das sind solche erhebende Perspektiven.“**

[1]) Das hat bekanntlich besonders in Amerika unheilvoll gewirkt.

Digitized by Google

Der von Förster erwähnte Kommentar empfiehlt Bayern als denjenigen deutschen Staat, der unter günstigen Umständen das politische und soziale Programm ausgestalten werde, durch das Deutschland wieder aufgerichtet und die Welt vor der Gefahr des Bolschewismus behütet werden könne.

München gegen Berlin.

Die diplomatischen Enthüllungen.

Der Feldzug gegen Berlin wurde sofort nach Empfang des Schreibens Muckles eröffnet, nach dem Plane, den dieser mit freundlicher Unterstützung Hardens entwickelt hatte. Der Gesandte in Berlin erhielt telegraphische Weisung, unverzüglich bei der Reichsregierung Schritte zu tun, daß „die Urkunden über den Ursprung des Krieges umgehend veröffentlicht würden." Denn dies sei das einzige Mittel, um zu erreichen, daß die Friedensverhandlungen im Gefühle gegenseitigen Vertrauens geführt würden.

Aber noch ehe dieses Verlangen in Berlin amtlich verbeschieden war, entschloß sich Eisner, selbständig mit einer Aktenpublikation vorzugehen. In den Geheimschränken des Münchner Ministeriums des Äußern und der bayer. Gesandtschaft in Berlin hatten sich Dokumente gefunden, die nach seiner Ansicht einen Beweis dafür abgeben konnten, daß der Weltkrieg 1914 von einer kriegs- und beutelüsternen Klique in Berlin mit Hilfe gleichgesinnter oder unterwürfiger Regierungsorgane planmäßig und mit Vorbedacht entfesselt worden sei.

Auf der Reise nach Berlin zu der auf 25. November einberufenen Konferenz der einzelstaatlichen Ministerpräsidenten scheint die Veröffentlichung derjenigen Aktenstücke, die man für besonders belastend hielt, vorbereitet worden zu sein. In den Räumen der bayerischen Gesandtschaft in Berlin diktierte Eisner für die Presse vor allem einen Auszug aus dem Berichte, den der Legationsrat Hans von Schoen am 18. Juli 1914 in Vertretung des damals beurlaubten bayerischen Gesandten Grafen von Lerchenfeld von Berlin aus an den bayerischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling erstattet hat.

Am Morgen des 24. November standen diese Enthüllungen, gleichsam als Morgengabe für die Versammlung der deutschen einzelstaatlichen Ministerpräsidenten, in einem Berliner Blatt; am nächsten Tage verbreitete sie die Korrespondenz Hoffmann von München aus amtlich in alle Welt.

Die Überraschung war eine allgemeine und vollkommene. Namentlich auch bei der Reichsleitung. Diese wollte keineswegs, wie später zur Rechtfertigung des bayerischen Vorgehens behauptet worden ist, die Erörterung der sogenannten Schuldfrage unter den Tisch fallen lassen. Im Gegenteil! Sie war sich bereits schlüssig geworden, die deutschen Akten über den Kriegsausbruch herauszugeben. Freilich, davor scheute sie mit Recht zurück, in einer derartig schwierigen und verantwortungsvollen Sache überstürzt zu handeln. Auch war sie nicht gesonnen, „einseitige Anklagen auf die ehemalige deutsche Regierung zu häufen und unter Freisprechung der imperialistischen Ententepolitik das geschichtliche Urteil vorzeitig dahin festzulegen, daß Deutschland die alleinige Schuld am Kriege trage". So das Auswärtige Amt in einer späteren Erklärung.

Wie die Reichsleitung dann in einer Note vom 29. November an die alliierten Regierungen darlegte, wollte sie, daß ein vollständiges und wahrheitsgetreues Bild der Weltlage und der Verhandlungen zwischen den Mächten im Juni 1914 geschaffen werde. Eine neutrale Kommission sollte unter Zuhilfenahme der Akten und Dokumente aller am Kriege beteiligten Länder die Kriegsursachen und damit die Schuld am Kriegsausbruch untersuchen.

Für ihren Teil hatte die Reichsregierung bereits Auftrag gegeben, die Veröffentlichung der deutschen Akten in Angriff zu nehmen. Sie stemmte sich jedoch dagegen, einzelne aus dem Zusammenhange herauszugreifen und sie vorweg der Öffentlichkeit preiszugeben. Die Akten sollten vielmehr in ihrer Gesamtheit durchgearbeitet, kritisch erforscht und gesichtet und dann ohne Rückhalt, ohne Vertuschung oder Beschönigung der Tatsachen im Zusammenhang herausgegeben werden.

Das eigenmächtige bayerische Vorgehen durchbrach in unerträglicher Weise diese wissenschaftlich und politisch einwandfreien Grundsätze. Es war von ganz anderen Gesichtspunkten und Zwecksetzungen getragen.

Beweggründe.

Eisner selbst hat in späteren Reden, namentlich in den Sitzungen der verschiedenen Räte, dann im provisorischen bayerischen Nationalrat und in seiner Wahlrede vom 12. Dezember

Digitized by Google

1918 seine Absichten und Beweggründe so freimütig aufgedeckt, daß darüber kein Zweifel mehr bestehen kann.

Er verfolgte ein doppeltes Ziel, ein innenpolitisches und ein außenpolitisches. Die Reaktion sollte durch die Enthüllungen aufs Haupt geschlagen, die Konterrevolution, die nach Ansicht der Münchner Führer auch in den Reichsämtern ganz gemütlich mitregierte, „in die Luft gesprengt werden". Um sie tödlich zu treffen, sollte der letzte Schleier von den Geheimnissen dieses Weltkrieges gerissen werden.

So glaubte er auch den Weg bereiten zu können für eine Umbildung des Reichsregiments, wobei er München einstweilen zum politischen Vorort Deutschlands zu machen gedachte, wenigstens solange, bis Berlin sich von seiner revolutionären Kraftlosigkeit erholt haben würde. Bevölkerung und Führerschaft der Reichshauptstadt staken nach Eisners Meinung infolge von Krieg, Hunger und Elend in einem Erschöpfungszustande, der die nötige Entschlußkraft nicht mehr aufkommen ließ. Daher sollte „frischere Luft" aus dem kräftigeren bayerischen Süden dorthin einströmen.

In Berlin konnte es in diesem Zeitpunkte nach Eisners Ansicht keine Regierung geben, die einen leidlichen Frieden zuwege brachte. Er entschied: „Auch keine Nationalversammlung, die von dort ausgeht, wird das können. Die Massen selbst müssen sich rühren und ihrerseits zum Frieden kommen. Bis dahin wird München allerdings der Vorort von Deutschland sein müssen..." „Ich sehe das Heil Deutschlands in der Kraftentfaltung der Glieder. Berlin ist gegenwärtig weder wirtschaftlich noch politisch aktionsfähig. Was sollen wir in Bayern machen? Wir müssen zunächst versuchen, uns selbst zu helfen."

Vor allem sollte aber der Schlag das „Hauptquartier des Weltkrieges" endlich zerstören, das Eisner noch immer in Berlin in Restbeständen vorhanden wähnte. Im Auswärtigen Amte sei das Nest, das ausgeräuchert werden müsse, wenn man zum Frieden kommen wolle. Eine Verwegenheit und ein Irrsinn sei es, Männer wie Erzberger, Solf und andere zu Verhandlungen ins feindliche Lager zu schicken. Diese Art Leute seien schuld am Krieg und an der Kriegsverlängerung. Auf diesen Herren laste die Blutschuld. Nur die revolutionären Aufsichtsmänner könnten belassen werden.

Nur dann konnte nach dieser Auffassung die Pforte ins gelobte Land des Wilsonschen Völkerbundes für Deutschland geöffnet werden, wenn man sich mit Abscheu von der fluch- und schuldbeladenen Vergangenheit abwandte und alle Verbindungen mit ihr zerschnitt. Mit der Formel, daß ja schließlich alle Regierungen, auch die alliierten, ihren gemessenen Anteil der Schuld am Kriegsausbruche trügen, würde man auf keinen Fall mehr auskommen, so erklärte Eisner, selbst wenn diese Annahme richtig wäre. Für ihn und seine Gesinnungsgenossen aber war es eine voll erwiesene Tatsache, daß das kaiserliche Deutschland den Weltkrieg geplant und vorsätzlich entfesselt hatte. Wozu also erst noch lange Untersuchungen darüber anstellen, wer die Schuld trug, oder wie sie sich auf die verschiedenen kriegführenden Staaten verteilte? Es genügte, die Schuld Deutschlands zu bekennen und die Aufrichtigkeit dieses reumütigen Bekenntnisses sowie die völlige Abkehr von dem, was war, durch die Veröffentlichung besonders gewichtiger Dokumente vor aller Welt zu bezeugen. Nur so konnte es gelingen, die Waffenstillstandsbedingungen zu mildern und einen erträglichen Frieden von den Siegern zu erlangen!

Für gänzlich verfehlt hielt es Eisner, daß Solf sich einseitig mit Wilson in Verbindung gesetzt, daß er sich nicht allgemein an die Völker und an die Regierungen der Entente gewandt hatte. Er beleidige alle Mächte, indem er sein Vertrauen nur diesem einen Mann schenke. Das sollte jetzt anders werden, und Eisner glaubte sich durch die Verbindungen, die er zu den Alliierten zu besitzen meinte, in der Lage, diesen Fehler wieder gutzumachen.

Deutsche Staatenkonferenz.

In der Konferenz der Ministerpräsidenten am 25. November legte er seine Anschauungen dar, um gegen den Einspruch der Reichsregierung sein Vorgehen zu rechtfertigen. Dabei berief er sich, was die Außenpolitik anlangt, vor allem auch auf seine bessere Kenntnis der Stimmung und der Absichten der Entente, die er nicht nur aus Zeitungen kenne, sondern aus persönlichen Berichten. Deutschland müsse völlig unverdächtige Unterhändler schicken, dann bestehe Aussicht, bei den Verbandsmächten etwas zu erreichen. Clémenceau selbst habe kürzlich geäußert, daß die Waffenstillstandsbedingungen nicht dem deutschen Volke, sondern nur Wilhelm II. gegolten hätten.

Digitized by Google

Wer hört nicht aus solchen Redeführungen die Töne heraus, die in den Schweizer Informationen Eisners immer wieder anklangen? Der geheimnisvolle „intime Vertraute" Clémenceaus, mit dem der Gesandte in Bern nach seiner Angabe in steter Fühlung stand, hatte es offenbar dem bayerischen Ministerpräsidenten besonders angetan.

Er wollte wohl das Seinige zur besseren Ausgestaltung dieser Beziehungen beitragen, indem er den großen französischen Patrioten Clémenceau „der a u c h ein Dichter ist", gelegentlich mit auffallend betonter Freundlichkeit erwähnte. Das ist dem Ministerpräsidenten von weiten Kreisen, bis tief hinein in die sozialistischen Reihen, als würdelose Anbiederung bei einem feindlichen Militaristen übelgenommen worden, die auf der Gegenseite doch nur mit Mißachtung bedankt werde.

Seine beflügelte Phantasie und wohl auch sein starker Drang, als besser unterrichteter Kenner der außenpolitischen Lage vor dem Auswärtigen Amte und vor seinen deutschen Ministerkollegen den Vorrang zu behaupten, ließen Eisner manches als bereits gesichert annehmen, was kaum entfernt zu hoffen stand. So war er schon einmal, als er in seiner programmatischen Kundgebung vom 15. November die ihm von Förster und Herron in Aussicht gestellten Verbesserungen der Lage als gegebene Tatsachen verkündete, in die Irre gegangen. Der Wunsch war da der Vater des Gedankens und — der Rede.

Wenn er erwartet hatte, mit seinen Enthüllungen und Mitteilungen die schleunige Umformung der obersten Reichsleitung und die sofortige Entfernung der ihm unlieben Persönlichkeiten aus den Reichsämtern bewirken zu können, so sah er sich bitter enttäuscht. In der Versammlung der Ministerpräsidenten machten zwar verschiedene Radikale seinen Sturmangriff mit, andere Teilnehmer gaben dies oder jenes als berechtigt zu, verhielten sich aber sonst kühl und wieder andere traten ihm entgegen.

Am meisten Anklang fand noch der Gedanke, daß mit der belasteten Vergangenheit gründlich zu brechen und mit ihren verantwortlichen Vertretern abzurechnen sei. Gleichwohl wurde der Vorschlag Karl Kautskys, des Gesinnungsgenossen und Freundes Eisners, die Persönlichkeiten, welche durch die veröffentlichten bayerischen Dokumente bloßgestellt seien, unverzüglich vor einem Staatsgerichtshof aburteilen zu lassen, nicht zum Beschluß erhoben.

Ohne Erfolg blieb auch der wichtige bayerische Antrag, anstelle der Reichsleitung der sechs Volksbeauftragten eine Art von bundesstaatlichem Reichsdirektorium mit der Einleitung und Führung der Vorfriedensverhandlungen zu beauftragen. Dieser Versuch, der Münchner Staatsführung in der auswärtigen Politik des Reiches eine bestimmende Rolle zu verschaffen, war zu durchsichtig, als daß er in dieser Versammlung hätte Gegenliebe finden können. Auch Haase widersprach, da das bestehende Reichsregiment sehr wohl fähig sei, die schwierige Aufgabe zu übernehmen.

Die von der Versammlung beschlossenen Richtlinien betonten, daß die auswärtige Politik einheitlich geführt und in der Hand der Reichsleitung zusammengefaßt bleiben müsse. Das hielt man für eine unerläßliche Vorbedingung, um die deutschen Länder über den Wirrwarr und die Fährnisse der Revolution hinweg fest zusammenzuhalten und die Reichseinheit zu wahren, bis eine möglichst bald zu wählende Nationalversammlung die Grundlagen für eine neue Verfassung geschaffen haben würde.

In der Frage der Aktenveröffentlichung faßte die Versammlung keinen Beschluß, überließ es also den Volksbeauftragten und dem Auswärtigen Amte, diese Angelegenheit nach den Gesichtspunkten weiterzuführen, die sie für angebracht hielten.

Der Bruch mit Berlin.

Das Ergebnis der Tagung bedeutete für die bayerische Staatsleitung einen zweifellosen Mißerfolg. Unbefriedigt und in Unfrieden schied der Ministerpräsident von Berlin. Sein Gesandter Muckle richtete alsbald eine Art Ultimatum an die Reichsregierung. Darin wurde angedroht, daß die bayerische Regierung jeden Verkehr mit dem Auswärtigen Amte abbrechen würde, wenn ihren Forderungen in den Personalfragen nicht stattgegeben würde. Noch ehe überhaupt eine Antwort der Reichsregierung erfolgt war, vollzog Eisner den Bruch durch folgendes in München sofort in die Presse gegebenes Telegramm nach Berlin (27. November):

„Die neuerlichen Versuche, die alten Methoden des Auswärtigen Amtes fortzusetzen und das deutsche Volk erneut um die Erkenntnis der Wahrheit zu betrügen, veranlassen das Ministerium des Äußern des Volksstaates Bayern, jeden Verkehr mit den gegenwärtigen Vertretern des Auswärtigen Amtes abzulehnen."

Digitized by Google

Die deutsche Öffentlichkeit wußte im ersten Augenblicke nicht recht, was sie von diesem höchst merkwürdigen Schritte halten, ob sie ihn ernst nehmen oder belächeln sollte. Er hatte aber doch sehr seine ernste Seite. Es schien nicht von vornherein unmöglich, daß die partikularistische Strömung in Bayern zu einer zeitweisen Trennung des Landes vom Norden führen könnte, wenn dieser etwa von bolschewistischen Unruhen erschüttert wurde. Es war also bedenklich, wenn die Führung der bayerischen Republik in der Lage blieb, weiterhin auswärtige Politik auf eigene Faust zu machen, wozu in den eigenmächtigen Aktenveröffentlichungen bereits ein wenig erfreulicher Anfang gemacht war.

Man verstehe nicht recht, so meinte der „Vorwärts", warum von München aus der Boden gar so „überstampft" werde: „Mißtrauische glauben schon, Bayern wolle das Beispiel der Ukraine nachahmen und sich für den Preis der Reichszertrümmerung einen Frieden erkaufen."

So standen die Dinge aber nun glücklicherweise nicht. Zwar sprang der Vollzugsausschuß des Münchener Arbeiter- und Soldaten- und Bauernrates dem Ministerpräsidenten noch mit einer scharfen Kundgebung gegen Erzberger, Solf, David und Scheidemann bei. Allein der Höhepunkt der bayerischen Sonderaktion war erreicht. Es ging nun rasch und entschieden damit abwärts. Das Land verweigerte, wie die Pressestimmen aus allen Parteilagern mit Ausnahme der Unabhängigen Sozialisten deutlich anzeigten, die Gefolgschaft für diese Politik. Sie fand auch im Ministerrat, den Eisner in diesen Dingen überhaupt nie rechtmäßig befragt hatte, keinen Rückhalt. Kritik und Widerstand regten sich überall, in Presse und Versammlungen, aber auch in den Sitzungen der verschiedenen Räteorganisationen und hernach des provisorischen Nationalrats, also in den Körperschaften, die vorerst als Träger der Staatsgewalt zu gelten hatten.

Um so lebhafter wurde der Widerstand, je mehr Eisner sich auf seine Anschauungen versteifte, je mehr er auf seinem Schein bestand, und je mehr seine Verheißungen sich als unwahrscheinlich erwiesen.

Widerstand im Lande. — Einspruch der Reichsleitung.

Bringt man den reichlichen Anteil, den die bloße Parteipolemik an den unerquicklichen Auseinandersetzungen hatte, in Abzug, so bleibt noch genügend sachlicher Gehalt, der der Opposition ihre Berechtigung gab. Wenn die Tonart der Presse zum Teil überaus heftig und oft auch persönlich gegen Eisner zugespitzt war, so trug der Angegriffene daran selbst ein gut Teil der Schuld. Denn er pflegte ebenso scharfkantig zu erwidern und reizte seine publizistischen Gegner bis aufs Blut, indem er sie verächtlich behandelte.

Aber auch rein sachlich sah er sich immer mehr in die Verteidigung gedrängt. Dem Nichtbayern wurde das Recht und die Eignung bestritten, so vordringlich als Wortführer und Vorkämpfer der bayerischen Eigenart aufzutreten, wie er das tat. Man hielt dieses allzu stark zur Schau getragene Bavarentum für eine äußerliche Geste, die dazu bestimmt sei, politisch zu wirken, in Wirklichkeit aber ohne tieferen Hintergrund sei. Eisner mache aus der Not eine Tugend, schrieb Dr. Heim, jedoch gebe es Anhaltspunkte dafür, „daß die Alliierten die Aktionen des Herrn Eisner richtig einschätzen".

Gegen die Veröffentlichung der bayerischen Aktenstücke erhoben sich die schwersten Bedenken. Wohl wurde das Recht und die Notwendigkeit, volle Aufklärung zu schaffen, nicht bestritten. Die öffentliche Meinung stand aber, abgesehen von den Gesinnungsgenossen Eisners, in diesem Punkte ziemlich geschlossen auf der Seite der Reichsleitung. Man billigte die oben erwähnte Leitsätze, nach denen sie wirkliche Klarheit schaffen wollte. Und man stimmte überzeugt in den Protest ein, den die Reichsleitung vom 26. November durch die Deutsche Allgemeine Zeitung erheben ließ.

Darin hieß es unter anderem:

„Die Veröffentlichung der Münchner Regierung hat naturgemäß dort das größte Aufsehen erregt, wo man die relative Bedeutung dieser bruchstückhaften Wahrheiten nicht erkennen kann oder nicht erkennen will. Es kann auch nicht ausbleiben, daß das feindliche Ausland und parteiische neutrale Stimmen sich des gebotenen Stoffes bemächtigen, um in der Schuldfrage ein endgültiges Urteil zu Lasten Deutschlands zu sprechen. Im Namen der Wahrheit legen wir dagegen Verwahrung ein. Es soll rücksichtslos volle Klarheit geschaffen werden. Nachdem die Veröffentlichung aus russischen Archiven durch die revolutionäre Regierung die Schuld der zaristischen Regierung klar erwiesen hat, ist die neue

Digitized by Google

deutsche Regierung bereit, festzustellen, ob Deutschland eine Mitschuld trifft. Das ganze Gleichgewicht der historischen Wahrheit jedoch wird erst hergestellt sein, wenn auch die Pariser und Londoner Archive durch das französische und englische Volk geöffnet sein werden. Um aber zu verhüten, daß unzulängliche Enthüllungen in diesen Prozeß der historischen Gerechtigkeit störend eingreifen, möchten wir hoffen, daß die zusammenfassende Darstellung der Ursachen des Weltkrieges durch die deutsche Regierung tunlichst beschleunigt werde."

Das Auswärtige Amt erklärte am 26. November noch im besonderen, daß die bayerische Veröffentlichung gerade jetzt wie ein schwerer Schlag für die deutsche politische Arbeit wirken werde.

„Unsern Feinden und Verhandlungsgegnern ist sie eine Waffe in der Hand, die diese zu benützen wissen werden. Die Veröffentlichung steht im Zusammenhang damit, daß der Vertreter Bayerns in Bern, Professor Förster, seiner Regierung auf Veranlassung eines Mittelsmannes von Clémenceau angeraten hat, Mitteilungen über die Vorgeschichte des Krieges zu veröffentlichen, weil ein Bekenntnis zur Schuld am Kriege dazu dienen würde, den Frieden schneller herbeizuführen. Nach unserer Auffassung unterliegt es keinem Zweifel, daß es Herrn Clémenceau nur darauf ankommt, uns vor aller Welt durch unser eigenes Zeugnis ins Unrecht zu setzen. In den schrecklichen Irrtum, daß Clémenceau ein Mann wäre, der sich zur Milde stimmen ließe, wenn nur die Schuld am Kriege von Deutschland auf sich genommen würde, können nur Leute verfallen, die sich von dem Charakter des französischen Ministerpräsidenten ein falsches Bild machen."

Auf Anregung von Clémenceau?

Diese amtlichen Berliner Auslassungen machten auch in Bayern großen Eindruck und verschärften die Stimmung gegen Eisners Sonderpolitik. Man forderte besonders auch Aufklärung über die Tätigkeit des Gesandten in Bern, die in der Darlegung des Auswärtigen Amtes in eigentümlichem Lichte erschien.

Professor Förster kam selbst diesem Verlangen am 28. November mit folgender Pressenotiz nach:

„Gewiß habe ich angeraten, das deutsche Volk über die wahre Vorgeschichte des Krieges aufzuklären. Dieser Rat aber entstammte keiner vom Ausland kommenden Anregung. Vielmehr habe ich stets die Auffassung vertreten, daß die jahrelange Irreleitung des deutschen Volkes durch das Berliner Auswärtige Amt die Hauptschuld an der Kriegsverlängerung trage und daß die moralische Aussöhnung Deutschlands mit dem Auslande erst dann möglich sei, wenn das deutsche Volk endlich wahrheitsgemäß erfahre, wie dieser Krieg entstanden und geführt worden ist. Um eine solche Auffassung zu vertreten, braucht man keine Anregung von Clémenceau, sondern nur ein wenig alte deutsche Wahrheitsliebe. Gewiß hatte ich Aussprachen mit Entente-Vertretern, einen Rat in bezug auf deutsche Fragen aber habe ich dabei weder erbeten noch empfangen. Wohl aber zeigten mir jene Aussprachen, daß man drüben an eine wirkliche Erneuerung Deutschlands noch nicht glauben will: das deutsche Volk, so sagt man, habe sich nur institutionell, aber noch nicht moralisch gewandelt.

Es ist darum zweifellos, daß das deutsche Volk allein durch die volle Erkenntnis dessen, was geschehen ist, die richtige innere Stellung zu der erschütternden Erfahrung der jetzigen Stunde finden kann. Wenn nun das Berliner Auswärtige Amt meint, daß solche Aufklärung im gegenwärtigen Augenblick unterbleiben sollte, so zeigt das leider, daß die dort maßgebenden Männer noch immer nicht den unseligen Irrtum abgetan haben, als müsse man um der Feinde willen dem deutschen Volke die Wahrheit vorenthalten, als ob das Ausland nicht längst über alle jene Dinge genau informiert wäre, und als ob nicht gerade das freie Bekenntnis der Schuld dem Ausland allein die Bürgschaft gebe, daß wir uns ehrlich von dem bösen Geiste lossagen wollen, der uns in diesen Krieg getrieben hat."

Das Auswärtige Amt hatte seine Angaben aber nicht aus der Luft gegriffen. Sie gründeten sich allem Anscheine nach auf eine Äußerung Dr. Muckles, der einem Ausfrager folgendes erklärt hatte:

„Der provisorische bayerische Gesandte in Bern, Professor Förster, welcher Beziehungen unterhält zu Männern, die mit den Anschauungen Clémenceaus vertraut sind, hat versichert, daß die Veröffentlichung von Akten, welche erwiesen, wie sehr die deutsche Re-

Digitized by Google

gierung 1914 zum Kriege drängte, besänftigend auf Clémenceau wirken müsse und daß damit die Sache des Friedens nur gefördert werden könne."

Diese Darstellung bezeichnete Professor Förster als eine „Legende, an der kein wahres Wort ist" und bemerkte dazu:

„Ich habe nur ganz allgemein den Rat gegeben, nunmehr die ganze Literatur hereinzulassen, die sich mit den Kriegsursachen beschäftigt, weil meiner Überzeugung nach das vier Jahre unter Zensur gehaltene deutsche Volk ohne eine solche Aufklärung zu keiner moralischen Verständigung mit der Umwelt kommen kann."

Natürlich griff auch die Agence Havas in diesen nicht uninteressanten Streit über die erste Urheberschaft des Veröffentlichungsgedankens ein. Sie verkündete, daß Clémenceau „zu keiner Zeit und in keiner Form" Beziehungen zu den offiziellen Agenten oder Sekretären Nord- und Süddeutschlands hatte, so daß keiner von ihnen von der französischen Regierung habe inspiriert werden können.

An der Hand der oben mitgeteilten Berichte aus der Schweiz können wir heute den Zusammenhang der Dinge besser erfassen, als er aus diesem Hin- und Her von Erklärungen zu ersehen war.

Davon, daß Clémenceau die Aktenpublikation Eisners angeregt habe, ist in den Geheimberichten allerdings nicht die Rede. Auch Förster hat einen solchen ausdrücklichen Vorschlag, soweit die Akten erkennen lassen, nicht gemacht. Wohl aber legte einer aus seinem engsten ententistischen Freundeskreise, wie wir schon wissen Herr George D. Herron, der Münchner Revolutionsregierung dringend ans Herz, mit einem förmlichen deutschen Schuldbekenntnis vorzugehen und damit eine entscheidende moralische Wirkung bei der Entente herbeizuführen. Ob diese Anregung *nur* dem Gehirne Herron's entsprang, oder ob sie nicht sozusagen als geistiges Gemeingut des ganzen Kreises um Förster, einschließlich des „intimen Vertrauensmannes" des Herrn Clémenceau gelten kann, möge der Leser selbst auf grund der mitgeteilten Tatsachen erwägen. Daß die amtlichen Berichte Försters dazu angetan waren, eine solche Anregung zu stützen, wird nicht mehr geleugnet werden können, zumal wenn man seine grundsätzlichen Auffassungen über die Verantwortlichkeit am Kriege mit in Betracht zieht.

Den „Vertrauten" des Herrn Clémenceau, der in jenen geheimen Berichten in gewichtiger Rolle erscheint und durch die Berliner Indiskretion unversehens ans Tageslicht geriet, deckte Herr Förster in seinen öffentlichen Erklärungen mit anerkennenswertem Geschick, ganz nach Art der von ihm sonst wenig geschätzten zünftigen Diplomatie.

Die Krise.

In den Vertreter-Versammlungen der Räte, die Ende November und anfangs Dezember 1918 im Landtagshause tagten, stellte sich der Ministerpräsident als einen der wenigen vor, die sich von jeher mit auswärtiger Politik befaßt hätten. Aber das einmal erwachte Mißtrauen gegen seine Staatskunst war damit auch hier nicht ohne weiteres zu beschwichtigen. Es kam besonders in den Reden von Vertretern aus der Provinz lebhaft zum Ausdruck.

Eigentlich fand nur das theoretische Abrüstungsprogramm, das alle Heere in allen Ländern abschaffen und nur Polizeitruppen belassen wollte, ungeteilten Beifall. Eisners Friedenspolitik dagegen wurde von nicht wenigen Rätemitgliedern als eine recht problematische Sache angesehen. Von wirklichkeitsfremder Ideologie sprach der eine oder andere, oder auch davon, daß der Minister zu viel Vertrauen auf die bisherigen Feinde, zu wenig auf das eigene Volk setze.

Der Angelpunkt des Streites war naturgemäß die Frage der verfassunggebenden Körperschaften, der deutschen Nationalversammlung und des Landtags. Die überwältigende Mehrheit des Volkes, einschließlich der Konservativen auf der einen, der Mehrheitssozialisten auf der anderen Seite verlangte, daß schleunig die Wahlen ausgeschrieben werden sollten. Diese Meinung galt auch im Reichskabinett. In der Tat gab es nach Lage der Dinge keinen anderen Weg, die Revolution zu überwinden, aus ihren Wirren heraus und wieder zu geordneten staatlichen Zuständen zu kommen, als den Weg einer auf der allgemeinen Volksbefragung und auf den daraus hervorgegangenen Parlamenten aufgebauten Demokratie.

Von der Entscheidung darüber hing die endgültige Lösung aller weiteren Streitfragen ab, namentlich auch derjenigen, wie das Verhältnis zwischen Einzelstaaten und Reich sich gestalten und wie die auswärtige Politik geführt werden sollte.

Digitized by Google

Es mußte Befremden erregen, daß der bayerische Ministerpräsident auf den im Lande stürmisch erhobenen Ruf nach der Nationalversammlung und dem Landtag eine klare und unzweideutige Antwort schuldig blieb. Der Argwohn kam auf, daß Eisner bereit sei, die Alleinherrschaft der Räte weiter gewähren zu lassen. Seine Auffassung, daß diesen jedenfalls eine gleichberechtigte mitbestimmende Gewalt neben den künftigen Volksparlamenten gesichert werden müßte, verwarf man als undurchführbar und als unvereinbar mit dem Wesen des demokratischen Staates.

Scheidung der Geister.

Hier schieden sich also die Geister! Auch im Ministerrate! Darüber ließen, wie die Akten ausweisen, die Auer und Timm ihrem führenden Kollegen keinen Zweifel. Die provisorische Regierung der beiden sozialistischen Gruppen zerkrachte, wenn der leitende Mann nicht einlenkte. Wie überaus kritisch und bedenklich die Lage war, erfuhr die Öffentlichkeit insbesondere auch aus einem Artikel des Münchner mehrheitssozialistischen Blattes. Es gab dem in München weilenden, Eisner so nahestehenden Berner Gesandten Förster das Wort zu einem eindringlichen Appell an den Ministerpräsidenten und an die Arbeiter- und Soldatenräte, sich dem Wahne von der Diktatur des Proletariats endgültig zu entringen, damit man aus der „gänzlichen Unhaltbarkeit der politischen Lage in Bayern" herauskomme. Ähnlich wie in seinen Geheimberichten wies Förster „aus intimer Kenntnis der Sachlage" nun in der Öffentlichkeit darauf hin, „daß die Entente mit uns weder Frieden machen, noch uns Nahrung senden, sondern aller Voraussicht nach Deutschland nach Ablauf des Waffenstillstandes militärisch besetzt wird, wenn bis dahin keine Anzeichen für die Einsetzung einer dauerhaften, den Willen des ganzen Volkes zum Ausdruck bringenden vertragsfähigen Regierung zu bemerken sind".

Auch nach Försters Meinung stand der Bürgerkrieg bevor, wenn nicht der Geist des Rechtes und des gegenseitigen Vertrauens „über jede Art von Autokratie den Sieg davontragen würde".

Solche Worte aus dem Munde eines Mannes, den man in anderen grundlegenden Auffassungen eines Sinnes mit dem Ministerpräsidenten wußte, mußten die größte Besorgnis erwecken. Sie trafen mitten hinein in die im Gange befindlichen Verhandlungen der Landesvertretungen der Räte, die eben in München tagten. Auch hier drehten sich die Auseinandersetzungen um den Kernpunkt: Hie Rätewesen — hie allgemeine Volkswahlen und verfassunggebende Parlamente.

Noch am 30. November hatten die Bevollmächtigten der bayerischen Räte in Berlin mit aller Entschiedenheit sich gegen die schleunige Einberufung der Nationalversammlung erklärt. Das gleiche tat als einziger bundesstaatlicher Vertreter der bayerische Gesandte Dr. Muckle.

Wie sie telegraphisch an Eisner meldeten, erklärten sie in der Sitzung der Soldatenräte Großberlins folgendes:

„Wir Bayern haben die Revolution nicht als Kinderspiel vollbracht, es war uns vielmehr furchtbarer Ernst. Wir verlangen deshalb, daß im Norden, in Preußen kein Mittel unversucht gelassen wird, um die Ergebnisse der Revolution für alle Zeiten zu sichern. Wir verlangen deshalb, neben der Aufrechterhaltung des Vollzugsrats, daß alle Vertreter des alten Systems im Auswärtigen Amte sofort entfernt werden, weil die feindlichen Regierungen mit diesen vertrauensunwürdigen Leuten keinen Frieden schließen werden. Wir sind deshalb zu der Forderung gezwungen, daß die revolutionären Gruppen Deutschlands sich zu einer festen Einheit zusammenfinden, daß der Bruderkampf in dieser tiefernsten Stunde aufhört, daß vor allem hier in Berlin sofort eine Klärung eintrete. Sollten diese Bedingungen nicht in der allernächsten Zeit erfüllt werden, so sieht sich das bayerische Volk gezwungen, selbst zu handeln und Schritte zur Erreichung des Zieles für ganz Deutschland zu unternehmen, da es weiß, daß seine Regierung das Vertrauen des Auslandes besitzt."

Ein zweites Telegramm lautete:

„Hiesige Verhältnisse erfordern schleunigste Konsolidierung Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates Bayerns. Drängt Aktionsausschuß zu schleuniger Terminsetzung für Zuwahl."

In einem dritten teilte Muckle mit:

„Habe als einziger gegen rasche Einberufung der Nationalversammlung protestiert. Suche Unabhängige und Mehrheitssozialisten zu versöhnen. Cohn billigt meinen Plan."

Digitized by Google

Nun fragte es sich, ob die Landesvertretungen der Räte sich diesen Standpunkt ihrer Bevollmächtigten in Berlin zu eigen machen würden mit allen daraus sich ergebenden, überaus ernsten Konsequenzen. Die Krisis war also da.

Wende.

In der Sitzung des Landessoldatenrats am 1. Dezember tritt sie deutlich in Erscheinung, gleich kommt aber auch die Wende. Besonders von Rednern aus der Provinz wird Eisners Friedenspolitik und sein Verhalten zum Reiche angegriffen. Die Opposition gibt ihrem Unwillen darüber Ausdruck, daß die Landesvertretungen der Räte von den Maßnahmen der Staatsleitung nicht unterrichtet worden seien. Man spricht von diktatorischen Anwandlungen und persönlichem Regiment. Die Münchner Radikalen treten als Verteidiger vor ihren Führer und bleiben dabei, daß dessen Politik im Reiche den Vorrang verdiene und daß der Friede über Bayern kommen müsse.

Nun folgt eine kompromißartige Lösung des Konflikts: Es wird eine Kommission bestellt, welcher der Ministerpräsident Einsicht in die aktenmäßigen Unterlagen seiner Friedenspolitik gewährt. Sie läßt sich überzeugen, daß seine Bemühungen nützlich seien und findet, es bestehe Aussicht, „daß die Entente mit ihm in Vorverhandlungen über den Frieden trete". Eine Zusicherung, daß dies wirklich gelingen werde, könne aber nicht gegeben werden.

In diesem Zeitpunkte tritt nun auch das Gesamtministerium zum ersten Male in diesen Fragen in Erscheinung. In einer vorsichtig gehaltenen Erklärung deckt es nach außen seinen Vorsitzenden, wendet sich aber gleichzeitig an die Reichsregierung mit dem Vorschlag, in einer zweiten deutschen Staatenkonferenz in Jena die Fragen der Friedensverhandlungen und der Neuordnung des auswärtigen Dienstes sowie der Aktenveröffentlichungen nochmal zu behandeln.

Somit war die bisherige Linie persönlichen eigenwilligen und eigenmächtigen Handelns vom Gesamtministerium preisgegeben. Es lenkte ein in die Bahn ordnungsgemäßen bundesstaatlichen Zusammenwirkens mit dem Reiche. Wenige Tage später lehnte die Reichsleitung den bayerischen Vorschlag ab mit der Begründung, die Richtlinien für die Behandlung der fraglichen Angelegenheiten seien bereits in der letzten Staatenkonferenz festgelegt, über Neubesetzungen im Auswärtigen Amte aber werde im Reichskabinett eben beraten.

Indem die bayerische Regierung sich mit dieser Antwort begnügte, fügte sie sich der Reichsgewalt. Die Wirkungen der bereits vollzogenen höchst persönlichen außenpolitischen Handlungen des Ministerpräsidenten waren damit allerdings nicht aus der Welt geschafft. Davon aber, daß der bayerische Volksstaat und sein Ministerpräsident in Deutschland die Führung nehmen, daß München zum politischen Vorort werden müsse, konnte nicht mehr die Rede sein.

In der Tat hat Eisner auch seiner ersten Enthüllung keine weiteren mehr folgen lassen, wie er ursprünglich angekündigt hatte. Er rechtfertigte diesen Verzicht damit, daß die Reichsregierung selbst die schleunige Herausgabe der deutschen Urkunden übernommen hätte. Ein Hauptgrund war aber doch wohl, daß die Hoffnung, mit solchen Belastungen der früheren deutschen Staatsgewalt die ebenfalls belasteten Genossen von der Mehrheitspartei in der Reichsleitung aus dem Sattel zu heben und selbst die Geschicke des Reiches ausschlaggebend zu bestimmen, geschwunden war. Ob es gerade Eisners Aktion zuzuschreiben war, daß im Auswärtigen Amte Veränderungen eintraten und Solf sein Amt niederlegte, steht dahin. Der neue Leiter der auswärtigen Geschäfte des Reiches, Graf Brockdorff-Rantzau, war sicher auch nicht nach dem Herzen des bayerischen Ministerpräsidenten.

Eine gewisse Genugtuung mochte es für diesen sein, daß mit der Herausgabe der deutschen Urkunden über den Ausbruch des Weltkrieges sein politischer Gesinnungsgenosse Karl Kautsky betraut wurde, der damals noch die gleiche Auffassung von der deutschen Schuld hatte wie Eisner.

Widerstand Vorparlame

Aus diesen Tatsachen heraus erklärt es sich, daß Eisner in der großen programmatischen Rede, die er am 13. Dezember in der Sitzung des endlich zusammenberufenen provisorischen bayerischen Nationalrates hielt, zunächst nicht näher auf die umstrittenen Punkte einging. Er begnügte sich, das alte System in überaus scharfen allgemeinen Wendungen zu brandmarken, ohne sich um Beweise zu kümmern, und malte dann im Gegensatz dazu ein leuchtendes Bild des kommenden Zeitalters der internationalen sozialistischen Völkerverbrüderung und der Humanität.

Digitized by Google

Aus dieser Welt holden Scheins wurde der poetische Staatsmann sehr unsanft herausgerissen durch die folgende Debatte. Sie erhielt dadurch eine eigenartige Bedeutung, daß ein gemäßigter Pazifist, Professor Quidde, gegen hemmungslose Schwarmgeisterei des internationalen revolutionären Sozialisten in die Schranken trat und ihm den bisherigen Mißerfolg seiner Tätigkeit auf den Kopf zusagte. Als unbequemer Mahner warf er die Frage auf, was mit den Verheißungen geworden sei, die Eisner in seinen ersten Regierungskundgebungen gemacht, daß nämlich der bayerische Freistaat Deutschland einen besseren Frieden bringen werde, daß die Lenker der Ententemächte nach der Umwälzung schon menschlicher sprächen als früher, daß die Waffenstillstandsbedingungen gemildert seien. Illusionen, Phantastereien seien das gewesen, die bewiesen, „daß der Herr Ministerpräsident die Tatsachen der auswärtigen Politik nicht richtig einschätzen konnte."

Das waren bittere Worte aus dem Munde eines Pazifisten. Noch schärfer ging dieser mit dem Schulbekenntnis ins Gericht. „Es ist eine Illusion, daß wir bessere Bedingungen bekommen, wenn wir uns selbst recht erniedrigen. Das ist bei vielen jetzt eine krankhafte Vorstellung, so krankhaft wie die Wahnideen des Militarismus während des Krieges, daß wir im Büßergewande den Feinden gegenübertreten müßten, daß das uns Sympathien verschaffe... Die durch den Krieg erbitterten Ententevölker fragen nicht, ob die Schuld die alten deutschen Machthaber trifft, oder das deutsche Volk im ganzen, sondern sie schreiben mit Freuden alles das, was wir vorbringen auf das Kerbholz des deutschen Volkes selbst... „Wir sollten in diesen Tagen des schweren nationalen Unglücks in diesen Tagen, wo die ganze Welt darnach trachtet, uns mit Friedensbedingungen niederzudrücken, stolzer als je und erhobenen Hauptes als Deutsche dem Auslande gegenübertreten. Lassen Sie mich Ihnen das als Pazifist sagen...!"

Andre Redner, darunter auch der Mehrheitssozialist Eduard Schmid, folgten Quiddes Spuren. Die Erwiderung des also angegriffenen Ministerpräsidenten klang matt und resigniert und entbehrte der beißenden Schärfe, die er sonst in solchen Fällen im Übermaß bereit hatte. Für ihn bemühte sich sein Freund Landauer, eine verlorene Position zu verteidigen.

Festhalten an der Grundrichtung.

Trotz allem verlieh Eisner seinem Glauben an die Wunderkraft seiner Enthüllungen auch in der Folgezeit immer wieder Ausdruck. Das Bekenntnis der Schuld blieb für ihn Vorbedingung eines „ehrlichen Friedens". „Bergehohes Material", so rühmte er im Nationalrat, könnte man beibringen zum Beweise dafür, daß das Ausland nunmehr anfange, an die sittliche Erneuerung und aufrichtige Umkehr Deutschlands zu glauben und die Umwälzung als eine moralische Auflehnung gegen die Verderbtheit der alten Zeit zu begreifen. Doch begnügte er sich, auf einen Artikel in der deutschfeindlichen Daily Mail hinzuweisen, deren Korrespondent mit diesem Eindruck von München weggegangen sei.

In diesen Anschauungen konnte er sich nach wie vor bestärkt fühlen durch die Mitteilungen, die ihm auch weiterhin aus seiner Schweizer Informationsquelle zuflossen.

In einem Bericht vom 22. Dezember 1918 glaubt der Gesandte in Bern folgendes über die allgemeinen Absichten der Entente-Völker gegenüber Deutschland feststellen zu können:

„Frankreich ist noch von völligem Mißtrauen erfüllt. Greift kein Militär ein, so heißt es: voilà l'anarchie et le bolchévisme — wird mit Truppen gedroht, so heißt es: voilà la contre-révolution! Der Franzose, der von der Idee ausgeht, vermißt bei uns noch jede Spur von ‚repentir' und glaubt daher an keine gründliche Umkehr. Die Leitartikel des ‚Temps' bestätigen das immer wieder...

Die Aufklärungspropaganda in bezug auf die Schuldfrage ist aus diesem Grunde höchst wichtig. Für Frankreich ist ein neuer Geist in Deutschland weit entscheidender als neue Institutionen.

Ich möchte deshalb sehr befürworten, daß man den Herrn von der Freien Zeitung [1]), die in der Schuldfrage ganz ausgezeichnet gearbeitet haben, ihre Absichten in Deutschland möglichst erleichtert.

Die Amerikaner fragen weniger nach der Schuldfrage, ihnen kommt alles auf die

[1]) Deutsche, die während des Kriegs von der Schweiz aus mit reichlichen Mitteln und Seite an Seite mit der Entente-Propaganda gegen Deutschland gearbeitet hatten. — Die Grelling, Fernau und Genossen sollten nach Försters Meinung förmlich im Dienste der deutschen Regierungen das Volk aufklären. Der Vorschlag blieb erfolglos.

Digitized by Google

praktische Frage an, ob sich bei uns eine wirklich demokratische Regierung mit vollkommener Ordnung durchsetzen kann, so daß die Lebensmitteltransporte nicht in ein Chaos hineinkommen. Es werden keine Abmachungen stattfinden, bevor über diesen Punkt keine zuverlässigen Informationen vorliegen.

Was England betrifft, so scheint es mir nach vielen Informationen, als ob dort eine neue Orientierung in bezug auf Deutschland zum Durchbruch käme, die möglicherweise auch in Kapitalsanlagen großen Stils — schon um uns nicht ganz in amerikanische Abhängigkeit zu bringen — ihren Ausdruck finden könnte. Damit hängen viele an mich gelangende Anfragen von englischer Seite zusammen in bezug auf die baldige Möglichkeit geordneter Zustände in Deutschland. Mr. Henderson war kürzlich in Genf; ich konnte Informationen beruhigender Art in bezug auf die Konsolidierung der Ordnung in Deutschland in seine Hände gelangen lassen.

Ein Mitglied der Independant Labour Party, Member of Parliament, schrieb mir von London aus einen Brief, dessen Kopie ich beilege. Diesen Brief darf ich wohl ganz besonderer Vorsicht empfehlen, damit nichts daraus in die Zeitungen komme[1]).

Als meine Hauptaufgabe betrachte ich hier, durch Exposés, die ich in die mir zugänglichen Kreise der Entente gelangen lasse, sowie durch mündliche Informationen das Vertrauen zur deutschen Ordnung und zu allmählichem Durchbruch der Wahrheit zu stärken."

Mit Spannung und Enttäuschung zugleich wird man wohl in München folgende sehr vorsichtige Ankündigung des Gesandten vernommen haben:

„In meinem letzten Briefe stellte ich in Aussicht, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß der bereits in meinen früheren Berichten erwähnte ganz persönliche Vertrauensmann Clémenceaus nach München käme. Um jedes Mißverständnis auszuschließen, bemerke ich, daß es sich hierbei nicht um einen von Clémenceau ausgehenden Antrag handeln würde, genau so wenig wie das in den bisherigen Unterredungen des Betreffenden mit mir der Fall war, sondern einfach darum, daß der Erwähnte, wahrscheinlich sogar ohne Wissen Clémenceaus, ganz als Privatmann zum Zwecke zuverlässigster Information nach München käme. Es scheint jedoch, daß diese Möglichkeit zurzeit etwas in die Ferne gerückt ist, weil allen meinen Eindrücken nach auf Seite der Entente-Leute die Parole ausgegeben ist, zunächst Besprechungen mit deutschen Vertretern aus dem Wege zu gehen, bevor nicht in Paris allgemeine Richtlinien für die weitere Behandlung der deutschen Frage zwischen den beteiligten Staatsmännern vereinbart worden sind ..."

Soweit sich aus den Akten und aus mündlichen Zeugnissen ermitteln läßt, ist die Münchner Revolutionsregierung nie in die Lage gekommen, den geheimnisvollen Vertrauensmann des Gewaltigen in Paris kennenzulernen.

West-östliche Orientierung?

Deutsch-österreichische Frage

Zwischen dem bayerischen Ministerpräsidenten und seinem Gesandten in Bern gab es auch einen Meinungsaustausch über Deutsch-Österreich. Foerster hat nicht unterlassen, seine auch öffentlich gegenüber einem Vertreter der Agence Havas vorgebrachten Einwände gegen den Anschluß Deutsch-Österreichs an das Reich in einer kurzen Denkschrift (21. November 1918) für die bayerische Regierung zusammenzufassen und ihr seine Ansichten nahezulegen. Nicht in seiner Eigenschaft als Gesandter, aber doch „als Professor Foerster, der sich viel mit den österreichischen und südeuropäischen Fragen beschäftigt hat"!

Im Anschluß an das Bekenntnis der bayerischen Regierung zu einer „föderativen Verknüpfung" Österreichs mit Deutschland empfahl er dringend, eine solche Lösung mindestens noch hinauszuschieben. Er wollte die Entente nicht gegen Deutschland aufbringen, deren „Mißtrauen in die Realität eines neuen Geistes" noch nicht überwunden sei! Die Alliierten wünschten um keinen Preis jetzt eine Vergrößerung Deutschlands! Sollte die Vereinigung

[1]) Der Brief kam von Stephan Sanders, Sekretär der Fabian Society, und brachte zum Ausdruck, daß die Zusammensetzung der neuen deutschen Regierung mit Scheidemann, Ebert, Landsberg an der Spitze und mit Ausschluß von Männern wie Liebknecht und Ledebour den Eindruck mache, daß zwar neue Männer gekommen, aber die alten Methoden geblieben seien.

Digitized by Google

trotzdem unerwartet vollzogen werden, meldet Foerster, so würden wahrscheinlich auf der Gegenseite Vorschläge kommen, „zur Ausgleichung dieses Agrandissements das linke Rheinufer an Frankreich abzugeben". Auch in der polnischen Frage würde man Deutschland dann zu kurz kommen lassen!

Der Gesandte findet den Anschluß auch vom Standpunkte Deutsch-Österreichs aus nicht zweckmäßig. Er fürchtet für die Kulturwürde Österreichs, wenn es sich nach Norden umstellt. Gegen die reichsdeutsche Betriebsamkeit käme es nicht auf und würde zu einer Wirtschaftsprovinz Berlins. Die wirtschaftliche Tradition des Landes sei seit Jahrhunderten nach Südosten orientiert.

Umgekehrt komme jetzt schon, mitten im Rausche der jungen nationalen Selbständigkeit, den slawischen Partnern zum Bewußtsein, daß sie auf ihre deutsch-österreichischen Nachbarn angewiesen seien. Foerster hält diese slawischen Staatsgebilde für nicht lebensfähig und sieht bereits entstehen, was er wünscht: Eine deutsch-slawische Gemeinschaft nicht nur in der Wirtschaft, sondern „mit ihren psychologischen und soziologischen Anpassungen", die zu enger politischer und kultureller Gemeinschaft führen müssen. Also, anstelle der eben zertrümmerten Habsburger Doppelmonarchie eine „neue Konföderation der Südoststaaten"! Dieser Gedanke müsse triumphieren über die Idee der Vereinigung mit Deutschland. „Es war der alte Sinn der deutschen Südostmark durch Föderation mit der slawischen Welt deutsche Kulturmacht zu fördern."

Als Vorkämpfer übernationaler Staatsformen, als abgesagter Feind des „auflösenden" und „kleingeistigen" Nationalprinzips, wollte Förster also den Versuch eines kleinen mitteleuropäischen Völkerbundes gemacht wissen, der nach ihm auch für den europäischen Frieden von entscheidender Wichtigkeit wäre. Dieser Gesichtspunkt gebe für die Alliierten, namentlich für England den Ausschlag: „Es wäre daher sehr wichtig, wenn unsere auswärtige Politik hier nicht die Absichten der Entente gerade in dem Augenblicke durchkreuzen würde, in dem wir vor einer Hungersnot stehen und ganz vom guten Willen unserer Feinde abhängig sind".

m Gegensatz r öffentlichen Meinung.

Man sieht, der Gesandte zog alle Register, um der bayerischen Staatsleitung seine Vorschläge einleuchtend und annehmbar zu machen. Er überging dabei, daß der Krieg für das von der Entente verkündete Recht der nationalen Selbstbestimmung entschieden hat, und daß dieses doch auch für die Deutschen Österreichs gelten müßte. Seiner Lehre von der „deutsch-slawischen Symbiose" zuliebe beschneidet er dem eigenen Volke dieses Grundrecht und verschmäht auch nicht, die Wünsche und Absichten der Entente als Richtpunkte zu nehmen. Er leistet Vorarbeit für jene, die das Heil Mitteleuropas mit der Zersplitterung und der völligen staatlichen Ohnmacht des deutschen Volkes heraufführen möchten.

Oder wäre es etwas anderes, wenn die alten Grenzmarken Deutschlands in Ost und West, wie Foerster es mit ihnen vorhätte, zu sogenannten übernationalen Gebilden würden? Wer wollte nach solcher deutscher Selbstaufgabe die Franzosen dann noch hindern, aus dem ganzen Linksrhein den von ihnen beabsichtigten neutralen, kulturell gemischten Zwischenstaat zu gestalten? Wohin käme es, wollte das deutsche Volk selbst sein auch ihm verbürgtes Grundrecht aufgeben, eine große nationale Volksgemeinschaft zu bilden, über die heutigen Grenzen des Reiches hinaus?

Solche zwingende Erwägungen, die ja allenthalben auftraten, konnte auch der bayerische Ministerpräsident nicht von der Hand weisen. Mochten seine persönlichen Überzeugungen ihn vielleicht in manchem in die Foerstersche Gedankenrichtung weisen, er widerstand und trug in diesem Falle den Anforderungen der politischen Wirklichkeit Rechnung. Er verfiel nicht in den ihm zugedachten Fehler, einer Doktrin zuliebe ein bedenkliches politisches Experiment zu befürworten, das nur auf Kosten des deutschen Volkes zu machen wäre.

Der internationale Sozialist tat dem pazifistischen Gesandten, der auch einem Vertreter der Ententepresse seine Pläne entwickelte, Einhalt: „Ich bitte Sie, gelegentlich in der Öffentlichkeit festzustellen, daß Ihre Anschauungen über den Anschluß Österreichs Ihre Privatansichten sind und sich nicht decken mit meinen Anschauungen oder denen der bayerischen Regierung".

Für diese Haltung wird auch mitbestimmend gewesen sein, daß die sozialistischen Leiter der deutsch-österreichischen Republik, obwohl gerade sie in der alten Doppelmonarchie Vorkämpfer der nationalen Autonomie gewesen waren, entschlossen für den Anschluß an Deutsch-

Digitized by Google

land auftraten. Auch war zu beachten, daß so einflußreiche Politiker wie Dr. Heim sich für einen engeren Zusammenschluß der österreichischen Alpenländer mit Bayern einsetzten. Davon erhoffte er allenfalls die Möglichkeit eines zeitweise selbständigen lebensfähigen südöstlichen deutschen Staates im Falle einer Überflutung des deutschen Nordens durch den Bolschewismus. Diese für manchen verführerische großbayerische Idee trieb naturgemäß diejenigen, die eine Angliederung nicht an Bayern, sondern an das Deutsche Reich als solches für das Richtige erachteten, zu stärkerer Kraftentfaltung an.

Tschecho-Slowakei.

Mit einem anderen unmittelbaren östlichen Nachbarn, der Tschecho-Slowakei, der Freundin der Franzosen, suchte die Münchener Revolutionsregierung alsbald in engere Fühlung zu kommen. Ein eigener diplomatischer Vertreter wurde nach Prag gesandt, der vor allem den wirtschaftlichen Warenaustausch wieder in Gang bringen sollte, auf den beide Länder von jeher angewiesen waren. Aber die Bemühungen, böhmische Kohlen zu bekommen, um der Kohlennot in Bayern abzuhelfen, blieben ohne nennenswertes Ergebnis. Aus dem erstrebten Handelsabkommen ist nichts geworden. Dazu liefen beunruhigende Gerüchte um, die sicherlich nicht ganz unbegründet waren, daß die Tschechen ihren französischen Freunden mit einem Vormarsch auf der Mainlinie entgegenkommen würden, wenn sich die Friedensverhandlungen zerschlagen sollten und daß sie an der bayerischen Grenze militärische Vorkehrungen träfen.

Schließlich blieb von allem nur ein weitschweifiger, für die Veröffentlichung in den Zeitungen bestimmter Erguß des außerordentlichen Gesandten in Prag übrig (1. Dezember), der den Stand der Verhandlungen im rosigsten Lichte erscheinen ließ und es lediglich dem Einspruch Berlins zuschrieb, wenn das Handelsabkommen noch nicht fertig sei. Sonst begnügte er sich, mit allgemeinen und vielverheißenden Wendungen die erfreulichen Aussichten und Wirkungen einer Anlehnung Bayerns an Frankreich im Westen und an die Tschecho-Slowakei im Osten darzutun.

Man kann verstehen, daß gegen eine von solchen Gesichtspunkten geleitete Tätigkeit von Berlin aus Einspruch erhoben wurde. München hat denn auch seinen Bevollmächtigten unverrichteter Dinge wieder heimgerufen.

Vorgängige Bemühungen während des Krieges.

Die Vorschläge Försters zur Behandlung der deutsch-österreichischen Frage erscheinen als Versuche, die Bemühungen, die er schon während des Krieges in dieser Sache in Wien selbst aufgewendet hatte, fortzusetzen.

Damals, Anfang Juli 1917, hatte der Münchner Professor die Möglichkeit bekommen, seine Ansichten über eine „zeitgemäße Lösung des österreichischen Nationalitätenproblems" vor Kaiser Karl zu entwickeln. Dieser zeigte sich „hellsichtig für die Forderung der Stunde" und war zur Bewilligung weitgehender Autonomie für die österreichischen Völker bereit.

Ein Kabinett aus allen Nationen der Monarchie war bereits in Aussicht genommen, „das der Aufgabe gewachsen gewesen wäre". Da verhinderte deutsch-österreichischer Widerstand die Ausführung des Planes.

Foerster glaubte, daß eine solche Neuordnung auf die Ententevölker einen tiefen Eindruck gemacht hätte. Ja, ihm schwebte die Möglichkeit vor, dadurch den Frieden herbeizuführen und ihn durch eine „Friedensföderation der europäischen Südostvölker" für die Zukunft zu festigen.

Diese Angaben macht Foerster selbst in seinem Nachkriegsbuche „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland" (1920). Sie werden, wenn auch in anderer Auffassung, bestätigt durch Geheimberichte, die der Reichskanzler und in Abschrift die bayerische Regierung von der deutschen Botschaft in Wien 1917 über die damalige Wirksamkeit Professor Foersters in Wien erhielten. Man hatte auf deutscher Seite den Eindruck, daß Foerster und sein Freund Lammasch vor allem auf eine Sonderfriedensaktion Österreichs abzielten. Sie sprachen sich dahin aus, daß Österreich im Auslande beliebt sei und auch in Frankreich und England Sympathien genieße. Die Entente dächte nicht daran, Österreich zu schwächen. Ihr Haß richte sich lediglich gegen Deutschland.

Ein Bericht der deutschen Botschaft vom 20. Juli 1917 meldet, Kaiser Karl nehme seit ungefähr vier Wochen dem Grafen Czernin immer mehr die Zügel der Regierung aus der Hand, ganz durchdrungen von dem Gedanken, „daß es ihm gelingen müsse und werde, den allgemeinen Frieden zu machen . . .".

Digitized by Google

Europa. Um seinen staatlichen Bestand als Großmacht zu retten, so ist der Sinn des Berichtes, müßte Österreich-Ungarn die serbischen Umtriebe endgültig mit aller Macht niederzwingen. Zimmermann besorgte, daß der „kranke Mann" die Entschlußkraft dazu nicht aufbringen und so lange mit der Aktion gegen Serbien zögern könnte, daß dieses Zeit bekäme, von sich aus eine Genugtuung für die Bluttat von Sarajewo anzubieten. So würde, das ist der unausgesprochene Gedanke, es der verdienten Züchtigung entgehen.

Man gab sich in Berlin, das ist aus dem Berichte deutlich zu erkennen, von Anfang an der verhängnisvollen Hoffnung hin, daß eine rasche bewaffnete Auseinandersetzung mit Serbien beendigt sein würde, bevor das hinter Serbien und der großserbischen Bewegung stehende Rußland eingreifen würde. Herr Zimmermann rechnete auch damit, daß England und Frankreich im friedlichen Sinne auf Petersburg einwirken würden.

Das waren Erwägungen, die man anstellen konnte, wenn man glaubte, den Krieg auf seinen Herd beschränken, ihn also „lokalisieren" zu können, nicht aber, wenn man den österreichisch-serbischen Konflikt dazu benützen wollte, um daraus einen allgemeinen europäischen Krieg entstehen zu lassen.

Allein an solche Tatsachen kehrten sich weder die Ausleger des Gesandtenberichtes im feindlichen Auslande, noch auch diejenigen im Lande, die von vornherein von der Schuld der früheren deutschen Machthaber überzeugt waren. Sie erblickten in der Schilderung des Gesandtenberichtes einen vollen und endgültigen Beweis dafür, daß die Reichsregierung den Waffengang Österreichs mit Serbien zielbewußt vorbereiten half, um so die Welt in Brand zu setzen. Diese Auslegung wurde ermöglicht dadurch, daß in der Veröffentlichung die Stellen des Berichtes fehlten, die von der Lokalisierung des Streitfalles sprachen.

ntgegnungen Bethmann- ollwegs und n mermanns.

Die öffentliche Meinung in Deutschland begriff zwar nach dem Vorgange der Reichsregierung mit richtigem Verständnis, daß einzelne, aus dem Ganzen der Aktenlage gerissene und noch dazu fragmentarisch wiedergegebene Dokumente von vornherein keine ausreichende Beweiskraft besäßen, daß ein solches Verfahren eher *gegen* den Geist der Wahrheit verstoße. Allein sie stand dem sachlichen Inhalt der Enthüllung zunächst hilflos gegenüber. Überrascht und betroffen beachtete sie viel zu wenig die gewichtigen Einwendungen, welche beteiligte ehemalige deutsche Staatsmänner, Bethmann Hollweg und Zimmermann, gegen die Enthüllungen erhoben (Deutsche Allgemeine Zeitung, 26. und 28. November 1918).

Beide sagten mit Recht, man könne die Darlegungen des bayerischen Gesandtenberichtes nur dann zutreffend beurteilen, wenn man sie richtig in den Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufes einstelle, also mit in Betracht ziehe, wie die Weltlage im Juli 1914 war, was sich *vor* der Abfassung des Berichts, *vor* dem 18. Juli 1914 und dann *hernach*, in den Wochen bis zum Ausbruche des Weltkrieges, begeben hat.

Sie schilderten in ihren bemerkenswerten Erklärungen, ähnlich wie Bethmann im Reichstag des öfteren getan, die ungeheuer bedrohte, ja lebensgefährliche Lage, in die Österreich-Ungarn und damit Deutschland im Jahre 1914 geraten sei. Wodurch? Durch die Zusammenballung feindlicher Mächte: Das revancheluſtige Frankreich im Bunde mit dem nach dem Besitze der türkischen Meerengen lüsternen Rußland, beide mit politischen Zielen, die schließlich nur durch einen Krieg zu verwirklichen waren, beide ermutigt und vorangetrieben durch die Unterstützung, die Großbritannien ihrer Gesamtpolitik seit langem zuteil werden ließ. Damit im Verein die aggressive russisch-serbische Balkanpolitik und die von Petersburg und Paris gestützte großserbische Bewegung, die auf die Unterwühlung und Auflösung der Donaumonarchie abzielte. Wenn Österreich-Ungarn den Anlaß der Bluttat von Sarajewo nicht benützte, um sich aus einer unerträglichen Anhäufung von Gefahren mit einem entscheidenden Schlag von seinem serbischen Bedränger zu befreien, verlor es seine Großmachtstellung und ging dem Verfall entgegen.

„Daß diese Situation für Deutschland immer lebensgefährlicher wurde, je mehr die Stellung seines österreichischen Bundesgenossen durch die mit russischer Beihilfe erfolgenden Umtriebe geschwächt wurde, liegt auf der Hand. Man muß sich dabei daran erinnern, daß das große Programm des Präsidenten Wilson über den versöhnenden Völkerbund, das ja auch heute noch auf seine Verwirklichung wartet, jedenfalls damals noch keinerlei Geltung hatte, daß nationale Selbstbeschränkung im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens durchaus noch nicht als allgemeines Gebot internationaler Moral angesehen wurde, daß

Digitized by Google

vielmehr vielen ungehemmter Machtwille als nationale Tugend und der Krieg als loyales Mittel zu seiner Betätigung galt. Ich meine, der russisch-japanische Krieg, der Burenkrieg, der italienisch-tripolitanische Krieg sind dafür klassische Beweise. Mit diesem Zustand mußte Deutschland rechnen, wenn es die Bedeutung der serbischen Machenschaften gegen Österreich-Ungarn richtig einschätzen wollte und das war der Grund, der einzige Grund, weshalb Deutschland dem Vorgehen gegen Serbien zustimmte. Duldete Österreich-Ungarn tatenlos seine weitere Unterminierung, so mußte Deutschland einem Zustand entgegensehen, wo es, sozusagen bündnislos, der auf die russische Allianz und die englische Freundschaft gestützten Revanchepolitik Frankreichs allein gegenüberstand" (Bethmann Hollweg, Deutsche Allgemeine Zeitung 27. November 1918).

Diese Kommentare zu dem bayerischen Gesandtschaftsberichte konnten berechtigterweise nicht beiseite geschoben werden. Sie berichtigten übrigens auch wichtige Einzelheiten. In den Angaben des Gesandtschaftsberichtes über das in Wien in Aussicht genommene Ultimatum, das am 23. Juli in Belgrad überreicht werden sollte, erblickte man besonders im Auslande den Beweis, daß die Berliner Regierungskreise das Ultimatum schon lange vorher genau kannten, daß sie selbst an der Vorbereitung desselben sich beteiligt hätten und für seine Schärfe mitverantwortlich seien. Man übersah oder wollte übersehen, daß das bayerische Aktenstück über den Inhalt des künftigen Ultimatums nur drei allgemein gehaltene Angaben zu machen wußte. Die Note selbst enthielt aber 10 Punkte, die weit über das hinausgingen, was Schoen als Inhalt des Ultimatums gemeldet hatte. Ähnliches wie er haben Vertreter der Verbandsmächte in Wien ihren Regierungen ungefähr zu gleicher Zeit auch schon berichtet.

Der britische Botschafter drahtete, wie das englische Blaubuch erkennen läßt, schon am 16. Juli eine Voraussage dessen, was bevorstand, nach London. Ein französischer Konsularbericht vom 20. Juli unterrichtete Paris nicht nur über eine ganze Anzahl von Punkten, die für die österreichische Note vorgesehen waren, sondern auch darüber, daß man in Wien vorhatte, militärisch gegen Serbien einzuschreiten.

Schwerlich wird man bezweifeln können, daß auch Petersburg von seinem französischen Bundesgenossen unterrichtet wurde. Die Verbandsmächte konnten also rechtzeitig handeln, wenn sie es für nötig hielten. Entweder haben sie die österreichische Aktion zunächst nicht für so ernst genommen, wie sie es später glauben machen wollten, oder sie unterließen es, rechtzeitig wirklich entscheidend im Sinne der Friedenserhaltung einzugreifen. Sie haben also keinen Anlaß, sich in dieser Hinsicht gegenüber Deutschland überheblich zu gebärden.

Nun stellten Bethmann und Zimmermann nochmals ausdrücklich fest, daß die Berliner Regierung von dem Wortlaut des Ultimatums erst mit der Übergabe Kenntnis erhielt, ohne noch etwas daran ändern zu können, und daß sie über die Schärfe der Note erstaunt und unwillig war. Die Darstellung, als ob die Nordlandsreise des Kaisers und die Beurlaubung des deutschen Generalstabschefs gleichsam Manöver gewesen seien, um eine Unschuldsmiene aufsetzen und über das Ultimatum überrascht tun zu können, wies Bethmann als unzutreffend zurück. Zimmermann widersprach, daß Wien zu seinem Vorgehen von Berlin förmlich angestachelt worden sei. Man ließ Österreich gewähren, aus Bündnisrücksichten, um eine Besserung der für den Dreibund gefährlichen Balkanlage zu erzielen.

Das hinderte die Entente nicht, gerade diese Dinge in ihrer Versailler Anklagebegründung vom 29. März 1919 in tendenziöser Aufmachung zu verwerten und daraus einen Beleg für die heimtückische Bosheit zu machen, mit der Berlin das Attentat auf den Weltfrieden vorbereitet habe.

Eisners Kürzungen.

Auch aus dem bayerischen Gesandtschaftsbericht ließ sich erkennen, daß in Berlin keineswegs der Wille herrschte, den allgemeinen Weltkrieg zu entfesseln. Niemand dachte daran, die Gefahr absichtlich heraufzubeschwören. Man glaubte sie im Gegenteil zu bannen, wenn Österreich-Ungarn einen schnellen und entscheidenden Schlag gegen Serbien führte.

„Unser Bestreben, den österreichisch-serbischen Konflikt zu lokalisieren", sagte Bethmann Hollweg in seiner Erklärung vom 27. November 1918, „war durchaus kein abwegiger Gedanke. Niemand anders als Sir Edward Grey hatte ihn mit aller Energie zu dem seinigen gemacht und unterstützt. Gescheitert ist unsere Absicht lediglich an Rußland, das sich für berechtigt hielt, den Konflikt vor sein Forum zu ziehen."

Digitized by Google

Es mag trotzdem zweifelhaft sein, ob eine solche Politik Aussicht hatte, ihren Zweck zu erreichen. Man mag sie vielleicht für töricht, verfehlt und gefährlich halten. Auch mögen bei ihrer Durchführung schwere Mißgriffe vorgekommen sein, die Kopflosigkeit verrieten! Allein von einem vorsätzlichen Kriegswillen, der ein Attentat auf den Weltfrieden vorhatte, war sie ganz gewiß nicht getragen. Das ist durch die seitdem bekannt gewordenen deutschen, österreichischen und sonstigen Zeugnisse unwiderleglich erwiesen.

Viel zu wenig trat dieser Grundzug in der gekürzten Wiedergabe des bayerischen Gesandtschaftsberichtes hervor. In ihr fehlten, wie bekannt, diejenigen Stellen, die zum Teil ausführlich die Frage der Lokalisierung behandeln und darlegen, was die Reichsregierung zu unternehmen gedachte, um die Beschränkung eines etwaigen austro-serbischen Krieges sicherzustellen und den Weltbrand zu verhindern.

Nicht als ob Kürzungen bei solchen Veröffentlichungen von Urkunden an sich unstatthaft wären. Nein! Allein sie müssen so beschaffen sein, daß der Sinn und Zusammenhang des Ganzen nicht entstellt wird. Der übrigbleibende Auszug muß den wesentlichen Inhalt immer noch hervortreten lassen. Hier aber sind ganze Absätze ausgefallen, die geradezu das Leitthema des Berichtes darstellen. Wenn man schon von der in diesem Falle gebotenen wörtlichen Wiedergabe absah, so mußte ein Hinweis gebracht werden, der den wesentlichen Inhalt dieser ausgefallenen Stellen kenntlich machte. Wäre das geschehen, so wäre sicherlich alsbald die Forderung nach Bekanntgabe des Wortlautes aufgetaucht.

Ein Vergleich mit anderen bei den Akten befindlichen bayerischen Gesandtschaftsberichten aus Berlin und Wien hätte die Bestätigung für die schon im Berichte vom 18. Juli geschilderten Bestrebungen auf lokale Begrenzung des Streitfalles ergeben. Herr von Schoen selbst griff acht Tage später auf sein Schreiben zurück in seinem Bericht vom 26. Juli:

„Die Meldung einiger Pariser Blätter, daß Deutschland bei der französischen Regierung eine Demarche unternommen habe, der der Charakter einer Drohung zukomme, ist durchaus unzutreffend. Die Reichsleitung hat vielmehr, wie ich es Euer Exzellenz schon vor acht Tagen als ihre Absicht anzukündigen die Ehre hatte[1]), in Paris, Petersburg und London gleichmäßig dahin zielende Schritte unternommen, daß die Mächte den Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien als eine Angelegenheit betrachten, die diese beiden Staaten allein angehe und deshalb lokalisiert bleiben müsse.“

In einem Berichte an Hertling vom 29. Juli 1914 kennzeichnet Graf Lerchenfeld die Haltung Deutschlands mit folgendem treffenden Satz:

„Die Politik des Deutschen Reiches ist darauf gerichtet, daß der Alliierte mit einem Gewinn an Prestige aus der Sache hervorgeht, aber der Weltfriede erhalten bleibt.“

Bethmann Hollweg befand sich auf der rechten Spur, als er in seiner Erklärung darauf hinwies, der bayerische Gesandtschaftsbericht vom 18. Juli beziehe sich ausschließlich auf den österreichisch-serbischen Konflikt, zeige vor allem nicht, was nach dem 18. Juli folgte. Er erinnerte an die späteren deutschen Vermittlungsversuche, die in Gang kamen, nachdem die von London aus zunächst vorgeschlagene europäische Konferenz von Deutschland und Österreich aus gewichtigen Gründen abgelehnt worden war: Deutschland war bereit, seine Bundespflichten zu erfüllen, hat es aber „in schärfster Form“ abgelehnt, sich von Österreich-Ungarn durch Nichtbeachtung seiner Ratschläge in einen Weltkrieg hineinziehen zu lassen. Man führt, so sagte der einstige Kanzler, zu einem Bundesgenossen, zu seinem einzigen Bundesgenossen, nicht eine solche Sprache, wenn man gleichzeitig den Krieg will, den man ohne diesen Bundesgenossen gar nicht ausfechten kann. Die russische Generalmobilmachung brachte den Krieg, was nach den Enthüllungen des Prozesses Suchomlinow kein Mensch mehr bezweifeln könne.

Versäumnisse.

Ueber dem Aktenstücke vom 18. Juli 1914 waltete auch später noch ein Unstern. Es ist nicht zweifelhaft, daß durch eine sofortige Bekanntgabe des Wortlautes die schädliche Wirkung der Veröffentlichung abgeschwächt worden wäre. Sie blieb aber aus. Das mag sich erklären aus den Wirren der Revolutionszeit, in denen alle Gemüter mit näher liegenden Dingen voll beschäftigt waren, sowie aus der ersten Verblüffung über die Enthüllung.

[1]) Im Original nicht gesperrt!

Digitized by Google

Allein, daß es Monate und Monate dauerte, bis der Wortlaut endlich ans Tageslicht kam, muß doch wundernehmen. Erst am 2. August 1919 tat Herr von Schoen selbst in der Deutschen Allgemeinen Zeitung zu wissen, sein Bericht sei durch Kürzungen verstümmelt, und der Inhalt und Zweck dadurch entstellt worden. Bald darnach brachte die Deutsche Allgemeine Zeitung den Wortlaut.

Es muß die Frage aufgeworfen werden, warum diese Enthüllung so verspätet kam. Warum haben die verantwortlichen Stellen im Reiche nicht schon früher für die Bekanntgabe des Wortlauts gesorgt? Als Grund wurde angegeben, daß die Urschrift nicht früher zur Hand gewesen sei. Sie sei erst lang nach dem Tode Eisners in seiner Wohnung wieder vorgefunden worden.

Die Tatsache an sich ist richtig. Allein das Schriftstück ist trotzdem schon lange vor dem August 1919 wieder in amtlichen Verwahr gekommen. Die Sache verhält sich nämlich, wie die Akten im bayerischen Ministerium des Äußern ausweisen, folgendermaßen: Am 7. Mai, also bald nachdem München von der kommunistischen Räteherrschaft befreit war, ersuchte das Auswärtige Amt namens der Friedensdelegation in Versailles das Ministerium des Äußern in München um „abschriftliche Mitteilung der sämtlichen politischen Briefe der bayerischen Gesandtschaft in Berlin um die Zeit vom 18. Juli 1914 bis zum Kriegsausbruch". Es stellte sich heraus, daß die Konzepte der Berliner Gesandtschaft in der Zeit Eisners zu seinem Gebrauch in das Ministerium des Äußern in München übersandt worden waren. Doch fanden sie sich auch hier nicht mehr vor. Man entdeckte sie unversehrt am 10. Mai in der ehemaligen Wohnung Eisners in Großhadern. Die Abschriften wurden gefertigt, darunter auch eine solche des Berichts von Schoens, und dem Auswärtigen Amte übersandt. Es hat der bayerischen Gesandtschaft in Berlin unterm 22. Mai den Empfang bestätigt.

Die Abschriften sind aber nicht mehr rechtzeitig zur Kenntnis der deutschen Friedensdelegation in Versailles gekommen. Die deutsche Viererkommission, welche die Gegendenkschrift gegen das Schuldgutachten der Alliierten abfaßte, kannte den Wortlaut des Schoenschen Berichtes nicht, konnte ihn also auch nicht gegen die Entente geltend machen.

Gewiß, man hätte auch damit an dem Friedensvertrag nichts geändert. Aber dieser wichtige Akt deutscher Verteidigung durfte schon wegen der Wirkung auf die öffentliche Meinung der Welt doch nicht unterbleiben. Und wenn die Feststellung in der Denkschrift der deutschen Viererkommission nicht mehr möglich war, warum hat man nicht für einen Nachtrag gesorgt? Warum ist der Viererkommission der Wortlaut überhaupt erst durch den Abdruck in der Deutschen Allgemeinen Zeitung bekannt geworden?

Warum ist er nicht noch in den Wochen, bevor das Friedens-Ultimatum der Alliierten an Deutschland erging, bekanntgemacht worden. Dieses trägt das Datum des 16. Juni 1919. Die Mantelnote enthält bekanntlich die Anklage, daß Deutschland den Krieg planmäßig vorbereitet und vorsätzlich entfesselt habe. Sie beruhte auf der Denkschrift der Ententekommission vom 29. März, in welcher die Eisner'sche Enthüllung als Beweismittel verwendet war.

Eine nachträgliche Erwiderung unserer Friedensdelegation oder der Viererkommission in diesem Punkte, auf Grund des Wortlautes des Berichtes, hätte also noch rechtzeitig kommen können, bevor die Alliierten ihre Mantelnote hinausgegeben hatten. Die Viererkommission hätte sicherlich nicht mit einer solchen Erwiderung gezögert, wenn man ihr den Bericht im Wortlaut zugeleitet hätte. Warum ist das unterblieben? Warum trug die Reichsregierung nicht selbst Sorge für eine rechtzeitige Bekanntgabe des Textes?

Nachfolgende Gegenüberstellung zeigt die Fernsprechmeldung der Berliner Gesandtschaft vom 31. Juli früh 7^{45}, im Wortlaut[1]), daneben den veröffentlichten Auszug. Das Telephonat vom 31. Juli 1914.

Fernsprechmeldung der Berliner Gesandtschaft vom 31. Juli 1914. Aufgenommen in München 7^{45} vorm.

Eine Antwort auf die gemeinsame Demarche Englands und Deutschlands ist aus Wien bis nachts 12 Uhr nicht eingelaufen gewesen.

Veröffentlichung Eisners.

In einem Telephonat der Berliner bayerischen Gesandtschaft vom 31. Juli 1914 früh wird die Überzeugung ausgesprochen,

[1]) Der weitere kurze Inhalt des Telephonats betrifft einige Gegenstände, die zu dem hier behandelten Punkt in keiner sachlichen Beziehung stehen.

Digitized by Google

Man erwartet sich in den Berliner maßgebenden Kreisen nicht, daß die Demarche Erfolg haben wird, ist vielmehr überzeugt, daß die zweifellos redlichen Bemühungen Greys, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, den Gang der Dinge nicht aufhalten werden.

„daß die zweifellos redlichen Bemühungen Greys, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, den Gang der Dinge nicht aufhalten werden".

Die Fernsprechmitteilung der Berliner Gesandtschaft bezieht sich auf die letzte von London aus eingeleitete Vermittlung. Diese beabsichtigte, den zwischen Österreich-Ungarn und Serbien nach erfolgter Kriegserklärung bereits eröffneten Waffengang zu begrenzen. Die Donaumonarchie sollte einstweilen Belgrad und serbisches Gebiet besetzen und als Pfand dafür behalten, daß sie von den Serben Genugtuung erlangen würde. Eine Ausgleichsaktion der europäischen Großmächte sollte gleichzeitig eingreifen. Auf ähnlicher Grundlage hatte die Reichsregierung schon vorher von sich aus zu vermitteln versucht. Sie kam dem englischen Wunsch, die Londoner Vorschläge nach Wien weiterzugeben, sofort nach und empfahl sie dort in wiederholten sehr eindringlichen Vorstellungen am 29. und 30. Juli zur Annahme. Bethmann Hollweg führte dabei eine nicht mißzuverstehende Sprache. Er ging soweit, vor einem Mißbrauch der deutschen Bundestreue ernstlich zu warnen. „Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen."

In dem Fernspruch der bayerischen Gesandtschaft war also richtig von einer gemeinsamen Demarche Englands und Deutschlands die Rede, auf die eine Antwort noch nicht eingetroffen sei. In diesem Hinweis lag geradezu ein Kernpunkt der Meldung. In der Veröffentlichung aber ist dieser völlig unter den Tisch gefallen. Mit dem aus dem Zusammenhang genommenen einzelnen nackten Satz, den sie brachte, mußte der Anschein erweckt werden, als ob es sich damals um einseitige Bemühungen Sir Eduard Greys gehandelt hätte. Beim Leser konnte wohl auch der Eindruck entstehen, als ob Berlin den Vermittlungsschritt des englischen Staatsmannes geringschätzig behandelt oder unlieb empfunden hätte.

In der Tat wurde der veröffentlichte Satz später von der Versailler alliierten Kommission zur Feststellung der Verantwortlichkeit in dem Gutachten vom 29. März 1919 in diesem Sinne ausgebeutet.

Jedenfalls bestand die Möglichkeit, daß böswillige Ausleger diesen Sinn zum Schaden Deutschlands herauslasen. Das blieb vermieden, wenn der erste Teil der Meldung, dessen sachliche Wichtigkeit in die Augen sprang, mit wiedergegeben oder wenigstens ein Hinweis auf den Inhalt gemacht wurde.

Um so mehr mußte dies geboten erscheinen, als die bayerischen Akten noch weitere Meldungen der Berliner Gesandtschaft enthalten, die denselben überaus wichtigen Gegenstand behandeln und die wirklichen Vorgänge und Zusammenhänge klar und eindeutig erkennen lassen. Schon am 30. Juli 1^{05} nachm. gab die Gesandtschaft in Berlin folgende Drahtung nach München:

„Reichskanzler mitteilt, daß Deutschland Vermittlungsversuch in Wien macht auf Grundlage, daß Österreich Erklärung in Petersburg wiederholt, keinen dauernden Territorial-Erwerb zu beabsichtigen und Besitzstand Serbiens nicht tangieren zu wollen, sondern lediglich zu bezwecken, durch temporäre Besetzung Garantien zu erhalten, daß Serbien österreichische Wünsche erfüllt.

Daneben Vermittlungsvorschlag Sir Edward Greys auf gleicher Basis, der durch Reichskanzler zur ernsten Erwägung nach Wien weitergegeben ist. Reichskanzler hat umgehend zustimmende Antwort erbeten. Bis Eintreffen österreichischer Antwort bleibt Zustand der drohenden Kriegsgefahr, worauf Mobilmachung folgen würde, aufgeschoben. Reichskanzler gibt Hoffnung nicht ganz auf, obgleich seine Vermittlungsaktion durch russische Mobilisierung sehr erschwert."

In einem brieflichen Berichte des Grafen Lerchenfeld vom 30. wird diese Drahtung näher erläutert durch folgende Äußerungen, die Bethmann Hollweg dem bayerischen Gesandten an diesem Tage gemacht hatte:

„Vorläufig wäre von Wien noch keine Antwort da. Der Kanzler habe aber heute nacht in energischster Weise dem Wiener Kabinett erklärt, daß Deutschland sich nicht in das

Digitized by Google

Schlepptau der Balkanpolitik Österreichs stellen könne. Für den Fall, daß Österreich zustimmend antworte, gebe der Reichskanzler die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens nicht auf. Sicher sei dies aber nicht, da die von Rußland bereits vorgenommene Mobilisierung den russischen Rückzug sehr erschwere. Das Vorgehen Deutschlands werde dadurch sehr erschwert, daß man nicht wisse, was bei den getroffenen Maßregeln in Rußland und Frankreich Bluff oder Ernst sei.

Solange die österreichische Antwort nicht eingetroffen sei, gehe Deutschland nicht damit vor, den Zustand der drohenden Kriegsgefahr zu erklären, dem, wie die Dinge in Deutschland lägen, die Mobilisierung, und zwar nach unserer Militärverfassung die Mobilisierung der ganzen Armee, folgen müsse. Lange dürfe mit der Entscheidung in Deutschland nicht gezögert werden, da wir sonst gegen Rußland und Frankreich ins Hintertreffen kämen.“

Nach einigen anderen Mitteilungen, die auf die vorstehende Angelegenheit keinen Bezug haben, äußerte der Kanzler am Schluß zu Lerchenfeld:

„Es sei traurig sagen zu müssen, daß gewissermaßen durch elementare Kräfte und die lange dauernde Verhetzung zwischen den Kabinetten möglicherweise ein Krieg entfesselt wäre den kein Staat wünsche.“

Am 31. Juli früh 7^{45} erfolgte sodann durch Fernsprecher die Meldung, die Eisner benützt hat.

Am gleichen Vormittag 11^{50} ließ die Gesandtschaft noch nachstehende Drahtmeldung folgen:

„Antwort aus Wien noch nicht eingetroffen, da Tiszas Ankunft in Wien erst abgewartet wird, doch wird sie heute nachmittag erwartet. Sollte Österreich dem deutschen und englischen Vermittlungsvorschlag zustimmen, wird er dem Zaren mit Umgehung Sasonows telegraphiert und gleichzeitig Ultimatum wegen Einstellung der Rüstungen gestellt. England arbeitet mit uns, und es ist nicht ausgeschlossen, daß es noch in letzter Stunde die Aktion zum Stehen bringt. Lage bleibt kritisch, da Rußlands Stellung zum Vermittlungsvorschlag zweifelhaft. Diesseitiger Generalstab drängt auf Entscheidung.“

Im Bericht des Gesandten vom 31. Juli schließt die Reihe dieser Meldungen mit folgenden Sätzen:

„Daß Kaiser Franz Joseph die Vermittlungsvorschläge abgelehnt hat, wird hier bedauert, weil damit Rußland noch mehr ins Unrecht versetzt worden wäre.

Immerhin herrscht die Meinung vor, daß, nachdem Rußland zur partiellen Mobilisierung geschritten ist, der Weltkrieg nicht mehr aufzuhalten gewesen ist. Kaiser Nikolaus wäre kaum stark genug gewesen, die Demobilisierung zu verfügen, ohne eine Satisfaktion von Österreich-Ungarn, die, wie die Dinge liegen, nicht zu erhalten war.“

Wer diese Aktenstücke im Zusammenhang liest, wird zugeben, daß sie unter keinen Umständen übergangen werden durften, wenn der in ihnen behandelte Gegenstand überhaupt in einer Veröffentlichung berührt wurde.

Was auch die Ursache sein mag, daß sie nicht zum Zuge kamen, der *eine* Satz, den die Veröffentlichung brachte, gab von dem wahren Sachverhalt kein Bild. Er war geeignet, zu verwirren und Kombinationen Spielraum zu lassen, die der Wahrheit zuwider liefen.

Weitere urkundliche Belege.

Die beiden anderen von Eisner benützten urkundlichen Belege reichen an Wichtigkeit an die eben behandelten nicht heran. Der Fernspruch der Gesandtschaft in Berlin vom 31. Juli abends 8 Uhr berichtet kurz über Vorgänge (Ultimata an Rußland und Frankreich), die nicht strittig sind; im übigen gibt er der sehr weitgehenden Zuversicht Ausdruck, mit der die leitenden Kreise des Generalstabes den Feldzug gegen Frankreich hofften erledigen zu können.

Ernsthafter ist der aus dem Lerchenfeldschen Berichte vom 4. August entnommene Satz genommen worden: Der deutsche Generalstabschef habe erklärt, „daß selbst die englische Neutralität um den Preis einer Respektierung der Neutralität Belgiens zu teuer erkauft wäre, da der Angriffskrieg gegen Frankreich nur auf der Linie Belgien möglich sei“.

Es ist bekannt, daß der Reichskanzler bereit war, den aus der Notlage des Zweifrontenkrieges entsprungenen deutschen Kriegsplan aufzugeben und die Neutralität Belgiens zu beachten, wenn England sich dann dem Kampf zwischen Dreibund und Zweiverband fernhielt. Diese Zusage ist nicht gegeben worden.

Auch diese Berichtstelle über Belgien wurde in der Versailler Schuldbegründung verwendet.

Digitized by Google

Vielleicht deshalb, weil der Ausdruck „Angriffskrieg gegen Frankreich" dazu verlockte. Es liegt aber auf der Hand, daß dieser Ausdruck hier nur auf den unmittelbar bevorstehenden militärischen Waffengang, nach bereits erfolgtem Kriegsausbruch, Bezug hatte, bei dem man angriffsweise dem Gegner zuvorkommen wollte. Es war nicht ein Angriffskrieg im politisch-diplomatischen Sinn des Wortes gemeint.

Deutsches Scheinmanöver?

In den späteren großen deutschen und österreichischen Aktenpublikationen findet man die Meldungen des Grafen Lerchenfeld über den letzten englisch-deutschen Vermittlungsversuch in allem wesentlichen bestätigt.

Die Behauptung der Entente, daß es sich auf deutscher Seite lediglich um Scheinmanöver gehandelt habe, die absichtlich erst in einem Augenblick erfolgt seien, als der Krieg nicht mehr hätte verhindert werden können, wird durch die Akten als unhaltbar erwiesen. Mit Recht hatte der frühere Unterstaatssekretär Dr. Zimmermann in seiner wiederholt angeführten Erklärung vom 28. November 1918 bereits betont, daß die Dinge vielleicht doch noch anders gelaufen wären, wenn England sich dazu aufgerafft hätte, in Petersburg ein ähnlich ernstes und deutliches Wort der Abmahnung zu sprechen, wie Berlin es in Wien getan hat. Dann hätten die französischen und russischen Hetzer sicherlich nicht gewagt, Rußland zum Kriege anzutreiben.

Der Wiener Ballplatz erleichterte ihnen allerdings dieses Geschäft, indem er die deutsch-englischen Vorschläge trotz der dringlichen Mahnung der deutschen Reichsregierung mit sträflicher Nachlässigkeit behandelte und erst am 1. August wenig bestimmt beantwortete. Das kann aber nicht der deutschen Reichsleitung zur Last gelegt werden.

Wirkung bei den Gegnern und Verwertung in Versailles.

Der bayerische Ministerpräsident glaubte mit seinen Enthüllungen seine Meinung von dem unbedingten Kriegswillen des kaiserlichen Deutschland unwiderleglich bewiesen. In dem Gesandtenbericht vom 18. Juli sei „in aller Gemütlichkeit auseinandergesetzt, wie man beabsichtigte, den Weltkrieg zu entfesseln...". „Ich habe damit jedem, der lesen kann", sagte er ein andermal, „jedem der ehrlich ist, bewiesen, wie eine verbrecherische Horde von Menschen diesen Weltkrieg inszeniert hat, wie man ein Theaterstück inszeniert. Denn dieser Krieg ist nicht entstanden, er ist gemacht worden..."

Die gleichen Folgerungen zogen die Preßorgane der Unabhängigen und der Spartakusleute. Sie verlangten schärfste Sühne für die nun aufgedeckte Tücke und Kriegswut der früher herrschenden Kreise. Auch die Scheidemann, David, Ebert, Molkenbuhr, Braun, Fischer hielten sie durch die Enthüllungen so schwer getroffen, daß sie aus der Regierung des neuen deutschen Volksstaates verjagt werden müßten.

Selbst einige mehrheitssozialistische Blätter sahen in dem bayerischen Gesandtenberichte „die volle Bestätigung der Anklagen, die einst Fürst Lichnowsky und Mühlon gegen die deutschen Mitanstifter des Weltkrieges erhoben". Diese Blätter haben offenbar nicht bedacht, daß auch diese Anklagen durch andere Zeugnisse auf ihren richtigen Wert zurückgeführt worden waren, unter Mitwirkung sozialdemokratischer Politiker, so des bayerischen Landtagsabgeordneten Alwin Saenger, der eine kritische Untersuchung der Denkschrift des Fürsten Lichnowsky verfaßt hatte.

Das feindliche Ausland.

Natürlich bemächtigte sich die Entente unverzüglich des ihr gebotenen willkommenen Stoffes. Die Schuldfrage sei nun gelöst, so hieß es in den maßgebenden Londoner und Pariser Regierungsblättern, die Deutschen selbst hätten die gründlichste Vorarbeit für das Urteil geleistet.

„Niemals in der Geschichte wurde ein Verbrechen kaltblütiger und mit mehr Überlegung vorbereitet. Neben dieser kleinen Gruppe von Verschwörern in Berlin und Wien erscheint Napoleon in seinen schlimmsten Augenblicken als ein unschuldiger Mann. Es ist wahr, sie hatten einen anderen Krieg geplant und der Kaiser konnte die Hand aufs Herz legen und erklären, er wünsche diesen Krieg nicht. Der Krieg, mit dem er rechnete, sollte Frankreich durch einen schnellen Schlag zu Boden werfen und Rußland durch eine rasche Bewegung erledigen, während Deutschland Europa die Bedingungen diktieren würde. Einen teuflischeren

Digitized by Google

Plan hat es nie gegeben, niemals einen Plan, der auf so viel Fehlberechnungen gegründet war und so vollständig scheiterte. Jetzt ist es Sache der Welt, die Urheber des Verbrechens der Gerechtigkeit zu überantworten" (Westminster Gazette; aus Deutsche Allg. Ztg. 28. November 1918).

Die Gutgläubigen, die gehofft hatten, daß die Alliierten ihren Zorn und ihre Härte auf die ehemalige kaiserliche Regierung und die ehemals herrschenden Schichten abladen und dem deutschen Volke als solchem mit Milde entgegenkommen würden, oder daß sie vielleicht Bayern das Schuldbekenntnis seines Staatslenkers danken würden, sahen sich grausam enttäuscht. Das deutsche Volk hat seine Regierung gewähren lassen, so hieß es, und trägt dafür insgesamt die Verantwortung, Bayern so gut wie Preußen und das übrige Deutschland. Das Journal des Débats verhöhnte den bayerischen Partikularismus, der sich so die Gunst der alliierten Mächte zu erringen hoffe.

Das Auswärtige Amt hat leider recht behalten: In den Pressestimmen des Auslandes sah man alsbald den Beweis geliefert, daß durch derartige aus dem Zusammenhang gerissene Enthüllungen die an sich schon schwierige Lage Deutschlands auf dem Friedenskongreß ins Ungemessene gesteigert werde. „Bei jeder Gelegenheit werden die Ententevertreter damit hausieren, und, um immer extremere Forderungen durchzusetzen, darauf verweisen."

Genau so, wie hier vorausgesagt, verfuhr die Entente später bei dem Friedensgeschäfte, indem sie die Schuld, welche die bayerische Enthüllung auf die verantwortlichen Staatshäupter und Statsmänner laden wollte, dem deutschen Volke aufbürdete.

Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß man in Versailles mit offenbarer Genugtuung von den bayerischen Dokumenten Gebrauch machte. Dies geschah vor allem in dem „Bericht der Kommission der alliierten und assoziierten Mächte für die Feststellung der Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges und die aufzuerlegende Sühne." Diese Denkschrift trägt das Datum des 29. März und bildet die Grundlage für die spätere Anklage und den Schuldspruch im Ultimatum vom 16. Juni und im eigentlichen Friedensvertrag.

Das erste Kapitel des Kommissionsberichtes ist überschrieben: „Vorgefaßte Absicht, Krieg führen zu wollen." Als Beweisdokument wird in diesem Abschnitt auch Eisners Enthüllung verwendet.

Das vermeintliche Lerchenfeld'sche Schreiben ist darin folgendermaßen ausgebeutet:

„Nach einer in Potsdam am 5. Juli 1914 stattgefundenen ‚entscheidenden Beratung' faßten Wien und Berlin folgenden Plan: ‚Wien wird an Belgrad ein sehr energisches, kurzfristiges Ultimatum richten.'

‚Es ist offensichtlich', schreibt einige Tage später der bayerische Gesandte von Lerchenfeld in einem Bericht an seine Regierung, ‚daß Serbien nicht in Forderungen einwilligen kann, die unvereinbar mit der Würde eines unabhängigen Staates sind.'

In diesem Bericht vom 18. Juli 1914, dessen Inhalt niemals offiziell dementiert wurde, offenbart Graf Lerchenfeld, daß von diesem Zeitpunkt ab das Ultimatum an Serbien gemeinsam zwischen den Berliner und Wiener Regierungen beschlossen war, daß letztere für dessen Überreichung die Abreise des Präsidenten Poincaré und des Herrn Viviani nach Petersburg abwarten würde und daß man sich weder in Berlin noch in Wien Illusionen über die Folgen hingab, zu denen dieser drohende Schritt führen würde. Man war vollkommen davon überzeugt, daß der Krieg daraus hervorgehen würde.

Der bayerische Bevollmächtigte erklärte überdies, daß die einzige Befürchtung der Berliner Regierung darin bestehe, daß Österreich-Ungarn im letzten Augenblick zögern und zurückgehen und daß andererseits Serbien auf die Ratschläge Frankreichs und Englands hin dem auf es ausgeübten Druck nachgeben würde. ‚Nun erachtet aber die Berliner Regierung den Krieg für notwendig.' Deshalb erteilt sie dem Grafen Berchtold unbeschränkte Vollmacht und beauftragt den Ballplatz schon am 18. Juli 1914, mit Bulgarien zu unterhandeln, um es in ein Bündnis und in den Krieg hineinzuziehen.

Um dieses Einverständnis zu verbergen, hatte man abgemacht, daß der Kaiser eine Fahrt auf der Nordsee unternehmen und der preußische Kriegsminister in Urlaub gehen würde. Auf diese Weise war die kaiserliche Regierung in der Lage zu behaupten, daß sie von den Ereignissen vollkommen überrascht worden sei.

Unversehens richtete Österreich an Serbien das Ultimatum, das in der Absicht, es un-

Digitized by Google

annehmbar zu machen, mit Sorgfalt vorbereitet war. Dadurch wurde niemand getäuscht: Die ganze Welt begriff, daß dieses Ultimatum den Krieg bedeute", gemäß dem Ausspruch Sasonows, Österreich-Ungarn wollte Serbien verschlingen."

Wer erkennt nicht, daß hier das bayerische Dokument mit tendenziöser Verschärfung gewaltsam für die Zwecke des Schuldbeweises zurechtgemacht ist?

ntgegnung der deutschen Viererkommission.

Die deutsche Viererkommission schilderte in ihrem Gegenberichte vom 28. Mai die Entwicklung des österreichisch-serbischen Konfliktes nach der Aktenlage und erhob insbesondere auch Einspruch dagegen, daß zwischen Berlin und Wien ein geheimes Komplott zur Vernichtung Serbiens und zur Entfesselung des Weltkrieges geschmiedet worden sei. Sie fügte bei: „Diesem Tatbestand haben die späteren in dem Kommissionsbericht angeführten angeblichen Enthüllungen Eisners und anderer, soweit sie nicht Unrichtiges enthalten, neues nicht hinzugefügt."

Sie stellte auch fest, daß die Nordlandreise des Kaisers im Juli 1914 zu dem alljährlich üblichen Zeitpunkt angetreten worden sei, und daß der preußische Kriegsminister seinen Urlaub schon am 2. Juli erbeten hatte, daß also diese Vorgänge nicht in eine solche Beziehung zu den politischen Ereignissen gebracht werden können, wie es der Kommissionsbericht der Entente mit Hilfe des bayerischen Gesandtenberichts versucht. Beiläufig bemerkte die deutsche Viererkommission noch, daß dieses bayerische Aktenstück, das mehrere schon öffentlich berichtigte Irrtümer aufweise, nicht vom Grafen Lerchenfeld, sondern vom Legationsrat von Schoen stamme.

Wie sehr wären diese Feststellungen der deutschen Viererkommission verstärkt worden, wenn sie hätte anführen können, daß sich der Gesandtenbericht bei der Veröffentlichung Kürzungen hatte gefallen lassen müssen, und welchen Inhalts die weggelassenen Stellen waren!

Ihre Auffassung darüber hat die Viererkommission nachträglich im August 1919 öffentlich kundgegeben, als sie Kenntnis vom Wortlaute erhalten hatte:

„Diese Stellen beweisen von neuem, daß die Reichsleitung nicht den europäischen Krieg gewollt und betrieben, sondern von Anfang an auf die Lokalisierung des Konflikts zwischen Österreich und Serbien hingearbeitet hat, und ernstlich bestrebt war, alle Anlässe zu einem europäischen Krieg auszuschalten."

Bekenntnisse und Wandlungen.

Kautsky.

Zur Begründung und Rechtfertigung der Veröffentlichung der bayerischen Dokumente ist von Schriftstellern, die zum Gesinnungskreise Eisners gehörten, nachträglich geltend gemacht worden, die Publikation sei weniger dazu bestimmt gewesen, die geschichtliche Wahrheit im einzelnen darzutun, als vielmehr berechtigten politischen Zwecken, Zielen und Überzeugungen zu dienen. Es habe sich vor allem darum gehandelt, für das niedergebrochene und unglückliche deutsche Volk einen Wegweiser zur Umkehr aufzurichten und ihm die Bahn zur Verständigung mit seinen bisherigen Feinden zu eröffnen.

Es sollte gezeigt werden, meint F. W. Foerster[1]), daß der Krieg nicht vom deutschen Volke gewollt war, sondern daß bestimmte Gruppen hinter den Kulissen auf die kriegerische Lösung hingearbeitet, die Tätigkeit aber nach außen geschickt verdeckt hatten. Ganz ähnlich rückt Karl Kautsky[2]) den politischen Zweck in den Vordergrund. Er stellt die Enthüllungen in eine Reihe mit den nach seiner Ansicht belastenden Zeugnissen, die in den Denkschriften Muehlons und Lichnowskys enthalten waren. Er glaubt, daß durch die Münchner Dokumente manchem der Star gestochen wurde, der an jenen Bekundungen noch kein Genüge hatte.

Man wird diese Art von Begründung heute kaum noch aufrecht erhalten können. Denn die von Eisner benützten bayerischen Aktenstücke und die Art ihrer Verwendung sind jetzt voll in das helle Licht gerückt, das von der inzwischen vollendeten Publikation der deutschen und österreichischen Akten, aber auch zahlreicher ausländischer Urkunden ausstrahlt. Ihre Beweiskraft für die Schuldfrage ist damit ganz anders klargestellt, als es im November 1918 der Fall war. Auf diese Schriftstücke kann heute niemand mehr eine solche Schuldanklage

[1]) Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland 1920, S. 29 ff.
[2]) Wie der Weltkrieg entstand, 1919, S. 35.

Digitized by Google

gegen Deutschland aufbauen, wie sie in Versailles erhoben worden ist, gleichgültig wie er sonst die deutsche Außenpolitik vor dem Kriege beurteilen mag.

Von seinem ursprünglichen Standpunkt aus, der mit demjenigen Eisners übereinstimmte, fand Kautsky, daß die im Gesandtschaftsberichte vom 18. Juli vorgenommenen Streichungen keine ungünstige Wirkung verursacht hätten. Ihm erscheint die von Berlin im Juli 1914 erstrebte Lokalisierung des Krieges als zweckloses und gefahrvolles Beginnen, das von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt und nur geeignet war, eine europäische Lösung der Krise, d. h. eine Entscheidung durch den Areopag der europäischen Mächte, zu vereiteln. Er erachtete es für recht und billig, daß dieser Umstand, den er für eine volle Tatsache hinnimmt, durch die Münchner Dokumente entsprechend gekennzeichnet wurde.

Es ist aber doch sehr die Frage, ob die Voraussetzungen, die Kautsky für seine „europäische Lösung" annimmt, in jenen kritischen Wochen der europäischen Hochspannung auch wirklich gegeben waren. Die verantwortlichen Staatsmänner Deutschlands hatten darüber eine andere Meinung. Gewichtige Kenner des Urkundenstoffes verneinen sie entschieden. Wer kann sagen, daß die von Kautsky gemeinte Lösung gelungen und der Ausbruch des Weltkrieges wirklich hintangehalten worden wäre? Ist es so sicher, daß eine Verzichtspolitik der Mittelmächte die kriegerischen Neigungen auf der Gegenseite beseitigt hätte? So sehr Kautsky die Blindheit und Vertrauensseligkeit verwirft, mit der man in Berlin auf den Erfolg eines raschen österreichischen Vorgehens gegen Serbien baute, muß er doch zugeben: „Man hatte beabsichtigt, überraschend loszuschlagen, um Europa, bevor es sich recht besinnen könnte, vor vollendete Tatsachen zu stellen, denen es sich fügen mußte. *Auf diese Weise hoffte man, durch Überrumpelung mit dem Krieg den Weltfrieden zu erhalten*".

So bedauert er denn, daß Eisner die „Unvorsichtigkeit" beging, seine Aktenpublikation „mehr als Journalist zu behandeln, dem es auf die Wirkung ankommt, denn als Historiker, dem es um die Vollständigkeit und Unversehrtheit seiner Quelle zu tun ist".

Als Kautsky noch 1918 von den Volksbeauftragten damit betraut wurde, die deutschen Akten über den Ursprung des Krieges zu bearbeiten und herauszugeben, da griff er sein schwieriges Werk ungefähr mit derselben Zielsetzung an, die auch Eisner vorschwebte. Kautsky erwartete, daß sich ein überwältigender Beweis für den verbrecherischen Kriegswillen der einstigen deutschen Regierung ergeben werde. Ohne jedes „beschönigende Suchen nach Schuldigen im Auslande", wollte er lediglich die Verantwortlichkeit des eigenen Landes feststellen, um den Bruch der neuen Zeit mit der Vergangenheit bis in die letzten Folgerungen hinein zu offenbaren. Er geriet damit in Gefahr, den Begriff der Schuld am Kriege gefährlich zu verengen und einseitig zu fassen und er ist dieser Gefahr in seiner ersten Schrift, die neben der Aktenpublikation erschien, nur zu sehr erlegen.

Gleichwohl gewann er aus dem Studium der Urkunden, da er nach wissenschaftlicher Methode verfuhr, die Kraft zu einer bedeutsamen Wandlung seiner Auffassung.

Nicht als ob er die deutsche Staatsmacht von ehedem nun in wesentlich milderem Lichte oder gar im Unschuldsglanze sähe. Im Gegenteil, er urteilt nach wie vor hart über ihre ganze Außenpolitik und lädt eine schwere moralische Verantwortung auf ihre Schultern. Aber in dem Hauptpunkte, auf den schließlich alles ankommt, gewann er eine wesentlich andere Überzeugung. Sein ursprünglicher felsenfester Glaube an die bösewichtartige und komplottmäßige Brandstifterrolle Berlins verließ ihn. Er erwies sich ihm zu seiner Überraschung als unhaltbar, als er erst genauen Einblick in die gesamten Akten getan: „Deutschland hat auf den Weltkrieg nicht planmäßig hingearbeitet, es hat ihn schließlich zu vermeiden gesucht".

Seine Vorstellung von der „deutschen Schuld" wird eine wesentlich andere. Im Lande der Denker und Dichter und der höchsten wissenschaftlichen Leistungen berief ein nach seiner Meinung unfähiges, von Stümperhaftigkeit und Strebertum erfülltes Regierungssystem Elemente zur Staatsleitung, die das Volk sinnlos in ein Abenteuer hineinzogen, aus dem es schließlich keinen anderen Ausweg mehr gab, als den Krieg: „Ich werde zum Verteidiger der deutschen Regierung der Entente gegenüber, die sie als die großen Verbrecher behandeln will. Ich werde um so mehr zu ihrem Ankläger dem deutschen Volke gegenüber."

Die Art wie Kautsky das Werk der deutschen Aktenpublikation durchführte, im Zusammenhalt mit der daraus entstandenen Wandlung seiner Grundanschauung bedeutet ein gewichtiges Zeugnis gegen Eisners Veröffentlichung der bayerischen Dokumente.

Digitized by Google

Auch Professor Foerster kommt nicht ohne Bedenken durch und meint, durch die „gewiß illoyale Unterdrückung eines Teils des Schoenschen Berichts, der, wenn auch nur scheinbar gegen Eisners Schuldauffassung zu sprechen schien, sei die Wirkung der Veröffentlichung großenteils vereitelt worden."

Leider war die Wirkung bemerkbar genug. Wir wissen ja, wie die Entente den ihr gebotenen Stoff ausbeutete.

Dunkle Mächte?

Foerster gibt zu, daß die deutsche Reichsleitung ehrlich bemüht war, den Konflikt zu lokalisieren. Allein er sieht ihr andere Kräfte entgegenwirken. Eine „unverantwortliche militärische Autokratie verbunden mit gewissen dunklen Gewalten", gilt ihm als Trägerin des deutschen Willens in den entscheidenden Tagen. Sie führte die blutige Lösung herbei!

„Eisner erkannte diese Kräfte trefflicher in dem Schoenschen Berichte, er beging aber den schweren Fehler, nur diejenigen Absätze abzudrucken, die jenen Geist spiegelten, und diejenigen fortzulassen, die den gehorsamen Staatsbeamten Bethmann Hollweg zum Ausdruck brachten, der zwar den Krieg nicht wollte und nicht für wahrscheinlich hielt, aber nicht merkte, daß er im Dienste einer Tradition stand, deren Methode innerhalb der ganzen gegebenen Lage unrettbar in die europäische Katastrophe führen mußte".

Hätte Eisner, so argumentiert Foerster, beides in unterschiedlichem Druck nebeneinander gestellt, und die beiden Typen, die dahinter standen, in ihrer unverkennbaren Tendenz charakterisiert, dann hätte er vielen die Augen darüber geöffnet, „daß die Welt eben doch den richtigen Instinkt hatte, wenn sie behauptete, die preußische militärische Autokratie habe planmäßig den Weltkrieg entfesselt — auch wenn weder der Kanzler noch der Kaiser den Krieg gewollt hat".

Dieser Versuch, mit einer Hilfsformulierung die unhaltbar gewordene Auffassung von der allein ausschlaggebenden Schuld Deutschlands am Weltkrieg unter Zuhilfenahme bayerischer Dokumente zu retten, ist von Hans Delbrück mit vernichtender Wucht zerschlagen worden. Er führt den Nachweis, daß nirgends in den verantwortlichen Stellen, auch nicht in den militärischen, derartige autokratische oder verborgene dunkle Mächte die Entscheidung gaben.

„Vom Kaiser, von Bethmann, von Moltke, von Jagow steht fest, daß sie friedlich, ja mehr oder weniger sogar pazifistisch gesinnt waren... Von Tirpitz, dem eigentlichen Haupt der Draufgängerpartei, ist bekannt, daß er außer sich war über den Ausbruch des Krieges. Daß der deutsche Botschafter in Wien, von Tschirschky, ein Kriegshetzer gewesen sei, wird auf das Entschiedenste bestritten[1]). Es bleiben noch Beamte zweiter Ordnung, wie der Staatssekretär Zimmermann. Wo, bei welcher Gelegenheit, hat dieser einen Einfluß in dem bezeichneten Sinne geübt? Der Bericht Szögyenys nach Wien, mit dem auch Professor Foerster wieder arbeitet, ist erstens bestritten, und würde zweitens als Kriegs-Intriganten den Staatssekretär von Jagow erscheinen lassen, der ganz gewiß gerade so wie sein Vorgesetzter von Bethmann Hollweg zur Friedensrichtung gehörte. Wo steckt also die geheimnisvolle Macht, die dahin gearbeitet haben soll, daß sich der serbische Krieg zum Weltkrieg auswuchs?"

Selbst wenn man vieles gelten lassen will von der Kritik, die sich gegen das sogenannte militaristische und machtpolitische Wesen des Wilhelminischen Deutschland richtet, so könnten dadurch die von Delbrück angeführten unwiderleglichen Tatsachen nicht aus der Welt geschafft werden. Es handelt sich in diesem Falle nicht darum, ob es einen solchen Schwertgeist gab, der die Welt hätte verderben müssen, sondern darum, „ob Menschen dieser Gesinnung auf die Beschlüsse, die den Krieg entzündeten, einen Einfluß gehabt haben und das ist nicht nur ein bloßer Verdacht, sondern eine nachweisbare Unwahrheit" (Delbrück).

Gegen diese durchschlagenden Argumente wird schwerlich etwas Stichhaltiges einzuwenden sein. Im übrigen aber urteilt Foerster selbst, wie folgt:

„Ein wirkliches tragisches Verschulden Eisners lag eben in einer gewissen spielerischen Art, schwerwiegende Dinge zu behandeln, an einem bohèmeartigen Mangel an starkem Verantwortlichkeitsgefühl. Dieses Manko aber war kein Novum in der neudeutschen politischen Praxis; Wilhelms II. und Bülows geniale „Staatskunst" waren die berühmten Muster für einen solchen Stil in der Behandlung schwerwiegender und folgenreicher politischer Angelegenheiten".

Was soll dieser seltsame Vergleich? Er hinkt nicht nur, sondern er könnte auch dann nicht zur Rechtfertigung dienen, wenn er in seinen Voraussetzungen richtig wäre.

Übrigens hat kein Geringerer als E. D. Morel, der englische Vorkämpfer für Recht und Gerechtigkeit unter den Völkern, die hemmungslose deutsche Selbstbezichtigung schonungslos

bloßgestellt: Mit ihrer Einseitigkeit und ihren Übertreibungen schädige sie nicht nur ihr eigenes Volk und stärke die Kräfte, die hinter dem Versailler Vertrag stehen, sondern errege auch die Verachtung des Auslandes.

Auch ein Schuldbekenntnis.

Auch George D. Herron nahm nach Versailles das Wort; ihm löste das Entsetzen über den Gewaltfrieden die Zunge[1]). Mit so nebensächlichen Einzelheiten, wie mit dem von ihm mitverursachten Schuldbekenntnis eines bayerischen Ministerpräsidenten gibt sich dieser in Weltteilen denkende Pazifist allerdings nicht ab. Den Blick aufs Ganze und Große gerichtet, stimmt er eine weithinhallende Klage über Versailles an. Er erkennt diesen aus Lug und Trug, aus Täuschung und Wortbruch entsprungenen vorgeblichen Frieden als ein verruchtes teuflisches Werk, durch das die Menschheit in eine noch schlimmere Hölle gestürzt werde, als der Krieg selbst war. Damit hat der deutsche „Vorkriegsgeist", von dem Herron eine abenteuerliche Vorstellung hat, von jener Welt Besitz genommen, die auszog, ihn zu vernichten.

Die prometheische Lichtgestalt Wilsons, des Friedensbringers und Völkerversöhners, an den er und seine Gesinnungsgenossen mit brünstiger Hingabe geglaubt, verwandelt sich Herron in eine bemitleidenswerte Fratze.

Und er erinnert sich mit brennender Reue, daß er und seinesgleichen selbst das Kriegsfeuer gegen Deutschland geschürt, wo sie nur konnten. Sein Bekenntnis gilt für jenen großen Teil des internationalen Pazifismus, den seine Wahnvorstellungen von der sogenannten deutschen Weltgefahr an die Seite der französischen und englischen Kriegshetzer führten, sodaß Lord Northcliffe seine Freude daran haben konnte. Dieser Fanatismus half mit, als es galt, Italien, Rumänien, Nordamerika in den Krieg zu treiben, weil er in dem Irrwahn lebte, der Sieg über den „Germanismus" bedeute den ewigen Weltfrieden, bedeute den Völkerbund, aufgerichtet auf der Grundlage der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Nationen.

Für *diesen* Pazifismus, der über die natürlichen und geschichtlichen Grenzen einer vernünftigen Friedensbewegung hinausirrend seiner Schwarmgeisterei nachjagte, legt Herron folgendes Geständnis ab:

„Auf uns, die Pazifisten, auf uns, die Gläubigen an eine bessere Welt, auf uns, die wir unsere Friedenssehnsucht unterdrückten und in Kriegswünsche und Petitionen an unsere verschiedenen Vaterländer umzuwandeln die Selbstverleugnung hatten, — auf uns ruht, lastet und drückt eine beinahe unerträgliche Bürde von Schuld und Unterlassungssünde. Wir haben den Krieg gegen Deutschland und für die Demokratie gepredigt — wir haben den Krieg gegen den Krieg und für die Liga der Nationen geführt: Vor Gott und den Menschen, vor unserem eigenen Herzen und Gewissen, vor Zukunft und Gegenwart stehen wir als verantwortlich dafür da, daß wir unseren eigenen Prinzipien untreu wurden, daß wir eine einzige und höchste Gelegenheit vorübergehen ließen, daß wir es ruhig mit ansahen, wie diese unglaubliche Tragödie des Versailler Friedens sich in Szene setzen und bis zu ihrem unheilvollen Ende abspielen konnte."

Ein merkwürdiges und lehrreiches Begleitstück dieser Tragödie war die auswärtige Politik der bayerischen Revolution.

Rundschau.

Die körperliche Erziehung des wachsenden Menschen.

Der Wiederaufbau unseres Vaterlandes muß in erster Linie einsetzen bei unserem Menschenkapital, an dem durch Krieg und Hungerblockade Raubbau getrieben worden ist. Die körperliche Ertüchtigung unserer Jugend ist eine Aufgabe die aufs allerernsteste in Angriff genommen werden muß, ganz besonders auch deshalb, weil eine sehr wichtige Einrichtung, die früher viele Versäumnisse ausgleichen konnte, jetzt wegfällt, das ist der obligatorische Militärdienst. Eine vorzügliche Übersicht über alles, was zur körperlichen Erziehung getan werden kann und getan werden muß, hat der hervorragende Münchner Orthopäde Georg Hohmann herausgegeben, der sicher vielen Lesern der Zeitschrift als einer unserer sympathischsten Politiker bekannt ist. Das kleine Bändchen ist in der hübschen Serie „Wissenschaft und Bildung" des Verlags von Quelle und Meyer erschienen. (Preis 10 Mark.) Es behandelt die Hygiene des Säuglingsalters, des Kleinkindes, des heranwachsenden Kindes bis über die Pubertätszeit hinaus und gibt auf alle Fragen, die eine Mutter oder ein Erzieher zu stellen hat, kluge und wertvolle Antwort. Viele Textabbildungen beleben das flüssig und angenehm geschriebene Buch, das auf das wärmste empfohlen werden kann. Herm. Kerschensteiner.

[1]) Herron, Der Pariser Frieden und die Jugend Europas. 1920.

Brennende Fragen aus dem Gebiete des Strafwesens.

Der Aufsatz Heinrich Seyfarths in der Mainummer 1921 der Südd. Monatshefte regt zu schärfstem Widerspruch an. Der Verfasser klagt darüber, daß den entlassenen Gefangenen von der Gesellschaft ein fast unüberwindliches Mißtrauen entgegengebracht werde. Ich behaupte, daß dieses Mißtrauen völlig berechtigt ist, daß es sich aber in der Zeit der vollkommenen Freizügigkeit weniger wie je auswirken kann. Noch nie waren die Folgen einer strafbaren Handlung, soweit sie in der „Verachtung" der Mitmenschen bestehen, so gering wie in den letzten Jahrzehnten, noch nie hatte der Verbrecher so günstige Gelegenheit, sich der etwaigen Verachtung durchaus zu entziehen.

Die drei Gegenbeispiele des Aufsatzes können diese Tatsache nicht umstoßen. Soll ich zu ihnen Stellung nehmen, so erkläre ich folgendes: Als ich auf die Schule ging, lernte ich, daß der Mörder von den Erynien gepeitscht werde, daß er nie mehr im Leben Ruhe und Rast finden könne. Ich habe das als eine gerechte Strafe empfunden und ich empfinde es noch jetzt so. Diese Empfindung ist gesund und sie muß in unserem Volke gestärkt werden. Ich stimme mit dem Verfasser darin überein, daß die Begnadigung falsch war; der Fehler lag aber in dem ersten Gnadenakt der Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus. Der bisher völlig unbescholtene Beamte, der die Kasse des Staates bestahl, mußte diesen Fehl„griff" schwer büßen. Aber der Staat hat die Pflicht, seine Beamten zu lehren, daß öffentliche Gelder nicht angegriffen werden dürfen. Sollte der Staat seinen unwürdigen Diener nach verbüßter Strafe wieder an eine Kasse setzen? Ich sage nein, unbedingt nein. Ein Beamter, der diesen Namen tragen darf, greift nicht daneben, und wenn er es doch tut, so gehört er ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Männer, die dem Volk ein Muster sein sollen an ernster Auffassung ihrer Pflicht. Wer Gelegenheit hat, in der psychiatrischen Literatur Gutachten über Beamte zu lesen, die etwa im Verlauf eines Disziplinarverfahrens begutachtet wurden, ist erstaunt über die Langmut, welche die vorgesetzten Behörden auch in dem Königreich Preußen mit seiner strammen Beamtendisziplin vielfachen, sogar gehäuften, wenn auch geringeren Vergehen gegenüber an den Tag gelegt haben. Irgendwo muß aber einmal das Recht vor die Gnade gehen. Exempla trahunt. Das dritte Beispiel zeigt nur, daß eine kurze Stunde über das Schicksal eines leichtsinnigen jungen Menschen entscheiden kann.

Ich bin der Meinung, daß die Öffentlichkeit ein volles Recht hat, gegen Verbrecher aufs äußerste mißtrauisch zu sein. Gerade die hohe Rückfälligkeitsziffer spricht da eine nicht mißzuverstehende Sprache. Man kann für die Diebe, Räuber und Mörder sozial denken; vielleicht auch manchmal mit einer gewissen Berechtigung für die Opfer dieser in ihrer Art oft außerordentlich tüchtigen Spezies. Wer auf diesem Standpunkt steht, und ich hoffe, es sind noch viele Menschen, der verlangt, daß die Allgemeinheit noch viel mehr als bisher gegen diese Zunft geschützt werde.

Die Hoffnung, aus Verbrechern ordentliche Menschen machen zu können, ist utopisch und alle Pläne, welche einem Traum Wesen geben sollen, sind zum Scheitern verurteilt, wie sie bisher immer gescheitert sind. Möge dieser Traum noch so schön sein, möge er immer wieder von Menschen, die von den besten Absichten beseelt sind, geträumt werden, er wird stets sich als das erweisen, was er ist: eitel Schaum.

Freilich laufen manche, nur zu viele, frei herum, die eine gemeine, sogar eine verbrecherische Gesinnung haben. Aber Gesinnung kann man nicht strafen und daß mancher sich frei bewegt, der mehr auf dem Kerbholz hat als einer, der gerade sitzt, kann uns nur mit Bedauern erfüllen darüber, daß die Nürnberger von ihrer alten Gewohnheit immer noch nicht abgegangen sind, keinen zu hängen, den sie nicht haben und daß die Gesetze so weite Maschen haben. Ich wüßte nicht,

Digitized by Google

daß man daraus andere Schlüsse ziehen könnte; ich wüßte nicht, daß solche Gedanken pharisäisch wären.

Der Verfasser des Aufsatzes irrt meiner Überzeugung nach, wenn er den Ursprung der Rückfälligkeit zahlloser Gefangener in der Art des Strafvollzuges sucht. Ja, wenn das so wäre! Dann wäre sein Optimismus durchaus angebracht und keinem Menschen würde es einfallen, seine warnende Stimme zu erheben. Allein die meisten Verbrecher werden deshalb rückfällig, weil das Verbrechen in ihrer Natur liegt, weil es bequemer ist zu stehlen als hart zu arbeiten, weil sie brutal sind und deshalb das Leben ihres Nächsten für nichts achten, weil ihnen die Hemmungen fehlen, weil ihr Wille schwach ist und weil es unmöglich ist, den Willensschwächlingen ein Rückgrat einzusetzen, das der Versuchung widerstehen könnte, weil es nicht möglich ist, den Rohling zu einem sanften Lamm zu machen, oder da Hemmungen einzuschalten, wo sie von Natur aus nicht vorhanden sind. So liegen diese Dinge in Wirklichkeit und an dieser unerbittlichen Tatsache wird wenigstens dem erwachsenen Verbrecher gegenüber alles zunichte werden, was die Hoffnungsfreudigkeit ersinnt, um ihn davor zu bewahren, das zu begehen, wozu er seiner Veranlagung nach berufen ist.

Es ist an der Zeit, darüber nachzudenken, wie die Öffentlichkeit besser als bisher vor dem Verbrecher geschützt wird; denn wo man nicht heilen kann, da muß man vorbeugen.

Ich kenne ein junges, hübsches, sexuell sehr erregbares Mädchen, das bisher zu drei Männern Liebesbeziehungen hatte. Der erste endete auf dem Schlachtfeld, der zweite wurde von ihr mit Säure übergossen, wobei infolge ihrer mangelhaften Technik nur der Überzieher ruiniert wurde. Wegen mangelnden Strafantrages erfolgte nichts. Dem dritten Mann schüttete sie die Säure ins Gesicht und verletzte ihn an einem Auge so, daß anfänglich angenommen wurde, dieses Auge sei verloren. Später stellte sich heraus, daß der bleibende Schaden weit geringer war. Daß das Attentat keine schlimmeren Folgen hatte, lag nicht in der Absicht des Mädchens; denn es wollte den Geliebten so entstellen, daß ihn nie ein anderes Mädchen liebhaben würde. Es war nur ein glücklicher Zufall, daß das Licht des einen Auges nicht für immer erlosch. Wäre es zur Verhandlung gekommen, so wäre die Strafe ihrer Dauer nach nicht allzu hart ausgefallen. Nach ihrer Verbüßung wäre das Mädchen vielleicht in dem engen Kreise der Wissenden „verachtet" worden, von einigen möglicherweise bewundert. Aber nichts hätte sie daran gehindert, alsbald wieder ein Verhältnis anzufangen — ihre sexuelle Begehrlichkeit hätte das erfordert — und der nichts Böses ahnende Partner wäre ständig in dringendster Gefahr für Leib und Leben gewesen; die Katastrophe hätte eines Tages kommen müssen. Hätte das Mädchen in richtiger Einschätzung ihres ungebändigten Charakters der Liebe fernerhin entsagt? Gewiß nicht. Hätte jemand ihren neuen Geliebten gewarnt? Gewiß niemand. Wer weiß in der großen Stadt denn etwas von seinem Nächsten? Wer kennt seine Vorgeschichte? Praktisch niemand. Wer wäre Schuld gewesen an einem möglicherweise großen, nicht mehr gut zu machenden Unheil? Die wenigen Menschen, die das Mädchen kraft ihres Amtes kennen, praktisch niemand. Zum Glück erwies es sich, daß das Mädchen psychopathisch veranlagt ist und das gab die Möglichkeit, es in einer Anstalt zu internieren. Dadurch wurde einer Untat vorgebeugt, die nach menschlicher Voraussicht hätte kommen müssen und deren Schwere einzig und allein vom Zufall abhängig gewesen wäre.

Die Direktoren der Zuchthäuser entlassen Tag für Tag Menschen, von denen sie genau wissen, daß ihr Lebenslauf Verbrechen ist. Sie können das nicht ändern.

Es lag mir daran, die andere Seite des in dem Aufsatz aufgeworfenen Problemes *grell* zu beleuchten. Ich tue das in einer Zeit, wo niemand mehr die Konsequenzen seiner *Handlungen* tragen will, bald niemand mehr sich getrauen wird, sie dem Verbrecher aufzuerlegen. Zu gleicher Zeit wird ein Volk zu seinem Entsetzen mit Ruten und Skorpionen gezüchtigt für seine *Unter-*

Digitized by Google

lassungen, die es beging, als sein Schicksal seit Jahrzehnten immer deutlicher an seine Pforten pochte, bis es sich in einer unseligen Stunde dort an der Marne erfüllte: in einer Stunde das Schicksal eines ganzen großen Volkes, nicht das eines einzelnen leichtsinnigen Spielers. Dr. Wilh. Korte, Oberarzt, Eglfing

Russische Literatur.

Man muß dem Inselverlag dankbar sein — und das werden besonders die zahlreichen jetzt in Deutschland lebenden russischen Flüchtlinge tun —, daß er auch russische Literatur in der Ursprache herausgibt. Zunächst sind erschienen Turgenjew, Gedichte in Prosa (Pandora Nr. 59) und von Dostojewski der „Großinquisitor", der „Teufel" und der „Alb des Iwan Fjodorowitsch" zusammen in Nr. 25 der Sammlung Pandora. (Jedes Bändchen 5.— M.) Die Brüder Al. und David Eliasberg haben die Ausgabe einer schön gelungenen Anthologie (Rußkij Parnaß) besorgt, die derselbe Verlag in recht befriedigender Ausstattung gedruckt hat. Nicht weniger als 68 russische Dichter von Lomonossow und Dershavin bis zu den neuesten sind in charakteristischen Dichtungen vertreten.

Karl Nötzel, der ausgezeichnete Kenner Rußlands, gibt im Drei Masken Verlag, München, eine wohlgelungene Übersetzung von zwei Stücken aus der „Rechtfertigung des Guten" des bisher größten russischen Philosophen Wladimir Solovjow (1853—1900) heraus und zwar „Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit" und „Der Sinn des Krieges". Beide zusammen in einem Band. Die vorzügliche Einleitung die Nötzel dazu geschrieben hat, teilt alles Wissenswerte über des Philosophen Leben, Persönlichkeit und Wirken mit. Man kann den Inhalt der beiden Stücke andeuten in zwei Aussprüchen des Philosophen selbst: „Liebe jede Nation wie deine eigene" und „Der Krieg war ein unmittelbares Mittel für die äußere und ein mittelbares für die innere Vereinigung der Menschheit".

Über das, was von Frühjahr 1917 bis August 1918 in Rußland, speziell in Petersburg vor sich gegangen ist, versucht der frühere Chef der russischen Geheimpolizei Komaroff-Kurloff in einem umfangreicheren, bei Scherl erschienenen Band „Das Ende des russischen Kaisertums" Rechenschaft abzulegen. Er greift natürlich weit zurück, um aufzuzeigen, was für Bestrebungen und Mächte zu dem tragischen Ende nicht nur des Kaiserhauses, sondern des ganzen Reiches geführt haben, sein Hauptzweck aber ist die Widerlegung aller in Gesellschaft und Presse ausgestreuten Lügen und Verleumdungen über das Herrscherhaus selbst. Adolf Dirr.

Kleine Gedanken.

Die russische Literatur ist heute ebenso krank wie ganz Rußland: entweder Freiheit ohne Gott, oder Gott ohne Freiheit.

Tolstoi ist noch nicht vergessen, aber schon in die Ferne gerückt: wehe nicht ihm, sondern uns!

Die russische Literatur vom Anfang des 20. Jahrhunderts ist nicht schlechter als die vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Aber damals war die Zeit der Ernte, und heute lesen wir hinter den Schnittern die Ähren auf wie Ruth auf dem Felde Boas'.

[Aus Mereschkowski „Auf dem Wege nach Emmaus", Essays. Piper & Co.]

Redaktionell abgeschlossen am 26. Januar 1922.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck den Tageszeitungen bei genauer Quellen- und Preisangabe auszugsweise gestattet. Druck: F. Bruckmann A.G., München. Buchbinderarbeiten: Grimm & Bleicher, München. Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Lesesaal
der Städt. Kurverwaltung

19. März 1922

Geborgenheit?

Präsident Poincaré

in der Französischen Kammer am 4. August 1914:

„Seit mehr als vierzig Jahren haben die Franzosen in echter Friedensliebe auf den Wunsch berechtigter Wiederherstellungen verzichtet und das Beispiel einer großen Nation gegeben, die ihre neuerstarkte Macht nur im Interesse des Fortschritts und der Humanität genützt hat."

ısführliches Inhaltsverzeichnis auf der vierten Seite des Anzeigenteils

Süddeutsche Monatshefte

Preis M. 5.50

Vierteljahrspreis M. 15.–

üddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München

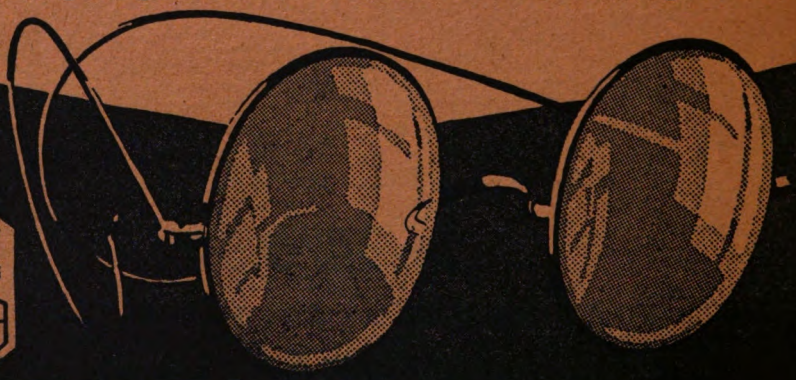
März 1922

Digitized by Google

Zeichnung von Th. Th. Heine.

ZEISS
Punktalgläser

besitzen die wissenschaftlich errechnete, für jeden Grad von Fehlsichtigkeit erforderliche Durchbiegung und sind in einem sorgfältig überwachten Arbeitsgang hergestellt. Zeiss Punktalgläser ermöglichen dem Auge, unter Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit, nach allen Richtungen scharf zu sehen. Wer erst einmal Zeiss Punktalgläser getragen hat, weiß die Vorzüge dieser Gläser richtig zu schätzen. Jeder gute Optiker setzt in Brillen u. Kneifer Zeiss Punktalgläser ein.

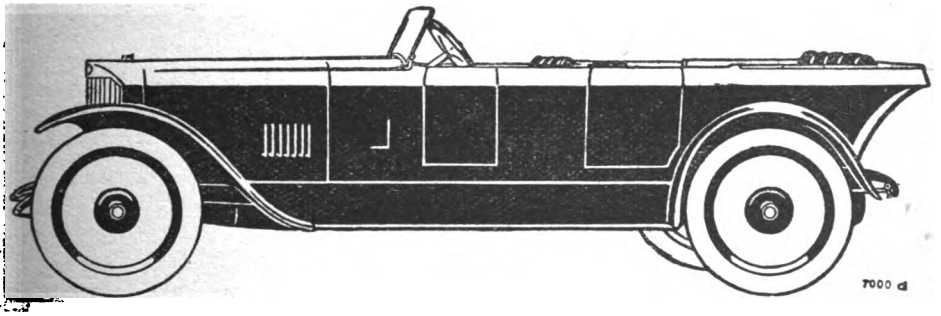


Druckschrift
Punktal 5
kostenfrei
CARL ZEISS
JENA

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE



Personenwagen in weltbekannt erstklassiger Ausführung

BENZ & CIE

Rheinische Automobil- und Motoren-Fabrik, A.-G.

MANNHEIM

Zweigniederlassungen und Vertretungen:

Aachen, Amsterdam, Athen, Belgrad, Berlin, Beyruth, Bielefeld, Bochum, Braunschweig, Bremen, Breslau, Brüssel, Budapest, Buenos-Aires, Czernowitz, Danzig, Diekirch (Luxemburg), Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Freiburg, Habana, Halle, Hamburg, Hannover, Haynau, Helsingfors, Hirschberg, Jaffa, Johannesburg, Karlsruhe, Kassel, Konstantinopel, Kopenhagen, Köln, Königsberg, Kristiania, Leipzig, London, Madrid, Magdeburg, Mailand, Melbourne, Montevideo, München, New-York, Nordhausen, Nürnberg, Pforzheim, Porto, Posen, Riga, Rostock, Saarbrücken, Shanghai, Soerabaya, Sofia, Stettin, Stockholm, Stuttgart, Trier, Valparaiso, Weimar, Wien, Wladiwostok, Würzburg, Zürich.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

März 1922

Frankreichs Kriegsvorbereitung in der Schule und bei der Jugend

Von Geheimrat Dr. **Bruno Stehle**, ehemals Geheimer Regierungs- und Schulrat am Bezirkspräsidium in Straßburg.

Vorwort des Herausgebers 281
Einleitung 282
Staatsbürgerliche Erziehung und Moralunterricht in Frankreich . . . 283
Hetzarbeit in französischen Jugendschriften 286
Hetzarbeit in französischen Schulbüchern 297
Das Elsaß 302
Geographieunterricht 309
Geschichtsunterricht 312
Rechtschreibeunterricht 316
Singstunde 317
Aufforderung zum Rachezug . . . 317
Frankreichs Bundesgenossen in den französischen Lehrbüchern 322
Frankreichs Kriegsziele in seinen Lehrbüchern 324
Schluß 327

Rundschau:

Josef Hofmiller / Neue Bücher 328

Schrift- und Verlagsleitung: München, Königinstraße 103. Fernsprecher: 30692
(nur von 8 bis 3 Uhr, Samstag 8 bis 1 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen)

Schleussner-

Photo-Platten

Schleussner Photohilfsbuch
I. Teil: Das negative Bild. Preis 3.50
II. Teil: Das positive Bild. Preis 2.—

Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes Preis M. 4.—

Photo-Chemikalien

Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-, lichthoffrei-farbenempfindliche Inalo-Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. M. 126

Digitized by Google

Hetzarbeit?

Die Welt bezichtigt jeden Deutschen der Hetzarbeit, der feststellt, daß andere gehetzt haben und hetzen. Für Versöhnungspolitik dagegen hat man es bis heute gehalten, das deutsche Volk über die wirklichen Stimmungen der anderen Länder im unklaren zu halten. Wenn im Krieg einer der größten deutschen Verlage an den deutschen Herausgeber französischer Schulausgaben das Ansinnen gestellt hat, alle deutschfeindlichen Stellen aus den französischen Schriftstellern fortzulassen, um versöhnend zu wirken, so kann man sich nicht wundern, daß in der vorausgegangenen Friedenszeit in den deutschen Schulbüchern rührende und zudem erfundene Anekdoten aus dem Leben der französischen Generale zu finden waren, die die Pfalz verwüstet haben, und daß in dem deutschen Institut zu Dorlisheim im Elsaß in den Pausen — nicht etwa in der französischen Sprachunterrichtsstunde — von den jungen Mädchen nur französisch gesprochen werden durfte, bei Strafe von 5 Pfennig für jedes deutsche Wort. Doch es bedarf keiner Einzelheiten — jeder der vor dem Krieg in eine deutsche Schule gegangen ist, weiß, daß Hetze gegen Frankreich unbekannt war. Ja, gleich nach 1870 begann eine ganz besondere Pflege französischer Literatur in Deutschland, und wenn man weiter zurückblickt, so muß man sagen, daß die Vorstellung vom „ritterlichen Frankreich", die Bewunderung des „Großen Jahrhunderts" (insbesondere Racines und Corneilles), ja die ganze Weltstellung der französischen Sprache und Zivilisation mit deutscher Hilfe geschaffen wurde. Die Selbstanbetung der Franzosen hätte die Weltstellung des französischen Geschmackes nicht schaffen können, wenn nicht die Anbetung eines anderen Volkes, des deutschen, hinzugekommen wäre. In diesem Augenblick, in dem die Franzosen alles tun, um im deutschen Elsaß durch die Schule die deutsche Sprache mit Stumpf und Stiel auszurotten, ist unmittelbar gegenüber auf der rechten Rheinseite das Französische die meistgepflegte fremde Sprache und haben schon die kleinen Buben in den badischen Realschulen sechs Wochenstunden Französisch.

Man hat Schwärmerei und Nichtkennen der Wirklichkeit in Deutschland von jeher für Philosophie und stets das eigene Humanitätsideal für die Zukunft der Welt gehalten. Wenn durch den Krieg, bei andern durch den „Frieden" ein Erwachen immer weiterer Volkskreise aus Jahrhunderte langem Traum erfolgt, so wird die nachstehende Sammlung von Zeugnissen französischer Kriegsvorbereitung stets zu jenen Urkunden gehören, die dem von Natur zu Begriffen und Worten neigenden deutschen Denken das bieten, was ihm fehlt: Anschauung.

Paul Nikolaus Cossmann.

Digitized by Google

Frankreichs Kriegsvorbereitung in der Schule und bei der Jugend.

Von Bruno Stehle.

Im Jahre 1917 wurden mir auf Veranlassung des Ministeriums des Innern für Elsaß-Lothringen aus den besetzten Gebieten von Lille bis in die Vogesen, besonders auch aus dem Gebiete von Longwy französische Jugendschriften und Schulbücher in großer Zahl zugeschickt, wie sie eben vielfach aus dem Schutt und der Asche der zerstörten Häuser herausgeholt wurden. Beim Durcharbeiten dieser Bücher fand ich, daß die Franzosen in ihnen und durch sie ganz offenkundlich auf den Krieg hinarbeiteten.

Da zur Zeit die Schuldfrage im Mittelpunkt der Erörterungen steht, dürften nachfolgende Auszüge aus diesen Büchern nicht unwillkommen sein. Sie sind nach meiner Überzeugung wohl imstande, zur Aufhellung der wichtigsten aller Fragen ein Scherflein beizutragen.

München, im Februar 1922. Dr. Stehle.

Einleitung.

Bis jetzt wurde hauptsächlich auf diplomatischem Gebiet von uns der Beweis, daß Deutschland zu Unrecht die Schuld am Ausbruch des Weltkrieges zugeschoben werde, zu erbringen gesucht. Neben diesen Wegen müssen wir noch andere aufsuchen, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, und einen solchen Weg schlagen die nachfolgenden Ausführungen ein.

Wenn man mit einem so gewaltigen und deshalb gefürchteten Gegner, wie Deutschland Frankreich gegenüber es war, den Kampf aufnehmen will, muß man vor allem der Volksstimmung Herr sein. Das ganze Volk muß in einen solchen politisch erregten Zustand versetzt werden, daß es vor der schweren Last eines Kampfes auf Leben und Tod nicht zurückschreckt. Die Leidenschaften müssen aus dem tiefsten Grunde der Volksseele heraufgepeitscht werden. Das haßerfüllte Innere der Gesamtbevölkerung muß blindlings auf das eine Ziel losgehen: auf Besiegung und Vernichtung des verfluchten Feindes.

Es soll hier nicht die Rede davon sein, wie Frankreich im Reichsland kein Mittel unversucht ließ, den Gedanken an die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens im Volke wachzuhalten, wie es durch gewisse Vereine die Erinnerung und Liebe zur mère patrie aufrecht erhielt, wie es das Elsaß mit französischen Zeitschriften überschwemmte, wie es den Roman in seine Dienste stellte, wie es über das ganze Reichsland durch ausgedehnte Werbetätigkeit in Wort und Schrift ein Netz spannte, an dem offen und versteckt elsässische Französlinge mitarbeiteten, wie drüben über den Vogesen Frankreich vor allem auch das Theater und den Film zu seinen Zwecken benützte. Ihren Höhepunkt erreichten diese Dinge, als elsässische Politiker als Wanderredner drüben über den Vogesen von Stadt zu Stadt zogen und das französische Volk aufhetzten. Noch schlimmer zeigte sich dieser Höhepunkt auf reichsländischem Boden in Noiseville und Weißenburg anläßlich der Enthüllung französischer Schlachtendenkmäler.

Alle diese Vorgänge bedeuteten eine stete Kriegsgefahr. Und in der Tat war das französische Volk schon im Mai und Juni 1914 so aufgeregt, daß mir z. B. befreundete elsässische Familien dringend abrieten, auf einem Pfingstausflug in die Vogesen französischen Boden zu betreten.

Alles das bedarf noch eingehender Darstellung, wenn Frankreichs Schuld an Herbeiführung des Weltkrieges vor aller Welt klargelegt werden soll. Hier soll nur von dem die Rede sein, wie Frankreich die Schule, die höhere wie die Volksschule, das Schulbuch und die Jugendschrift in seinen Dienst dazu stellte. Es ist ein altes, bekanntes Wort, demjenigen gehöre die Zukunft, der die Jugend habe. Hierin können wir dem wohlberechneten, schlauen Vorgehen der Franzosen unsere Bewunderung nicht versagen. Es fällt dem ehrlichen, schwerfälligen Deutschen wie Schuppen von den Augen, wenn er endlich in dieses Getriebe hineinsieht, in dem ein großes Räderwerk in Bewegung gesetzt ist, durch die nur ein großes Ziel verfolgt wird: Frankreichs durch den Krieg von 1870/71 verlorene Welt- und Machtstellung wieder zurück-

Digitized by Google

zugewinnen und das ehedem geraubte Reichsland erneut an Frankreich anzugliedern, den Rhein zur Grenze des Landes zu machen und Süddeutschland von Preußen zu trennen.

Um diese großen Ziele zu erreichen, nahmen die Franzosen die Schule und die in die Schulen amtlich eingeführten Schulbücher mit zu Hilfe. Dem gewaltigen Einfluß der Schule, den sie auf alle Teile des Volkes ausübt, da sie ja alle umfaßt, kann sich niemand entziehen. Jährlich wurden viele Hunderttausende aus der Schule entlassen, traten hinaus ins Leben, angefüllt mit Revancheideen, verbreiteten sie bei andern und vertieften sie in sich. So ergoß sich alljährlich ein neuer Strom des Hasses und wilder Kriegsgier aus der Schule über das ganze Volk und durchtränkte es mit seinem unheilschwangeren Gifte in allen seinen Schichten.

Es handelt sich hier um Schulbücher, die ja jedes Kind in ganz Frankreich besitzen muß. Dabei möchte ich auf die Höhe der Auflage hinweisen, die einzelne Bücher erlebt haben, und man wird ihre Gefährlichkeit erkennen. Das Buch: G. Bruno, Les enfants de Marcel. Instruction morale et civique en action verzeichnet die 36. Auflage. — Burle, L'histoire nationale, racontée aux enfants 64. Aufl. — L. Lanier, C. Rogeaux, A. Laborde, Cours de géographie méthodique. La France et ses colonies. 101. Aufl. — Désiré Blanchet, Histoire de France. 1913, 239. Aufl. — Quéchot, Deuxième livre de lecture expliquée 130000 Exemplare. A. Delapierre et A. P. de Lamarche, Exercices de mémoire 525000 Exemplare. — Gauthier et Deschamps, Cours élémentaire d'histoire de France. Paris, Hachette et Cie., 660000 Exemplare. — Ernest Lavisse, La première année d'histoire de France. 76. Aufl. Die Geschichte Frankreichs von demselben Verfasser ist in 300000 Exemplaren verbreitet. — Das Buch Le tour de la France par deux enfants par G. Bruno. Paris. Eug. Bélin, erreichte im Jahre 1910 gar die 356. Auflage. Rechnen wir auf eine Auflage nur 5000 Exemplare — das ist aber viel zu wenig — so trug das Buch seine Gedanken in 1780000 Häuser. So gewaltig wuchern diese Giftpflanzen.

Staatsbürgerliche Erziehung in Frankreich.

Wie geringes Verständnis in politischen Dingen überhaupt der Deutsche zeigt, geht auch daraus hervor, daß die meisten, die in den letzten Jahrzehnten nach Frankreich hinüberzogen, um die französische Sprache an Ort und Stelle zu studieren, an den politischen Bestrebungen im allgemeinen, an den Rache- und Wutausfällen im besonderen achtlos vorübergingen. Während des Krieges hat man dann endlich davon gehört — als es zu spät war. Und doch hatten z. B. die Lehrer Gelegenheit genug, die Schulbücher und den Unterrichtsgang auf diesem Gebiete kennenzulernen [1]).

In Wahrheit ist staatsbürgerliche Erziehung die Grundlage jeder weiteren Bildung bei den Franzosen. Sie ist aber nicht ein besonderes Fach, sondern alle Unterrichtsgegenstände müssen auf sie hinzielen. Die Art und Weise, wie die Franzosen beim Erteilen dieses Unterrichtes vorgehen, ist äußerst geschickt und vorbildlich. Darüber handelt in der Vorrede seiner „Bürgerkunde" Paul Bert [2]), Professor an der Sorbonne, Unterrichtsminister im Kabinett Gambettas von 1881—82, der die vollständige Verweltlichung der Schule in der Kammer durchsetzte. Er schreibt: Bürgerkunde.

„Wenn die Schule Männer und Frauen erziehen soll, deren Moral sich nicht auf die Religion stützt, und sie sittlich bleiben sollen, auch nachdem sie zu glauben aufgehört haben, muß sie ihre erste Aufgabe in der Erziehung der Kinder zu guten Bürgern erblicken.

. . . . . .

Dieser Unterrichtsgegenstand darf sich aber nicht darauf beschränken, über bürgerliche, verwaltungstechnische, militärische und politische Einrichtungen zu lehren; die Kinder sind vielmehr insbesondere und hauptsächlich bekannt zu machen mit allen Errungenschaften, welche das Vaterland der Revolution verdankt, damit die Liebe zum Vaterlande nicht als

[1]) Zu nennen ist: Reichenbach, Revanche! Die friedensgefährlichen Tendenzen der französischen Volkserziehung in Schule und Heer. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. Die Schrift fand aber nicht die Beachtung, die sie verdiente. — Fritz Holl, Der Vergeltungsgedanke im französischen Schulunterricht. Süddeutsche Monatshefte, September 1917, Heft 12. — [2]) Paul Bert, L'instruction civique à l'école. Paris, Picard-Bernheim 9. éd. 1883, S. 6 und 7.

Digitized by Google

leere Formel gleich religiösen Glaubenssätzen dem Gedächtnis des Schülers eingeprägt werde; er soll die Wurzeln der Vaterlandsliebe, aus denen sie entspringt, kennen, ihre Erhabenheit schätzen und ihre Notwendigkeit begründen lernen, damit er sich auf die Pflichten dem Vaterlande gegenüber besinne.

Aus dieser Erkenntnis heraus entspringt die völlige Hingabe ans Vaterland, die restlose Pflichterfüllung und die Aufopferung für das Vaterland, für seine politischen Grundsätze, deren Sieg einen freien Mann und Bürger aus ihm gemacht hat. Auf diese Weise wird die nationale Erziehung wirklich fest und dauernd begründet.

Dieser bürgerkundliche Unterricht darf aber nicht auf besondere Stunden beschränkt bleiben; er muß wie der Moralunterricht den gesamten Unterricht durchdringen; alle Unterrichtsgegenstände (Diktat, Lesen, Schreibvorschriften) und besonders der Geschichtsunterricht sollen auf ihn hinzielen und Beiträge liefern.

Der Geschichtsunterricht dient aber diesem Zwecke nicht, wenn er das Gedächtnis mit einem Ballast von Namen unbekannter Könige, mit Daten von Schlachten, legendenartigen Erzählungen, abgeschmackten Anekdoten belastet. Die Jugend soll einen Einblick in die Entwicklung der Menschen im Laufe der Zeiten gewinnen; sie soll erfahren, mit welchen Opfern und Leiden die Nation gegründet und wie bürgerliche und religiöse Freiheiten erkauft worden sind, welchen Glanz Frankreich über die Welt verbreitet, welche berühmten und verdienstvollen Männer Frankreich hervorgebracht, für welche großen Ideen es sich stets zum Vorkämpfer gemacht hat, damit sie die großen Männer ehren und verehren lernen, die im Kampfe um den Fortschritt und die Grundsätze der Wahrheit gelitten haben, damit sie die gesellschaftlichen Einrichtungen, welche diese Männer vorbereitet haben, lieben lernen, um ihrerseits ihre Verteidigung und Vervollkommnung in die Hand zu nehmen und endlich auch, um den Fanatismus und die Tyrannei verachten und hassen zu lernen. Auf diese Weise wird in den Herzen der Jugend die Liebe, Verehrung und Achtung für Vaterland und Freiheit entfacht.

Der Unterricht in Bürgerkunde ist gleicherweise in den Mädchen- und Knabenschulen zu erteilen; denn die Kenntnis der Ideen der Freiheit und Gleichheit ist für die künftigen Gattinnen und Mütter ebenso wichtig wie für die Knaben; es ist nötig, daß die einen wie die andern durchdrungen sind von der Größe der Aufgabe, die jeder Bürger in einem demokratischen Staate zu erfüllen hat."

Paul Berts Ausführungen bildeten das Rezept, nach dem eine große Zahl ähnlicher „Bürgerkunden" angefertigt wurden, an denen der angehende Staatsbürger für das Vaterland herangebildet werden sollte.

Vaterland. Was ist das Vaterland? Die Beantwortung dieser Frage geschieht nicht auf dem Wege der Definition, sondern wird als eine mehr gefühlsmäßige Erörterung gegeben und folgt in den meisten Büchern der Darstellung von E. Souvestre in seiner Schrift Le philosophe sous les toits. Sie lautet folgendermaßen:

„Das ist alles, was dich umgibt, was dich erzogen und ernährt hat, alles was du geliebt hast. Diese Fluren, die du siehst, diese Häuser[1]), diese Bäume, diese jungen Mädchen, die dort lachend vorübergehen[2]), das ist das Vaterland. Die Gesetze, die dich schützen, das Brot, durch das deine Arbeit bezahlt wird, die Worte, die du wechselst, Freud und Leid, die dir von Menschen und Dingen kommen, unter denen du lebst: das ist das Vaterland. Das Kämmerchen, in dem du ehedem deine Mutter gesehen, die Erinnerungen, die sie dir hinterlassen hat, die Erde, in der sie ruht: das ist das Vaterland. Du siehst es, du atmest es überall! Stelle dir, mein Sohn, deine Rechte und Pflichten vor, deine Neigungen und deine Bedürfnisse, deine Erinnerungen und deine Dankbarkeit, zusammengefaßt unter *einem* Namen, dann wird dieser Name sein: Vaterland.

Die Augen voll Tränen stand der Knabe da, dem dies gesagt wurde, und er zitterte vor Erregung."

Auf der letzten Seite ihrer Geschichte wenden sich Gauthier und Deschamps[3]) an den kleinen Franzosen und rufen ihm zu:

---

[1]) Dafür in einigen Büchern moissons (statt maisons) Ernten. — [2]) Dieser Satz fehlt in manchen Büchern. — [3]) Gauthier et Deschamps, a. a. O., S. 93.

Digitized by Google

„Du hast geweint, kleiner Franzose, als du dein Vaterland 1870 so schwach und erniedrigt sahst.

Trockne deine Tränen, mein Kleiner; sieh doch, wie schön heute Frankreich ist, wie stark und friedliebend, Frankreich, das sich selbst regiert.

Betrachte die herrlichen Kolonien, die es erobert hat! Wie schreiten seine stolzen und wohldisziplinierten Regimenter vorüber, die dich beschützen! Sieh, wie die größten Herrscher Europas kommen, um offiziell Besuch zu machen. Unser republikanisches Frankreich empfängt sie mit stolzer Würde, aber doch mit Liebenswürdigkeit.

Betrachte das alles, kleiner Franzose, und erhebe dein Haupt. Sage dir, daß du der Sohn einer großen, einer mächtigen Nation bist und man sich danach benehmen muß.

Tu für das unsterbliche Vaterland, was du für deinen Vater und deine Mutter tust: Arbeite, arbeite, mein Sohn, um dich deiner Ahnen würdig zu zeigen, die für das so süße Frankreich, für das leidenschaftlich verehrte Frankreich ihre Seelen, ihr Leben geopfert haben."

Es klingt heutzutage wie ein Hohn in Anbetracht des rohen Vorgehens der Franzosen gegen die Besiegten, wenn wir in dem Moralbüchlein von Lechantre[1]) von Frankreich lesen:

„Der Reichtum seines Bodens, die Schönheit seines Klimas, die Gerechtigkeit seiner Gesetze, der Edelsinn in seinen Gefühlen, die glänzenden Fortschritte in den Künsten, Wissenschaften und in der Industrie, die Siege seiner Heere und die Werke seiner großen Männer haben Frankreich zur Königin der zivilisierten Welt gemacht."

In dem Moralbuch von Poignet und Bernat[2]) finden wir gar den Satz:

„**Jeder Mensch hat eine doppelte Heimat, sein Vaterland und Frankreich.**" „Frankreich ist ein ruhmreiches Land, es ist im wahrsten Sinne des Wortes das Land des Ruhmes und der Tapferkeit; es hat alle Völker besiegt, und wenn es manchmal unterlegen ist, so geschah dies nicht aus Mangel an Mut. Es ist weiter ein vornehm und edeldenkendes Land, und es hat oft gekämpft und sein Blut vergossen, um die Schwachen gegen die Unterdrücker zu unterstützen."

Caumont[3]) drückt den Gedanken von der doppelten Heimat, der in Frankreich gang und gäbe zu sein scheint, folgendermaßen aus:

„Frage deinen Freund, welches Land er am meisten liebt, so wird er dir antworten, das ist mein Heimatland. Und nichts natürlicher als das. Aber fragt ihr ihn dann, welchem Land er nach dem Seinigen den Vorzug gebe, so wird er euch sagen: das ist Frankreich. Alle Gefragten werden in der Antwort darin übereinstimmen, daß Frankreich ihr zweites Vaterland ist."

Lavisse, von dem später noch öfters die Rede sein wird, meint:

„Indem wir Frankreich verteidigen, verteidigen wir das schönste und edelste Land der Welt."

Nach Victor Hugo gibt Frankreich die Tagesordnung für das Denken der Welt an. Es wirft eine Frage auf, und sie wird sofort von der ganzen Menschheit erörtert. Es löst sie, und diese Lösung wird Gesetz. Die edlen Regungen aller Völker stammen von ihm, alle unmerklichen Übergänge vom Schlechten zum Guten.

Fahne

Sind schon solche Besprechungen imstande, derartige Aufregungen, Zittern und Tränen im kleinen Franzosen auszulösen, wie wir oben gehört haben, so noch vielmehr die Erinnerung an die französische Fahne, die Trikolore.

Nach G. Bruno[4]) ist:

„Treue der Fahne die erste Soldatentugend, seine Fahne verlieren, ist für ein Regiment fast soviel wie die Ehre verlieren. Ach! meine Freunde, unsere Soldaten mußten im letzten Kriege viele Demütigungen erleiden, aber die härteste war die nach der schimpflichen Kapitulation von Sedan und Metz, als sie dem Feinde die Fahnen übergeben mußten."

Darauf erzählt Verfasser, wie die Fahnen in Metz, die den Deutschen hätten übergeben

[1]) Lechantre, Résumé d'instruction morale et civique. 29. éd. Douai, A. Degez, S. 18. — [2]) Poignet et Bernat, Le Livre unique de morale et d'instruction civique. Paris, Vve August Godchaux, 1910, Lekt. 18. — [3]) Caumont, Lectures courantes. Notre département Meurthe et Moselle par Crosson. Paris, Delagrave, S. 229. — [4]) Les enfants de Marcel. Instruction morale et civique en action. 36. éd. Paris, Belin frères, S. 147.

Digitized by Google

werden sollen, vor diesen teilweise gerettet wurden. Die Fahnenstangen wurden verbrannt, das Fahnentuch in Teile zerrissen und die Stücke unter die Soldaten verteilt:

„Dieses Stück der glorreichen französischen Fahne, das ich von Metz wegtrug, habe ich stets gehütet; ich werde es wie eine heilige Reliquie bis zu meinem Tode aufbewahren."

Die Trikolore, das Symbol der Großmut, der Ehre und des Ruhmes [1]), ist wie ein politischer Katechismus, geschrieben mit drei Farben. Sie hat drei Farben, um unsere drei Glaubenssätze uns ins Gedächtnis zu rufen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit [2]).

Die Trikolore gibt in den schlimmsten Zeiten neuen Mut, neue Kraft, neue Hoffnung. Nach einem kleinen Gedichte [3]) „Der Trommelschläger" kehren die Truppen aus dem Kampfe zurück. Sie sind besiegt; aber erhobenen Hauptes können sie einziehen; sie haben ihre Pflicht getan. Obgleich unsere Niederlage traurig ist, begrüßen wir die Ankommenden mit Hochachtung und rufen ihnen zu:

„Wohlan, Mut, weinen wir nicht!

Arbeiten und hoffen wir: das nächste Mal wird der Sieg unser sein!

Wir werden der Fahne den Trauerflor abnehmen; in ihren Falten werden wir Siege verzeichnen."

Dieses Vorgehen in der staatsbürgerlichen Erziehung ist von höchster Bedeutung; denn durch sie wurde der Boden in dem kindlichen Herzen bereitet, das deutschfeindliche Nationalgefühl bis zur Siedehitze gesteigert. Der Schüler ist in einer gewaltigen Erregung, und begierig wird er die Lehren, die ihm auf diesem Gebiete in den verschiedenen Fächern zuteil werden, in sich aufnehmen. Ein heiliger Schauer durchrieselt die noch zarten Glieder bei den Worten Vaterland und Trikolore, und grimmer Zorn steigt später in ihm auf, wenn von dem Jahre 1870/71, den bösen Deutschen, dem verstümmelten Vaterlande, den verlorenen Provinzen die Rede ist. Sein Auge glüht, krampfhaft ballt sich die Faust, er schwört, jedem Deutschen den Fehdehandschuh ins Gesicht zu schleudern. Im Weltkrieg haben wir den französischen Schulmeister an seinen Früchten erkannt. Gefangene und Verschleppte aus Elsaß-Lothringen wissen davon zu erzählen.

Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß solche Verehrung der Trikolore, wenn sie in der französischen schwülstigen Aufmachung auch übertrieben ist, etwas Rührendes und vor allem in hervorragendem Sinne etwas Erzieherisches an sich hat. In der Bürgerkunde von dem schon genannten Bert finde ich eine Stelle, die auch uns zum Vorbild und zur Nachahmung dienen könnte. „Große Manöver sind in der Nähe; dahin geht morgen der Ausflug", so sprach der Lehrer. „Alle müssen dabei sein, um das französische Banner zu begrüßen!" Und einige Seiten weiter ermahnt er eindringlich: „Morgen, wenn die Trikolore an euch vorüberziehen wird, vergeßt ja nicht, euer Käpplein abzunehmen und mit Hochachtung das Symbol des Vaterlandes zu begrüßen [4])."

Also nicht um ihre Neugierde zu befriedigen, sollen die Kinder zu den Manövern hinausziehen, sondern einzig und allein um der Trikolore, dem Symbol des Vaterlandes, ihre Huldigung darzubringen, ihre Liebe zum Vaterlande zu steigern.

Hetzarbeit in französischen Jugendschriften.

Wenn im folgenden Mitteilungen aus Jugendschriften und Schulbüchern gemacht werden, so muß man, um ihre bodenlose Gemeinheit recht zu würdigen, sich stets vor Augen halten, daß wir in der gesamten deutschen Jugendliteratur nichts besitzen, was auch nur im entferntesten damit zu vergleichen wäre. Dies hervorzuheben, scheint mir wichtig. Ich kenne kein deutsches Kinderbuch, in dem — nicht Haß gegen den Erbfeind gepredigt wird — nein, in dem der Erbfeind auch nur mit einem Worte erwähnt wird. Wie innig, sinnig, unschuldig, aus reinem deutschen Gemüt entsprungen sind dagegen unsere Jugendbücher!

[1]) Vgl. La fin d'un drapeau in Bouillot, Le Français par les textes. Paris, Hachette et Cie., S. 360. Ebenso Mironneau, Choix des lectures. Paris, Armand Colin, S. 359. — [2]) Partie scolaire. Manuel général de l'instruction morale. Année scolaire 1910—11, S. 379. — [3]) G. Jost et V. Humbert, Lectures pratiques. Paris, Hachette et Cie., S. 135. — Vgl. im folgenden das Gedicht von Max Tiple „An die Blumen des Elsaß". — [4]) Paul Bert a. a. O., S. 11 und 30.

Digitized by Google

Das erste Buch, dem unsere Besprechung gilt, ist eine Weihnachtsgeschichte, wohl gemerkt, eine Geschichte zum Christfest. Verfaßt ist es von keinem Geringeren als von dem Dichter Déroulède. Wir Deutsche nannten ihn freilich seinerzeit den verrückten Poeten. In Frankreich aber genießt er hohes Ansehen.

Dieses Weihnachtsbuch, in Großoktav, mit zahlreichen farbigen Bildern, führt den Titel: Monsieur le Hulan et les trois couleurs[1]). Der Herr Ulan und die drei Farben. Gewidmet ist es aux tout petits, also den ganz Kleinen. Der Ulan ist der Repräsentant des Deutschen an sich. In dieser Gestalt wird in diesem Hochgesang des Hasses der Deutsche schon den ganz kleinen französischen Kindern vorgeführt. Also ein Säufer schlimmster Sorte ist der Deutsche und ein Mörder unschuldiger Kinder und wehrloser Frauen dazu. Als ein ganz niedrigstehendes Individuum nach jeder Seite erscheint dieser Ulan, der hier als Vertreter der deutschen Regierung die Aufsicht über das politische Gebaren der elsaß-lothringischen Bevölkerung führt.

Schade, daß neben dem Inhalt, den ich teils in Versen, teils in Prosa wiedergebe, nicht auch die Bilder vorgeführt werden können. Sie erst würden uns den rechten Begriff von dem schändlichen Machwerk geben.

Der Herr Ulan.

Es war Weihnachtsabend. In einem elsässischen oder vielleicht auch lothringischen Dorfe, vielleicht in beiden, nahe an der Mosel und nicht weit vom Rhein, stellten die Kleinen ihre Schuhe an den Ofen und schliefen dann den Schlaf der glücklichen Kindheit. Und siehe, um Mitternacht, da machte sich das Jesuskind auf den Weg, riß vom Himmelszelt ein Sternlein los, das ihm auf dem Wege leuchten sollte, teilte die Geschenke eiligst aus — es hat ja viel zu tun an diesem Abend — und kehrte dann in den Himmel zurück, nachdem es den Stern am Firmament aufs neue befestigt hatte.

Am andern Morgen fanden die Kinder in ihren Schuhen dreifarbige Schleifen, riefen jubelnd aus: „O liebe Farben, ich erkenne euch wieder!“ und befestigten sie an ihren Mützen. Außer sich vor Freude liefen sie auf den großen Platz, wo Großmütterchen und Großvater wohnten. Dieser lächelte, als er die Kinder sah; Großmutter aber küßte sie.

„War das in Lothringen? war's im Elsaß?
Sicher war's in Freundesland.“

Mit diesen Schleifen geschmückt, kommen die Kinder an einer Kneipe vorbei. Rauchend sitzt auf einer Bank ein Ulan unter der Tür. Die Farben, die er zu tragen verbietet, und die er auch aus den Herzen reißen möchte, machen ihn rasend. Er läßt den Armen die Köpfe abschlagen.

Dann wackelt der Ulan, stolz auf seine Tat, die er göttlich findet, wie eine besoffene Ente seiner schrecklichen Behausung zu und betrinkt sich hier noch mehr in Bier und Wein. Schwankend geht er seiner Sitte gemäß weiter und begegnet einer Frau, die er anstößt. Er mustert sie. Ja, ja, diese blauen Augen, dieses weiße Gesicht, diese roten Lippen... Ja, bei Gott! Das sind eben die Farben, die er zu tragen verbietet und — je mehr er darüber nachdenkt, je mehr er sie selbst betrachtet, desto mehr sieht er ein, daß man ihn verspotten will. „Das Gesicht ist ja eine Kokarde“, ruft er aus. Die Frau fleht umsonst, der Ulan läßt sie erschießen.

„Aber alle diese Grabhügel sind kaum geschlossen,
Da erheben sich aus dem Boden zu Hunderten
Kornblumen, Lilien und Klatschrosen;
Wie eine Fahne bedecken sie die Erde.
Der Herr Ulan, er heult vor Wut
Und läßt hundert Bündel Reisig holen.“

„Heraus mit ihnen mit Stumpf und Stiel! Diese verfluchten Blumen! Ins Feuer mit euch! und ihr Farben, die ihr zu triumphieren glaubt!“ ...so rief er. Aber sieh! die Flamme, eine Stunde weit zu sehen, stieg rot, weiß, blau zum Himmel. Der Herr Ulan ließ sie ersticken.

[1]) Paul Déroulède, Monsieur le Hulan et les trois couleurs. Conte de Noël, Illustration de Kauffmann. Paris, A. Lahure, C. Marpon et E. Flammarion.

Digitized by Google

„Die Flamme ist gelöscht, nichts rührt sich mehr,
Nur der Rauch... O verhaßtes Schauspiel!
Selbst der Rauch erhebt sich in des Himmels Blau
In weißen Flocken zu dem roten Glanz der Sonne.
Der Herr Ulan entflieht in seine Hütte,
Legt sich nieder auf den Bauch und schließt die Augen.
Und als er sah, daß Menschen, Erd' und Himmel
Daß alles sich gen ihn verschwor,
Daß die drei Farben, die ihn außer Fassung bringen,
Immer weiter glänzen, um ihn verrückt zu machen,
Da tut der Herr Ulan, was er muß tun,
Der Herr Ulan läßt sich begraben."

Damit ist die schreckliche Geschichte — man kann auch sagen Blödsinn — wohl zu Ende? Nein, noch nicht! Es folgt ein noch größerer! Alles wurde wieder hergestellt, wie rechtens war. Die Getöteten stehen aus ihren Gräbern auf:

„Die kleinen Kinder holen ihre Köpfe wieder,
Die Frau mit ihren blauen Augen kehret in ihr Heim zurück,
Und von des Himmels Höhen streut der liebe Gott
Glück aus mit vollen Händen und Blumen auch im Überfluß."

Das Buch ist, wie gesagt, mit Bildern reich geschmückt. Das Titelbild zeigt eine Nachtigall, die dem Dichter diesen grandiosen Stoff zuraunte, singend auf einem Zweig, der mit blauen Kornblumen, weißen Wucherblumen und rotem Mohn geschmückt ist. Sie selbst trägt eine blau-weiß-rote Schleife um ihren Hals. Im Hintergrund erhebt sich das Straßburger Münster in die blaue Luft. Der Herr Ulan, wo immer er auftritt, zeigt sich mit seinen gespreizten Beinen, seiner roten Nase, seiner herausfordernden Stellung als echter Wüterich. Mit sichtlicher Freude betrachtet der Unmensch die Leiber der armen Kinder, die um den Hackklotz liegen. In ihm steckt noch das Beil, und in Strömen fließt das Blut von ihm zur Erde. Auf dem Stiel des Beiles sitzt der Totenvogel und teilt des Unholds Freude. Die Erschießung der Frau in elsässischer Tracht, das Hinschlachten der Kinder, deren Köpfe und Körper zerstreut am Boden liegen, müssen auf die Herzen der ganz Kleinen, denen das Buch gewidmet ist, einen unauslöschlichen Eindruck machen.

So sehen französische Jugendschriften aus, Jugendschriften zum Weihnachtsfeste, dem Feste der versöhnenden Liebe, geschrieben.

Solch rohes Vorgehen lernten dann die elsässischen Französlinge von den Franzosen. In ihrem Solde schrieb der Colmarer Hansi zwei Bücher Mon village und L'histoire d'Alsace.

Das Buch Mon village[1]), mein Heimatdorf, ist ausdrücklich für französische Kinder bestimmt. Die Jugendschrift trägt die Widmung: Pour les petits enfants de France, Für die kleinen Kinder Frankreichs. Das Buch erschien kurz vor dem Weltkrieg.

Schon das Vorwort zeigt die Tendenz des Buches und offenbart, wozu die Kinder geführt werden sollen.

S. 1: „Im ganzen Elsaß werdet ihr Kinder finden, die glücklich sind, wenn sie mit französischen Soldaten spielen, stolze junge Leute, die den Rücken nicht krümmen wollen, und alte tapfere Männer, die vor Glück strahlen, daß sie in Frankreich gedient haben. Aber überall werdet ihr auch unglückseligerweise den Gendarmen finden, einen Tölpel von fremder Rasse, den Vollstrecker ungerechter und aufreizender Gesetze. Dieses Dorf, dessen lachende Häuser ebenso viele Leiden verbergen, ist ein Abbild des ganzen Elsaß."

Nun folgen 15 Bilder mit nebenstehendem Text, die ich am besten selbst sprechen lasse, und es ist nur schade, daß die Bilder hier nicht gegeben werden können; sie erst würden eine richtige Vorstellung von der Niedertracht dieses Geschreibsels gewähren.

S. 2: Blühende Bäume, grünende Wiesen, so beschreibt und malt Hansi das Dorf und seine Umgebung. Singende und spielende Kinder. Die Kinder des Dorfes spielen mit den 10(!) Kindern des Gendarmen Soldat; aber so, daß diese stets den Feind darstellen

[1]) Mon village. Ceux qui n'oublient pas. Dessins et commentaires par l'oncle Hansi. Staat librairie Strasbourg 1914.

Digitized by Google

müssen und in die Flucht geschlagen werden. „Sollte man nicht glauben, daß es das größte Glück sei, in diesem Dorfe zu leben? Ja, wenn man da unten auf der großen Straße nicht auch die plumpe und vierschrötige Gestalt des Gendarmen erblickte!"

S. 4 und 5 schildern die Ankunft des Storches, angeblich des Symboles des Elsaß, und die Freude von alt und jung über dieses Ereignis ist groß. Die Kinder läßt er das Verschen singen, nebenbei eine dreiste Lüge, elsässische Dorfkinder können nicht französisch singen:

Cigogn', Cigogn'! t'as d'la chance	Storch, Storch, du hast es fein,
Tous les ans pass's en France,	Darfst jedes Jahr in Frankreich sein!
Cigogn', Cigogn'! Rapport' nous	Storch, Storch! bring uns du
Dans ton bec un p'tit piou-piou![1])	Im Schnabel einen kleinen Piou-Piou.

S. 6 und 7 wird uns die Schule[2]) des Dorfes vorgeführt. Der neue Lehrer mit roten Haaren, einer großen Brille — alle Deutschen seit der Urzeit tragen nach Hansis Zeichnungen Brillen — einem Gummistehkragen und mit einem grünen Röcklein angetan, steht in scharfem Gegensatz zum alten Schulmeister, der schon die Väter und Mütter der Kleinen Französisch lehrte. Um die Dummheit dieses neuen Lehrers, den die Regierung schickte, offen kundzutun, ließ er ihn auf die große Schultafel schreiben: Groß-Berlin ist die größte Stadt der Welt. 2×2=5. Er spricht nur ein mühsam angequältes, gesuchtes Hochdeutsch, ist Berichterstatter der deutschen Straßburger Zeitung, trägt beim Unterrichten stets einen Stock in der Hand und verprügelt alle Kinder mit Ausnahme der des Gendarmen. Für diese ist er ganz Honig und ganz Zucker. Er glaubt alles zu wissen und kann doch nichts als patriotische Lieder zum Überdruß lernen und wiederholen lassen.

Die Kinder sind nach dem Bilde eine böse Bande. Einer der Buben spielt mit französischen Soldaten, ein anderer läßt einen Maikäfer, den er an einem Bein angebunden, über den Tisch krabbeln, ein dritter malt seinem Vordermann, dem Sohne des Gendarmen, eine Pickelhaube auf den Rücken, ein vierter hat den Lehrer abgezeichnet. Aber der sieht von alldem nichts, er steckt seine Nase in das Buch und unterrichtet drauf los.

Bild und Beschreibung auf S. 8 bis 12 führen uns in eine elsässische Wohnstube, in der die Mutter ihre Mädchen für den Kirchgang richtet. Die Wände der Stube sind mit zwei Bildern geziert, von denen das eine Napoleon I. darstellt, das andere einen französischen Soldaten, wohl eine Erinnerung an die Soldatenzeit des Besitzers. Mit der Schilderung des Sonntagmorgens hört Hansi bald auf, bringt dafür eine aufhetzende Geschichte von dem kleinen Yerri Klipfel. Sein Vater sprach eines Tages ein unvorsichtiges Wort über Kaiser Wilhelm und mußte deshalb flüchten. Da er noch militärpflichtig war, wurde sein Hab und Gut eingezogen; die Mutter starb aus Gram darüber. Sein Vater war natürlich nach Frankreich geeilt, trat in die Fremdenlegion und schickte von da aus dem Kleinen Bilder (französische Soldaten) und ein Stück blau-weiß-rotes Band, das er sorgfältig in seinem Gebetbuch aufbewahrte.

S. 12 sehen wir auf dem Bilde drei alte französische Veteranen, die zur Kirche gehen. Mit ernsten, verdrossenen Gesichtern schreiten sie einher, in ihren langen Röcken, roten Westen und mit der französischen Medaille auf der Brust. Sie sprechen kein Wort auf ihrem Wege.

„Die Einwohner meines Dorfes lieben das Schweigen, und man kann sagen, daß die Stimmen von ehedem, die Stimmen des Schmerzes und des Zornes stumm sind... Und man weiß wohl, falls zufällig einer der Unsrigen unzufrieden ist, daß Staatsanwalt und Gendarm da sind, um ihm den Mund zu schließen."

Zum Schluß läßt er die drei den Schwur erneuern, den in der Nationalversammlung zu Bordeaux der elsässische Abgeordnete leistete:

„Wir schwören für uns wie für unsere Kinder und ihre Nachkommen, ewig das Recht der Elsässer und Lothringer in Anspruch zu nehmen, Glieder der französischen Nation zu bleiben."

S. 14 und 15 wird ein Sonntag-Nachmittag in dem Dorfe geschildert. Die Buben spielen mit Soldaten und schreien vor Freude, wenn sie im Spiel einen französischen Tambour-Major, eine Marketenderin mit ihrer Wespentaille oder einen Fähnrich gewinnen.

[1]) Infanterist. — [2]) Auf die elsäß. Lehrer waren die Franzosen und elsäß. Französlinge besonders geladen, da sie sich fast ohne Ausnahme ganz auf deutschen Standpunkt gestellt hatten.

Digitized by Google

„Im ganzen Elsaß hat an der Börse, an der mit kleinen Soldaten gehandelt wird, die Pickelhaube nicht den Wert eines Kirschensteines, und vier dieser kläglichen, schwarzen Soldaten kommen im Preise kaum einem Rothosen gleich, ganz wie in der Geschichte."

Am Sonntag Nachmittag geht auch der Herr Gendarm, begleitet von seiner Gattin, mit seinen 10 Kindern spazieren:

„Die Fräulein Irmentrude, Hildegarde, Elsa, Hulda, die Herren Wilhelm, Siegfried, Inhaber von Freistellen am Gymnasium — auf unsere Kosten —, endlich Karlchen mit seiner ewigen Brotschnitte und Hänschen in seiner Schürze aus Wachstuch. Dieser großartige Aufzug marschiert am Freiheitsbaum vorbei, und sofort hören die Vögel auf zu singen."

Die deutschen Turisten mit den runden, federgeschmückten Hütchen, dem Rucksack, der bequemen Joppe, den Wadenstrümpfen und den genagelten Schuhen haben es Hansi angetan. Er findet nicht Worte und Bilder genug, um über sie seinen beißenden Spott immer wieder auszugießen und die schlimmsten Zerrbilder von ihnen zu zeichnen (S. 16 und 17). Wie ganz anders sind die Franzosen dargestellt! Auch sie erscheinen von drüben in unserm Dorf, aber sie kommen im Kraftwagen, in feinem Anzug, Damen und Herren; und die putzigen, feinen Kinderchen erst! Ihnen ruft Hansi S. 18 zu:

„Französische Turisten, ihr solltet wohl wieder kommen, uns öfters besuchen, uns eure Freunde von drüben zuführen, uns Bücher, Zeitungen, Bilder bringen. Die kleinen Elsässer lieben die Franzosen aus Naturtrieb, fast ohne sie zu kennen. Wenn sie sie öfters sehen könnten, würden sie sie noch viel mehr lieben."

Meßti oder Kilwe (Kirchweih) ist im ganzen Elsaß ein großes Fest. Ihm widmet Hansi vier Seiten (S. 20—23) in Wort und Bild. Nach diesem tragen Kinder Teig zu Kuchen, Gugelhopf und Bretzeln in gewaltiger Ausdehnung zum Bäcker, um hier die guten Sachen backen zu lassen. Aus dem Hintergrund sieht der Sohn des Gendarmen voll Gier auf das leckere Gebäck, während er selbst nur ein Stück Schwarzbrot in der Hand hält. Er denkt beim Anblick der Süßigkeiten an seinen Vater, der zu sagen pflegt: „Diesen Elsässern geht es noch viel zu gut." „Und Karl wälzt in seinem Kopfe schreckliche Rachepläne für später — wann er einmal Polizeikommissar sein wird."

Dann beginnt das Fest auf dem öffentlichen Platze. Ringelspiele, Kaufbuden mit Gertweiler Lebkuchen, ein Tanzplatz, die Musikanten fehlen nicht.

„Aber das Fest beginnt nicht vor dem Rundgang des Herrn Gendarmen. Denn er macht ihn, um zu sehen, ob die deutsche Fahne dem Gesetz gemäß höher hängt als die übrigen Fahnen; dann beguckt er aufs genaueste die Bude mit den Lebkuchen, um nachzuforschen, ob man da vielleicht Backwerk, geziert mit Bildern in französischen Farben, ausstellt."

S. 24, 25. Kaisers Geburtstag. Vor uns auf dem Bilde der Rathausplatz von Weißenburg. Rechts vom Rathaus das Gasthaus zum Schwanen. Aus ihm torkelt eine große Anzahl von Festteilnehmern. Der Platz selbst wimmelt von betrunkenen Offizieren und Beamten in Frack und Uniform. Einer von ihnen fällt eben auf den Boden, ein anderer schläft auf der Erde, indem er sich dabei an einen Laternenpfahl anlehnt.

Solchem Bilde entspricht der begleitende Text. Er schließt nach Schilderung der betrunkenen Gesellschaft, die aus Schul-, Kommerzien-, Archiv-, Forst-, Sanitäts- und Rechnungsräten, gewöhnlichen, Geheimen und Wirklich Geheimen erster, zweiter und dritter Klasse besteht, mit den Worten: „Als ich klein war, schien es mir, daß an diesem Tage die Franzosen keine große Mühe haben würden, das Elsaß wieder zu holen."

So feiern Deutsche im Elsaß das Kaiserfest. Andere Feste feiern elsässische Kinder. Wir werden S. 26 und 27 auf einen Berg geführt, auch bei Weißenburg. Auf ihm erhebt sich das französische Weißenburger Denkmal mit dem großen gallischen Hahn, das vor einigen Jahren errichtet wurde. In seiner Nähe stehen ein elsässischer Knabe und ein elsässisches Mädchen. Sie tragen einen Kranz von Immortellen in der Hand und schauen unverwandt nach dem Horizont, an dem Scharen französischer Soldaten vorüberstürmen, die Rachegeister kommender Zeiten. Im Winde weht die Trikolore.

„Und wenn wir gegen Abend zu dem französischen Denkmal kommen, das auf dem Boden errichtet wurde, auf dem die Unsrigen dreimal mit dem Länderräuber sich geschlagen haben, da ergreift uns eine tiefe Bewegung. Die letzten Strahlen der unter-

Digitized by Google

gehenden Sonne vergolden den stolzen Hahn aus Erz; er scheint in Zorn zu geraten, und auf seinen Ruf glaubt man herauf vom Horizont die Schwadronen heldenmütiger Kämpfer heranstürmen zu sehen. Wahrhaftig, das ist ein Fest des Herzens, an dessen Feier uns keine Regierung wird hindern können."

S. 28, 29. „Aber das schönste Fest unseres Dorfes, das Fest des 14. Juli, feiert man hier nicht. Nach Nanzig zu gehen, um der Parade beizuwohnen, das ist der goldene Traum eines jeden Knaben. Diejenigen, die dieses Glück haben, ziehen schon am frühen Morgen fort, und ihr fröhliches Lachen schallt in die frische Morgenluft hinaus. Sie kommen zurück, wenn der Gendarm schon zu Bette liegt; und der Wagen, der sie am Bahnhof aufnimmt, ist mit (französischen) Fahnen ganz beflaggt. In alle Winde konnten sie hinausrufen, was ihr Herz drückte; für Monate ist Freude in ihr Herz eingezogen... Die Fahrt nach Nanzig ist mit großen Ausgaben und Mühen verbunden; aber während Wochen und Monaten werdet ihr die Festteilnehmer ohne Mühe erkennen: ihre Augen glänzen von inniger und strahlender Freude wieder."

Letztes Bild. Es ist Nacht. Auf der einen Seite der Nachtwächter Spinner und der alte Schulmeister Vetter, auf der andern das Dorf in Dunkel gehüllt. Auf der Straße nur der Nachtwächter mit seiner Laterne. Früher war Spinner, erzählt uns der Text, ein nüchterner Mann, jetzt aber hat er sich angewöhnt, sobald einem Zeppelin etwas zugestoßen, in der Kneipe zu erscheinen und sich einen halben Liter Wein zu bestellen. So wurde er in Anbetracht der Häufigkeit solcher Unglücksfälle zum Trinker. Er hofft, daß beim nächsten Zusammenstoß die Preußen gründlich verhauen werden. „Bessere Tage werden kommen, und dann werden diese braven Leute mit Gerechtigkeit behandelt werden, und es wird in meinem Dorfe nur freie und glückliche Elsässer geben."

Im Dorfe wird es still und stiller. Alles schläft. Nur aus dem Haus des alten Schulmeisters schimmert noch ein Licht heraus. Er hat einige Bauern um sich versammelt, übersetzt und erklärt ihnen Zeitungen, die aus Nanzig gekommen sind. Im Elsaß sind sie verboten, weil sie die Liebe zu Frankreich wachhalten.

Damit endigt das Buch, das „für die kleinen Kinder Frankreichs" geschrieben ist und nicht allzulange vor Ausbruch des Weltkrieges erschien. Es sollte jedenfalls ein Hauptschlager sein, um durch Verhetzung des Volkes jenseits der Vogesen seinen Ausbruch möglichst zu beschleunigen. Dieses Buch lag damals öffentlich in einer Straßburger Buchhandlung aus.

Ebenso bewarf Hansi alles, was deutsch ist, in seinem schon 1912 erschienen Buche „Die Geschichte des Elsaß". L'histoire d'Alsace, racontée aux petits enfants d'Alsace et de France par l'oncle Hansi. Paris, H. Floury 1912. Auch in diesem Buche wird das Deutschtum auf jeder Seite in Wort und Bild herabgerissen, mit Kot beworfen. Alles, was an das Deutsche in Vergangenheit und Gegenwart erinnert, sollte verekelt werden. Der Gedanke, daß beide in Paris erschienenen Bücher, deren treffliche Ausstattung hohe Summen erforderte, mit französischem Gelde herausgegeben wurden, liegt nahe.

Das Buch, 1912 erschienen, in den Händen französischer und auch elsässischer Kinder, mußte einen glühenden Haß gegen Deutschland hervorrufen. Mit den Waffen des Spottes, des Hohnes, der Lüge und Verleumdung wird da in Wort und Bild gegen uns losgezogen, und ich halte es für geradezu ausgeschlossen, daß ein Kind sich dem Einfluß dieser niedrig stehenden Schmähschrift und dieser Schmähbilder entziehen konnte.

Wissenschaftlich ist das Buch wertlos. Verfasser bringt nicht mehr, als jeder Leitfaden über elsässische Geschichte auch gibt, nur dargestellt — nicht von einem französischen Standpunkt aus — sondern von dem eines Lügners und Verleumders.

Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß der Titel racontée aux petits enfants d'Alsace irreführend ist. Von den elsässischen kleinen Kindern konnte nur eine ganz verschwindende Zahl das französische Buch lesen; es wurde für die kleinen Kinder Frankreichs geschrieben, wie es ja auch heißt: aux petits enfants de France.

S. 2 schildert er die linksrheinischen Kelten als große, schlanke, tapfere Männer, deren hübsche Frauen Kleider von lebhaften Farben und schönen Schmuck lieben [1]). Die Germanen dagegen auf der rechten Seite des Rheines waren im Gegensatze zu ihnen Wilde. Sie trugen lange, schlecht gekämmte, fuchsrote Haare, Bärte Bürsten gleich, wie heute noch...; waren sie zahlreich, so glaubte man, eine Herde Bären oder Wölfe zu sehen.

[1]) Nachkommen dieser hübschen keltischen Frauen sind die heutigen Französinnen (!).

Digitized by Google

Und nun fährt Hansi fort:

„Der Rhein trennte diese beiden so verschiedenen Völker; erinnert euch wohl daran! Wenn ihr später in der Schule, oder im Lyzeum sein werdet, so wird man versuchen, euch den Glauben beizubringen, daß das Land der Germanen sich bis zu den Vogesen ausdehnte; das ist nicht wahr. Die größten Gelehrten haben dafür den Beweis erbracht [1]). Wiederholt dies in der Pause bei allen euren Kameraden, aber widersprecht in der Klasse nicht dem Herrn Professor. Als ich noch klein war, bin ich mit drei Stunden Nachsitzen bestraft worden, weil ich mich weigerte, es zu glauben."

S. 3. „Diese beständigen Einfälle wiederholten sie Hunderte von Jahren hindurch. Und wenn ihr heute euch mit elsässischen Bauern, mit Leuten aus dem Volke unterhaltet, die Vertrauen genug in euch setzen, um ihre Gedanken mitzuteilen, so werdet ihr bemerken, daß alle, alle einen instinktiven Haß und eine Wut gegen den Badener und gegen alles haben, was von der rechten Rheinseite kommt. Dieser Haß kommt eben schon aus den ältesten Zeiten."

In diesem Sinne ist Hansis Buch geschrieben; dementsprechend sind die Bilder. Häßlicher konnte man die alten Deutschen, konnte man Ariovist und sein Gefolge nicht darstellen. Um den Spruch: „Gott mit uns", der sich auf jeder Gürtelschnalle unserer Soldaten befindet, zu verspotten, trägt S. 5 ein Germane auf dem Gürtel den Spruch: Wotan mit uns!

S. 6. Nach Hansis Schilderung suchten 58 v. Chr. Schwaben, Bayern, Preußen, Sachsen [2]) in das Elsaß einzufallen. Die Preußen sind noch ungebildeter als die andern. Im ganzen waren es 120 000, „die auf ihrem Zuge alles verbrannten und plünderten, indem sie in ihre Säcke, die sie auf dem Rücken trugen, alles steckten, insbesondere Sonnenuhren, die in dieser fernen Zeit als Stutzuhren dienten." Vgl. die angeblichen Uhrendiebstähle des Jahres 1870/71.

S. 8. „Ihre Beutestücke, das Silberzeug und vor allem die Sonnenuhren, die sie in ihren Säcken hatten, hinderten die Germanen, nach der verlorenen Schlacht über den Rhein zu schwimmen": so schildert Hansi die Schlacht zwischen Cäsar und Ariovist im Jahre 58 v. Chr.

Hier sei eingeschaltet, daß Hansi überall, wo er einzelne Bilder deutscher Soldaten in den Text einstreut, diese gestohlene Stutzuhren unter dem Arme tragen läßt; so S. 62, 76, 84, 85. Ja sogar einer von den durch Turenne aus Türkheim hinausgeschlagenen Brandenburgern (1675) trägt auf seiner Flucht eine große Wanduhr unter dem Arm (S. 60).

S. 12. Unter den Römern erlebte das Elsaß glückliche Zeiten.

„Der Prokonsul, heute Statthalter, hätte wohl gelacht, wenn man ihm von Rom aus befohlen hätte, die Straßennamen ins Lateinische zu übersetzen. Niemals beschäftigte er seine Legionssoldaten damit, aufzupassen, ob am Tage des Cäsarfestes die gallischen Wirtschaften mit Girlanden und Blattwerk geziert seien und ob im Innern eine Büste des Augustus über dem Tabentisch throne. Auch konnten sie singen was sie wollten. Sie konnten nach ihrer Sitte den Hymnus der Massilier [3]) oder das Lied Sambremosa [4]) anstimmen, ohne daß ein Zensor sich jemals darum bekümmerte. Ein Barbier nannte sich im Keltischen ‚Barreckes' [5]), und die Centurionen und Tribunen ließen sich bei ihm rasieren, ohne die Forderung zu erheben, daß der Barbier sich ‚Frisonius' nenne."

Zu solchen läppischen Haßausbrüchen läßt sich der Verfasser hinreißen und nennt das dann Geschichte. Aber eines erreicht er damit. Die unschuldigen Kinderseelen, für die das Geschreibsel bestimmt ist, an dem auch viele kritiklose Alte ihre Freude haben, hüben wie drüben der Vogesen, vergiftet er für immer.

Solches Gift zu verspritzen gibt ihm nun der Zug der Hunnen, die ja über den Rhein von Osten herkamen, willkommene Gelegenheit. S. 20. „Alles, was im Laufe der Zeiten an Unglück, Elend und Häßlichem ins Elsaß kam, das kam von der

[1]) Eine unverschämte Lüge. — [2]) Sehr bezeichnend für diesen Historiker, als ob es damals diese Völkerschaften gegeben hätte. — [3]) Anspielung auf die Marseillaise. — [4]) Sambre et Meuse. — [5]) Elsässisches Dialektwort für Perruquier. — Das Ganze eine Verhöhnung der deutschen Bestimmungen über französische Straßenschilder, über die Feier des Kaiserfestes, über das Singen der Marseillaise und das Spielen des Marsches Sambre et Meuse und französische Firmenschilder.

Digitized by Google

rechten Rheinseite. Nach den Alemannen die Vandalen, nach den Vandalen die Hunnen und so fort bis auf unsere Tage. Heute noch die Architekten, die die Baudenkmale restaurieren [1]), die Polizeikommissare, die Ausnahmegesetze, die alldeutschen Tageszeitungen, die Margarine: alles kommt von drüben über den Rhein [2])!"

Wenn der Verfasser der elsässischen Geschichte auf der einen Seite alles herunterreißt, was von drüben kommt, so wird auf der andern Seite alles Französische in den Himmel erhoben. Um die hl. Odilia ihrem Vater zu entziehen, der das blinde Kind töten lassen wollte, wurde sie nach Frankreich in ein Kloster gebracht. „So wurde Odilia", fährt Hansi S. 24 fort, „ganz wie die kleinen Elsässerinnen heute in Frankreich erzogen, und das ist zweifelsohne der Grund, warum ihre Erziehung so vollkommen war."

Die glänzende Geschichte unseres Elsaß im Mittelalter, besonders die Zeiten unter den Staufen, passen Hansi wenig in seinen Kram. Nun, so übergeht er eben diese Verhältnisse und lügt dreist drauf los, indem er S. 31 erzählt: „Der deutsche Kaiser war sehr weit weg, und man kannte ihn wenig. Er dachte nicht daran, seine Sprache den neuen(?) Untertanen aufzuzwingen; es war ihm gleichgültig, ob sie ihn verabscheuten oder nicht. Und keine politische Polizei war damit belastet, Erkundigungen über die Gesinnungen der Elsässer einzuziehen. Da das Land fast unabhängig blieb, ist es wahrscheinlich, daß die Annexion keinerlei Gewalttätigkeit gegen die Gefühle der großen Masse der Einwohner ausübte."

Es würde zu weit führen und wäre dem Buche zuviel Ehre angetan, wollten wir noch mehr aus dem Geschreibsel, in dem jedes Kapitel von ähnlichen Bosheiten strotzt, in dieser Ausdehnung mitteilen. Daß sein Herz bei Vorführung der französischen Zeit geradezu schwelgt, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen. Aber den Schluß des Buches S. 99 wiederzugeben, kann ich mir nicht versagen; hier ruft er uns Deutschen zu:

„Fahret nur fort, Jagd auf die französischen Inschriften bis zu den Leichensteinen zu machen! Erfindet, verkündiget täglich neue quälende Maßnahmen! Was kümmert das uns! Die Alldeutschen, diese Schwachköpfe, geschwollen von Hochmut bis zum Platzen, diese Strohpuppen, die gerne die Eroberer der Welt sein möchten, und die nichts als gehässige Denunzianten oder lächerliche Maulhelden sind, verlangen mit großem Geschrei nach neuen Gewalttaten gegen uns. Was liegt daran! Recht und Gerechtigkeit haben stets triumphiert. Man ist in diesen Tagen soweit gegangen, wenn wir nicht gescheit würden, uns mit der größten Strafe zu drohen — — uns zu Preußen zu machen. Lachen wir, fassen wir Mut, indem wir uns auf die Lehren unserer Geschichte besinnen. Wir haben die Hunnen, Vandalen und Panduren über uns ergehen lassen... und Elsaß ist Elsaß geblieben."

Über die Bilder ließe sich vieles sagen. Auf zwei sei noch besonders aufmerksam gemacht. S. 21 sehen wir im Hintergrund das brennende Metz, im Vordergrund sitzt Attila hoch zu Roß und neben ihm seine Führer. In der Mitte jubeln die hunnischen Reiter über die brennende Stadt und schwenken Lanzen und Schwerter hoch in der Luft. Ganz dasselbe Bild nach Zusammensetzung und Stellung der Personen S. 91. Nur im Hintergrund Straßburg mit seinem Münster, das sich vom hellerleuchteten Himmel scharf abhebt und statt der Gottesgeißel sitzt Wilhelm I. auf seinem Pferde — ein neuer Attila — und betrachtet die brennende Stadt.

Dieses Buch, eine Hetzschrift schlimmster Art von Anfang bis zu Ende, soll sich einer besonderen Empfehlung des französischen Kultusministers erfreuen und in Tausenden von Exemplaren in Frankreich und im Elsaß verbreitet worden sein.

---

[1]) Eine Verhöhnung der Restaurierung der Jung-St.-Peterskirche in Straßburg. — [2]) Es ist eigentlich Hansi zuviel Ehre angetan, wenn man ihn überhaupt einer Entgegnung würdigt. Und doch nur einige Beispiele: Die Wiege des Erbauers des wunderbaren Straßburger Münsters, Erwins von Steinbach, stand im Schwarzwald; der größte Schulmann des Elsaß, Johannes Sturm, stammte aus Schleiden in der Eifel: der Vater des bedeutendsten Malers seiner Zeit, Martin Schongauer, kam aus Bayern ins Elsaß. Die Familie des Malers Hans Baldung, von dem das Hochaltarbild im Freiburger Münster gemalt ist, kam aus Schwäbisch-Gmünd. Nicht aus dem Elsaß, sondern aus Mainz war auch Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. Was haben die Hohenstaufen für das Elsaß getan! An sie erinnern die zahlreichen Ruinen einstiger herrlicher Ritterburgen und die prachtvollen Gotteshäuser in Hagenau, Schlettstadt, Rosheim.

Digitized by Google

Ebenso schamlos ist ein Buch, das ein französischer Geschichtsprofessor geschrieben, der die Geschichte einer Familie aus Molsheim, Unter-Elsaß, schildert. Natürlich muß der Träger der Geschichte aus dem Elsaß sein; dadurch hatte Verfasser am ehesten Gelegenheit, gegen das Deutschtum loszufahren. Besonders zu betonen ist, daß dieses Buch auf dem Titel die ausdrückliche Bemerkung trägt, daß es für Schulbibliotheken amtlich genehmigt wurde. Welche Verbreitung muß das Buch haben! Mir lag die 51.(!) Auflage vor. Der Titel lautet:

Jean Felber von A. Chalamet, Prof. der Geschichte, Paris, Picard und Kaan. 51. Auflage, **amtlich** genehmigt für Schulbibliotheken. Geschichte einer elsässischen Familie aus Molsheim. Die zahlreichen Wanderungen der einzelnen Mitglieder durch ganz Frankreich geben Gelegenheit zu allerhand Belehrungen geschichtlicher, geographischer und naturkundlicher Art. Die Hauptsache sind aber der Krieg von 1870/71 und die Schilderung der mannigfachen Leiden, die er für die Familie Felber bringt.

Einleitung (S. 5). Die Geschichte Elsaß-Lothringens ist enthalten in zwei Sätzen: „Elsaß-Lothringen ist lange französisch gewesen und hat während zwei Jahrhunderten nicht aufgehört, Frankreich Beweise seiner Zuneigung und Hingebung zu liefern. — Elsaß-Lothringen ist uns nach dem unheilvollen Kriege von 1870 gewaltsam entrissen, ist von den Deutschen genommen worden, die es gegen seinen Willen und ohne es zu befragen, zu einer Provinz ihres Reiches gemacht haben." Dann fährt er fort:

„... Ihr sollt wissen, daß 1870 unsere Soldaten in mehreren Schlachten besiegt wurden, nicht weil sie es an Mut fehlen ließen, sondern weil sie nicht zahlreich genug und nicht genügend vorbereitet waren, um gegen die furchtbaren deutschen Heere zu kämpfen.

Ihr sollt wissen, daß damals 30 unserer Departements die Schande und den Schmerz des feindlichen Einfalls tragen mußten.

Ihr sollt wissen, daß über 6 Monate lang Frankreich den Kampf fortsetzte, ohne sich durch unerhörtes Unheil niederdrücken zu lassen; daß es durch seine Hartnäckigkeit sogar seine Feinde in Staunen setzte; daß es Heere aus nichts schuf, um die Geschlagenen zu ersetzen, daß es alle rief, die ein Gewehr halten konnten ...

Als seine Heere jedoch überall zurückgeschlagen, seine Festungen genommen waren, als seine Hauptstadt Paris in Feindesgewalt gefallen war, da mußte Frankreich nachgeben. Es mußte die Bedingungen des Siegers ertragen, und der Sieger war unbarmherzig. Er nahm ein Stück aus unserm Leibe; er nahm uns Elsaß-Lothringen; er wendete gegen uns die Kanonen von Straßburg und Metz, dieser so französischen Städte, 1½ Millionen Elsässer, die Franzosen bleiben wollten, verurteilte er dazu, Deutsche zu werden.

Vergessen wir nicht!

Gedenken wir dieser Tausenden von Mitbürgern, die schon so lange leiden und nicht müde werden, zu hoffen.

Deutschland hat es vermocht zu siegen und zu erobern; Liebe hat es nicht zu gewinnen gewußt. Heute wie am Tage nach ihren Siegen werden die Deutschen in den geraubten Provinzen verabscheut. Sie sind dort nicht zu Hause; sie lagern dort wie in Feindesland und halten sich bloß durch Gewalt.

In ihrem Zorn vermehren sie die Strenge; die Gefängnisse füllen sich mit elsässischen Patrioten, unnachsichtige Richter sehen überall Verbrechen. Für ein Wort, eine Geste, ein Lied läuft man Gefahr, wie ein Übeltäter verhaftet und eingekerkert zu werden. Unglückliche Menschen sind verurteilt und monatelang in Haft gehalten worden für den einfachen Ruf: Vive la France! oder weil sie die dreifarbige Kokarde, die Farben des verlorenen Vaterlandes, an den Hut gesteckt hatten.

Sogar die kleinen Kinder sind ein Gegenstand der Unruhe für diese so starken und selbstbewußten Deutschen. Ja, eure Kameraden, die elsaß-lothringischen Schulkinder, werden als Verdächtige und Aufrührer behandelt. Man hat aus ihrem Lehrplan das Französische gestrichen; man verbietet ihnen den Gebrauch des Französischen unter sich, bei Unterhaltung und Spiel; man bestraft sie, wenn sie die verbotene Sprache sprechen."

Kriegserklärung. (S. 42). „... Wie so viele andere, so hielt damals Vater Felber Frankreich für unbezwingbar ... Hatten nicht unsere Ahnen in den Kriegen der Revolution zwanzigmal gesiegt über diese Deutschen, diese heute so anmaßenden Preußen?

Digitized by Google

Wenn diese Lektionen nicht gereicht haben sollten, wenn diese Burschen wieder Händel suchten, wenn sie Jena vergessen hatten, unsere Generäle und Soldaten würden ihnen das Gedächtnis schon wieder auffrischen."

Die Deutschen hausen in einem Bauernhof (S. 62). — „Sie gaben den Pferden Heu, daß es ihnen bis an den Bauch reichte; dann waren die Hafersäcke an der Reihe, die sie mit dem Säbel aufschlitzten...; die einen verwüsten den Garten, andere jagen nach Hühnern und Enten, andere bringen aus dem Hause ganze Körbe voll Speck und Wurst. Die Köche werfen Fleisch und Gemüse in die Kessel, in denen das Schweinefutter gekocht wird; eine auf dem Misthaufen gefundene Gabel dient zum Umrühren... ihr schlechtes Schwarzbrot zerbröckeln sie und werfen es in die Brühe, bis diese eine Art Mörtel bildet, in dem der Löffel aufrecht stehen bleibt."

Belagerung Straßburgs (S. 64). — „Die Besatzung ist bereit, auf schanzende Arbeiter zu schießen; aber ein beobachtender Offizier gibt plötzlich Gegenbefehl: Nicht schießen! Es sind keine Deutschen, sondern französische Bauern, die sie zwingen, ihre Arbeit zu tun, die Elenden!... So eine Schandtat! Die Feiglinge bleiben in ihren Löchern versteckt und nötigen Franzosen zum Bauen der Deckungen, unter deren Schutze sie eine französische Stadt beschießen werden!... Mit Absicht werfen sie Tod und Brand in die bevölkerten Straßen der Stadt. Sie beschießen die Stadt, aber ohne die Wälle anzugreifen. Sie töten in den Betten Greise, Frauen und Kinder; doch die Soldaten bekämpfen sie nicht. In schändlicher Berechnung zählen sie darauf, daß die erschreckte Bevölkerung die Besatzung zur Übergabe zwingen werde... Die öffentlichen Gebäude werden nicht verschont; dort diese Feuergarbe ist die brennende Bibliothek; morgen wird es das wunderbare einzige Bauwerk, der Stolz der Straßburger, das Münster sein, welches das Ziel der feindlichen Artillerie bilden wird."

„Das Bürgerspital stand in Flammen. Man glaubte, es sei durch das rote Kreuz der Genfer Konvention geschützt, die von Deutschland mitunterzeichnet wurde. Aber Deutschland verleugnete seine Unterschrift und seine Verpflichtungen, es mißachtete die Wissenschaft und steckte die Bibliothek in Brand; es mißachtete Kunst und Religion durch Beschießung des Münsters; es mißachtete die Leiden und die Menschlichkeit, indem es das Spital dem Feuer weihte... 600 zerstörte Häuser, 10 000 obdachlose Menschen, Hunderte von Getöteten oder Krüppeln, das waren die deutschen Gaben an diejenigen, die sie ihre elsässischen Brüder nannten."

In deutscher Gefangenschaft (S. 77). — „Die Märsche waren lang, die Ernährung unzureichend, die Begleitmannschaften hart und grausam. Einige der Unglücklichen fielen entkräftet zu Boden. Da kamen die deutschen Soldaten und richteten sie auf mit Fußtritten und Kolbenstößen... Über 20 000 Franzosen starben nach erschreckenden Leiden auf Deutschlands Straßen und in seinen Gefängnissen... Die Franzosen wurden aufgeladen in Viehwagen, die zum Transport von Kavallerie gedient hatten und ungereinigt geblieben waren. Die Gefangenen konnten weder sitzen noch liegen; sie litten durch Kälte und Hunger; beim Aussteigen versagten die Glieder ihren Dienst... Fast alle husteten, die Kranken wurden erst im letzten Augenblick in die überfüllten Lazarette aufgenommen."

Die Deutschen in Molsheim (S. 113). — „Anfangs waren alle voller Hoffnung. Wer es gewagt hätte, von der Möglichkeit unserer Niederlage zu reden, wäre als Verräter und als schlechter Franzose bezeichnet worden... Was die Flüchtlinge von der preußischen Grausamkeit erzählten, von Raub und Mord, die sie verübten, war nicht beruhigend. Wir konnten aber nicht glauben, daß ein kultiviertes Volk so nach Art der Wilden Krieg führe... Doch sollten wir bald eines Besseren belehrt werden... Fast alle diese Deutschen kannten unser Land; wir hatten den Fehler begangen, sie früher zu leicht bei uns aufzunehmen.

Der Bürgermeister und zwei andere hochstehende Bürger wurden verhaftet, in Ketten gelegt und eingekerkert. Zwei arme Teufel, die zu viel geredet und laut ihre Meinung über die Preußen ausgesprochen hatten, wurden zum Tod verurteilt und erschossen. So handeln die Preußen überall. Über 20 elsässische Dörfer haben das gleiche harte Schicksal

Digitized by Google

erlitten, wie Molsheim. Wenn sie aber meinen, daß man diese Abscheulichkeiten je vergessen wird, ... Nur Geduld! Was heute nicht geschieht, kann morgen getan werden; der Tag der Rache wird kommen..."

Rückkehr der Familie nach Molsheim. (S. 135). — „Die Preußen haben endlich unser Häuschen verlassen, aber in welchem Zustand! Alles ist geraubt: die Möbel sind weggekommen oder verbrannt; sie haben unsern Wein getrunken, unsere beiden Kühe gestohlen, die Obst- und Spalierbäume ausgerissen."

Ende des Krieges (S. 136). — „Wir deutsch werden! Wir, die wir sie verabscheuen; die wir alle unsere Söhne dem französischen Heere gaben, damit sie Deutschland bekämpften; ist denn das möglich? Hat man das Recht, die Leute gegen ihren Willen an sich zu reißen? Ach! Frankreich muß wirklich ganz entkräftet sein, daß es diese Ungerechtigkeit zuläßt! Die unglücklichen Elsässer rufen ihm zu: Wir sind Franzosen, wollen Franzosen bleiben! Und Frankreich sollte nichts für sie tun können, müßte sich abwenden von den Flehenden, sollte ihren Bitten kein Gehör schenken!"

Es folgt die Darstellung der Nationalversammlung in Bordeaux und die wörtliche Wiedergabe des Protestes der elsaß-lothringischen Abgeordneten bei dieser Versammlung: Die Vertreter des Elsasses und Lothringens haben vor Eintritt in die Verhandlungen eine Erklärung abgegeben, die ihr Recht bei Frankreich zu bleiben ausdrücklich hervorhebt:

„Wir werden, allem Recht zu Trotz und durch abscheuliche Gewalt mißbraucht, fremder Herrschaft ausgeliefert und haben eine letzte Pflicht zu erfüllen. Wir erklären aufs neue für nichtig einen Vertrag, der ohne unsere Einwilligung über uns verfügt. Die Zurückforderung des alten Rechts bleibt jedem einzelnen nach Maßgabe des Gewissens vorbehalten... Unsere Wünsche begleiten Sie, und wir werden vertrauensvoll warten, bis das wiedergeborene Frankreich den Lauf seiner hohen Bestimmung aufs neue aufnimmt. Ihre elsaß-lothringischen Brüder, für den Augenblick von der gemeinsamen Familie getrennt, werden dem abwesenden Frankreich ihre kindliche Liebe erhalten, bis zu dem Tage, wo es zurückkehren wird, seinen Platz an unserm Herde wieder einzunehmen."

Ausspruch eines jungen Franzosen (S. 215). — „Unser Lehrer sagte, wir müßten uns kräftigen und den Marsch üben, um einst gute Soldaten zu werden. Und wir wollen alle Soldaten werden, um den Preußen das Elsaß wiederabzunehmen. Euer Lehrer tut recht daran, Euch Liebe zum Elsaß einzupflanzen; denn im Elsaß wird auch Frankreich sehr geliebt."

Jeans Bruder entzieht sich der deutschen Wehrpflicht (S. 240). — „Um diesem Schmerz, dieser Demütigung zu entgehen, blieb nur ein Mittel: Fortgehen in die Verbannung. Grausame Wahl, vor die die preußische Eroberung unsere jungen elsässischen Mitbürger stellte! Bleiben sie im Lande, dann werden sie deutsche Soldaten und laufen Gefahr, im Kriegsfalle gegen Frankreich kämpfen zu müssen. Entschließen sie sich aber fortzuziehen, so trennen sie sich für immer von Heimat, Familie und Jugendfreunden; denn wer ins Elsaß zurückkehrte, würde als Fahnenflüchtiger mit jahrelangem Gefängnis bestraft. Nun, sie zögern nicht; jährlich verlassen Tausende von ihnen die Heimat."

18 Jahre nach dem Kriege (S. 344). — „Seit der preußischen Eroberung hat sich die arme Stadt Molsheim sehr verändert. So viele unbekannte Gesichter sieht man, so viele befreundete sieht man nicht mehr!... Fort ist der brave Schulmeister Mathis, der 40 Jahre seines Lebens in Molsheim zugebracht hat... Der arme Mann war ein zu guter Franzose; die neuen Herrscher des Elsasses haben ihn weggejagt. Um ihn zu ersetzen, ließen sie aus Deutschland einen jungen Mann kommen mit unangenehmem Äußern, hochmütigem und selbstgefälligem Ausdruck, mit falschem Blick hinter einer großen Brille. Niemand hat Lust, sich mit ihm zu unterhalten. Fort ist auch Lipp, der Wirt Zum goldenen Pflug; sein Nachfolger stammt von jenseits des Rheins. Das Wirtshaus wird nur noch besucht von trinkenden, schreienden, schimpfenden preußischen Soldaten. Nur rasch vorüber und weiter! Was ist dieser große Neubau dort in der Vorstadt? Eine neu erbaute Kaserne für die deutsche Garnison. Hier auf dem Marktplatz haben wir wieder exerzierende deutsche Soldaten. Man trifft sie ja überall an, diese Fremden, als greifbares Bild der Eroberung und Unterjochung. Überall auf dem Pflaster ertönt der Schritt

Digitized by Google

ihrer schweren Stiefel; sie gehen vorbei steif, hochmütig, wortlos. Es sind ja nur Fremdlinge hier im Elsaß, nie werden sie aus den Herzen unserer annektierten Mitbürger das Andenken an den lebhaften, lustigen, gutmütigen, französischen Troupier vertreiben.

Aber still! Hier muß man schweigen und seine Gefühle im Herzen vergraben können; denn überall im unglücklichen Elsaßlande drohen Spionieren und Angeberei. Jeder Tag bringt die Kunde von lächerlichen, gehässigen Verurteilungen vor Gericht. Hier werden Eltern mit unerschwinglichen Geldstrafen bedacht, weil ihre Söhne auswanderten, um nicht im deutschen Heere dienen zu müssen; dort werden junge Leute eingekerkert, weil sie die Marseillaise gesungen oder den Deutschen Böses nachgesagt haben.

Aber nun kommt das Schönste. Entmutigt von ihren fruchtlosen Bemühungen und in der Einsicht, daß sie im Elsaß stets Feinde sein werden, haben die Deutschen ein neues Verfolgungsmittel ersonnen. Sie wollen alle Beziehungen zwischen Frankreich und Elsaß unterbrechen. Niemand mehr darf die Grenze ohne Erlaubnis der deutschen Behörde überschreiten, und diese Erlaubnis wird heute versagt...

So wird 18 Jahre nach der Eroberung das Elsaß von den Deutschen behandelt, grausamer Gegensatz! Während 1889 Frankreich das 100jährige Gedächtnis der Revolution, der Befreiung und Freiheit aller feierte, wurden unsere unglücklichen Mitbürger in dieser Weise verfolgt."

Schluß (S. 368). — Eine Anrede an eine Jugendwehr in Frankreich: „Am Tage der großen Prüfung müßt Ihr besser vorbereitet sein, als Eure Väter es 1870 waren... Frankreich hat große Generäle, große Schriftsteller, Künstler und Gelehrte gehabt. Aber andere Völker können ähnlichen Ruhm für sich auch beanspruchen. Frankreich eigentümlich ist jedoch, daß sein Volk gut, großmütig, gerechtigkeitliebender ist als andere, daß es an die Möglichkeit des Besserwerdens der Welt glaubt und an dieser Besserung arbeiten will. Nirgends findet man glühendere Menschenliebe und lebendigeres Mitgefühl für die Schwachen und Enterbten... Wir haben sehr schlimme Zeiten durchlebt; aber heute dürfen wir auf eine bessere Zukunft hoffen."

Der letzte Satz ist der Ausspruch eines Jungen (S. 370):

„Beruhige dich, Großvater, habe Vertrauen! **Wir, die kleinen Schuljungen von heute und Soldaten von morgen, wir werden den Preußen das Elsaß wieder abnehmen.**"

Hetzarbeit in französischen Schulbüchern.

Mit solchem Schmutz bewarf Frankreich in seinen Jugendschriften das deutsche Volk. Die eigentlichen Schulbücher strotzen von demselben Unflat. Und doch ist ein Unterschied zwischen ihnen. Die Jugendschriften werden im stillen Kämmerlein von dem glücklichen Besitzer verschlungen, vielleicht auch im Kreise der Familie vorgelesen. Die einzelnen Stücke in den Schulbüchern werden in der Schule gemeinsam gelesen, vom Lehrer besprochen und erklärt, wobei selbstredend mehr Gelegenheit gegeben ist, sich eingehend mit dem Inhalt zu beschäftigen. Ein reges Frage- und Antwortspiel vertieft die Gedanken, holt Lesestücke mit ähnlichen Gedankengängen herbei, zieht Vergleiche und verankert so alle diese Stoffe fest in der kindlichen Seele. Und da diese noch weich ist wie Wachs, bleiben die Eindrücke, die die Schule vermittelt, bis ins späteste Alter.

Daß zu solcher Hetzarbeit besonders Erzählungen aus dem Kriege 1870/71 sich eignen, ist naheliegend. In ihnen werden die Deutschen überall als grausame Barbaren geschildert.

Die erste der nachstehenden Erzählungen findet sich in einer Reihe von Lesebüchern; der Text hier ist aus einem Mädchenlesebuch [1]) genommen; er lautet:

„Im Jahre 1870 marschierte in Lothringen ein französisches Regiment, das verfolgt wurde, an dem Bauerngut Villedieu vorbei. Bald nachher kamen die Preußen. ‚Welchen

[1]) Marie Robert Halt, Suzette. Livre de lecture courante à usage de jeunes filles. Paris, Delaplane, S. 17. — Decolly, Pagnoz, Serout, Langue française. Paris, Bibliothèque d'éducation. — J. Dussonchet, Cours primaire de Grammaire française. Paris, Hachette et Cie., S. 158. — M. Guyan, La première année de lecture courante morale. Armand Colin et Cie., 1889.

Digitized by Google

Weg haben die Franzosen genommen?' fragte der Hauptmann die junge Bäuerin Susanne Didier. Die Landsmännin der Johanna d'Arc verweigerte die Auskunft. ‚Sprich oder stirb!' — Sie blieb stumm. Schon sind die Gewehre auf sie gerichtet. Sie schweigt noch immer. — ‚Feuer!' — Das edle Mädchen fiel, von der Kugel getroffen, zu Boden."

Ebenso erschossen wird nach einem anderen Lesestück ein Waisenknabe mit seinem Lehrer, der ihn aufgezogen[1]). Er hatte zugunsten der Franzosen spioniert, wurde dabei von den Ulanen gefangen, war nicht zum Reden zu bewegen und erlitt wie sein Pflegevater, der ebenfalls beharrlich schwieg, den Tod durch Erschießen. Bei der letzten Frage: „Wollt ihr reden?" riefen sie: „Es lebe Frankreich!" Da fielen die edelmütigen Opfer, von 12 Kugeln durchbohrt, zur Erde. Eine Zeichnung, die uns die Erschießung veranschaulicht, muß die Geschichte noch gruseliger machen.

Eine solche Erzählung geben Poignet und Bernat[2]) in Lektion 17:

„Der kleine Hirtenknabe, der für sein Vaterland stirbt. Eines Tages — Jahre sind verstrichen — lag Frankreich mit einem andern Lande im Kampfe. Unsere Soldaten hatten tapfer gestritten, um die Feinde zu hindern, in das Vaterland einzudringen. Aber ach! Die Feinde waren zahlreicher, und die Franzosen wurden umzingelt, besiegt, zerstreut. Einige hundert Mann allein entkamen dem Blutbad und zogen sich kämpfend nach Frankreich hinein. Die kleine Truppe, von dem siegreichen Feinde fast umschlossen, fand sich plötzlich durch einen breiten und tiefen Fluß aufgehalten. Keine Brücke! Keine Schiffe! Wie sollten sie hinüber kommen? Schon näherte sich das feindliche Heer. Ein kleiner Hirtenknabe, ein Kind von eurem Alter, hütete am Ufer des Flusses seine Herde. Er sah die abgeschnittenen Franzosen und die ihnen drohende Gefahr. Er lief zu ihnen und wandte sich an ihren Führer mit den Worten: ‚Sie wollen hinüber? Folgen Sie mir! Ich kenne eine Stelle, wo das Wasser nicht tief ist, eine Furt. Vertrauen Sie sich mir an, und in einigen Minuten werden Sie an dem andern Ufer in Sicherheit sein.' Die Franzosen folgten ihrem kleinen Führer. Der Offizier ließ zuerst alle seine Soldaten hinübergehen, dann, im Begriffe selbst die Furt zu durchwaten, sagte er zu dem Kind: ‚Du rettest uns das Leben, aber du setzest dein eigenes aufs Spiel. Wenn du in die Hände der Feinde fällst, werden sie dich töten. Komm mit uns!' ‚Nein', sagte das Kind, dabei zeigte es mit dem Finger auf eine niedrige Hütte. ‚Dort wohnt meine alte Mutter, ich kann sie nicht verlassen. Lassen Sie mich hier und fliehen Sie!' Kaum war eine Stunde vergangen, seitdem die Flüchtigen die Furt durchschritten hatten, als der feindliche Vortrab an das Ufer des Flusses kam. Wütend war der Offizier, als er außer Schußweite in der Ferne die französischen Soldaten sah, die eben verschwanden. Plötzlich fiel sein Blick auf den kleinen Hirtenknaben. Mit rohen Worten hieß er ihn herankommen. ‚Ein Trupp französischer Soldaten hat eben den Fluß überschritten; du mußtest sie sehen.' ‚Ja', sagte das Kind. ‚Zeig uns die Stelle, an der sie hinüber sind.' Keine Antwort. ‚Nimm dich in acht,' sagte der Offizier, ‚wenn du nicht antwortest, kann ich dich erschießen lassen.' Der Kleine hob seinen Kopf in die Höhe, sagte aber nichts. ‚Du hast ihnen', schrie der Hauptmann, ‚die Furt gezeigt.' Diesmal sprach der Kleine. Mit ruhiger Stimme antwortete er: ‚Ja, ich hab's getan.' Der Hauptmann lud seine Pistole und richtete sie auf die Brust des Kindes. ‚Führe uns an die Furt oder du bist des Todes...' ‚Ich kann nicht,' sagte das Kind, ‚ich kann mein Vaterland nicht verraten.' — ‚Vorwärts, oder ich schieße', schrie der Hauptmann. — Das heldenmütige Kind nahm, ohne sich von der Stelle zu rühren, seinen alten Strohhut vom Kopf, rief barhäuptig: ‚Es lebe Frankreich!' und fiel tot zur Erde."

Ähnlich die Geschichte, die sich in dem Buche von Liard[3]) findet:

„Während des Krieges von 1870 näherten sich die Preußen dem Dorfe Pasly. Der Gemeindelehrer Julius Desbordeaux versammelte sofort die kräftigen Bewohner des

[1]) La deuxième année d'André, Cours moyen. Librairie catholique Emmanuel Vitte, Paris, Lyon. — [2]) A. Poignet et Bernat, Le livre unique de morale et d'instruction civique. Paris, Vve Auguste Godchaux. Dieselbe Erzählung, bedeutend erweitert, in M. Guyau a. a. O. [3]) Louis Liard, Morale et enseignement civique à l'usage des écoles primaires. Paris, Léopold Cerf., S. 106. Kurz mitgeteilt in Jarrach, Lavatre et Batittat, Leçons de Morale et d'instruction civique. Paris, Garnier frères, S. 75.

Digitized by Google

Dorfes und schickte sich an, an ihrer Spitze den Feind zu vertreiben. Vergebliche Mühe! Die Preußen waren zu zahlreich für diese handvoll tapferer Leute. Herren des Dorfes geworden, gingen sie schnurgerade auf die Schule los, nahmen den Lehrer gefangen und erschossen ihn."

Hier hätte doch notwendigerweise der Verfasser, der über Bürgerkunde und Gesetze unterrichten will, in den Anmerkungen klarmachen müssen, daß der angebliche Schulmeister mit seinen Dorfleuten gegen reguläre Truppen nicht kämpfen durfte, und daß er nach allgemeinem Völkerrecht erschossen werden mußte, sobald er in die Hände der Deutschen fiel.

Ganz auf demselben Standpunkt steht ein Lesestück in Tartière's Buch: Voix alsaciennes, Elsässische Stimmen, S. 68. Es ist der französische Volksschullehrer Max Tiple, der folgendes Gedicht schrieb:

Der Sohn einer elsässischen Mutter, die sich abends auf die Schwelle ihres Hauses setzt, wenn die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen herübersendet, fragt, warum sie weine, warum sie verbiete, Blätter und Blüten unter den nahen Eichbäumen zu sammeln, warum der süße Name Frankreichs auf ihren Lippen schwebe, warum sie die Preußen hasse, warum sie sie verabscheue, verfluche, sie samt ihrem König. Im Jahre 1870 im Monat August, war die Antwort, ergriff dein Vater das Gewehr, um unsere Heimat, das Elsaß zu verteidigen. Es waren hundert Freiwillige, die dasselbe taten. Aber die Hälfte davon wurde von den Ulanen ergriffen und erbarmungslos erschossen. Dein Vater war auch in der Zahl.

„Du, mein Kind, erinnere dich deines Vaters,
Der durch sie hingerichtet wurde ganz nahe hier,
Und eine Stimme möge dir jeden Augenblick sagen: ‚Hoffe!'
Frankreich, das es hört, wird dir herzlich danken."

In das Geschichtsbuch von Ducoudray [1]) sind Lesestücke eingeflochten, und eines dieser Lesestücke, No. 40 S. 124, stellt folgende Opfertaten, wie sie der Verfasser auffaßt, zusammen, indem er dieses mitteilt:

Züge der Aufopferung und des Heldenmutes.

„An der Aisne wurden die drei Lehrer Debordeaux, Paulette und Leroy, der Förster Jousselin erschossen, weil sie das Vaterland verteidigt hatten. Ein alter Untersuchungsrichter von 71 Jahren mischte sich unter die Kämpfenden. Die Preußen verurteilten ihn zum Tode durch Erschießen, und als er zum Tode ging, sagte er: ‚Ich sterbe für das Vaterland, ich sterbe zufrieden.' In Bougival, in der Nähe von Paris, schnitt Debergue [2]) den Telegraphendraht der Deutschen durch. Diese verurteilten ihn zum Tode. Man bot ihm an, ihn loszukaufen; schon eröffnete man eine Liste für Unterschriften. Debergue wollte nichts davon wissen. ‚Das hat keinen Wert', sagte er, ‚zahlet nicht! Ich werde es wieder tun.' Fräulein Dodu, Vorsteherin eines Postamtes zu Pithiviers, hatte die Geschicklichkeit, die Drahtberichte aufzufangen, welche ihr Telegraph, der von den Preußen hergestellt war, aufnahm. Sie fing sie auf und hielt die französische Behörde über die Anordnungen des Feindes auf dem Laufenden.

Jedes Land, das vom Feinde eingenommen war, hatte seine unbekannten Opfer voll treuester Hingabe."

Moral.

Wie die Franzosen zur Moral erziehen, für die sie in Ermangelung des Religionsunterrichtes eine stattliche Zahl Moralbücher herausgegeben haben, geht aus der Erzählung von einem elsässischen Sergeanten, namens Hoff aus dem Unterelsaß, Kanton Maursmünster, hervor, der im Jahre 1870 im französischen Heere diente [3]). Mitte August erhielt er einen Brief, wonach sein Vater, ein alter Mann von 64 Jahren, von den Preußen erschossen worden sei, als er versuchte, Haus und Hof zu verteidigen. Die Nachricht stellte sich nachher als falsch heraus, und man hätte meinen sollen, daß der Sergeant darüber glücklich gewesen und dem gnädigen Geschick in irgend einer Form seinen Dank ausgesprochen hätte. Aber nein!

[1]) Ducoudray, Histoire et civilisation de la France moderne et contemporaine. Paris, Hachette et Cie. — [2]) Ausführlich beschrieben in Mironneau, Choix de lectures. Paris, Armand Colin. 2. Teil, S. 258. — [3]) Les lectures du soldat. Livre de lecture courante à l'usage de l'armée. Paris, Librairie Delagrave.

Digitized by Google

„Von diesem Augenblick an wurde der Krieg für Hoff eine persönliche Angelegenheit. Das persönliche Rachegefühl verband sich in ihm mit dem unbeschreiblichen Hasse, den jeder Elsässer in der Tiefe seines Herzens gegen die Leute von der andern Rheinseite nährt."

Noch eine Schauergeschichte aus dem Buche von Tartière[1]):

„Knaben schneiden im Jahre 1870 im Dorfe Briannois an Pferden von Ulanen die Gurten, welche das Sattelzeug festhalten, entzwei. Die Ulanen drohen, sie würden das Dorf anzünden, wenn die Schuldigen nicht ausgeliefert würden. Da werden Knaben im zarten Alter von 10 bis 12 Jahren als die Schuldigen vorgeführt. Sie sollten sofort erschossen werden. Alles Bitten und Jammern der Mütter war umsonst, schon gab der rohe deutsche Führer, ein Mann mit lang herabhängendem rotem Schnurrbart, den Befehl zur Ausführung, als ein Hausierer herbeieilte und erklärte, er sei der Täter. ‚Ich bin Franzose, ein guter Franzose, und ich rühme mich dessen. Wenn die Tat ein Verbrechen ist, so erschießt mich!' Der Offizier betrachtete den Hausierer scharf, glaubte auf sein Wort, ergriff einen Revolver, zielte und gab dreimal Feuer. Die Kinder aber übergab er ihren Müttern. Sofort verließ die preußische Abteilung das Dorf."

Um diesen Gruselgeschichten noch mehr Nachdruck zu verleihen, sind sie teilweise mit Bildern versehen. So erzählt Paul Bert in seiner Bürgerkunde S. 26:

„Als die Preußen uns Elsaß-Lothringen nahmen, verübten sie zuvor alle Art von Greuel, und jetzt wird es beinahe wie eine deutsche Provinz behandelt." Über diesen Worten ein Bild mit der Unterschrift: Les férocités de la guerre, die Roheiten des Krieges, mit folgender Darstellung: An einer Mauer stehen drei Personen, die erste ist eine Frau. Deutsche Soldaten erhalten von einem Offizier eben den Befehl, diese zu erschießen. Erschossene liegen schon auf der Erde. Ein Mann wird zur Richtstätte geschleppt und dabei von einem Soldaten mit Kolbenstößen mißhandelt. Eine Frau hebt jammernd ihre Hände in die Höhe und fleht um Mitleid.

Reichenbach gibt in seinem Buche Revanche eine Abbildung von Brosolette wieder

„Die Rache der Bayern".

„Beim Angriff auf Bazeilles haben die Bayern grausame Verluste gehabt. Um sich zu rächen, verbrennen sie im Dorfe 360 Häuser; sie erschießen ungefähr 100 Einwohner, darunter einen Greis von 86 Jahren. Sie werfen eine Frau mit ihren beiden Kindern in den Brunnen."

Diesen Vorgang hat das Bild zum Gegenstand. Ein Bayer, kenntlich an seinem Raupenhelm, wirft das Kind in den Brunnen, während ein anderer die schrecklich jammernde Mutter auf dem Boden zum Brunnen zerrt.

In dem schon genannten Moralbuch von Poignet und Bernat findet sich die Erschießung des Hirtenknaben durch 6 preußische Soldaten. Der Knabe stürzt eben zu Boden.

Mädchenerziehung.

Aber nicht nur die Knaben wurden in der bis jetzt geschilderten Art und Weise zum Haß gegen alles Deutsche erzogen, auch in den Lesebüchern, für Mädchen geschrieben, stehen ähnliche Dinge. In dem Lesebuch „Suzette" Suschen[2]) heißt es S. 255:

„Ungeheure Massen von Truppen, Kanonen, Gewehren umgeben uns, bedrohen uns mit der Zerstückelung Frankreichs, d. h. mit seinem Tod. Und der Tod Frankreichs würde eine ungeheure Leere in die Zivilisation bringen! Denn — nicht aus nationaler Eitelkeit sagen wir dies — **Frankreich allein** ist unter den Nationen über den Kreis seines Interesses hinausgegangen, um sich das Interesse der Welt angelegen sein zu lassen. Es hat an das allgemein Menschliche gedacht.

‚Wohlan! Am Tage der Gefahr müssen alle ihre Kinder sich um die Mutter, das Vaterland, scharen! Alle, hört ihr! Denn ihre Töchter dürfen den Söhnen in keinerlei Hinsicht nachstehen. Sie dürfen aus ihrem Herzen nicht Tränen, sondern müssen Aufmunterungen zum Heldentum schöpfen! Sie müssen den Feigling verachten! Sie müssen, wie der große Aufruf des Konventes es gesagt hat, die Kleider und Zelte der Soldaten schaffen, wenn es daran mangelt. Sie müssen die Verwundeten verbinden! Endlich müssen sie sich erinnern, daß damals, als Frankreich dem Untergange nahe war, bei dem Einfall, wo die Männer den Mut verloren, die Vater-

[1]) Tartière, De tout un peu, S. 167. — [2]) Marie Robert Halt, Suzette, a. a. O.

Digitized by Google

landsliebe ungestüm, prächtig in einer Frauenseele, in der großen Johanna d'Arc aufflammte und alles rettete!... Heute noch zählt die Vaterlandsliebe auf die Seele der Frauen! Sie können nicht wollen, daß dem Opfer, das ein solches Vaterland erheischt, sich nur ein einziger von uns entzieht.'

Auf diese Auseinandersetzung antwortete eine der Zuhörerinnen: ‚Ich habe drei Söhne, mein Herr, von diesem Augenblick an gebe ich sie dem Vaterlande!'

‚Ja, ja', sagte er, ‚das Herz unserer Johanna d'Arc ist unter den Frauen Frankreichs noch nicht erstorben'."

Bis zu welchen Kindereien die Gehässigkeit gegen alles Deutsche führt, zeigt eine Erzählung aus Erckmann-Chatrians, Les Volontaires, die mehrfach wiederkehrt[1]). Man kann sich nur wundern, daß die französische Schule, daß französische Lehrer solch läppische Dinge der Aufnahme in ein Lesebuch für wert halten, und man kann es nur daraus erklären, daß auch der Haß, wie die Liebe, blind macht. Le chien Scipio heißt die Überschrift des Stückes in dem einen Buch, un chien savant in dem andern. Die Weisheit des Hundes bestand darin, daß er über einen Stock sprang, wenn man ihm zurief: „Spring für die Republik!" oder „spring für den General Hoche" oder „für Mac-Mahon!" Rief man dagegen: „Spring für den König von Preußen oder für Bismarck" dann zog er den Schwanz ein und lief davon. Und über diesen letzten Satz schreibt Verfasser noch eine Frage vor, so wichtig erscheint ihm die Sache, die lautet: **Warum floh der Hund beim Namen Bismarck?** Sicherlich stellt er die Frage doch nur, weil er dadurch veranlassen wollte, daß über den größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts die ganze Schale des giftigen Zornes bei dieser Gelegenheit ausgegossen werde.

In dem Buche von Caumont Lectures courantes des écoliers français finden sich weitere Stellen, die noch mehr aufreizend wirken. S. 220 heißt es z. B. von den Lothringern:

„Seufzend unter dem Gesetz des Eroberers hört die annektierte Bevölkerung die wahre Stimme Frankreichs, und mit ihm ruft sie: ‚Noch ist nicht alles verloren!'"

S. 224 und 225 ist der Kampf in Fontenoy im Januar 1871 geschildert. Die Franzosen wurden geschlagen, eiligst verließen sie den Ort.

„Nun stürzte sich eine ganze Armee auf den Flecken. Die Deutschen begannen die Bewohner auszuplündern. Nach der Plünderung zündeten sie den Ort an. Hilfe zu bringen wurde verboten; und eine arme Kranke verbrannte bei lebendigem Leibe in ihrem Bett, ohne daß man sie diesem schrecklichen Tod entreißen konnte. Nur die Kirche und einige Gebäude, die der Feind für sich brauchte, blieben stehen.

Diese Rache der Deutschen, genommen an einer unschuldigen Bevölkerung, ist eine der hassenswertesten Handlungen, die in diesem schrecklichen Feldzug von 1870/71 begangen worden sind. Kaltblütig ein friedliches Dorf in Brand stecken, auf die Bewohner eine Treibjagd wie auf Rotwild zu veranstalten, weil eine reguläre Truppe dort siegte und einen feindlichen Posten aufhob, das ist eine Grausamkeit, die der Feind weder rechtfertigen noch entschuldigen kann.

Dank dem französischen, englischen, schweizerischen und belgischen Edelsinn erhob sich Fontenoy wieder aus den Ruinen; aber geblieben ist ihm von diesem Tage mit der Verehrung der Toten die Erinnerung an die Jäger und **der Haß gegen die Preußen.**"

Abstammung.

Das französisch Volk ist bekanntlich ein Mischvolk, es setzt sich aus keltischem, römischem und germanischem (fränkischem) Blut zusammen. Letzteres streifen die meisten der Verfasser dieser Lehrbücher kaum oder berühren es nur vorübergehend. Sehr zu Unrecht. Denn das Übergewicht, das heute noch der Norden Frankreichs auf allen kulturellen Gebieten über den Süden hat, beruht auf dem stark germanischen Einschlag. Nur eines dieser Bücher, soweit ich sehe, kann ohne Bosheit an der fränkischen Einwanderung nicht vorübergehen. In dem Buch von **Guiot und Mane**[2]) steht S. 41 und 42 geschrieben:

„Das Volk der Franzosen entstand aus 3 Völkern, den Galliern, den Römern und den Franken. Nach der Niederlage Attilas bei Châlons s. M. erfreuten sich die friedliebenden

[1]) Bouillot, Le Français par les textes. Paris, Hachette et Cie., S. 219. Das Buch ist in 200000 Exemplaren verbreitet. — A. Mironneau, Choix de lectures. Cours élémentaire. Paris, Armand Colin, S. 191. — [2]) Guiot et Mane, Histoire de France. 3. éd. Paris, Paul Delaplane.

Digitized by Google

Völkerschaften eine Zeitlang der Ruhe. Aber plötzlich brachen die Franken herein. Das sind eure dritten Ahnen. Ihr braucht aber nicht stolz auf sie zu sein, meine Freunde, sie gleichen einer Herde wilder Tiere[1])."

Oben wurde von Abbildungen in den Lesebüchern gesprochen, durch die die kindliche Phantasie noch mehr aufgeregt und der Haß gegen alles Deutsche noch tiefer in die Seelen der Kinder hineingehämmert wurde.

Aus diesem Grunde sind **auch die Decken der Schreibhefte** mit Abbildungen versehen, und zwar mit Bildern, die sich vielfach auf Vorgänge im Krieg von 1870/71 beziehen. Da wird vorgeführt, wie Julchen Dodu, von der wir oben erzählten, zum Verhör gebracht wird; wie der Lothringer Freischärler Léon Mercier von Celles in Raon-l'Etape zum Tode geht; wie die in Metz gefangenen Soldaten vor ihrem Abschub in die Gefangenschaft ihren Offizieren Lebewohl sagen; wie vor Metz der Oberst Péan seine Fahne zerreißt und die einzelnen Stücke an seine Offiziere und Unteroffiziere verteilt; wie vor Metz die Soldaten ihre Waffen zerschlagen, damit sie ja nicht in die Hände der Deutschen fallen.

Täglich haben die Kinder diese Hefte in der Hand. Die Bilder haben sicherlich ihren Zweck erfüllt.

Das Elsaß.

Wie schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, spielt in den Jugendschriften wie in den Schulbüchern das Elsaß eine große Rolle. Es dahin zu bringen, daß die Franzosen an dem Gedanken an die Wiedereroberung des Elsaß zähe festhielten, betrachteten die Hetzer als ihre wichtigste Aufgabe. Nur das Elsaß nicht vergessen lassen: dann wäre ja alle ihre Mühe umsonst. Wenn sie täglich Elsaß-Lothringen, seine Bewohner, seine glänzende Industrie, die reichen Bodenschätze, den Überfluß des Landes an Korn, Obst, Wein, Hopfen den Franzosen vor die Seele stellten, so mußte die Sehnsucht nach dem verlorenen Lande täglich aufs neue erweckt werden. Dazu wußten sie die Leiden der elsaß-lothringischen Bevölkerung in den grellsten Farben zu schildern, die Leiden, angetan von einer übelwollenden Regierung und ihren bösartigen Beamten. Je größer diese angeblichen Leiden wurden, desto höher wuchs auf der anderen Seite nach französischer Darstellung die Liebe der Reichsländer zu Frankreich, und Frankreich wiederum suchte durch sein herzliches Entgegenkommen diesen Schmerz zu lindern und die trauernde Tochter liebevoll an sein Herz zu drücken.

Die Auswanderung der Elsässer.

Der Frankfurter Friede war geschlossen. Das uralte deutsche Land, Elsaß und Deutsch-Lothringen, im 16., 17. und 18. Jahrhundert zur Zeit unseres Niederganges und unserer Schwäche von den französischen Königen geraubt, kam zum alten Vaterlande zurück. Ein Teil der elsaß-lothringischen Bevölkerung glaubte in der alten Heimat nicht bleiben zu können, sie zog hinüber auf französischen Boden. Man kann es verstehen, daß der Entschluß manchem schwer wurde, das schöne Land, Haus und Hof und Familie und Geschäft zu verlassen. Aber es trieb sie unwiderstehlich hinüber über die Vogesen, und mit ihnen zog unversöhnlicher Haß gegen alles, was deutsch war. Solche Stimmung zu benutzen, ließen sich die Franzosen nicht entgehen, und in ihren Schulbüchern wurde der Jammer und das Elend dieser Auswanderer in grellen Farben geschildert. Und dabei stets der Ausblick in die Zukunft, die Hoffnung, daß auch diesen Ausgewanderten wie den Zurückgebliebenen die Stunde der Befreiung, die Stunde der Rückkehr schlagen werde zur mère patrie.

Der schon erwähnte Ducoudray[2]) schreibt darüber:

„Die elsässische Auswanderung.

Die Elsässer, die Lothringer verließen in großen Massen ihr schönes Land, um nicht unter dem deutschen Joch leben zu müssen, und kamen nach Frankreich, um ihr Vaterland wieder zu finden. Sie mußten ihr väterliches Erbe, die Gräber ihrer Eltern verlassen, sie mußten sich den Erinnerungen entziehen, die einen jeden von uns mit seinem Heimatdörflein verknüpfen. Viele jedoch konnten sich nicht zu diesem Opfer entschließen, ihr kleines Haus zu verlassen; sie warten, Frankreich immer getreu, auf die Stunde der Befreiung."

[1]) Auch in den Choix de lectures von A. Mironneau heißt es von den Franken: „Von ferne sehen sie wie eine Herde wilder Tiere aus" (Aus Chateaubriand, Les Martyrs). Vgl. auch Hansi, S. 291. — [2]) Ducoudray, a. a. O. S. 256.

Digitized by Google

Ganz derselbe Satz findet sich in dem 2. Buch von Ducoudray[1]), in dem cours d'histoire. S. 246.

Diesen Schilderungen sind mehrfach Bilder beigegeben; sie sollen die Phantasie der Kleinen noch mehr aufreizen; so in der nationalen Geschichte von Burle[2]). Im Hintergrund stehen Männer und Frauen, die einen letzten Blick auf die Heimat werfen; sie schwenken Tücher und sagen Lebewohl; im Vordergrund überschreiten andere die Grenze; eine Frau weint. Der Text dazu lautet folgendermaßen:

„Der Abzug der Elsässer.

Als Deutschland sich des Elsaß und Lothringens bemächtigt hatte, wollte eine große Zahl Elsässer und Lothringer das deutsche Joch nicht tragen, und sie verließen ihr schönes Land.

Sie zogen aus, indem sie einen letzten Blick auf ihr Haus warfen, das sie hatte auf die Welt kommen sehen und in dem sie die glücklichen Tage ihrer Kindheit verlebt hatten, und sie kamen nach Frankreich, um Gastfreundschaft zu erbitten.

Diejenigen, welche ihnen nicht folgen konnten, sind Frankreich doch treu geblieben: sie erwarten den Augenblick ihrer Befreiung, um wiederum Franzosen zu werden."

Einen solchen Auszug aus Lothringen schildert Bouillot[3]) nach Maurice Barrès' Colette Baudoche, S. 358. In einer Schlucht hielten die Auswanderer, die Pferde werden ausgespannt. Man fragte die Armen, wohin sie gingen. Viele wußten nur zu antworten: Nach Frankreich ... Und als dein Großvater zu ihnen sagte, wie werdet ihr leben? antworteten sie beharrlich: wir wollen nicht als Preußen sterben.

„Um zu verstehen, wieviel Leute ausgewandert sind, müßt ihr wissen, daß in Metz, wo wir unser 50 000 waren, nach dem 1. Oktober (1871) nicht mehr als 30 000 getroffen wurden."

In der Anmerkung dazu heißt es S. 359:

„Um die Annexion im Jahre 1871 zu beschönigen, behaupten die Deutschen, daß Elsaß-Lothringen ein deutsches Land und die Elsaß-Lothringer deutschen Stammes sind. Weiset diese Anmaßung zurück, indem ihr euch die Geschichte Frankreichs von ihrem Anfang an überlegt und euch von dessen Geschichte leiten lasset."

Wir haben bis jetzt absichtlich unterlassen auf die Geschichtslügen, die den jungen Franzosen aufgetischt werden, näher einzugehen. Aber der Satz: Weiset die Anmaßung zurück usw. ist doch zu unverschämt, als daß man ohne weitere Bemerkung an ihm vorübergehen könnte. Aus der Geschichte Frankreichs kann man nur lernen, daß die Franzosen seit 1552 Stück für Stück im Westen unseres Reiches losrissen, daß sie seit dem Dreißigjährigen Krieg, seit 1635, sich in alle deutschen Händel mischten, daß sie bis 1815 durch ihre Kriege und Schlachten, die sie zur Zertrümmerung des alten Reiches und zum Sturze des Habsburgischen Hauses auf deutschem Boden schlugen, unser Vaterland immer wieder und wieder bedrohten und es in die schrecklichste Not, in unsägliches Elend stürzten. Elsaß und Lothringen sind aber deutsche Länder, bewohnt von Stämmen der Alemannen und Franken, die im Jahre 870 v. Chr. durch den Vertrag von Mersen zum erstenmal zum Deutschen Reiche kamen.

Der genannte Ducoudray hat ein weiteres Buch geschrieben, Histoire et civilisation de la France moderne et contemporaine, in dem er S. 125 sagt:

„Die Auswanderung der Elsässer.

Was die Elsässer und Lothringer betrifft, so verließen sie massenhaft ihr schönes Land, um nicht unter dem deutschen Joch zu leben. Man schätzt diejenigen, die seit 1871 nach Frankreich gekommen sind, um ihr Vaterland wieder zu finden, auf 300 000. Sie mußten ihr väterliches Erbe, die Gräber ihrer Eltern verlassen, aus ihrem Herzen die Erinnerungen reißen, die einen jeden von uns mit seinem Heimatsort verbinden.

Diejenigen, welche, in Liebe an ihr Haus gefesselt, zurückblieben, geben bei jeder Wahl öffentlich Zeugnis von ihrer unbesiegbaren Liebe zu Frankreich, die ihnen unaufhörliche Quälereien zuzieht. Denn die Deutschen wollen um jeden Preis das Land germanisieren,

[1]) Fast gleich nach Text in seinem cours d'histoire, S. 246. — [2]) E. Burle, L'histoire nationale, racontée aux enfants. Paris, Alcide Picard. 64. éd. S. 58 u. 59. — [3]) Bouillot, Le Français par les textes a. a. O.

Digitized by Google

untersagen den Gebrauch der französischen Sprache, verhindern die ausgewanderten Kinder, ihre Eltern wieder zu sehen, und bestrafen mit grausamer Strenge die geringste Äußerung des Schmerzes um das französische Vaterland."

Sehnsucht der Elsaß-Lothringer nach Frankreich.

In den neunziger Jahren vergangenen Jahrhunderts drohte der Gedanke an die verlorenen Provinzen im französischen Volke allmählich zu verblassen. Am 21. September 1917 schrieb der bekannte Schweizer Oberst Egli in der Neuen Freien Presse: „In den Jahren 1897 und 1898 hatte ich Gelegenheit, dem französischen Wesen in Heer und Volk näherzutreten... Der Haß gegen Deutschland schien sich zu verflüchtigen, und ich kam damals mit der Überzeugung nach Hause, daß Frankreich nicht mehr für Elsaß-Lothringen kämpfen werde."

Dieses Abflauen war den Kriegshetzern das schlimmste, was ihnen geschehen konnte; dann nützte ja alles Aufpeitschen des Hasses nichts mehr. Jammernd rufen deshalb Paul und Viktor Margueritte in ihrem Buch, der Krieg von 1870/71, aus:

„Eine der verderblichsten Krankheiten, die ein Volk annagen kann, ist das Vergessen, vor allem das Vergessen schlimmer Tage... Allzu viele unserer Jünglinge wissen fast nichts von der harten Erschütterung, der blutigen Warnung von 1870... Fast allenthalben kommt das Vergessen, verdeckt diese so nahe Vergangenheit mit Schmutz und Asche. **Das Vergessen ist weder schön, noch edel, noch stolz. Es wäre unwürdig des Siegers; beim Besiegten ist es sträflich.** Nicht als ob es gut wäre, Rache und Haß zu schüren; nicht als sollte zum grausamen Kriege getrieben werden. Keiner, der wert ist, Mensch zu heißen, darf leichten Herzens die Rückkehr dieser Geißel herbeiwünschen. Doch wer weiß? Morgen vielleicht kann zur Verteidigung heimatlicher Erde, zur Ehre unserer Fahne dieser Krieg, den die Mütter verfluchen, sich uns als heiligste Pflicht aufdrängen. Indem wir der Vergangenheit gedenken, werden wir im Notfalle bereit sein für die Zukunft.

Denselben Gedanken drücken Martin und Lemoine aus, wenn sie in ihren lectures choisies[1]) sagen:

„Ein Volk kann groß und stark bleiben, wenn es auch vom Glück verraten oder von der Überzahl besiegt wurde, falls es nur das Bewußtsein und den Schmerz seiner Niederlage wahrt. Wenn es vergißt, ist es für immer verloren."

Ebenso kann man getrost behaupten, daß wie in Frankreich, so auch bei uns in den letzten 10 bis 15 Jahren vor dem Kriege der größte Teil des elsässischen Volkes sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden hatte; aber eine böse Klique in Straßburg und besonders in Colmar ließ das Volk nicht zur Ruhe kommen.

Aus deren Gesinnung schlossen die Franzosen auf die Stimmung des ganzen elsässischen Volkes und fabrizierten für ihre Schulbücher Lesestücke verlogenster Art, die die unverbrüchliche Treue der Elsässer zu Frankreich beweisen sollten.

Eine solche Geschichte erzählen uns Poignet und Bernat[2]) in ihrer Bürgerkunde, die aber auch zugleich beweist, wie dumm sie ihre Leser einschätzen; denn daß diese Mitteilung geflunkert ist, sollte eigentlich doch jeder einsehen, selbst ein durch Haß blind gemachter Franzose.

In dem Buche „Le deuxième livre d'André"[3]) gibt Verfasser dieselbe Geschichte in veränderter Form und weiß sie dadurch, daß er in der Einleitung Bismarck hineinbringt, noch aufreizender zu machen. S. 129 steht die unverschämte Lüge, die wir hier mitteilen:

„Man erzählt, daß Herr von Bismarck bezüglich unseres Unglücks zweierlei bedauerte. Der erste Schmerz bestand darin, daß er den Sieg nicht noch mehr ausnützte, indem er von Frankreich eine Entschädigung von 15, 20 oder 30 Milliarden verlangte, und der zweite, daß er unserem Vaterlande nur 2 Provinzen entriß. Er gab auf einmal seinen Ärger und seine Hoffnung, eines Tages mehr zu kriegen, zu erkennen, indem er an die Schulen geographische Karten verteilen ließ, auf denen Flandern, Belfort, die Franche-Comté, die Champagne usw.... schon als deutsche Länder eingezeichnet waren.

Eines Tages besuchte ein preußischer Inspektor eine Schule Elsaß-Lothringens und wandte sich an einen Schüler, dessen feindlichen Blick er unschwer erkennen konnte.

[1]) Martin et Lemoine, Lectures choisies d'auteurs français. S. 282. — [2]) A. Poignet et H. Bernat, Le livre unique de morale et d'instruction civique. 9. éd. Paris, Vve Auguste Godchaux. Lekt. 18. — [3]) Le deuxième livre d'André. Choix de lectures courantes etc. Cours moyen. Librairie catholique, Emmanuel Vitte, Lyon, Paris.

Digitized by Google

‚Wie heißt du?' — ‚Johann Schwab.' — ‚Dein Alter?' — ‚Dreizehn Jahre.' — ‚Was arbeitet dein Vater?' — ‚Für's Vaterland gestorben.' — ‚Für das deutsche Vaterland vermutlich?' — ‚Keineswegs; wir sind keine Deutschen.' — ‚Meinetwegen', sagte der Inspektor ärgerlich. ‚Will sehen, was du in Geographie kannst. Kannst du mir sagen, welches die hauptsächlichsten Völker Europas sind?' — ‚Ja, Frankreich...' — ‚Warum beginnst du damit? Deutschland ist stärker und größer.' — ‚Frankreich', erwiderte das Kind, ‚ist die erste der Nationen.' — ‚Das ist falsch!' schrie der Inspektor; ‚übrigens wette ich, daß du nur mit Mühe es finden und mir auf der Karte zeigen kannst.

In der Tat, die Karte, die er dem Kinde zeigte, war eine von denjenigen, die man auf Bismarcks Anordnung so schmählich gefälscht hatte.

‚Nun, zeige mir, wo Frankreich liegt', wiederholte der Inspektor.

Das Kind wurde plötzlich bleich, dann leuchtete es schnell aus seinen Augen, die es auf seine Kameraden gerichtet hatte. Es wandte sich von der falschen Karte ab, schaute mit klarem Blick in die Augen des Deutschen, stand fest und schrie:

‚Ihre Karte trügt. Ich werde hier Frankreich nicht suchen. Frankreich ist da!'

Und dabei legte es stramm seine Hand auf das Herz. Eine feine Antwort! Jeder kleine Franzose muß sie bewundern und der Reihe nach wiederholen, indem er auf sein vaterlandsliebendes Herz zeigt: ‚Ja Frankreich ist hier, für immer!'"

Zu solchen Lügen, zu solchen Mätzchen griff der französische Schulmeister, um sein Volk irrezuführen.

Weil wir eben von Bismarck als Kartenfälscher gehört haben, möge noch eine weitere Stelle, die über ihn handelt, hier einen Platz finden. Die Einigung Deutschlands unter dem größten deutschen Staatsmann wird in dem Buche von Paul und Viktor Margueritte, Histoire de la guerre de 1870—71 mit folgender Charakteristik besprochen:

S. 2: „Frankreich glaubte an ein gerechtes Nationalitätenprinzip, nahm selbst ohne Furcht für seine Grenze die Möglichkeit einer zukünftigen Einigung Deutschlands an. Es hatte so blinden Glauben, daß es lange den drohenden dunklen Punkt nicht gewahrte, das von Preußen herannahende Gewitter... 1862 wurde Bismarck Minister des Äußern. Sofort überstürzen sich die Ereignisse. Wer soll zunächst aufgegessen werden? Der Schwächste, der kleine König von Dänemark... Wer ist nun an der Reihe? Der Hunger ist nur größer geworden. Man hat nun gute Lust, Österreich zu verspeisen... Wenn Napoleon III. nur auf einen Augenblick nicht zusehen wollte! und Bismarck reist nach Biarritz... Bismarck: ein Koloß an Gestalt, Körperkraft und List.... Weitester und lebhaftester Geist, aber mit einem Stein anstelle des Herzens... Hartes, praktisches Genie, **Raubtierseele.** Menschgewordener Franzosenhaß und Menschheitsverachtung. Kein großer Mensch, aber ein großer Preuße."

Die unverbrüchliche Treue der Elsässer, ihr unbedingtes Festhalten an Frankreich schildert auch Chalamet in seinen kleinen moralischen Erzählungen[1]), die für die Kleinen, also für sieben- bis achtjährige Kinder geschrieben sind, die die mechanischen Leseschwierigkeiten eben erst überwunden haben. In diesem Buche lesen wir S. 77: Elsaß-Lothringen.

Nach einer Beschreibung Elsaß-Lothringens fährt Verfasser auf S. 78 fort:

„Sie haben die Elsaß-Lothringer nicht gefragt, ob sie Deutsche werden wollen; sie kannten die Antwort nur zu gut.

Die Elsaß-Lothringer lieben Frankreich. Viele Jahre sind seit der Eroberung vergangen, und sie betrachten die Deutschen immer noch als Fremde, als ihre Feinde.

Jedes Jahr verläßt eine große Anzahl von elsaß-lothringischen Militärpflichtigen ihr Land, da sie nicht deutsche Soldaten werden wollen, und lassen sich in das französische Heer einreihen. Die Elsaß-Lothringer haben Frankreich nicht vergessen, und Frankreich darf sie nicht vergessen."

Das genügt dem Herausgeber des ersten Lesebuches nicht; an einer Erzählung S. 80, die

[1]) A. Chalamet, Mes premières lectures. Historiettes morales. Paris, A. Picard et Kaan. 24. Aufl.

Digitized by Google

von Gift strotzt, mit der Überschrift Un patriote sucht er weiterhin durch Vorführung der angeblich französischen Gesinnung der Elsässer folgendermaßen zu hetzen:

„Viel Volks war in dem Gerichtssaal in Weißenburg im Elsaß versammelt. Alle Blicke richten sich auf Hieronymus Brunner, der auf der Anklagebank sitzt. Aber es sind Blicke voll Teilnahme, Blicke, die klar zum Ausdruck bringen, daß alle Elsässer, weit davon entfernt, ihn zu tadeln, für ihn Partei ergreifen.

Welches Verbrechen hat denn Hieronymus Brunner begangen?

Vor 8 Tagen öffnete der deutsche Herr Kreisdirektor von Weißenburg sein Fenster, um die frische Morgenluft einzuatmen, als sein Gesicht, erst lächelnd, sich plötzlich verfinsterte und einen strengen Ausdruck annahm.

Der Herr Kreisdirektor fuhr sich mit der Hand über die Stirne und rieb sich die Augen. War er wach oder träumte er nur?

Aber nein! er irrte nicht: Da unten auf der Spitze des höchsten Pappelbaumes, auf der Wiese wehte eine französische Fahne, eine gute Trikolore im Wind.

Das ist wieder einmal ein Streich dieser elsässischen Schurken, brummte der Kreisdirektor vor sich hin. Ja, ja! Wir werden doch niemals mit diesen Lumpen fertig werden!

Es war das Werk eines Augenblicks, in die Kaserne zu laufen, dorther einige Soldaten zu holen und den aufrührerischen Baum über dem Boden absägen zu lassen.

Aber man mußte den Schuldigen finden, den Verwegenen bestrafen, der es gewagt hatte, den Eroberern des Elsaß Trotz zu bieten. Ein Deutscher, der ihn in der Nacht beim Herabsteigen vom Pappelbaum bemerkt hatte, zeigte ihn an.

Deshalb saß Hieronymus Brunner auf der Anklagebank.

Seine Verteidigung war sehr einfach und kurz: Ich werde nicht versuchen zu leugnen, sprach er; Ihr habt mich gefaßt, Ihr werdet mich bestrafen; ich bettle nicht um Gnade. Ich habe die Fahne mit den drei Farben, die Ihr ohne Wutausbruch nicht sehen könnt, seit meiner frühesten Jugend verehren und lieben gelernt. Als ich ganz klein war, hat mir mein Großvater, ein alter Soldat der Republik, oft von seinen Feldzügen erzählt, die er im Schatten dieser Fahne mitgemacht hat.

Später habe ich in Frankreich gedient und ganz nahe von hier seit dem ersten Tage des Einfalls gekämpft, als die Franzosen, die einer gegen vier kämpften, der Übermacht erlagen. Verwundet und aufgehoben auf dem Schlachtfeld wurde ich als Gefangener nach einer deutschen Festung geschickt, wo ich 10 Monate verblieb.

Als ich zurückkam, fand ich unser Haus durch die Deutschen geplündert; mein Vater, durch den Einfall der Deutschen zugrunde gerichtet und über das Unglück seines Hauses verzweifelt, starb alsbald. Nachher kündigte man mir an, daß ich nicht mehr Franzose sei, sondern Deutscher geworden, wie alle Elsässer.

Ach, daß ich doch fort gekonnt hätte, mich in Frankreich hätte niederlassen können, wie es soviele andere getan haben! Aber ich war der Älteste von 7 Geschwistern, die nur mich als Stütze hatten, und alles, was wir noch besaßen, unser kleines Haus, einige Streifen Landes, alles befand sich hier.

Ich wurde also mit Gewalt Untertan des deutschen Kaisers; aber ich habe im Innern meines Herzens die Liebe zu Frankreich bewahrt. Mein Sohn wurde 20 Jahre alt; er ist letzten Monat weggegangen, er ist heute französischer Soldat. Was mich anlangt, so könnt ihr mich bestrafen und einsperren: nichts wird mir die Erinnerung an das verlorene Vaterland rauben!

Hieronymus Brunner wurde zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt."

Ich habe bei dem Durcharbeiten dieser Bücher den Eindruck gewonnen, daß solche Stücke über Elsaß-Lothringen in ein Lesebuch aufgenommen werden mußten, wenn es überhaupt auf Abnehmer und Einführung in die Schule rechnen wollte. Unter den 34 Stücken dieses Lesebuches findet sich keines über Frankreich, und solche hätten für die Kleinen doch zunächst gelegen. Aber just eines über Elsaß-Lothringen!

Diese Sehnsucht nach Frankreich, wie sie Brunner angedichtet wird, wird auch anderweitig an den Elsässern gerühmt. Bouillot[1]) entnahm ein Stück aus René Basaine's Roman Les Oberlé und gab ihm die Überschrift: Pour voir la France. Vor den Abschnitt setzt er folgende Inhaltsangabe:

[1]) Bouillot, Le Français par les textes. Paris, Hachette et Cie., 1912. S. 174.

Digitized by Google

„Johann Oberlé ist ein junger Elsässer von 20 Jahren, dessen Familie aus wichtigen Gründen nach der Annexion im Elsaß bleiben mußte. Er machte seine Studien in Deutschland und kehrte nach langer Abwesenheit in seine Familie zurück. Die Erinnerungen seiner Kindheit wachten in ihm aufs neue auf, und er wurde von einer unwiderstehlichen Sehnsucht ergriffen, irgend ein Eckchen von Frankreich zu sehen. Er benützte eine Geschäftsreise, die er in die Vogesen machte, um dieses Verlangen zu stillen. Den ganzen Tag marschiert er vorwärts, und abends kommt er auf dem Kamm der Vogesen an.

Hier fand er einen alten Mann, der ihm nahe der Schlucht den nächsten Weg nach der Grenze zeigte. Er eilte, um dieses geheimnisvolle Frankreich zu sehen, das in seinen Träumen, in seinem Leben einen so breiten Raum einnahm... Frankreich, für das so viele Elsässer gestorben waren und das so viele andere erwarteten und mit heimlicher Liebe, die die Herzen traurig macht, liebten.

Und nun steht der Elsässer oben auf dem Kamm und sieht hinunter in das Tal von Longemer und Retournemer. Er trank das Bild bis zur Trunkenheit und schwieg. Die Erregung wuchs in ihm. Er fühlte, daß seine Seele in ihren Tiefen aufjauchzte. Wie ist es schön! sprach er zu sich..."

Eine ähnliche Situation führt uns G. Bruno in seinem Buche Le tour de la France[1]) vor. Der Verfasser läßt zwei junge Lothringer von 7 und 14 Jahren, Kinder eines Maurers aus Pfalzburg, im Jahre 1871 bei Nacht und Nebel durch die deutschen Absperrlinien nach Frankreich auswandern. Es ist doch zu eigenartig, daß die beiden Kinder gerade aus Pfalzburg sein müssen! Ja, sonst könnte man bei einer Beschreibung Frankreichs vom Reichsland nicht sprechen, man könnte nicht hetzen. Der Vater selbst starb plötzlich infolge eines Unfalles und konnte infolgedessen seinen sehnlichsten Wunsch, innerhalb Jahresfrist für Frankreich zu optieren, nicht mehr ausführen. Die Kinder aber hatten ihm noch auf dem Todesbette das feierliche Versprechen gegeben, nach dem geliebten Frankreich auszuwandern und sich so als würdige Lothringer zu zeigen. Das letzte Wort des sterbenden Pfalzburgers war: La France. Auf ihrer Fahrt zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff, auf der Eisenbahn bekundeten sie bei jeder Gelegenheit ihr lebhaftes Interesse für Frankreich, für französische Einrichtungen und fanden deshalb überall liebevolle Aufnahme und gutes Fortkommen.

„Auf dem Wege durch die finsteren Tannen der Vogesen überfiel sie Mutlosigkeit. Aber bald erhob sich in dem Herzen des Älteren ein teures Erinnern und kam ihm zu Hilfe. Er rief sich den tiefen Blick seines sterbenden Vaters vor die Seele, als dieser die Hand Julians in die seine legte und sie ihm anvertraute. Er glaubte noch zu hören, wie das Wort, schwächer als ein Hauch, über die Lippen des Vaters schwebte: Frankreich. Und ihm gab er ganz still das Wort zurück: ‚Frankreich! Vaterland!'

Endlich kamen sie hinüber nach Frankreich. Freudejauchzend warf sich der eine in des andern Arm, und Andreas rief: ‚Geliebtes Frankreich, wir sind deine Söhne, und wir wollen unser ganzes Leben lang deiner würdig bleiben.'"

Eine solche Beschreibung Frankreichs auf Grund einer Reise findet sich auch in einem Lesebuche von Fournier[2]); diesmal wird die Reise in einem Flugzeug unternommen. Der Vater mit seinen beiden Kinder ist unweit Belfort nahe an der Grenze. „Wir sind ganz nahe an der Grenze", sagte Moritz in seiner lebhaften Art, „wir wollen die verlorenen Provinzen jenseits der Vogesen besuchen. Und dann liebt man da unten ja immer noch Frankreich."

„‚Ja, immer noch', antwortete der Vater. ‚Trotz der langen Jahre, trotz der Gewaltmaßregeln, die man bei ihnen anwandte, hoffen die Elsaß-Lothringer. Alles, was ihr Herz an Gutem besitzt, fassen sie in das eine Wort Frankreich zusammen. Das Flugzeug kennt keine Grenzen. Also vorwärts auf unserm großen Vogel! Hier die elsässische Tiefebene mit ihren Matten, ihren blühenden Kirschbäumen, ihren Tabak- und Hopfenfeldern! Im Vordergrund des Tales erblickt man zwei Industriestädte: Mülhausen und Colmar, die die Baumwollwaren weben. Der Rhein, der

[1]) G. Bruno, Le tour de la France par deux enfants. Paris. Eug. Belin 1910. 356. Aufl. S. 25.
[2]) M. Fournier, 54 lectures graduées. Cours élémentaire. De 7 à 9 ans. Paris, Gedalge et Cie. A travers la France. S. 186.

Digitized by Google

ehedem unsere Grenze bildete, rollt noch immer seine grünen Wogen am Fuße der alten Burgen vorbei.

Seht dort, ganz im Norden, einen Glockenturm aus rotem Sandstein, das ist das Münster von Straßburg. In seinen Straßen schreiten schwerfällig nach dem Klang der Pfeife Soldaten. Das sind nicht unsere munteren Rothosen.'"

In den Exercices de mémoires von Delapierre et Lamarche[1]) ist S. 79 ein Gedicht von Erckmann-Chatriand, das auch in andern Büchern wiederkehrt, abgedruckt: Dis-moi quel est ton pays! Mit einem Titelbild. Eine Elsässerin sitzt am Wegesrand und sieht hinunter in ein Tal. Über dasselbe zieht der Genius von Frankreich (Die Revancheheilige Jeanne d'Arc) mit der Trikolore, hinter ihm ein französischer Feldherr hoch zu Roß, mit geschwungenem Degen, dem viele Soldaten folgen.

Die erste Strophe lautet:

Sag' mir, welches ist dein Land?
Ist es Frankreich oder Deutschland?
Es ist ein Land der Ebene und voll Berge,
. . . . . .
Es ist das alte, treue Elsaß.
. . . . . .
Das die alten Gallier erobert haben,
Und das der Fremde uns genommen,
Es ist die alte französische Erde
Klebers und der Marseillaise.

Letzte Strophe:

Sag' mir, welches ist dein Land?
Ist es Frankreich oder Deutschland?
Es ist ein Land der Ebene und voll Berge
Wo mit den Ähren auf den Bergen und auf den Gefilden
Der Haß gegen deine Feinde
Und die tiefe und lebendige Liebe,
O Frankreich, zu deiner edlen Rasse sprießen.
Ihr Deutsche, das ist mein Land!
Mag man sagen und tun, was man will,
Eher wird man das Herz von seinem Platze reißen,
Als daß man das alte Elsaß ändert.

Darauf folgt die Bemerkung: „Die Elsässer sind unsere Brüder; junger Franzose, denk daran!"

In der Erklärung des Stückes, die beigefügt ist, sagt der Verfasser: „Alles ist schön in diesen Versen, welch herrliche Beschreibung des Elsaß; dieses Land mit den gelben Ähren, den großen Hopfenblüten, den grauglänzenden Hügeln, dieses französische Land des Kleber und der Marseillaise. Und welch männliche Kraft in den beiden letzten Versen jeder Strophe!"

In dem Werkchen von Désiré Blanchet[2]), das im Jahre 1913 die 239.(!) Auflage erlebte, ist S. 256 Elsaß-Lothringen ein besonderer Abschnitt gewidmet, der folgendermaßen lautet:

„Elsaß und Lothringen, im Herzen unsere Provinzen, sind Frankreich durch das sieghafte Deutschland entrissen worden.

Da sind Metz und Straßburg, diese beiden Bollwerke Frankreichs. Metz, diese unbezwingliche Stadt, die Vaterstadt des Marschalls Fabert, dieses Vorbildes der Ehre, übergeben durch einen anderen Marschall von Frankreich, Bazaine, den Verräter an Ehre und Vaterland! Straßburg, die französisch gesinnte Stadt[3]), die Heimat Klebers! Colmar, die Vaterstadt des Generals Rapp und des Admirals Bruat! Mülhausen, die Heimat unserer großen Industriellen! Die Elsaß-Lothringer haben nicht aufgehört, gegen ihre Annexion an Deutschland zu protestieren. Frankreich wird sie nicht vergessen."

Dieselben Worte finden sich auch in der Histoire de France von D. Blanchet und J. Toutain (Paris, E. Belin, 2. Aufl. 1908), S. 101, mit dem Zusatz: „Alle Hoffnungen der Elsaß-Lothringer", sagt M. Mézières, „sind auf Frankreich gerichtet. Das Land gehört den Deutschen, die Seelen aber uns." Ähnlich in Blanchet, Histoire de France, Paris, E. Belin, S. 260. Derselbe Gedanke in Calvet, Histoire de France, Paris, Bibliothèque d'éducation, S. 167: „Der Krieg von 1870 trennte mit Gewalt von ihrem französischen Vaterland die Elsässer und Lothringer, die zum mindesten im Herzen gute Franzosen geblieben sind." Derselbe Gedanke fast in jedem Schulbuch. So auch im Carnet de morale et d'instruction civique par A. F. Cuir et Z. Avronsart, S. 39: „Frankreich mußte die Be-

[1]) Delapierre et Lamarche, Exercices de mémoire. Paris, Alcide Picard. 525e Mille. S. 89.
[2]) Désiré Blanchet, Histoire de France. Paris, Eug. Belin. 239. Aufl. 1913. — [3]) La cité patriote.

Digitized by Google

dingungen des unerbittlichen Siegers auf sich nehmen, der ihm Elsaß und einen Teil von Lothringen entriß. Aber diese beiden Provinzen sind im Herzen französisch geblieben, und trotz aller Anstrengungen konnten die Preußen sie nicht germanisieren." Der naheliegende Schluß ist naturgemäß, nämlich daß sie wieder französisch werden müssen, und sei es auch um den Preis eines Weltkrieges.

Der Lehrer Dès und seine Frau, die Inspectrice des écoles maternelles, gaben eine Bürgerkunde[1]) heraus und besprechen S. 188 im Kapitel 6 das Vaterland. Als Beispiel für Vaterlandsliebe wird Elsaß-Lothringen mit den Worten angeführt: „Diese beiden Provinzen gehören seit 1871 zu Deutschland. Aber die Elsaß-Lothringer bestehen darauf, sich Franzosen zu nennen, und verlieren nicht die Hoffnung, es wieder zu werden. Sie verfehlen keine Gelegenheit, gegen die deutsche Regierung Protest zu erheben und ihre Sympathien für Frankreich zu bekräftigen."

Ein Gedicht von glühendem Haß gegen Deutschland und der innigsten Liebe zu Frankreich führt uns das Lesestück von Martin und Lemoine[2]) vor, das den Titel führt: „Das Kodizill des Meisters Moser." Ihm soll, wenn er längst in die Erde gebettet ist, die Rückkehr von Elsaß-Lothringen nur mit den Worten: „Es ist getan!" mitgeteilt und ins Grab hinein mit stärkster Stimme gerufen werden. Der alte Moser hatte einen Sohn bei Metz verloren, er liegt eben auf dem Totenbette, es geht ans Sterben. Da ruft er noch aus:

„Mehr als einer von euch wird mich überleben und lange.
Es werden manche fünf, zehn, zwanzig Jahre leben
Und mehr. Die werden das Ende des Martyriums sehen,
Das, was ihr wohl wißt und was man nicht sagen kann,
Was wir in unsern Nächten ohne Schlaf träumen.
Also höret wohl! Ich will, daß zu dem Stein, unter
Den ihr bald meinen Körper legen werdet,
Die, welche hier sind und dann leben werden,
Welche Jahreszeit es sei oder Wetter, Tag und Stunde,
Ohne einen Augenblick zu zögern,
Atemlos gelaufen kommen
Und mit den Lippen, auf die Stelle gepreßt,
An der mein Kopf liegt, und indem man mich dreimal ruft:
Moser, aus ganzem Herzen, mit der stärksten Stimme,
Ohne mir etwas zu erzählen,
Mit einem einzigen Schrei das Gewicht hebend, das mich erstickte:
Moser, Moser, soll er einfach sagen,
Es ist getan!"

Dem Brauche dieses Lesebuches gemäß macht Verfasser auf ein Aufsatzthema im Anschluß an dieses Gedicht aufmerksam, indem er zur Bearbeitung auf folgende Gedanken hinweist: „Beschreibt eine elsässische Familie, deren Herz französisch ist. Zeigt, wie diese das Joch des Auslandes erträgt, und entwerft das Bild eines vertrauten Abends, wo jeder mit leiser Stimme, aber frei von seinen Neigungen und Hoffnungen spricht."

Also auch der Aufsatzunterricht wurde in den Dienst der Verhetzung gestellt.

Geographieunterricht.

Geographiebücher.

Schon im vorhergehenden sind viele Stellen angegeben, aus denen das heiße Verlangen Frankreichs nach Wiedereroberung des Elsaß offen spricht. Sie wurden in den früheren Abschnitten mitgeteilt, um die Textstellen nicht zu sehr auseinanderzureißen. Besonders die Geographie- und Geschichtsbücher bieten den Verfassern reichlich Gelegenheit, von dem Reichsland zu sprechen.

Dabei ist in den Geographiebüchern ein doppeltes für die französische Darstellung sehr bezeichnend. Auf den Karten ist das Reichsland vielfach als nicht zu Deutschland gehörend gezeichnet, durch Schraffierung und Färbung wird es als französisches Gebiet gekennzeichnet oder erscheint als schwarzer Fleck, um dadurch die Trauer um das verlorene Land auszudrücken. „Ihr bemerkt rechts", sagt Cuissart[3]), „einen schwarzen, gleichsam in Trauer ge-

[1]) Albert Dès et Madame Dès, Education morale et civique. Montuçon, éd. Thorinand. 7. éd.
[2]) Martin et Lemoine, Lectures choisies d'auteurs français. S. 272. — [3]) E. Cuissart, Lectures courantes II, S. 85. — Hanriot-Huleux, Cours de la langue française I, S. 77. — P. Beck, Leçons de Choses. S. 27.

Digitized by Google

kleideten Teil. Dieser Teil Frankreichs(!) sind das Elsaß und die Teile Lothringens, die uns die Deutschen 1870 entrissen haben. **Bereitet euch vor, eines Tages diesen Verlust wieder gutzumachen!"**

Dann wird die Geographie Elsaß-Lothringens nicht unter Deutschland behandelt, sondern unter Frankreich. Man setzt sich also ohne weiteres über den Frankfurter Frieden hinweg und tut so, als ob er niemals existiert hätte. Da wo noch Teile von Deutschland neben Frankreich auf den Karten gezeichnet sind, wird, um ja nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als ob Elsaß-Lothringen zu Deutschland gehöre, das Wort Allemagne im Bogen von der Pfalz ausgehend unter sorgsamer Umgehung des Reichslandes nach Baden hineingeschrieben.

Französische Geographiebücher unterscheiden sich von den deutschen dadurch, daß in ersteren Karten und Text ein Buch bilden. Die Karten sind in den begleitenden Text hineingedruckt.

Zu den am meisten verbreiteten Geographiebüchern gehören die von Foncin[1]); es sind 4 Bände in Quart. Den ersten Teil nennt er Elementarkursus; die folgenden sind dem Alter der Schüler gemäß 1., 2. und 3. Schuljahr genannt. In jedem Band wird Frankreich aufs neue und stets erweitert behandelt.

Auf den Karten, die dem Text beigedruckt sind, ist Elsaß-Lothringen nicht zu Frankreich gehörend, aber auch nicht als Teil Deutschlands gezeichnet; das Land trägt eine besondere Farbe. Das Wort Allemagne ist erst in die Karte der Pfalz hineingeschrieben.

Der Verfasser ist ein Mann, der eine hohe Stellung unter den französischen Schulmännern einnimmt. Er nennt sich auf dem Titel selbst: Docteur ès lettres, Directeur honoraire de l'enseignement secondaire, Président de l'Alliance française pour la propagation française dans nos colonies et à l'étranger. Der Elementarkursus erlebte 7 Auflagen. Der dritte Jahrgang (im Jahre 1910) 18, der 2. Jahrgang (1916) 46 und der erste Jahrgang, der für die Volksschulen und die unteren Klassen der höheren Schulen bestimmt ist, gar — 228 Auflagen. Man kann also nicht sagen, daß man es mit einem minderwertigen Buche aus der Provinz zu tun habe, Foncins Geographiebücher sind vielmehr Arbeiten, die einen Mann in angesehener Stellung zum Verfasser haben, die in außergewöhnlich hohen Auflagen (228) erschienen sind, deren Gedanken also durch ganz Frankreich in Millionen von Exemplaren verbreitet wurden.

Im ersten und dritten Jahrgang sind Elsaß-Lothringen besondere Kapitel gewidmet, aber auch hier nicht bei Besprechung von Deutschland, sondern bei der Behandlung von Frankreich. Da steht im 1. Jahrgang S. 29 geschrieben:

„212. Treues Festhalten der Elsaß-Lothringer zu Frankreich. Aber alles das ist nichts neben der Gewalt, die man dem Willen dieser Söhne Frankreichs angetan hat, die es aus ganzem Herzen lieben und ihrer Mutter entrissen worden sind.

Die Elsaß-Lothringer verwahren sich immer gegen ihre Annexion durch Deutschland, gegen die Gewalt, die ihr Recht drückt, aber nicht unterdrücken konnte. Viele ihrer Söhne kommen nach Frankreich, um nicht deutsche Soldaten werden zu müssen.

Überdies sind die Elsaß-Lothringer durch die Eroberer einer Regierung unterworfen, die sie jeglicher Freiheit beraubt.

Das Unglück und das treue Festhalten der Elsaß-Lothringer müssen sie uns lieben lassen als wahre Freunde und noch mehr als die übrigen Franzosen.

Und wenn Elsaß-Lothringen wieder französisch wird, so wird die Rückkehr der Provinzen zum Vaterlande, dessen Gebiet man geraubt hat, dessen Herz aber immer ihm gehört, eine große Freude sein."

Im 3. Teil, der für höhere Schulen und Handelsschulen bestimmt ist, nimmt der Verfasser den Mund voll. Auch hier sei besonders hervorgehoben, daß diese genannten 10 Abschnitte, nach denen unser Reichsland behandelt wird, unter Frankreich stehen und zwar vor Algerien.

„75. Die elsaß-lothringische Frage. — Der unheilvolle Krieg von 1870/71 hat uns Elsaß-Lothringen genommen.

[1]) Foncin, Géographie. 1. Cours élémentaire. 2. Première année. Cours moyen. 3. Deuxième année. 4. Troisième année. Paris, Armand Colin.

Digitized by Google

Die Deutschen rufen, um ihre Eroberung zu rechtfertigen, die Geschichte zu Hilfe: Aber wenn dieses unglückliche Gebiet ehedem an das Deutsche Reich angeschlossen war, so hat es doch zuvor einen Teil von Gallien ausgemacht, und Gallien erstreckte sich bis an den Rhein.

Sie sprechen von der Rasse, der Sprache: Aber in der Schweiz beispielshalber bilden deutsche, französische, italienische, in den Vereinigten Staaten die verschiedensten Völkerschaften eine einzige Nation.

Um die Wahrheit zu sagen, sie haben nur ein Argument uns entgegenzuhalten: das Gesetz des Stärkeren, das sich in diese berüchtigten Worte zusammenfassen läßt: die Gewalt drückt das Recht. Aber es gibt ein unverjährbares Recht, das über der Gewalt steht, das ist das Recht, das ein jeder Mensch und folglich auch ein jedes Volk hat, nämlich frei über seine Person zu bestimmen.

Deshalb hatte Herr Grosjean in der Nationalversammlung zu Bordeaux am 1. März 1871 das Recht, im Namen der Abordnung von Elsaß-Lothringen zu sprechen: wir erklären einen Vertrag, der ohne unsere Zustimmung über uns verfügt, für null und nichtig. — Frankreich, das der Erklärung der Menschenrechte treu bleibt, kann anders nicht denken."

„78. Vereinigung mit Frankreich. In dem Teil von Lothringen, der heute verloren ist, befinden sich ganz oder teilweise das Bistum Metz, durch Heinrich II. im Jahre 1552 erobert; das französische Luxemburg (Diedenhofen), im pyrenäischen Frieden 1659 von Spanien abgetreten, Deutsch-Lothringen (Saargebiet), das durch den Frieden von Utrecht 1713 erworben wurde.

Was das Elsaß betrifft, so hat uns der Westfälische Friede (1648) den südlichen Teil gegeben[1]); die freie und kaiserliche Stadt Straßburg wurde 1681 besetzt, das Bistum wurde durch den Frieden von Ryswick (1697) erworben. Die Revolution vereinigte mehrere Herrschaften, die den Fürsten von Württemberg, Pfalz-Zweibrücken und Baden noch verblieben waren; und im Jahre 1798 bat die Republik Mülhausen von selbst um Einverleibung in Frankreich."

„79. Ethnographisches. Die Sprachgrenze in Lothringen läuft ein wenig im Süden der früheren politischen Grenze bis 1870. Im Jahre 1875 verstanden von 1 200 000 Lothringern mindestens 400 000 kein Deutsch. Im Elsaß (800 000 Einwohner) herrscht die deutsche Sprache. Aber in mehreren Vogesentälern wird ausschließlich Französisch gesprochen. Übrigens hat Frankreich nichts getan, um seine Sprache zu verbreiten. Diese Rücksicht auf die Muttersprache, so bedauerlich es auch heute ist, ist vielleicht eine der Ursachen, die ihm die Elsässer gewonnen haben. Bei Ausbruch des Krieges waren sie schon lange Franzosen im Herzen und durch freie Wahl. Die Lothringer hatten niemals aufgehört, es zu sein."

„83. Neuer politischer Zustand. Elsaß-Lothringen ist ein Reichsland. Es scheint sich seit 1879 seiner Autonomie zu erfreuen, und seit 1874 ist es im Deutschen Reichstag vertreten. Doch das ist nur Schein. Der Statthalter ist vom Kaiser beauftragt; die Beamten sind Deutsche; die Kreisdirektoren sind unbeschränkte Herren in ihrem Gebiet; die Landesvertretung oder die Abgeordneten im Reichstag sind tatsächlich ohne Macht. Schon von Anbeginn durch die Nötigung zum Treueid für den Kaiser wertlos, hat die Landesvertretung keine Gewähr für ihre Unverletzlichkeit, die allein die Unabhängigkeit sichert. Die meisten der gewählten Abgeordneten gehören der elsaß-lothringischen Partei an."

„84. Stellung Elsaß-Lothringens in Deutschland. Als Glacis Deutschlands gegen einen Revancheversuch (man hat mehr als 500 Millionen Mark für militärische Arbeiten ausgegeben) bildet Elsaß-Lothringen gewissermaßen das Pfand für die Dauer des neuen Deutschen Reiches. Um es zu erhalten, muß Deutschland eine große militärische Macht entfalten, die gleichzeitig die preußische Vorherrschaft gewährleistet. Aber heute, mehr wie jemals, fühlt sich der Elsaß-Lothringer trotz der Annexion in seinem Herzen als Franzose. Das Land wurde mit Gewalt erobert: es ist französisch von Rechts wegen. Solange es von seinem Mutterlande getrennt sein wird, solange es in Knechtschaft verharren muß, wird es für die

[1]) „Gegeben" ist sehr gut ausgedrückt statt: „wir haben es geraubt".

Digitized by Google

Versöhnung von Frankreich und Deutschland ein unübersteigbares Hindernis bilden; Elsaß-Lothringen wird sie zugrunde richten und den europäischen Frieden aufs schwerste trüben."

Elsaß-Lothringen widmet eine besondere Beschreibung, S. 48, auch der Atlas La France von H. Le Leap et J. Baudrillard[1]), aber keineswegs bei der Besprechung von Deutschland, sondern ebenfalls anläßlich der von Frankreich, und es ist der Abschnitt eingeschoben zwischen Französisch-Lothringen und der Normandie:

„Elsaß-Lothringen.

Gambetta wollte, ‚daß man immer daran dächte, aber nie davon spräche'. Aber muß man, um daran zu denken, es nicht wissen?

Elsaß-Lothringen ist Reichsland, d. h. es ist nicht besonderer Besitz irgend eines deutschen Staates, sondern es ist gemeinsamer Besitz aller deutschen Fürsten und das Symbol der deutschen Einigkeit.

‚Teueres Elsaß', sagte Michelet, ‚kleines Frankreich, mehr Frankreich als Frankreich', wieviel große Männer hat es unserm Lande gegeben! Generäle wie Fabert, Kellermann, Custine, Kleber, Ney usw.; Schriftsteller wie About, Erckmann-Chatrian; Maler, Tondichter, Gelehrte, Industrielle!

Wir, die wir gegen das rohe Wort ‚Gewalt drückt das Recht' Einspruch erheben, wir, die wir die Treue der Elsaß-Lothringer kennen, wir vergessen hinter der blauen Linie der Vogesen das ‚verlorene Paradies' nicht. Der Storch, der das Sinnbild des Elsaß ist, kehrt stets zu seinem alten Neste im Frühjahr zurück: wünschen wir, daß das ‚verlorene Paradies' das ‚wiedergefundene Paradies' werde."

Auch der von dem katholischen Schulverein herausgegebene Atlas[2]) bespricht Elsaß-Lothringen inmitten des Textes von Frankreich S. 19; es sei nur der Schlußsatz hervorgehoben: „Trotz seiner Einverleibung in Deutschland ist Elsaß-Lothringen in Geist und Herz französisch geblieben."

In dem Atlas La France et ses Colonies und zwar in der Ausgabe, die für das Schluß- oder Abgangszeugnis für die Volksschule bestimmt ist, 101. Auflage im Jahre 1911, lesen wir S. 54[3]):

„Der traurige Krieg von 1870/71 hat unsere Ostgrenze verstümmelt. Ganz Elsaß, ausgenommen das Territorium Belfort, und ein Teil von Lothringen sind Frankreich durch Deutschland trotz der Proteste der Bewohner und der geheiligten Rechte der Geschichte genommen worden."

Und auf derselben Seite steht weiter:

„Die beiden Provinzen Elsaß und Lothringen, die heute das Reichsland bilden, hatten sich frei an Frankreich angeschlossen(!!). Durch Gewalt haben sie aufgehört, französisch zu sein. Mit ihnen hat Frankreich eine reiche, wunderbar fruchtbare und wohlangebaute Ebene verloren, Berge und Hügel, bedeckt mit Wäldern und Reben, Täler mit Fabriken übersät, Salz- und Eisengruben, große Städte, starkbefestigte Plätze und Industrieorte, Stätten der Wissenschaft, des Geistes und des Patriotismus. Auf diesem Gebiet von 14 500 Quadratkilometern lebten in blühenden Verhältnissen 1 600 000 fleißige, intelligente, biedere, Frankreich ergebene Menschen, die ihm seit der Annexion durchaus treu geblieben sind."

Geschichtsunterricht.

Neben dem Geographieunterricht sind es besonders die Geschichtsstunden, in denen die Hetzer sich austoben und in der Jugend die Gier nach dem deutschen Lande unterhalten. Die ganze Bösartigkeit der französischen Gesinnung und Erziehungsweise wird durch diese Stellen enthüllt. Wir geben im folgenden eine Reihe von Auszügen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Gedanken nach Inhalt und Form sich ähnlich sind. Würden sie nur in dem

[1]) Paris, Ch. Delagrave. — [2]) Atlas-Géographie. Librairie catholique. Lyon, Paris. Emmanuel Vitte. 10. édit. Collection publiée sous le patronage d'Associations scolaires. — [3]) L. Lanier, C. Rogeaux, A. Laborde, Cours de géographie méthodique. La France et ses colonies. Cours du certificat d'études primaires. 101. éd. Paris, Aug. Belin 1911.

Digitized by Google

einen oder anderen Buche vereinzelt gefunden, so könnte man mit Recht von einzelnen Entgleisungen sprechen. Wir weisen aber nach, daß diese chauvinistischen Darstellungen, diese Ausbrüche wilder Leidenschaft in Frankreich das Übliche waren.

Beginnen wir mit den Geschichtsbüchern von Ernst Lavisse[1]), der zu den bedeutendsten Geschichtsschreibern Frankreichs in der Gegenwart zählt; und dieser Ruf der Gelehrsamkeit, den er in seiner Heimat genießt, gibt seinen Arbeiten, die er für Kinder schrieb, doppelte Bedeutung. Seine Geschichte Frankreichs ging in mehr als 300 000 Exemplaren bis jetzt in die Welt. Freilich hat der Mann bei allen ehrlich und ernst denkenden Forschern arg eingebüßt mit seiner unglaublichen Behauptung, der elsässisch-alemannische Dialekt sei keltischen Ursprungs. Zu solchen Torheiten kommen Leute, die blinder Haß führt. Nach meiner Meinung sind es Bosheit, Gemeinheit und Tücke, die ihm beim Niederschreiben dieser an Wahnsinn grenzenden Idee die Feder führten[2]). Die Elsässer müssen eben mit Gewalt zu Kelten gemacht werden, damit Frankreich Anspruch auf das Land erheben kann.

Auf Seite 231 widmet er Elsaß-Lothringen einen besonderen Abschnitt, in dem er sagt:

„Das Elsaß war seit mehr als 200 Jahren französisch, Lothringen seit mehr als 100 Jahren. Sie liebten Frankreich genau so, wie es die Länder lieben, die immer französisch waren.

Ja, sie liebten es vielleicht noch mehr, weil sie an der Grenze lagen, nahe am Feinde. Deutschland hat sie genommen, ohne sie zu fragen, ob sie deutsch werden wollten. Als Frankreich Nizza und Savoyen erwarb, da geschah dies mit Zustimmung der Bewohner. Frankreich glaubt nicht, daß man das Recht habe, Menschen wie das Vieh zu behandeln, das seinen Herrn wechselt, ohne daß man es fragt.

Heute sind fast alle Elsaß-Lothringer, die zur Zeit des Krieges (1870) im Mannesalter standen, tot. *Aber ihre Kinder haben Frankreich nicht vergessen. Das ist für immer das Vaterland ihres Herzens.*

Die Deutschen quälen sie auf jegliche Art und Weise. Sie wollen selbst nicht, daß sie Französisch im Elsaß sprechen. Man hat nicht das Recht, sich Jean und Jacques zu nennen; man muß sich Johann und Jakob nennen. Man hat nicht mehr das Recht, Elise zu heißen, man muß Elsa sagen. Die Deutschen verbieten sogar, daß man auf die Grabsteine französische Namen schreibt[3]).

In den Volks- wie Höheren Schulen erzählen die Lehrer und Professoren böse und lügenhafte Dinge von Frankreich.

Die Deutschen verpflichten die Elsässer und Lothringer in dem deutschen Heere zu dienen. Aber es gibt viele elsässische und lothringische Familien, die ihre Kinder in Frankreich untergebracht haben, und andere sind im Elsaß und in Lothringen geblieben. Sollte es nun einen Krieg geben, so würden Brüder gegen Brüder zu kämpfen gezwungen sein.

Das ist eine scheußliche Sache.

Weil die Elsaß-Lothringer sich Frankreichs erinnern und es lieben, *müssen die Franzosen sich auch Elsaß-Lothringens erinnern und es lieben, das ist eine nationale Pflicht.*"

Einige Zeilen weiter spricht Lavisse von Deutschland und seinen Verbündeten (S. 246):

„Le devoir patriotique. [Die vaterländische Pflicht.]

Deutschland und seine Verbündeten. Der Dreibund. — Seitdem Frankreich besiegt wurde und Deutschland ihm Lothringen und Elsaß genommen, lebt Europa in Kriegs-

[1]) Ernest Lavisse, Histoire de France. Armand Colin, Paris. — [2]) Vgl. darüber Menges-Stehle, Deutsches Wörterbuch für Elsässer. Gebweiler, Boltzesche Buchhandlung 1911. — [3]) Dieser Abschnitt enthält grobe Lügen. Vor dem Kriege ist niemals eine Bestimmung gegen das Französischsprechen erlassen worden; auch konnten die Eltern ihre Kinder rufen, wie sie wollten. Daß auf Grabsteine französische Inschriften eingegraben wurden in einem Lande, das größtenteils kein Französisch verstand, war zum mindesten geschmacklos. Diese Geschmacklosigkeit wurde verboten. — Was tun seit der Besetzung des Landes im November 1918 die Franzosen in dem rein alemannischen und fränkischen Gebiet? Der gesamte Unterricht wird schon den sechsjährigen kleinen Kindern französisch erteilt; wochenlang bestand 1918 und 19 der gesamte Unterricht im Eintrichtern der Marseillaise.

Digitized by Google

furcht, weil es weiß, daß Frankreich die schönen Provinzen, die man ihm geraubt, nicht vergißt [1]).

Zum Schutze dieser Provinzen vermehrt Deutschland ohn' Unterlaß seine militärische Stärke.

Es hat mit Österreich und Italien einen Bund geschlossen, um sich gegen einen Angriff von seiten Frankreichs zu schützen. Das nennt man den Dreibund."

Nachdem der Verfasser klargelegt, was triple entente [2]) (Dreiverband) und paix armée (bewaffneter Friede) ist, folgt der letzte Abschnitt:

„Indem wir Frankreich verteidigen, verteidigen wir das Land, in dem wir geboren sind, das schönste und edelste Land der Welt.

Indem wir Frankreich verteidigen, zeigen wir uns als gute Söhne. Wir erfüllen eine Pflicht gegen unsere Väter, die sich Jahrhunderte hindurch soviel Mühe gegeben haben, unser Vaterland zu schaffen.

Indem wir Frankreich verteidigen, arbeiten wir für alle Menschen aller Lande; denn Frankreich hat seit der Revolution in der Welt die Ideen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ausgebreitet.

Frankreich ist das gerechteste, das freieste, das menschenfreundlichste der Länder."

Derselbe Lavisse [3]) schrieb ein Büchlein „Der erste französische Geschichtsunterricht", von dem mir aus dem Jahre 1909 die 76. Auflage vorliegt. Es enthält einen Abschnitt über die gegenwärtige Lage Frankreichs, in dem es S. 216 heißt:

„Frankreich bedroht niemanden und verlangt von seinen Nachbarn nur die Achtung seiner Freiheit und seiner Rechte. Zur Verteidigung und nicht zum Angriff hat es sein Heer wieder auf die Höhe gebracht und ein wahrhaft nationales Heer, gebildet aus allen Bürgern, geschaffen.

Niemand von uns hat jedoch vergessen, daß mehr als 1 500 000 Einwohner, die gute Franzosen waren, gezwungen wurden, 1871 Deutsche zu werden, und wir bewahren unsern aus dem Vaterlande verbannten Brüdern ein treues und tiefes Gedenken."

Ein drittes Buch schrieb Lavisse mit dem Titel: Histoire de France, cours élémentaire [4]), in dem er S. 161 bei Besprechung des Krieges von 1870 und der Belagerung von Paris folgendes sagt:

„Pflicht der kleinen Franzosen.

Später werdet ihr die Geschichte dieses Krieges besser verstehen. Ihr werdet wissen, daß eure Großväter bei der Verteidigung unseres Vaterlandes tapfer ihre Pflicht getan haben.

Die Deutschen nahmen uns zwei schöne Länder, Elsaß und Lothringen.

Die Elsaß-Lothringer waren gute Franzosen, sie liebten Frankreich, wie ihr es liebt. Sie wurden gezwungen, Deutsche zu werden, aber sie lieben Frankreich weiter, und deshalb quälen sie die Deutschen.

Die Deutschen sind ein sehr hochmütiges Volk, sie suchen jede Gelegenheit, um uns Übles zuzufügen.

Aber Frankreich hat nach dem unglücklichen Krieg den Mut nicht verloren.

Unsere Soldaten von heute sind ebenso tapfer, wie die von 1870, und sie sind zahlreicher.

Unsere Generäle sind ebenso tapfer wie die von 1870, aber sie sind besser geschult.

Unsere Gewehre und Kanonen sind besser als die von 1870. Wir sind weit besser auf den Krieg vorbereitet.

[1]) Das heißt doch klar ausgedrückt, daß es, sobald es möglich ist, den Kampf aufnimmt. — [2]) Hier fehlt eine genauere Darlegung des Wesens des Dreiverbandes, wie ihn am 6. Dezember 1911 der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl in einem Bericht schilderte: „Es ist wahr, daß mit oder ohne schriftliche Verpflichtung jedermann in England oder Frankreich die entente cordiale als ein Defensiv- und Offensivbündnis gegen Deutschland ansieht. Dies entspricht genau dem Charakter, den der verstorbene König von England ihr hat geben wollen. Die entente cordiale ist nicht auf der positiven Grundlage der Verteidigung gemeinsamer Interessen gegründet worden, sondern auf der negativen Grundlage des Hasses gegen das Deutsche Reich.... Die entente cordiale hat in Frankreich den Gedanken an die Revanche, der geschlummert, zu neuem Leben erweckt. Ihr entstammt auch der Zustand der Unruhe und des Unbehagens, in dem Europa sich seit sieben Jahren befindet". — [3]) Ernest Lavisse, La première année d'histoire de France. Paris, Armand Colin. — [4]) Paris, Armand Colin, 1913.

Digitized by Google

Generäle, Offiziere, die Infanterie, Kavallerie und Flieger verstehen alle ihr Handwerk. Wenn Frankreich angegriffen wird, werden alle ihre Pflicht tun.
Frankreich ist gut verteidigt."

Den Schluß aus diesen Worten zu ziehen, unterläßt Lavisse. Er überläßt es dem Leser und Lehrer, und der Schluß drängt sich von selbst auf: Voran zum Rachezug! Unter diesen glücklichen Umständen muß er gelingen.

E. Devinat behandelt in seiner „Geschichte Frankreichs" [1]) ebenfalls die elsaß-lothringische Frage:

„1. Bis zum Jahre 1870 zählten Elsaß und Lothringen zu unsern schönsten Provinzen. Der Friede von Frankfurt hat sie uns gewaltsam entrissen. Wie grausam war die Trennung! Als die Versammlung von Bordeaux den Vertrag annahm und den Frieden bestätigte, protestierten die Abgeordneten von Elsaß-Lothringen und verließen darauf den Sitzungssaal. Im Jahre 1874 sprach im Deutschen Reichstag ein Abgeordneter feierlich diese Worte: Im Namen der Elsaß-Lothringer, die durch den Frankfurter Vertrag verkauft wurden, protestieren wir gegen den Mißbrauch der Gewalt, deren Opfer unser Land ist.

2. Vom Rhein bis zu den Vogesen war es nur ein Schrei. Wir wollen Franzosen bleiben! Am 1. Oktober 1872 mußten die Annektierten zwischen Frankreich und Deutschland wählen. Das hieß, sie wurden Deutsche, wenn sie in ihrem Geburtslande blieben."

Die Geschichtslügen aus alter und neuer Zeit, die in den einzelnen Büchern sich finden, zurückzuweisen, würde zu weit führen. Über die Eroberungen im 16. und 17. Jahrhundert, über die von Metz, Toul und Verdun [2]), über die des Elsaß und von Straßburg gehen die Verfasser kurz hinweg und berichten nur die Tatsachen selbst. Es ist dies leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß solcher Raub mit den Ideen der gerechtesten Nation unter der Sonne schlecht vereinbar ist. Nur Ducoudray kann sich einer Lüge nicht enthalten, indem er mitteilt: „Bernhard von Weimar, ein Schüler Gustav Adolfs, eroberte das Elsaß, und sterbend vermachte er es Frankreich."

Das ist eine grobe Geschichtsfälschung. Bernhard von Weimar hatte die Absicht, ein eigenes Fürstentum am Oberrhein zu gründen; erst nach seinem Tode, der ganz plötzlich und unerwartet eintrat, fielen seine Eroberungen den Franzosen zu, nachdem Bernhards Brüder von Richelieu beiseite geschoben waren. Dessen Gold spielte damals eine ähnliche Rolle, wie im Weltkrieg der Dollar.

In Abschnitt 3 S. 285 f. ist mehrfach von den drei französischen Farben gesprochen; diese drei Farben begeistern den Sänger zu wunderlichen Tönen, wie Déroulède in seinem „Der Herr Ulan" und den Volksschullehrer Max Tiple in nachstehendem Liede Aux fleurs d'Alsace, An die Blumen des Elsaß. Dieses Gedicht, das sich in dem Büchlein von Tartière, De tout un peu, S. 272, findet, wurde an den Blumenspielen in Toulouse preisgekrönt. Tartière meint, daß das Gedicht durch vollkommene Ausführung, durch ausgesuchte Feinheit, durch den Adel und Stolz der Gefühle ausgezeichnet sei. Nach den Anmerkungen sind die Schmerzen, von denen in der 2. Strophe die Rede ist, hervorgerufen durch den Krieg von 1870 und durch die Abtretung des Elsaß an Preußen. Das Gedicht lautet:

An die Blumen des Elsaß.

Wacht endlich auf! Es ist wohl Zeit!
Ihr Blumen der Felder, ihr Blumen der Wälder!
Unter dem sanften Hauch, der euch umkost,
Öffnet euch alle auf einmal!
Durchduftet das Elsaßland,
Und um einzuschläfern seine Schmerzen,
Die seit 16 Jahren [3]) nichts lindert,
Laßt eure Köpfchen im Winde schaukeln, ihr Blumen!

Kommt in Büscheln hervor, ihr Kräuter!
Seid ein glänzender Schmuck
Und bildet stolze Fahnen,
Wallend unter der goldenen Sonne!
Blühet alle geschwind!, geschwind!
Kornblume, süßer Stern des Ährenfeldes,
Maßlieb und Mohn [4])
In einer Liebe vereint!

[1]) E. Devinat, Histoire de France. Cours moyen. Préparation au certificat d'études primaires. Paris. Molleroz et Martinet. — [2]) Vgl. Karl Alexander von Müller, Wie die Deutschen Provinzen verlieren, im Heft „An die deutschen Arbeiter" (S. M. Januar 1918). [3]) Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1886. — [4]) Also blau, weiß, rot.

Digitized by Google

Das Gesetz verbietet euch zu erscheinen,
O, ihr drei Farben, die wir lieben!
Aber trotz des frechen Auges des Reiters [1])
Schmücket festlich Berg und Tal.
Schleudert Preußen den Fehdehandschuh
Ins Gesicht, das euch des Landes verweist,
Und seid im Elsaßland
Das stolze Banner, das man dort segnet.

In dem aus dem Jahre 1878 stammenden Gedicht von Eugen Manuel „La France en deuil“[2]) wird das trauernde Frankreich aufgefordert, die Trauer abzulegen, da es bei Gelegenheit der Weltausstellung seine unerschöpfliche Lebenskraft aufs neue bewiesen habe. Aber Frankreich antwortet:

„Ich kann es nicht. Wohl habe ich mich neu erhoben, den Haß bezwungen und die Achtung erkämpft; aber ein Teil meines Selbst ruht in der Erde. Der Gedanke an Elsaß-Lothringen läßt mich keinen Trost finden. Das Elsaß will nicht, daß ich getröstet werde, und Lothringen ruft mir zu: ‚Meine Mutter, denk an uns!‘ Ja, ich habe tapfere und treue Söhne, die sich zärtlich um mich scharen. Aber über den Lebenden kann ich die Toten nicht vergessen, jener Mutter gleich, die das leidvolle Wort sprach: ‚das Kind, das ich verloren habe, war das, das ich am heißesten liebte‘.“

Carré und Moy[3]) haben ein Büchlein geschrieben, um die Kinder zur Abfassung von Briefen und Aufsätzen zu befähigen. S. 75 wird eine Abhandlung über die Trauerfarbe verlangt, und dabei werden folgende Anhaltspunkte gegeben:

„1. Eines Abends blättert im Kreise der Familie die kleine Tochter in einem Atlas. 2. Auf der Karte von Frankreich sieht sie im Osten eine Gegend, die Trauerfarbe trägt. Sie frägt ihren Vater... 3. Antwort des Vaters: ‚Warum ist Frankreich in Trauer?‘“ Man sieht auch daraus, daß der Franzose keine Gelegenheit, keine Unterrichtsstunde und keinen Unterrichtsstoff vorübergehen ließ, ohne die Kinder aufzureizen.

Übrigens ist auch auf einer Karte Frankreichs in dem Geschichtsbuche des schon oft genannten Lavisse S. 216 Elsaß-Lothringen tief schwarz gezeichnet, als tief schwarzer Fleck, um die Trauer um den Verlust darzustellen, um dem Kindesherzen einen tiefen Eindruck zu machen. Dasselbe S. 226.

Rechtschreibeunterricht.

Selbst die Diktatstunde wurde dazu benützt, den Vergeltungsgedanken im französischen Schulkinde zu pflegen. Eine solche Rechtschreibeübung entnehmen wir dem Buche von Larive und Fleury[4]), wo es heißt: „An einem Oktobertage, seinem 8. Geburtstage, führte man das Kind auf den Friedhof. Seine Mutter kniete an einem Grabe nieder und weinte. Der Vater entblößte das Haupt und sagte: Lies! Und das Kind las laut: Louis Gauthier, Franzose, gestorben für das Vaterland im Alter von 20 Jahren, Oktober 1870. — ‚Das war deiner Mutter Bruder, und ein Preuße hat ihn meuchlerisch getötet! Du wirst daran denken!‘ — ‚Ja, Vater.‘ — ‚Siehst du die Tannen dort am Horizont? Nun, dort ist französische Erde, sind französische Kinder. Die Preußen sind gekommen und haben gesagt ‚dieses reiche Land gehört uns, diese französischen Kinder sind unser‘, und haben alles weggenommen. Du wirst daran denken!‘ — ‚Ja, Vater!‘“

Wir haben schon öfters darauf aufmerksam gemacht, daß es für unsere Schulschriftsteller einen Frankfurter Frieden nicht gibt. Elsaß wird eben zu Frankreich gerechnet, unter Frankreich besprochen; dem Kinde darf nicht der Gedanke kommen, daß es anders ist und sein könnte.

Louis Liard[5]) zieht anläßlich der Besprechung des Vaterlandes auch die Elsässer herbei und gibt folgendes zum besten (S. 99):

„Ist es (Frankreich) nicht in der Tat aus Völkern verschiedenen Ursprungs gebildet,

[1]) In der Anmerkung sagt der Herausgeber: „reître ein aus dem Deutschen genommenes Wort. Le reître war ein deutscher Edelmann des Mittelalters.“ Hier wohl allgemein „deutscher Soldat“, und zwar in beschimpfendem Sinne. Am 1. August 1918 schrieb der „Matin“ über die Ermordung des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn: „Le reître a été exécuté“, was man vielleicht mit den Worten übersetzen kann: An dem Kommisstiefel ist das Urteil vollzogen worden. — [2]) A. Mironneau, Choix de Lectures. Paris, Armand Colin, 1908, S. 376. Das Gedicht wurde zum Weihnachtsfeste der Elsaß-Lothringer 1878 geschrieben. — [3]) Carré et Moy, L'année préparatoire de rédaction et d'élocution. Paris, Armand Colin et Cie., S. 75. — [4]) Larive et Fleury, Dictées I, S. 117. — [5]) Louis Liard, Morale et enseignement civique à l'usage des écoles primaires. Paris, Leopold Cerf.

Digitized by Google

den Kelten, den Römern, den Franken, von denen die einen dem Boden des alten Galliens entstammen, die andern durch Einfall und als Eroberer gekommen sind? Soweit brauchen wir nicht zurückzugehen; ist es nicht im 17. Jahrhundert durch Völker germanischer Rasse vergrößert worden? Und doch, wer wollte zu sagen wagen, daß die Elsässer keine wahren Franzosen gewesen sind? Sie würden antworten, daß sie es noch sind, obgleich sie im Jahre 1871 gegen ihren Willen mit Völkern germanischen Ursprungs vereinigt wurden."

Auf die verschiedenartigen Volksstämme Frankreichs kommen auch Martin und Lemoine in ihren Lectures choisies S. 206 zu sprechen, wo ebenfalls von den Elsässern als guten Franzosen die Rede ist:

„Die Basken, die Elsässer, die Savoyarden mögen eine andere Abstammung, einen andern Dialekt, eine unterschiedliche Geschichte, andere Gewohnheiten und sogar andere Gesetze haben, sie sind wahrhaft Franzosen, denn ihr Herz ist französisch. Ihre Wünsche und Gedanken gelten Frankreich. Die Bretonen, die wie ihre Vorfahren, die Kelten, sprechen, sind ebenso gute Franzosen, wie die Elsässer, die deutsch sprechen."

Im Jahre 1882 schrieb Paul Bert seine schon öfters genannte Bürgerkunde und spricht S. 347 von der Einheitlichkeit des französischen Volkes. Einen Frankfurter Frieden gibt es für ihn nicht; denn er schreibt: „Es gibt keine Provenzalen, keine Bretonen, keine Elsässer, keine Burgunder mehr: es gibt nur Franzosen." Also 1882 erscheinen die Elsässer noch für ihn auf derselben Stufe stehend wie die übrigen französischen Völkerschaften.

Singstunde.

Unter den Büchern, die zur Verfügung gestellt wurden, befand sich ein einziges Schulliederbuch[1]); dieses zeigt, daß auch die Gesangstunde zur Verhetzung der jungen Welt benützt wurde. In das Buch ist ein Wechselgesang zwischen Frankreich und Elsaß aufgenommen, dessen Strophen folgendermaßen lauten:

Frankreich und Elsaß.

Frankreich — Elsaß, lieb Elsaß,
Woran denkst du drüben über den Bergen?
Fürchte nicht, daß bei uns die Erinnerung an dich erlischt,
Stets denken wir dein, stets lieben wir dich.

Elsaß — O, Frankreich, lieb Frankreich,
Auf ewig lebst du in meiner Erinnerung.
Nichts kann mir meine geheime Hoffnung rauben,
Es wird kommen der Tag, der uns vereinen muß.

Frankreich — Elsaß, lieb Elsaß,
Wird es sein eine Morgenröte von brennender Glut?
Wird es nötig sein, Ströme von Blut zu vergießen,
Damit du endlich deinen Platz bei mir wieder findest?

Elsaß — O, Frankreich, lieb Frankreich,
Genug des Blutbades! Das gefällt nur den Königen.
Von dem von seinen langen Leiden befreiten Volke
Will ich treu erwarten mein Recht.

Beide — Bis der Tag uns hold ist,
Laßt uns beide wachen, ohne etwas zu vergessen.
Ja, zuletzt wird für alle die Gerechtigkeit leuchten,
Friedliche Morgenröte, ruhig glänzend.

Aufforderung zum Rachezug.

Welche Sehnsucht nach dem in solchen Farben geschilderten reichen und schönen Lande Elsaß mußte in den Herzen der französischen Jugend aufsteigen, aber auch welch flammender Haß gegen diejenigen, die das früher in verbrecherischer Weise geraubte Land zurück-

[1]) Chants populaires pour les écoles. Poésies de Maurice Poucher, mélodies composées ou recueillies par Julien Tiersot. Paris, Hachette et Cie., 1907. S. 8.

Digitized by Google

geholt haben und jetzt dessen Bewohner angeblich mißhandeln, wenn diese Gedanken in der Schule zum Gegenstande ausführlicher Besprechung gemacht wurden! Mit der Jugend wurde das ganze Volk dadurch in eine Stimmung hineingepeitscht, die nötig ist, um das furchtbare Ringen mit dem Feinde aufzunehmen. Und sie fassen den Mut, sie nehmen das Ringen auf.

Zum Rachezug fordern manche Stellen auf, die wir bis jetzt kennengelernt haben. Es sei an Vorgebrachtes zunächst erinnert.

S. 286 wird auf den Kampf und den gewiß erwarteten Sieg in dem Gedicht „Der Trommelschläger" hingewiesen mit den Worten:

„Arbeiten und hoffen wir: das nächste Mal wird der Sieg unser sein!"

S. 294 ruft Chalamet bei der Erzählung der Zurückeroberung Elsaß-Lothringens aus:

„Vergessen wir nicht!"

„Gedenken wir dieser Tausenden von Mitbürgern, die schon so lange leiden und nicht müde werden zu hoffen!"

Bei Schilderung der angeblichen Greueltaten, die gegen die Bewohner von Molsheim verübt wurden, werden die Worte (S. 296) gebraucht:

„Nur Geduld! Was heute nicht geschieht, kann morgen getan werden; der Tag der Rache wird kommen!"

Damit nicht genug! Gegen Schluß seines Buches legt ein junger Franzose das Gelübde ab (S. 296):

„Unser Lehrer sagte, wir müßten uns kräftigen und den Marsch üben, um einst gute Soldaten zu werden. Und wir wollen alle Soldaten werden, um den Preußen das Elsaß wieder abzunehmen. Euer Lehrer tut recht daran, Euch Liebe zum Elsaß einzupflanzen; denn im Elsaß wird auch Frankreich sehr geliebt."

Das Buch schließt mit dem Aufruf zum Rachezug: „Beruhige dich, Großvater, habe Vertrauen! Wir, die kleinen Schuljungen von heute und Soldaten von morgen, wir werden den Preußen das Elsaß wieder abnehmen" (S. 297).

Daß auch die französische Frau einen Krieg der Rache herbeisehnte, geht aus den Worten einer Zuhörerin hervor (S. 301), die in Begeisterung ausrief: „Ich habe drei Söhne, mein Herr, von diesem Augenblick an gebe ich sie dem Vaterlande!" „Ja, ja," sagte er, „das Herz unserer Johanna d'Arc ist unter den Frauen Frankreichs noch nicht erstorben".

S. 302: „Sie warten, Frankreich immer getreu, auf die Stunde der Befreiung."

S. 303: „Sie erwarten den Augenblick ihrer Befreiung, um wiederum Franzosen zu werden."

Ganz deutlich liegt die Aufforderung zu neuem Kampfe auch in den Worten S. 305: „Indem wir der Vergangenheit gedenken, werden wir im Notfall bereit sein für die Zukunft" und „Ein Volk kann groß und stark bleiben, wenn es auch vom Glück verraten oder von der Überzahl besiegt wurde, falls es nur das Bewußtsein und den Schmerz seiner Niederlage wahrt. Wenn es vergißt, ist es für immer verloren."

Bekannt ist das Wort Gambettas (S. 312): „Immer dran denken, aber nie davon sprechen!", nämlich an den Rachezug, die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen. Und auf derselben Seite:

„Wir, die wir gegen das rohe Wort ‚Gewalt drückt das Recht' Einspruch erheben, wir, die wir die Treue der Elsaß-Lothringer kennen, wir vergessen hinter der blauen Linie der Vogesen das verlorene Paradies nicht. Der Storch, der das Sinnbild des Elsaß ist, kehrt stets zu seinem alten Neste im Frühjahr zurück: wünschen wir, daß das verlorene Paradies das wiedergefundene Paradies werde."

Als einen der größten Deutschenfresser haben wir den Geschichtsprofessor Lavisse kennengelernt, der offen erklärt: „Seitdem Frankreich besiegt wurde und Deutschland ihm Elsaß-Lothringen genommen, lebt Europa in Kriegsfurcht, weil es weiß, daß Frankreich die schönen Provinzen, die man ihm geraubt hat, nicht vergißt." (S. 313 f.).

Weiter fordert Lavisse S. 314 zum Kampfe mit den Worten auf: „Frankreich hat nach dem unglücklichen Kriege den Mut nicht verloren."

S. 309 f. hörten wir Cuissarts Wort: „Ihr bemerkt rechts einen schwarzen, gleichsam in Trauer gekleideten Teil. Dieser Teil Frankreichs sind das Elsaß und die Teile Lothringens,

Digitized by Google

die uns die Deutschen 1870 entrissen haben. Bereitet euch vor, eines Tages diesen Verlust wieder gut zu machen!"

Soweit die Stellen, die schon früher angeführt wurden.

Es ist immer dasselbe Ziel, das den französischen Kindern vor die Seele geführt wird: Wir holen Elsaß-Lothringen wieder. In seinem Realienbuch gibt Paul Bert[1]) folgende Erzählung, um die Kampfbegier der Jungen zu reizen:

„‚Willst du auch Soldat werden?' fragte der Offizier den ihn anstarrenden Georg. — ‚Ja, Herr!' — ‚Um eine so schöne Uniform zu bekommen?' — ‚Und um die Preußen zu schlagen', fügte der kleine Andreas mit den Zähnen knirschend hinzu. — ‚Du liebst die Preußen nicht?' ‚Ja, wissen Sie denn nicht, daß sie uns Elsaß-Lothringen genommen haben? Aber wenn wir groß und Soldaten sind, schlagen wir sie und nehmen es ihnen wieder ab.' Der Offizier lächelte nicht mehr. Er betrachtete das Kind ernst, mit sonderbarem Blick..."

Nach demselben Realienbuch S. 41 werden Knaben dem greisen Helden von Vernon vorgestellt, wo die Preußen Frauen und Kinder mißhandelten und alles niederbrannten.

„Frankreich stirbt noch nicht aus. Diese wackeren Knaben werden dereinst ihre Väter rächen. — Der Greis richtete sich auf: ‚Ja, dieser Tag wird kommen. Dann eile zu den Fahnen, denke an die Beschimpfungen und Gewalttaten der Preußen und schlage dich wie ein Löwe!' — ‚Ja, ich will General werden und mich tapfer schlagen.' — ‚Wie alt bist du', fragte lächelnd der Greis. — ‚7 Jahre... es lebe Frankreich!'"

Um den Gedanken an die Befreiung der verlorenen Provinzen recht lebendig zu erhalten, haben die Franzosen (im Jahre 1881) **Schülerbataillone,** bataillons scolaires, eingerichtet, die Jugend sollte ganz militärisch erzogen werden im Hinblick auf den kommenden Revanchezug. Nach Cuissart a. a. O. S. 163 sprach der französische Unterrichtsminister zum ersten Pariser Schülerbataillon: „Liebe kleine Bürger und Soldaten! Unter einer sehr unterhaltenden Form tut ihr etwas sehr Ernstes. Ihr arbeitet an der militärischen Ausbildung des Frankreich von morgen. Dieses Frankreich von morgen seid ihr."

Im Jahre 1896 **am 30. Juli** hat **Poincaré,** der spätere Präsident und jetzige Ministerpräsident, bei der Preisverteilung des Gymnasiums zu Commercy in Französisch-Lothringen eine Rede über Heimat und Vaterland gehalten. Dabei sprach er folgende Worte:

„Das Wohlergehen Frankreichs ist unumgängliche Vorbedingung für den Weltfrieden (harmonie universelle), für den Fortschritt, für die natürliche Entwicklung der Menschen und der Dinge. Alles, was den Ruhm unseres Landes verdunkelt und seine Macht schwächt, muß gefährlich und verhängnisvoll zurückwirken auf die entlegensten Teile der Kulturwelt... Wir brauchen leider unser Gedächtnis nicht anzustrengen, um uns der Prüfungen der Vergangenheit zu erinnern. Sie ließen unter unsern Augen blutige Spuren, die noch nicht vergingen. Wir können sagen, daß jeder Tag und jede Nacht, die anbricht, ja jede Stunde, die schlägt, die grausamen Lehren der Geschichte in unverminderter Lebendigkeit erneuert... Schon naht das 20. Jahrhundert. Möge es für Frankreich bringen die Austilgung der unvergeßlichen Schmach und die Vergeltung für die unverdiente Unbill." —

Im Jahre 1870 hat sich die Stadt Chateaudun[2]) durch den Widerstand gegen die Deutschen ausgezeichnet; die Kämpfe sind in einer Jugendschrift besonders beschrieben, und diese ist der Bibliothek für nationale Erziehung einverleibt. In der Vorrede dieses Buches heißt es:

„Die Hoffnung ist der Trost der Leidenden, man muß auf bessere Zeiten hoffen, die die Rache vorbereiten, das entsetzliche Unglück austilgen werden, das die einfachste Voraussicht hätte verhindern können."

Den Schluß des Buches bildet ein Gedicht, dessen letzte Verse hier mitgeteilt seien:

„Seien wir ihre Feinde,
Erbitterte, fort und fort, bis zur Rache!

[1]) Paul Bert, Leçons de Choses, S. 26. — [2]) J. B. Bernat, Chateaudun! Episodes de la guerre 1870, Bibliothèque d'éducation nationale. Paris, Alcide Picard et Kaan. 2. éd.

Digitized by Google

So wie er sich gezeigt hat, seien auch wir o h n' E r b a r m e n!
Und triumphierend über das Geschick und den Verrat,
Laßt uns am Rhein unsere alte Grenze wieder nehmen!"

Einen ähnlichen Gedanken finden wir in einem Gedicht von André Theuriet[1]), in dem er den lothringischen „Kuchen" besingt; das Gedicht schließt mit den Worten:

„Trinken wir auf ein gemeinsames Erinnern,
Auf den gemeinsamen Haß,
A u f d i e R a c h e d e r Z u k u n f t,
Auf das freie Lothringen!"

In den Erklärungen zu diesem Gedicht heißt es: „Die Schlußstrophe enthält Hoffnungsgedanken, einen Hinweis auf Lothringen, das heute noch verloren ist, d a s a b e r e i n e s T a g e s z u m V a t e r l a n d z u r ü c k k e h r e n w i r d!"

Dieselbe Hoffnung ist ausgedrückt in dem Buche La France et ses colonies[2]) S. 25:

„Dieses Gebiet ist mit einem besonderen Namen bezeichnet (Reichsland) und ist einer besonderen Regierung überwiesen, da die Sieger wohl wußten, daß diese Länder, die sie mit Gewalt eroberten, früher oder später zu ihrem freigewählten Vaterland zurückkehren oder der Freiheit wieder gegeben werden.

‚Espérons! Hoffen wir!' hat Gambetta einst ausgerufen, u n d d i e s e s ‚H o f f e n w i r!' i s t d a s W o r t d e r Z u k u n f t g e w o r d e n; in ihm leben Gambettas Gedanken und Wünsche weiter."

Den Revanchekrieg predigt auch L e c h a n t r e[3]), wenn er anläßlich der Besprechung der Zahl der französischen Departements sagt: „Frankreich ist in 86 Departements eingeteilt; dazu kommt das Territorium Belfort, das uns vom Elsaß übrig geblieben ist, das die Deutschen samt einem Teil von Lothringen im Kriege 1870/71 uns genommen haben u n d d a s w i r e i n e s T a g e s w i e d e r z u g e w i n n e n h o f f e n."

Ähnlich Pierre Laloi[4]), der S. 162 in dem Kapitel Devoirs politiques sagt: „Die Zukunft der Republik ruht auf jedem von euch. Wenn jeder von euch seine Pflicht tut, dann wird die Republik stark sein; stark genug, um uns glücklich leben zu lassen u n d u m u n s e i n e s T a g e s d i e B r ü d e r w i e d e r z u g e b e n, d i e w i r v e r l o r e n h a b e n: d i e B r ü d e r v o n E l s a ß-L o t h r i n g e n."

Zum Rachezug fordert auch eine kleine französische Geschichte auf, die schon 1872 erschien[5]), während im allgemeinen die früheren Arbeiten sich noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegten; der Schlußsatz lautet S. 253:

„Wenn wir lernen, unsere Fehler einzusehen, wenn wir lernen, uns zu bessern und uns zu erinnern, ist nichts verloren, u n d d i e Z u k u n f t v e r d a n k t u n s e i n e g l ä n z e n d e R a c h e, d i e k e i n E r b a r m e n k e n n t, an einem Feinde, der alle Gesetze der Menschlichkeit verletzte und sich über alle Rechte des Siegers hinwegsetzte."

In der Geschichte von B l a n c h e t u n d T o u t a i n[6]) steht S. 101 ein kleiner Abschnitt mit der Überschrift: Espérance, Hoffnung! Er lautet:

„Frankreich wird nicht untergehen! Es stellt in Europa das Ideal der Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, der sozialen Verpflichtung dar. Es ist für den Fortschritt der Menschheit notwendig. Die Republik, ihrer Stärke bewußt und immer durch das Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl geleitet, wird das nationale Erbteil bewahren. W i e d e r h o l e n w i r d a s W o r t G a m b e t t a s: H o f f e n w i r!"

In dem Schlußsatz seiner französischen Geschichte fordert Dalliès[7]) zum Rachezug auf:

„Wir verloren, es ist nicht zu leugnen, zwei tüchtige Provinzen; aber das Herz der Bewohner ist uns geblieben; u n d m a n w ü r d e n i c h t i n e i n e r e i n z i g e n u n s e r e r S c h u l e n e i n e n S c h ü l e r f i n d e n, d e r h e r a n g e w a c h s e n n i c h t z u

[1]) A. Delapierre et A. P. de Lamarche, Exercices de mémoire. Paris, Librairie d'éducation nationale. Alcide Picard. 525e Mille. S. 74, 75. — [2]) Lanier, Rogeaux, Laborde, La France et ses colonies. Paris, Eug. Belin. 2. éd. 1911. — [3]) Lechantre, Resumé d'instruction morale et civique suivi de règles de civilité. Douai, A. Degoz, 1912. 29. éd. — [4]) Laloi a. a. O. — [5]) M. H. Pigeonneau, Petite histoire de France. 8. éd. Paris. Eug. Belin, 239. éd. 1913. — [6]) D. Blanchet et Toutain, L'histoire de France à l'école. Paris, Eug. Belin. 2. éd. 1908. — [7]) Dalliès, Précis d'histoire de France. Paris, Gedalge. S. 297.

Digitized by Google

sterben bereit wäre, falls es nötig ist, um unsere Brüder von Elsaß-Lothringen zu befreien und sie zurückzubringen in die große französische Familie, der sie angehören."

Der Rachekrieg kommt; wenn nicht heute, so doch morgen, in der Zukunft. Das sagen deutlich Martin und Lemoine in ihrem Buche Lectures choisies d'auteurs français S. 267:

„Wir hüllen unser Vaterland in zärtliche Liebe, in seinem Wesen vergrößern wir unser Leben; welch ein Glück, wenn wir mit dem Opfer unseres Lebens dazu beitragen könnten, aus der Zukunft die Revanche von gestern und heute zu machen!"

Wie oft wurde im Gegensatz zu solcher Gesinnung von Deutschland aus die Hand zum Frieden, zur Versöhnung geboten. Es war stets vergebens. Kein Wunder, wenn drüben Ansichten herrschend waren, wie dieselben Verfasser S. 283 ihres Buches sie äußern:

„Wir müssen es als eine Feigheit betrachten, eine Nation zur Freundin zu haben, die ihre Kraft mißbrauchte, um uns zu beleidigen und uns zu verstümmeln, und die ihr Unrecht ohne Bedenken gegen uns aufrecht erhielt."

Einen Vergleich zwischen dem deutschen und französischen Heer zieht Burdeau[1]), indem er S. 34 seines Buches folgendes ausführt: „Frankreich hat nur 38 Millionen Einwohner, während Deutschland 56 Millionen zählt. Die Deutschen haben also die größere Anzahl, und wir müßten uns damit helfen, daß wir alle ohne Ausnahme militärisch geschult werden, bessere Manneszucht halten, besser marschieren, schießen und manövrieren als die Deutschen. Das Wohl Frankreichs hängt davon ab", d. h. der Ausfall des zukünftigen Rachekrieges.

Die Arbeit von Laloi[2]), deren 56. Auflage aus dem Jahre 1910 vorliegt, ist für uns hochinteressant, weil sie am offensten in ihren Revanchebestrebungen vorgeht.

Um seine Landsleute zu erhöhten körperlichen Übungen anzueifern, macht er S. 36 darauf aufmerksam, „daß die Deutschen die Strapazen des Marsches besser ertrügen, daß sie besser über einen Graben zu springen, die Hindernisse zu nehmen verständen. Mit dem Ball wird nicht mehr wie früher gespielt; alle ihre ehemaligen guten Eigenschaften seien auf die ‚Feinde' übergegangen, und deshalb seien die Franzosen 1870 besiegt worden."

Aber auch erhöhte geistige Ausbildung verlangt Laloi und stellt S. 18 die Preußen als Muster auf:

„In Preußen gehen alle Kinder zur Schule; sie sind besser unterrichtet als bei uns. Und nur deshalb haben uns die Preußen in dem verfluchten Krieg von 1870 geschlagen. Deshalb will die Republik, daß ihr ebensogut unterrichtet werdet wie die Preußen, ja noch besser. ‚Und wir, wir wollen es auch, Herr Inspektor,' sagte Peter; ‚wir werden nicht mehr geschlagen werden, Sie werden es sehen'."

S. 152 wird ein Manöver angesichts Sedan in echt französisch schwülstiger Weise beschrieben.

„Der Oberst, erregt wie seine Soldaten, zeigte auf die im Winde wehende Trikolore. ‚Kinder,' rief er, ‚wenn wir in den wahren Krieg ziehen werden, lassen wir uns die nicht nehmen, nicht wahr?' Und das Regiment antwortete einhellig: ‚Es lebe Frankreich! es lebe die Republik!'"

Immer derselbe Gedanke, im nächsten Krieg werden wir siegen. Daß er kommt, daß er bald kommt, ist eine ausgemachte und erwünschte Sache.

Von diesem spricht Laloi besonders S. 171 in einem Abschnitt mit der Überschrift: „Man darf niemals an seinem Vaterlande verzweifeln."

„Wie ist Frankreich in den Abgrund hinabgestiegen!... Wir werden uns niemals mehr erheben!... Diesen Worten folgte ein Stille von einigen Minuten, dann rief ein junger Mann: Ich bin 20 Jahre alt, und ich werde die Wiedergeburt des Vaterlandes sehen... Niemals, niemals darf man an seinem Vaterlande verzweifeln. Vor 4 Jahrhunderten sank Frankreich noch tiefer als jetzt... Wohlan, ich sage euch, das Frankreich des 19. Jahrhunderts wird sich wie das des 14. in die Höhe arbeiten. Ich sage euch, daß, wenn diese Sauerkrautesser, diese Städtebombardierer nach dem Frieden auch noch in einigen unserer Provinzen bleiben werden, so doch der Tag kommen wird,

[1]) Burdeau, Education civique. Paris, Alcide Picard. — [2]) Pierre Laloi, La première année d'instruction morale et d'instruction civique. Paris, Armand Colin 1910.

Digitized by Google

an dem von ihnen in Frankreich nichts übrig sein wird, als diejenigen, welche unter der Erde schlafen."

Der letzte Abschnitt des Buches von Laloi führt die Überschrift: „Wie man sein Vaterland lieben muß?" (S. 172).

„Das Vaterland ist die Vereinigung aller Franzosen, die dieselbe Sprache sprechen, wie wir, und von denselben gerechten Gesetzen regiert werden... Das Vaterland ist Frankreich in der Vergangenheit, Frankreich in der Gegenwart, Frankreich in der Zukunft. ... Die Deutschen werden uns jetzt eine Bresche schlagen, aber Frankreich wird im Frieden seine Kräfte wieder sammeln, es wird durch sein Heer die männlichen Tugenden wieder erwerben, und ohne Ungeduld, aber mit unerschütterlicher Zuversicht wird es die Stunde der Vergeltung erwarten."

So offenkundig alle diese Aufreizungen zum Rachekrieg sind, so hatten die französischen Schulbücher doch die Unverfrorenheit, uns Deutschen solche Kriegsgelüste anzudichten, um das eigene Volk zu täuschen und die Außenwelt zu beschwichtigen. So heißt es in dem Buche von Choublier, Geschichte Frankreichs, S. 597:

„Nach 1870: Deutschland haßt uns und fürchtet unsere Wiedererneuerung. Es will den Krieg, um das Ergebnis von 1870 sicherzustellen; aber es mag die Verantwortung vor Europa nicht übernehmen. Es wünscht, daß Frankreich beginne, und um es dahin zu bringen, stellt es unserm Nationalstolz unaufhörlich neue Fallen. Abgesehen von seinen ungeheuren Rüstungen schloß es mit Österreich und Italien ein enges Bündnis, das angeblich dem Frieden dienen soll, in Wirklichkeit aber eine ständige Herausforderung zum Kriege ist... Wie oft haben die durch Deutschland hervorgerufenen Zwischenfälle gedroht, das Pulverfaß zu entzünden. April 1877 war es die Verhaftung des französischen Polizeikommissars Schnäbele, den man an der Grenze in einen Hinterhalt gelockt hatte; im September war es der Überfall von Vexaincourt: ein deutscher Soldat schießt an der Grenze auf französische Jäger, tötet einen und verwundet andere. In beiden Fällen war das gute Recht Frankreichs so augenscheinlich, daß es wenigstens zum Teil die verlangte Genugtuung erhielt, aber zeitweise schien der Krieg unvermeidlich. Im übrigen verfolgt Deutschland mit unbarmherziger Strenge alles, was in Elsaß-Lothringen die Erinnerung an Frankreich wachruft und wachrufen könnte."

Und nun zum Schluß dieses Abschnittes noch eine Mitteilung, die einem anderen Gebiete als dem der Schule entnommen ist, und die beweist, wie tief die Revanchegedanken in das Volk eingedrungen sind. Schillers unsterbliches Lied von der Glocke schließt mit den Worten:

Friede sei ihr erst Geläute.

Rache dagegen, wenn auch nicht dem Worte, so doch dem Gedanken nach, steht auf einer am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Frankreich gegossenen Glocke.

In das Zeughaus in Berlin wurde nämlich eine französische Glocke mit dem Datum 18. Juli 1897 aus Marquillies gebracht. Dieser Ort liegt im Departement du Nord, Arrondissement Lille, Canton la Bassée, 25 Kilometer südwestlich von dieser Stadt, also in dem Gebiet, das von uns besetzt war.

Die Inschrift der Glocke schließt mit den Worten: J'espère un jour sonner la victoire et le retour à la France de l'Alsace-Lorraine. Ich hoffe, eines Tages den Sieg zu verkünden und die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich.

Auf einer Kirchenglocke!

Frankreichs Bundesgenossen in den französischen Lehrbüchern.

Über den Bund mit dem zaristischen Rußland sagen Gauthier und Deschamps[1]) in ihrem Geschichtsbuch S. 140:

„Der Zar Nikolaus II. war 1896 in Paris. Frankreich empfing seinen ‚Freund und Verbündeten' in würdiger Weise; das Volk empfing ihn mit Begeisterung und Ehrfurcht, die Dichter stimmten ihre Leier, um das Bündnis der beiden großen Völker zu feiern.

[1]) Gauthier et Deschamps, Cours moyen d'histoire de France. Paris, Hachette et Cie.

Digitized by Google

Es ist ein Glück für uns, daß diese Freundschaft zwischen uns begründet wird;
Sie ist für Europa ein Gewinn, was daraus auch werden mag.
Es hat in diesen Tagen tiefer Erregung gesehen,
Daß eine große Sache sich in der Welt vollzieht:
Die Stärke und das gute Recht vereint, die Herren der Zukunft."

Der Entstehung des neuen französisch-russischen Bündnisses widmet Devinat[1]) in seiner Geschichte Frankreichs ein besonderes Kapitel:

„Das französisch-russische Bündnis. Im Jahre 1875 gab es neue Herausforderungen und Beleidigungen für uns von jenseits des Rheines; es war in derselben Zeit, als das deutsche Heer sich zum Kriege rüstete. Bismarck, beunruhigt durch das rasche Aufblühen Frankreichs, wünschte ihm neue Schläge beizubringen und ihm dadurch ein Ende zu bereiten.

Seine bedrohlichen Absichten beunruhigten lebhaft unsere Regierung. Der General Le Flô, unser Gesandter in St. Petersburg, hatte die Freundschaft des Zaren erworben. Er bat ihn um eine Unterredung, machte ihn auf die Haltung Deutschlands aufmerksam und auf die Gefahr, die Frankreich drohe. Als der Zar sah, wie die Tränen über das Antlitz des braven und biederen Soldaten rannen, wurde er bewegt und gab ihm diese beruhigende Antwort:

Regen Sie sich nicht auf, General! Die Interessen unserer beiden Länder sind dieselben, und wenn sie eines Tages bedroht werden sollten, werden Sie es schnell erfahren.

Darauf schwieg er einen Augenblick und fügte dann hinzu: Und Sie werden es durch mich erfahren. In der folgenden Woche begab sich der Zar nach Berlin. Er erklärte, daß er als einen persönlichen Feind einen jeden betrachte, der um seines eigenen Vorteils willen Europa in die Schrecknisse des Krieges wiederum verstricke.

Bismarck wagte nicht, sein Vorhaben auszuführen, und Frankreich konnte fortfahren, seine Wunden zu heilen.

22 Jahre nachher wurde das französisch-russische Bündnis der Welt verkündet."

Das Kapitel der französisch-russischen Freundschaft behandelt auch Burle[2]) in seiner nationalen Geschichte und führt S. 67 folgendes aus:

„Im Monat Oktober wollte der Zar Nikolaus II., begleitet von der Kaiserin und seiner Tochter, der Großfürstin Olga, der französischen Nation seine persönliche Teilnahme und die des russischen Volkes ausdrücken und landete in Cherbourg. Die Stadt war festlich geschmückt, der Zar wurde durch den Präsidenten der Republik, die Präsidenten des Senates und der Abgeordnetenkammer, sowie durch die Minister empfangen.

Nach Cherbourg besuchte die Kaiserliche Familie Paris, wo sie bei ihren Spazierfahrten während dreier Tage mitten durch die Stadt, nach Versailles und Chalons s. M. die Begeisterung von ganz Frankreich, dessen Herz in Übereinstimmung mit dem von Rußland schlug, sehen konnte.

Das russische und das französische Volk sind ebenso einig, ebenso brüderlich befreundet, wie es der Kaiser und der Präsident der Republik sind."

Derselbe Burle schreibt in genanntem Buch S. 65:

„Frankreich und Europa.

Unsere Mitbürger des Elsaß, seit 1871 von uns getrennt, haben nicht aufgehört, gegen ihre Annexion an Deutschland zu protestieren.

Um seine Eroberung zu sichern, hat sich Deutschland nicht damit zufrieden gegeben, ein beträchtliches Heer zu unterhalten: es hat auch mit Österreich und Italien den Dreibund geschlossen.

Das ist ohne Zweifel eine gewaltige Verbindung, die gegen uns gerichtet erscheint. Aber die begeisterten Kundgebungen, die unserer Flotte anläßlich des Besuches des russischen Hafens Kronstadt im Jahre 1891 zuteil wurden, und die Feste, die in Toulon und Paris im Jahre 1893 den russischen Marinesoldaten und im Jahre 1896 dem Zaren Nikolaus II. gegeben wurden, haben gezeigt, daß wir in Europa nicht allein stehen.

[1]) Devinat, Histoire de France. Cours moyen. Préparation au certificat d'études primaires. Paris, Molleroz et Martinez. S. 210. — [2]) Burle a. a. O.

Digitized by Google

Das Vaterland ist noch immer verstümmelt, aber dank der Republik hat Frankreich, zurzeit blühender als je, sein Ansehen nach außen wieder gefunden."

Auch Laclef und Bergeron[1]) sehen in Rußland ihre Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. S. 265 sagen sie:

„Diese Verbindung mit Rußland hat unserm Lande unter den großen Nationen die Stelle wieder gegeben, die ihm gebührt. Frankreich bedroht niemand. Wie in den vergangenen Zeiten ist es in Rücksicht auf andere Völker von edlen Gefühlen beseelt[2]). Aber es kann die Verstümmelung, die es durch den Frankfurter Frieden erlitten hat, nicht vergessen, und es erwartet im Sammeln seiner Kräfte die Sühne, die ihm gebührt."

Die Geschichte Frankreichs von Blanchet und Toutain[3]) widmet dem französisch-russischen Bündnis einen besonderen Abschnitt.

„Der Kaiser Alexander III. und nach ihm Nikolaus II. sind wahre Freunde Frankreichs gewesen, und sie haben das französisch-russische Bündnis veranlaßt. Der Besuch Nikolaus II. in Paris rief eine unbeschreibliche Begeisterung hervor. Seit dieser Zeit haben Rußland schwere Schicksalsschläge getroffen. Der Krieg mit Japan ist unglücklich ausgegangen. Es verlor einen großen Hafen Port-Arthur am Chinesischen Meer und wurde in der Mandschurei besiegt.

Aber Rußland hat seine Kräfte wieder in die Höhe gebracht. Mittelst einer mehr liberalen Regierung stellt es seine alte Macht wieder her. Frankreich ist in guten wie schlimmen Tagen Rußland treu geblieben."

Aber nicht nur auf Rußland, auch auf England setzt Frankreich seine Hoffnung. In seinen Lectures élémentaires, einem Büchlein, das in 160 000 Exemplaren verbreitet ist, wirft Devinat[4]) die Frage auf:

„Ist Frankreich nicht die mächtigste Nation?"

„Nein," lautet die Antwort, „es hat eine schöne Flotte, aber Englands Flotte ist stärker als die seinige. Es hat ein schönes Heer, aber man sagt, daß das deutsche Heer nicht weniger, vielleicht sogar mehr vermag.

Übrigens hat Frankreich Verbündete und Freunde. Im Falle eines Krieges mit Deutschland würde ihm Rußland mit seinen Soldaten und Kanonen, würde ihm England mit seinen Schiffen helfen."

Frankreichs Kriegsziele in seinen Lehrbüchern.

So wenig Deutschland auch während des Kampfes klar erkannte, festumrissene Kriegsziele vorschwebten, so ruhig und sicher ging Frankreich schon vor dem Kriege auf sein Ziel los. Dieses Ziel war ein dreifaches.

Zunächst sollte durch Wiedereroberung des altdeutschen Landes Elsaß und Lothringen der Raub Ludwigs XIV. erneuert und das durch die Verluste von 1870/71 gesunkene Ansehen in Europa wiederhergestellt werden. Dafür Beweise hier zu erbringen, ist nicht nötig. Die vorhergehenden Auseinandersetzungen beweisen dies auf jeder Seite. Frankreich hat dies Ziel erreicht. Wie jetzt gegen die deutschen Stämme der Alemannen und Franken vorgegangen wird, darüber bringen die Zeitungen aus Straßburg und Colmar und Metz täglich jammervolle Klagen. Mit Gewalt soll in kürzester Zeit alles unterdrückt werden, was an ihre deutsche Abstammung erinnert, mit Gewalt soll ihnen vor allem ihr Heiligstes, ihre Sprache genommen werden. Mit Lüge und Tücke werden aus germanischen Stämmen Kelten gemacht.

Mit der Wiedereroberung des Elsaß haben die Franzosen ihr zweites Kriegsziel, den Rhein als Grenze ihres Landes teilweise erreicht. Von Basel bis Lauterburg scheidet er deutsches

[1]) Laclef et Bergeron, Histoire de France essentielle des écoles primaires. Paris, Eug. Delatain. 19. éd. — [2]) Das ist wohl die frechste Lüge in diesen Büchern. Man denke nur an die unausgesetzten Bedrohungen Deutschlands z. B. des Dreißigjährigen Krieges, Ludwigs XIV., der großen Revolution bis zu Napoleon; erst mit seinem Sturze 1815 endigte diese traurige Periode. — [3]) Blanchet et Toutain, Histoire de France. Paris, Eug. Belin 2. éd. 1908. S. 105. — [4]) Devinat, Lectures élémentaires illustrées. Paris, Librairie Delagrave.

Digitized by Google

und französisches Gebiet. Das genügt ihnen aber nicht. Der ganze Rhein soll die Grenze ihres Landes bilden. Das ist ihr altes Programm, dem, wenn es erfüllt war, die Forderung nach Brückenköpfen auf dem rechten Rheinufer stets folgte[1]). Frankreich muß seine natürlichen Grenzen haben; den Ozean, die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein; es ist die alte Grenze Galliens. Deshalb die Besetzung der Pfalz, deshalb die Besetzung der Rheinprovinz. Wenn die Verhältnisse es ihnen gestatten, werden sie diese Länder behalten. Es sind dies keine neuen Gedanken, sie sind das alte Testament des Kardinals Richelieu, des größten Feindes deutscher Freiheit. Das letzte Ziel ist die Trennung Süddeutschlands (unter französischem Protektorat) von Preußen.

Auch das alles ist längst vor Ausbruch des Weltkrieges in französischen Schulbüchern dem Volke nahegebracht. In dem Schulblatt Partie scolaire[2]), Jahrgang 1910/11 heißt es S. 379:

„Die Kriege Ludwigs XIV. waren alle von dem Gedanken beeinflußt, der seit Franz I. die Politik der großen Könige und großen Minister Frankreichs bestimmt hatte und den Richelieu in die Worte zusammenfaßte: Frankreich muß überall da sein, wo einstens Gallien war."

Auf diese alten Grenzen des ehemaligen Galliens kommt auch Ducoudray[3]) in seinem cours d'histoire S. 2 zu sprechen, indem er sagt:

„Umschlossen im Westen durch den Atlantischen Ozean, im Süden durch die Kette der Pyrenäen und das Mittelländische Meer, im Osten durch das Massiv der Alpen, dann durch den Rhein war Gallien auch noch im Norden durch diesen Fluß seiner ganzen Länge nach begrenzt."

In der Anmerkung zu dieser Stelle schreibt der Verfasser:

„In den ältesten Zeiten hatte Gallien natürliche Grenzen, die wir verloren haben."

Den Verlust der Rheingrenze im Jahre 1871 bejammert derselbe Ducoudray in seiner Histoire élémentaire de la France S. 251 mit den Worten:

„Endlich hat der schreckliche Krieg von 1870 eine neue Wunde geöffnet und bis an die Vogesen und an die Mosel die Grenzen Frankreichs zurückgeschoben. Das ist eine traurige Wahrheit, welche die neuen Geschlechter sich immer vor Augen halten müssen."

Nun, diese Worte wurden treulich befolgt; der Wunsch, den Rhein als Grenze des Landes wiederum zu erhalten, wurde den neuen Geschlechtern zur Genüge vor Augen geführt. In den lectures courantes von A. Barot[4]) stellt der kleine Fritz in dem Gedichte la patrie von Ed. Siebecker die Bitte:

„Vater, erkläre mir doch, was das Vaterland ist,
Von dem man in jedem Augenblick von euch reden hört."

Da wird ihm die Antwort:

„Das bin ich, das ist meine Liebe, deine Mutter, deine Schwestern, das Dörflein, das Haus, das Zimmer, in dem du das Licht der Welt erblicktest; dann das Land
Von den Gestaden der Bretagne bis zu den Häfen der Provence
Und von den Bergen von Bearn[5]) bis an die Ufer des Rheins."

Désiré Blanchet[6]) spricht in seiner Geschichte Frankreichs über den Verlust Elsaß-Lothringens mit den Worten:

„Frankreich hat mit Elsaß-Lothringen 1 500 000 gute Franzosen verloren; es verlor die reichen Industriegebiete von Mülhausen und Colmar; es verlor seine natürliche Rheingrenze."

Ein Buch, das für unsere Zwecke einen recht interessanten Stoff zur Darstellung bringt, trägt den Titel: Choublier, Histoire de France à l'usage des aspirants aux brevets de capacité de l'enseignement primaire. Paris, Delalain, 14. éd. 1905. Auch hier das alte Lied

[1]) Vgl. Aloys Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1918. — [2]) Partie scolaire. Manuel général de l'instruction morale. Année scolaire 1910—11. — [3]) G. Ducoudray, Cours d'histoire. Cours moyen. Histoire élémentaire de la France. Paris, Hachette et Cie., 1893. — [4]) A. Barot, Lectures courantes. Paris, Henry Paulin et Cie. 1905. — [5]) Landschaft in den Pyrenäen. — [6]) D. Blanchet, Histoire sommaire de la France depuis la mort de Louis XI. jusqu'à nos jours. Paris, Eug. Belin, 1893. 15. éd., S. 185.

Digitized by Google

vom Rhein als der natürlichen Ostgrenze, auch hier die Hoffnung, daß kein Unglück sich nicht wieder gutmachen lasse. Also ein offenkundiger Hinweis auf den nächsten Krieg, in dem Elsaß-Lothringen wieder zurückerobert werden soll. Doch das Tollste in diesem Buche ist der Satz S. 396, den ich gleich nachher anführen werde, daß 1681 bei der Eroberung von Straßburg nur die Rechte des Herrschers, d. i. des deutschen Reiches, nicht aber des Volkes verletzt worden seien, da die erworbenen Gebiete wirklich französisch waren nach ihrer Lage und keinerlei Nationalitätentrennung stattfand. Keine Nationalitätentrennung! Ob der Verfasser wohl jemals im Elsaß, in Straßburg war! Dann hätte er auf Schritt und Tritt sehen und hören müssen, daß Straßburg eine durch und durch deutsche Stadt noch ist, wie es 1681 eine solche war.

Hier einige Stellen, aus denen die Sehnsucht nach dem Rheine als Ostgrenze deutlich herausspricht sowie der feste Entschluß, diese Ostgrenze mit Gewalt zu nehmen. S. 303 spricht der Verfasser von der Einnahme von Metz:

„Der Vertrag von Chambord sicherte den deutschen Protestanten die Hilfe Frankreichs unter der Bedingung, daß sie dem König helfen wollten, sich der Städte mit nichtdeutscher Sprache wie Cambrai, Metz, Tull, Verdun, und ähnlicher zu bemächtigen... Metz wurde durch eine Kriegslist genommen (1552) ...Unsere Waffen hatten diesmal den richtigen Weg genommen; statt sich in unfruchtbaren Bemühungen jenseits der Alpen zu erschöpfen, hatten sie unser Land den natürlichen Grenzen näher gebracht."

S. 305 „Der Vertrag von Chateau-Cambrésis 1559. Die Unternehmungen in Italien hatten das unangenehme Ergebnis, daß sie Frankreich von dem Wege ablenkten, wo es seine wahre Grenze gefunden hätte: Der Erwerbung seiner natürlichen Ostgrenze."

S. 360 „Richelieu: Er war überzeugt, daß Frankreichs Größe und Europas Sicherheit mit der Erniedrigung des Hauses Habsburg verknüpft sei... Es war die Sache Europas, die Richelieu vertrat; doch betrieb er keine uneigennützige Politik; soweit Gallien sich ausdehnte, so weit muß Frankreich reichen, war sein Wort."

S. 396 „Straßburg 1681: Dieser Erwerb war trotz des Scheins des Rechts widerrechtlich; man kann jedoch daran erinnern, daß nur die Rechte des Herrschers, nicht aber die des Volkes verletzt wurden, da die erworbenen Gebiete wirklich französisch waren nach ihrer Lage und keinerlei Nationalitätentrennung stattfand."

S. 587: „1870 vollendete die 1866 begonnene deutsche Einigung. Der Kaiser gewordene König von Preußen leistete sich die eitle Genugtuung, seiner neuen Würde im Schloß zu Versailles huldigen zu lassen... Frankreich ging aus dem Krieg hervor besiegt, zerschmettert in seiner Macht und tief gedemütigt in seiner gloire... Es blieb ihm aber der gerechte Stolz, kein Opfer gescheut zu haben, um den Sieg festzuhalten; es blieb ihm auch die Hoffnung, daß bei seiner starken nationalen Einigkeit, seinem Patriotismus und dem Reichtum seiner Kräfte kein Unglück sich nicht wieder gutmachen läßt."

„Geduld und Mut. Unsere Geschichte verpflichtet uns, zur selben Zeit Geduld und Mut zu fassen. Frankreich hat schreckliche Krisen durchgemacht; aber immer ist es aus ihnen glücklich hervorgegangen. Jeder von uns möge seine Pflichten erfüllen, die ihm seine Stellung auferlegt, und Frankreich wird den Rang einnehmen, der ihm gebührt."

Einen ähnlichen Gedanken spricht Quéchot[1]) in seinem Lesebuch aus, den er an ein Gedicht Espérance anschließt. Danach hat Frankreich zwei große Männer, die auf der Welt ihresgleichen nicht mehr haben: Viktor Hugo und Pasteur. Alle anderen Nationen können nicht einen einzigen Namen aufweisen, der diesen zwei französischen Namen gleich wäre. Daran schließt sich der Ausruf: „Nein, unsere Rolle ist noch nicht ausgespielt!"

Ganz offen und unumwunden verlangt diese völkerbeherrschende Stellung Frankreichs

[1]) Quéchot, Deuxième livre de lecture expliquée. Paris, Hachette et Cie. 1910, 4. éd. 130000 Exemplare.

Digitized by Google

derselbe Quéchot im Anschluß an ein Gedicht von de Laprade, das den Titel führt La France. Da wird in der Anmerkung zu diesem Gedicht gefragt:

„Und wie werden wir Frankreich ebenso lieben, wie es der Dichter liebt?" Antwort: „Indem wir niemals die Hoffnung aufgeben, es eines Tages an der Spitze der Nationen wieder zu sehen."

Diese Forderung ist übrigens schon in dem Lesestück S. 305 aufgestellt, in dem der Verfasser Johann Schwab sagen läßt: „Frankreich ist die erste der Nationen."

Auch die furchtbare Rache, die jetzt an uns genommen werden soll, ist den Kindern schon in ihren Schulbüchern eingeredet worden.

„Seien wir ihre Feinde,
Erbitterte, fort und fort, bis zur Rache!
So, wie er sich gezeigt hat, seien auch wir ohne Erbarmen!"

heißt es in dem Buche von Bernat über Chateaubun, wie oben S. 319/20 zu lesen ist. S. 320 spricht Pigeonneau ebenfalls von einer glänzenden Rache, die kein Erbarmen kennt.

Schluß.

In dem Vorgeführten glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß Frankreich durch die Schule das Volk seit langen Jahren zu dem Kriegsgedanken zwang.

Erst wurde in das durch eingehende staatsbürgerliche Erziehung schon aufgeregte Gehirn des Kindes infernalischer Haß gegen alles Deutsche eingehämmert. Im Jahre 1562 schrieb die hochgebildete Gräfin Anna Alexandrine von Fürstenberg für ihren Sohn Egenolph, Herrn von Rappoltstein, eine Schrift mit dem Titel: „Mütterliche Ermahnung" — einen Regentenspiegel, in dem sie auch auf die Wichtigkeit des Schulwesens und der Erziehung hinweist. In diese für die Sittengeschichte des Elsaß wichtige Niederschrift nahm sie einen Satz aus den Episteln des Horaz auf, der in ihrer Übersetzung lautet: „Es ist wohl zu wissen, so man etwas Wohl- und Guten Geschmackes in einen neuen Hafen oder in ein Gefäß tut, so behält es den guten Geschmack; so man aber etwas Ungeschmackes oder Stinkendes darein tut zum ersten, so behält es auch den Geschmack. Also steht es auch um der Kinder Herz."

Wenn der alte Horaz und eine Fürstin der beginnenden Neuzeit recht haben, — und sie haben es — so ist es gewiß tief bedauerlich, daß ein mit hohen Geistesgaben ausgestattetes Volk solch „Ungeschmackes und Stinkendes" seit mehr denn 4 Jahrzehnten „zum ersten" in die Kinderseelen goß. Bei solcher Erziehung des ganzen französischen Volkes, an der Tausende von Lehrern, geführt von blindem Haß, und viele, viele Tausende, nein Millionen von Büchern in gleichem Sinne unablässig arbeiteten, ist es wohl zu verstehen, daß Frankreich die von uns in den letzten 40 Jahren so oft dargebotene versöhnende Hand zurückwies. Wenn man früher schon diese von uns zum ersten Male in solcher Ausdehnung dargestellte Literatur französischer Schulbücher in Deutschland gekannt hätte, so wäre sicherlich, wenn nicht alles, so doch manches unterblieben. Wie konnte man einem Volke, das so erzogen wurde, Vertrauen entgegenbringen? Und wie konnte man von einem Volke, das bis in die letzten und feinsten Verästelungen des Geäders seines Körpers vergiftet und verpestet wurde, Vertrauen erwarten? Wie konnte man glauben, daß ein Volk, das von Männern, die wie Paul Bert Ministersessel innehatten, durch Lügen und Verleumdungen so irregeführt, so verhetzt wurde, sich zu einem nur halbwegs freundschaftlichen Verhältnis zu uns bequemen würde? An wieviel Orten wurde täglich und stündlich im Sprach- und Literaturunterricht, in Grammatik, Geschichte, Geographie, Bürgerkunde und Moralunterricht an der Hand dieser Bücher Haß, unauslöschlicher Haß den Kindern, deren Herz noch weich ist wie Wachs, gepredigt! Unsere Bemühungen waren umsonst; jetzt wissen wir auch, warum.

Dann riß Frankreich die Wunden, die das Jahr 1870/71 geschlagen, durch Hetzerzählungen aus diesem Kriege, immer erneut auf, schilderte in den düstersten Farben die Leiden des angeblich geknechteten elsässischen Volkes und seine Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren, fälschte mit Lüge und Tücke die Geschichte, wo es nötig schien, wog die gegenseitigen Kräfte genau ab, wies auf die kommenden Bundesgenossen hin, stellte die Kriegsziele, unter denen die Eroberung des ganzen linksrheinischen Gebietes vor allem reizte, vor die Augen des ländergierigen französischen Volkes und lehrte Rache, die kein Erbarmen kennt.

Nachdem Frankreich die Verhetzung des Volkes so weit getrieben hatte, konnte es das Unternehmen wagen, die Welt in Flammen zu setzen.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Von dem bekannten Wiener Zisterzienser und Orientalisten Rivard Schlögl erschien im Wiener Burgverlag (Richter & Zöllner) eine vollständige Übersetzung des Neuen Testaments, die erste Lieferung einer vollständigen Übertragung des babylonischen Talmuds, und der 1. Band der neuen Verdeutschung des Alten Bundes. Die offiziell-kirchlichen Stellen haben ihre Stellung dadurch kundgegeben, daß sie Schlögls Neues Testament auf den Index der verbotenen Bücher setzten; dem Alten Bunde wird vielleicht dasselbe Schicksal beschieden sein. Für die Interessenten aller Konfessionen, vor allem die Fachgelehrten, ist Schlögls zum Teil kühner Versuch jedenfalls von großer Bedeutung.

Eine andere Bibelübertragung ist „Die frohe Botschaft nach Markus", aus der griechischen Urschrift übersetzt von Roman Woerner. Diese Eindeutschung liest sich vor allem ganz ungewöhnlich schön; durch die Einteilung in Verszeilen erinnert sie an den Heliand; in einem Anhange gibt der Übersetzer kurz und sachlich Rechenschaft über sein Verhältnis zum Grundtexte. (Verlag C. H. Beck, München, leicht gebunden Mk. 14.).

Vor einiger Zeit wurde an dieser Stelle empfohlen: Die kirchlichen Hymnen in den Nachbildungen deutscher Dichter, mit den danebengestellten lateinischen Texten, einer Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Prof. Dr. Hellinghaus (M.-Gladbach Volksvereinsverlag). Im selben Verlag erschienen nun, in gleicher Ausstattung, und vom nämlichen Herausgeber „Hundert Marienhymnen lateinisch und deutsch". Es ist noch nicht überall die Erkenntnis durchgedrungen, daß die Hymnen der katholischen Kirche schon rein formal wesentliche und wertvolle Bestandteile der Weltliteratur darstellen; vielleicht helfen die beiden Bändchen, in diesem Sinne aufzuklären.

„Der Blumenstrauß des hl. Franz von Assisi", von Dr. Otto Kunze aus dem Urtext neu übersetzt, mit 8 Federzeichnungen von Otto Grahl (Verlagsanstalt Tyrolia). Nachdem das Interesse weiterer Kreise für die Fioretti in Deutschland allgemach fast so stark wird wie in England und Amerika, wird auch diese neue Ausgabe der anmutigen frühfranziskanischen Legendensammlung Anklang finden.

Unser verehrtester Mitherausgeber Hans Thoma erzählt „Biblische Geschichten in allemannischer Mundart" (F. A. Perthes, Gotha, 7 Vollbilder des Meisters): „Mi Herz isch voll gnueg," sagt er, „so daß i au fremde Gschichte mitem eigne Schnabel verzehle will: d' Muettersproch isch z' nächst am Herze entstande, drum goht sie au z' Herze!"

Wilhelm von Scholz beschenkt uns mit einem Buche „Der Bodensee"; es enthält zarte und starke Bilder vom See, besonders aus dem Winkel Konstanz-Meersburg, und vom Überlinger See. Scholz versteht es wie nur wenige, die Seele einer Landschaft lebendig zu machen (Georg Müller, geheftet 26 Mk.).

Hölderlin fängt leider an, große Mode zu werden. Leute, die vor drei Jahren noch für Meyrink, und vor einem für Tagore schwärmten, tun jetzt verzückt beim Namen Hölderlins. Wenn diese Mode nur lächerlich ist, wie jede andere auch, so ist der Hölderlin-Kultus mancher der Besten der jüngeren Generation ein wesentliches Symptom unserer Zeit, das in mancher Beziehung sehr zu denken gibt. Das Wertvollste, was seit langem über den großen Dichter erschien, sind die beiden Vorträge Norberts von Hellingrath, des frühverblichenen, dem Vaterlande geopferten, über „Hölderlin und die Deutschen", und „Hölderlins Wahnsinn", die in einem edlen schmalen Bande bei Hugo Bruckmann erschienen (15 Mk.). Dichter, im Sinne von vates, haben wir nie einen größeren besessen und werden nie mehr einen so großen bekommen.

Hölderlin ist auch, neben Stefan George, die nicht umfangreiche, aber inhaltsreiche Schrift „Dichter und Helden" von Friedrich Gundolf gewidmet (Heidelberg, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung, geh. 10 Mk.). Es stehen vorzügliche Dinge in dieser Schrift, zum Beispiel über die modische Vermenschlichung großer Dinge und großer Männer, oder Sätze wie dieser: „Die Verehrung der großen Menschen ist entweder religiös oder sie ist wertlos. Große Menschen als Genußmittel verwenden ist ärger als alle Großheit leugnen." Oder die Bemerkungen über Dante, Shakespeare, Goethe. Oder das schöne Wort: „Erste Aufgabe und Folge aller Bildung ist: die Ehrfurcht wachzuhalten."

Bei Hanfstängl (München) ist eine deutsche Übersetzung von Defoes „Robinson Crusoe" herausgekommen, die nicht nur geistreich und eigenartig illustriert und vorzüglich ausgestattet, sondern vor allem wortgetreu übersetzt ist, ohne Weglassungen, ohne Zusätze, so daß dieser zugleich sachlichste und spannendste Roman der Weltliteratur endlich in einer schönen Ausgabe deutsch genossen werden kann.

Josef Hofmiller.

Berichtigung.

Die im Januarheft besprochene Literaturgeschichte unseres im Januar leider verstorbenen Mitarbeiters Karl Borinski ist nicht, wie dort angegeben, in der Deutschen Verlagsanstalt, sondern in der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, erschienen.

Redaktionell abgeschlossen am 27. Februar 1922.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck den Tageszeitungen bei genauer Quellen- und Preisangabe auszugsweise gestattet. Druck: F. Bruckmann A.G., München. Buchbinderarbeiten: Grimm & Bleicher, München. Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

UCLA
URL

"REC'D LD-URL"
MAR 17 1992

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 352 548 2